4° Misc. 692/1869/2

416 337 305 300 10

4° Misc. 692 (1869/2

Das Illustrirte

Buch der Welt,

ein

Inbegriff des Wissenswürdigsten und Unterhaltendsten aus den Gebieten der Naturgeschichte, Naturlehre, Länder- und Völkerkunde, Weltgeschichte, Götterlehre 2c.

Mit vielen colorirten und schwarzen Abbildungen.

Stuttgart.

Hoffmann'sche Verlags-Buchhandlung.

1869.

Universitäts-
Bibliothek
München

90

Landesbibliothek Schwerin

1869.

Das Buch der Welt

Stuttgart, Carl Hoffmann.

Art. Anstv. E. Hochdanz, Stuttgart.

Univ. Bibl.
München

Lindauersche Lehrmittelanstalt Schleppug

Der Aetna

von Taormina aus.

(Taf. 25).

Dem heutigen Reisenden tritt Sicilien, die Aetnainsel, durchaus anders entgegen, als dem Reisenden des Alterthums, und man wird das Verhältniß einstigen Glanzes zu jetziger Dürftigkeit nicht unrichtig fassen, wenn man die 800,000 Einwohner, welche Syrakus, die Heimath des Theokrit und Archimedes, in seiner Blüthezeit beherbergte, mit den 15,000 zusammenhält, welche die verkümmerte Stadt heute ernährt. Als eines der produktvollsten, naturbegünstigtsten Länder der Erde, buchten- und hafenreich, mit überfruchtbarem Hügelgelände, wo der preiswürdigste Weizen in drei Monaten reift und hundertfältigen Ertrag gibt, lockte dieser mythologische Wohnsitz der Cyklopen und Lästrygonen schon in uralter Zeit Einwanderer herbei, unter denen der keltische Schlag vorherrschen mochte. Später kamen die handelsüchtigen Phönizier an die Küste gerudert, dann die kunstbegabten Hellenen, welche bald das herrschende Volk wurden und von ihrer hohen Kultur noch Zeugniß geben durch zahlreiche architektonische Trümmer auf den Standorten von Syrakus, Selinus, Agrigent, Egesta. Dann folgten die Karthager, die Alles annektirenden Römer, die Gothen und Vandalen, Araber, Normannen, das Haus der Hohenstaufen, Anjou, Arragonier, Habsburger, Bourbonen mit Napoleoniden-Zwischenspiel, bis herab auf die heutige Dynastie, welche mit den verrotteten Zuständen zu kämpfen hat, die aus jahrhundertelanger Mißregierung hervorgegangen sind.

Zu den berühmtesten Denkmalen des sicilischen Alterthums gehören auch die Theaterreste in Taormina (Tauromenium), einer Stadt von 6000 Einwohnern an der Ostküste der Insel, zwischen Catania und Messina, in der Nähe des Aetna. Der Ort wurde 396 vor Christ. am Berge Taurus angelegt, woher sein Name, und war schon bei Cicero's Zeit von anfänglicher Bedeutung durch Kriegsleiden zu einer Mittelstadt herabgesunken. Von seinem antiken Felstheater gibt Goethe, der es im Mai 1787 besucht hat, folgende Schilderung.

„Wenn man die Höhe der Felsenwände erstiegen hat, welche unfern des Meeresstrandes in die Höhe steigen, findet man zwei Gipfel durch ein Halbrund verbunden. Was dies auch von Natur für eine Gestalt gehabt haben mag, die Kunst hat nachgeholfen und daraus den amphitheatralischen Halbzirkel für Zuschauer gebildet, Mauern und andere Angebäude von Ziegelsteinen sich anschließend, supplirten die nöthigen Gänge und Hallen. Am Fuße des stufenartigen Halbzirkels erbaute man die Scene quer vor, verband dadurch die beiden Felsen und vollendete das ungeheuerste Natur- und Kunstwerk. Setzt man sich nun dahin, wo ehemals die obersten Zuschauer saßen, so muß man gestehen, daß wohl nie ein Publikum im Theater solche Gegenstände vor sich gehabt. Rechts zur Seite auf höheren Felsen erheben sich Kastelle, weiter unten liegt die Stadt, und obschon diese Baulichkeiten aus neueren Zeiten sind, so standen doch vor Alters wohl eben dergleichen auf derselben Stelle. Nun sieht man an dem ganzen langen Gebirgsrücken des Aetna hin, links das Meerufer bis nach Catania, ja Syrakus; dann schließt der ungeheure, dampfende Feuerberg das weite, breite Bild, aber nicht schrecklich, denn die mildernde Atmosphäre zeigt ihn entfernter und sanfter als er ist. Wendet man sich von diesem Anblick in die an der Rückseite der Zuschauer angebrachten Gänge, so hat man die sämmtlichen Felswände links, zwischen denen und dem Meere sich der Weg nach Messina hinschlingt. Felsgruppen und Felsrücken im Meere selbst, die Küste von Calabrien in der weitesten Ferne, nur mit Aufmerksamkeit von gelind sich erhebenden Wolken zu unterscheiden." —

Die Beschaffenheit des Aetna selbst, des viel besungenen und beschriebenen Giganten- und Vulkan-Berges, in dessen Krater sich der Philosoph Empedokles gestürzt haben soll, ist in Jedermanns Gedächtniß. Als einsamer Kegel von 20 Meilen Umfang, erhebt er sich 10,300 Fuß über die Meeresfläche. Im Alterthum stieg man von der am Südfuß des Berges gelegenen Stadt Aetna hinauf, heutzutage von Catania über Nicolosi. Auf dem untern Bergabhang breiten sich lachende Gefilde mit Ortschaften und Landhäusern und reichlichem Gedeihen von Mandeln, Oliven, Orangen, Feigen und Wein. Die mittlere Region versammelt Kastanien, Steineichen, Pinien zu einem meilenweiten Walde, und höher hinauf gedeiht nur Buschwerk und Alpenkräuter, an deren Gürtel sich zuoberst eine greuliche Wüste von Lava, Asche, Schnee und Eis anschließt. Man zählt vierzig große und mehrere hundert kleine Krater. Mit brausendem Kochen fliegen die Rauchballen aus den Trichtern, werden von tosendem Sturmwind erfaßt, zerfetzt und fortgestreut. Ringsum ist nichts als Verwüstung, Einöde, Brand und höllischer Aufruhr. Aber die Aussicht von der Höhe wird als das großartigste Schauspiel gepriesen, das menschlichen Augen zu Theil werden kann — wenn das Dreieck Sicilien, klar überschaubar wie eine Landkarte, unter tiefblauem Himmel im tiefblauem Meere schwimmt, wenn der Blick über die Straße von Messina, das Cap Spartivento, den Halbstiefel Calabriens bis zum Busen von Tarent hinüberdringt, wenn zahllose Farben des Himmels, der Erde,

des Wassers die wechselnde Scene beleuchten, wenn gar bei Sonnenuntergang der Riesenschatten des Vulkans mehrere Meilen weit über das Meer gegen Italien hinläuft, sich dann pyramidengleich aufrichtet und sich emporlehnt zum Saume des Horizonts, so daß die Sterne auf seinem Scheitel zu schimmern scheinen.

Der Supplikant.

Erzählung von **Carl Zastrow.**

An dem großen tannenen Tische, der in der Mitte der kleinen Wohnstube stand, saß Meister Henkel, der Weber, eine Feder in der Hand und emsig Buchstaben auf einen weißen Bogen Papier malend, die leider ägyptischen Hieroglyphen ähnlicher sahen als einer regelrechten deutschen Kanzleischrift. Auch schien dem braven Manne die Arbeit äußerst sauer zu werden, denn der Schweiß stand ihm in hellen Tropfen auf der Stirn. Die Feder war bereits zur Hälfte zerkaut und immer und immer wieder fuhr er mit der Spitze in das Dintenfaß, setzte zum Schreiben an, brach wieder ab, stierte gedankenvoll in die Ecke, fuhr sich mit der Linken durch das spärliche, bereits in's Graue spielende Haar, stieß einen leisen Fluch aus und begann gleich darauf die Prozedur von Neuem.

Seine um mehrere Jahre jüngere und noch recht hübsche Frau saß am Fenster, eifrig mit Stricken beschäftigt und bisweilen einen halb lächelnden, halb besorgten Blick auf den Schreibenden werfend. Endlich, als dieser wieder einen Satz auf das Papier gemalt hatte und nun mehr als je nachdenklich in die Ecke starrte, hub sie an:

„Hör' auf, Hans! Du bringst's nicht fertig. Was plagst dich mit dem Gänsekiel, wenn du ihn doch nicht zu führen weißt?"

„Halt den Mund, Frau!" schrie der Weber, „und mach' mich nicht ganz und gar verdreht. Ich sag's dir, ich bring' die Bittschrift fertig an unsern allergnädigsten Kurfürsten, und ich will doch einmal sehen," fuhr er fort, indem er mit der Faust auf den Tisch schlug, daß es krachte, „ich will doch sehen, ob ich nicht auch Küster werden kann, so gut wie jeder andere Esel! Meinst, ich hätt' nicht den Grips nicht dazu? Hahaha! wenn ich ihn nur zu Papier bringen könnt'! haben thu' ich ihn schon! aber das ist's ja, schriftlich kann ich nichts von mir geben. Und wenn's Herz voll ist und der Mund noch so sehr überläuft, aus der Feder läuft nichts weiter, als höchstens Dinte. Ja, wenn einem die Worte so aus der Hand liefen wie aus dem Herzen, da hätt' ich längst mit der Feder mein Glück gemacht, aber so —"

„An Maulwerk fehlt's dir gerade nicht," sagte die Frau lachend, „aber leider ist das auch Alles!"

„Und selbst das braucht man nicht einmal, um ein guter Küster zu sein. Ich sag' dir, Frau, wenn ich die Stelle kriege, unserm hochnasigen Schulzen zum Trotz, so bekommst du zwei rothe Reifröcke zu dem einen, den du bereits hast, und einen Hut, sag' ich dir, einen Hut, mit dem du dich in der besten Gesellschaft sehen lassen kannst!" —

„Hör' nun auf, Mann!" mahnte die Frau, „du bekommst die Stelle doch nicht und wir müssen darben nach wie vor."

„Sapperment, Frau! mach' mir den Kopf nicht heißer, als er schon ist! Der Küsterdienst ist meine letzte Hoffnung, und wenn ich die Stelle nicht kriege, dann muß ich davonlaufen. Mit der Weberei geht's nicht. Ich plag' mich von früh bis in die Nacht hinein und verdien' doch kaum das Salz zu den Kartoffeln. Hab' ich aber die zehn Thaler Küstergehalt monatlich, dann soll mir nur einer kommen. Jetzt drillt mich der Schulze mit Steuern und Einquartierung, als Küster kann ich ihn drillen mit Sporteln und Stolgebühren, von denen ich befreit bin. Ah! die Stelle! die Stelle!" — Und von Neuem fuhr die Feder in das Dintenfaß und die linke Hand durch das Haar. Dann aber schien ein verzweifelter Entschluß über ihn zu kommen. „Fertig gebracht muß es werden," brummte er, und damit malte er frisch drauf los und hatte in der That nach einer Stunde den Bogen voll geschrieben.

„Ja, das war eine Herkulesarbeit!" rief er aus, die Feder hinlegend, „und ich will lieber drei Tage hintereinander am Webstuhl stehen, ohne aufzuhören, als noch einmal eine Bittschrift machen. Und nun, Frau," fuhr er fort, indem er die Schrift zusammenfaltete und sich anschickte, die Adresse zu schreiben, „lege mir Alles zurecht. Morgen in der Frühe brech' ich auf und trete den Weg an nach Berlin zu unserm allergnädigsten Kurfürsten!"

Frau Henkel schüttelte lächelnd den Kopf, wagte aber keine Erwiederung, sondern ging hinaus in die Küche, um das einfache Abendessen herzurichten. Nach einer halben Stunde saß das Pärchen vor der dampfenden Milchsuppe und einem riesigen Laib Schwarzbrod, wobei der Meister eine weit erfolgreichere Thätigkeit entwickelte, als er sie vorhin bei seiner schriftlichen Beschäftigung gezeigt hatte.

„Es wird Alles gut gehen, Frau! verlaß dich drauf!" tröstete er seine schweigende Lebensgefährtin, „ich hab' dem Herrn Kurfürsten die Sache dargelegt und ausführlich geschrieben, wie mir's um's Herz ist, und die Stelle ist mir sicher. Ich werde nicht eher ruhen, als bis ich ihm das Schreiben persönlich übergeben habe, und er wird mich schon fragen, der hohe Herr, wie's mir geht und so weiter. Da werd' ich ihm Alles sagen, und unser naseweiser Herr Schulze wird eine derbe Schlappe kriegen."

„Na, ich wünsch' dir viel Glück, Hans! Freuen sollt's mich, wenn ich Frau Küsterin werden könnt'!"

„Das wirst du, sowahr ich Hans Henkel heiße!" versicherte der Mann, indem er ein kolossales Stück Schwarzbrod, dünn mit Butter bestrichen, in den Mund schob.

Am folgenden Morgen stand Meister Henkel noch zeitiger als gewöhnlich auf, bürstete den langen blauen Rock mit den riesigen Klapptaschen, steckte die Bittschrift, vierfach in Zeitungspapier geschlagen, in die Seitentasche,

fuhr in die blank gewichsten Stiefeln, aß in voller Hast seine Morgensuppe und stand endlich vollständig gerüstet vor seiner kleinen Frau, die mit einer Thräne im Auge allen diesen Vorbereitungen zugesehen hatte.

„Na, adjes, Frau! bleib' gesund!" sagte er, indem er sie zärtlich umarmte, „lange halt' ich mich in der Residenz nicht auf. Sobald ich mein Geschäft verricht't hab', kehr' ich gleich zurück!"

„Hier hast noch ein Butterbrod," sagte die Frau, indem sie ihm den in grobes Papier gewickelten Imbis in die Tasche steckte, „und hier ist auch ein Stückchen Speck, damit du nicht allzu großen Mangel zu leiden brauchst. Und nun komm'. Ich geb' dir noch ein Stückchen das Geleit."

Sie gingen zusammen bis an den Ausgang des Dorfes, wo das Pflaster der Dorfstraße dem staubigeren Feldwege wich, welcher an dem kleinen Teiche vorüber auf die Chaussee führte. Hier umarmte Meister Henkel seine Frau noch einmal und sagte dann:

„Nun geh' nur nach Hauf', Gretchen! es muß ja doch einmal geschieden sein."

„Wo du irgend Gelegenheit hast, da fahre!" rief ihm Grete nach, „damit du deine Beine wieder gesund zurückbringst."

„Sorge nicht, ich werd' mich schon hüten!" entgegnete er und schritt rasch auf dem sandigen Wege fort. Auf der Wiese, an der er jetzt vorüber kam, spazierte ein kleiner beleibter Mann im stattlichen chokoladenbrauen Tuchrock, den breitrandigen Strohhut auf dem Kopfe, die Hände in den Taschen, aus deren einer eine leichte Gerte hervorsah, auf und ab. Als er den eilig vorüberschreitenden Weber gewahrte, verzog sich sein Mund zu einem höhnischen Lächeln, und die Arme vornehm auf der Brust kreuzend blieb er stehen und sagte hämisch:

„Ei, guten Tag, Meister Henkel! schon so früh auf den Beinen?"

Der Gefragte lüftete ein wenig seinen Hut und versetzte trocken: „Wie Ihr seht, Schulze! ich dank' Euch schön! Ja, ja, man braucht seine Beine, um seinem Broderwerb nachzugehen; nicht aber dazu, um seinen Bauch durch die Wiesen zu tragen, wie gewisse Leute!"

„Hm?" rief der Schulze und nahm mit einem malitiösen Lächeln eine Prise aus seiner Dose. „So ist's, ja, ja! und ist Alles wohlweislich eingerichtet in der Natur, denn wenn gewisse Leute neben ihrem Dickkopf auch noch hätten was man einen Corpus nennt, so möchten die Maikäfer- und Spinnenbeinchen wohl kaum zulangen, um besagten Corpus von hier bis zum nächsten Meilenstein zu tragen." Bei diesen Worten schaute er mit auffallend spöttisch verzogenem Munde auf die allerdings etwas mageren Beine des Webers.

Dieser bemerkte es und besann sich kurz. „Wißt Ihr, Schulze?" fragte er sarkastisch. „Es ist schon mancher Dürre mit seinen Maikäferbeinchen weiter gekommen, als ein Schmerbauch mit Elephantenfüßen, und manche Spinne läuft sicherer auf ihren sechs Zwirnfäden, als ein Rhinozeros, das sich auf seinen vier Klumpkeulen spreizt."

„Glaub's!" rief der Schulze, ohne sich aus der Fassung bringen zu lassen. „Na, einen Wettlauf werdet Ihr wohl nicht machen wollen. Habt Ihr's aber auf etwas Mückenfett abgesehen, so mein' ich, Ihr brauchtet Eure Zwirnfäden nicht so gewaltig in Bewegung zu setzen, um bis zur nächsten Stadt zu marschiren. Ich denk', Ihr könntet dergleichen hier auf dem Lande viel wohlfeiler haben!"

Und ohne eine fernere Erwiederung abzuwarten, wandte er sich und setzte ruhig seinen Spaziergang fort. Der Weber that jedoch, als habe er die letzte Bemerkung gar nicht gehört, und bog in die Chaussee ein, wo er sogleich in ein rascheres Schritt-Tempo verfiel und bald darnach zwischen den dicken Stämmen der Linden verschwand.

Der Schulze aber ballte grimmig die Faust hinter ihm her. „Wart', Schlingel!" murmelte er, „deine Naseweisheit streich' ich dir noch an. Du wärst der Erste, den ich nicht zahm gekriegt hätte. Wo er nur hingehen mag so früh? Ich hätt' fast Lust, dem Buschfriese die Hypothek abzukaufen, die er auf das Grundstück des frechen Burschen hat eintragen lassen. Das wär' eine schöne Gelegenheit, ihm meinen Zahn fühlen zu lassen."

Der Weber setzte unterdeß ruhig seinen Weg fort. Seine Reise wurde vom schönsten Wetter begünstigt. Obwohl er einen Tag im Monat Juli gewählt, hatte sich doch in Folge eines vor Kurzem stattgefundenen Gewitters die Luft bedeutend abgekühlt. Die Wipfel der Bäume, die Büsche und Gräser zogen sich, vollständig erfrischt, im glänzendsten Grün zu beiden Seiten der Landstraße hin, anmuthig abwechselnd mit rothgesprenkelten Klee- und gelben Kornfeldern, denen die hier und da in den buntesten Farben eingestreuten Mohnfelder neue Reize hinzufügten. Gegen Mittag, als die Hitze zunahm, stieß er auf einen Frachtwagen, der, mit vier Pferden bespannt, langsam und schwerfällig die nächste Stadt zu erreichen suchte. Gern gestattete ihm der Fuhrmann, eine Strecke weit mitzufahren, und diesem Umstande verdankte er es hauptsächlich, daß er in verhältnißmäßig kurzer Zeit die düsteren feuchten Nadelwälder erreichte, welche sich damals vom Grunewald aus bis in die Gegend des heutigen Brandenburger Thors erstreckten, denn der Thiergarten reichte allein bis an den Punkt, wo sich heute die Schloßbrücke mit ihren plastisch schönen Marmorfiguren erhebt.

Die Straße nach der Residenz führte mitten durch diese Forsten hindurch, aber es war zu jener Zeit kein schöner, trocken gelegter Weg, wie er heutzutage von Alt und Jung zu erfrischenden Spaziergängen benutzt wird. Vom Regen aufgeweicht, schlammig und den Strahlen der Sonne wenig zugänglich war er nur mühsam zu passiren und die dumpfe schwere Luft wirkte niederdrückend und beängstigend auf das Gemüth. Nichtsdestoweniger blieb Meister Henkel heiter und wohlgemuth, und die Aussicht, mit jedem Schritte seinem Ziele näher zu kommen, versöhnte ihn hinlänglich mit den Beschwernissen seines Weges.

Der Nachmittag war bereits weit vorgeschritten. Die Dämmerung, welche in der weiten Waldeinöde herrschte, schien allmälig in vollständige Finsterniß überzugehen, und hin und wieder trat ein Stern zwischen den dunkeln Wipfeln hervor, als Henkel hinter sich das Getrappel von Pferdehufen vernahm. Nicht lange dauerte es, so jagten zwei Reiter im scharfen Trabe heran, fielen jedoch,

bei dem Wanderer angelangt, wie zufällig in eine langsamere Gangart, und der Reiter links, welcher ein grünes Wamms, einen Hirschfänger an der Seite und ein Barett mit herabfallender schwarzer Feder trug, wandte im Vorüberreiten seinen Kopf nach dem Weber zurück und sah ihm halb forschend, halb neugierig in's Gesicht.

„Mit Vergunst, Ihr Herren!" nahm dieser, seinen Hut lüftend, im bescheidenen Tone das Wort, „könnt Ihr mir vielleicht sagen, wie weit ich's noch bis zur kurfürstlichen Residenz habe?"

Auf diese Frage wandte auch der Reiter, welcher auf der rechten Seite und zwar einen kohlschwarzen Rappen ritt, sein Antlitz dem Wanderer zu, und dieser sah in ein Paar scharfe hellblaue Augen, die mit beinahe wildem Trotze und auffallender Energie unter dem schwarzen Hute hervorblitzten; aber ein Zug von Herzensgüte und Wohlwollen lag bei alledem auf dem stahlharten Antlitze ausgeprägt, das im Großen und Ganzen den Eindruck machte, als hätten tausend Wetter ihre Stürme darauf ausgetobt. In noch höherem Grade wurde es durch die Ueberfülle schwarzer Locken gehoben, die bis auf die Schultern herabfielen und in einem breiten dunkeln Rahmen dieses durchaus originelle, von Kraft und Geist sprühende Gesicht einfaßten.

„Was wollt Ihr in der Residenz machen?" fragte er mit einer Stimme, deren voller sonorer Klang jedes Herz wie mit einem elektrischen Schlage durchzucken mußte.

Ohne sich jedoch im Geringsten einschüchtern zu lassen, erwiederte Meister Henkel gar trotzig und unerschrocken:

„Ei! das möchtet Ihr wohl gern wissen?"

Es hatte beinahe den Anschein, als sei der Reiter auf dem schwarzen Pferde nicht gerade angenehm von dieser dreisten Antwort überrascht. Seine Stirn runzelte sich leicht und er musterte den Wanderer mit einem eben so verwunderten als strengen Blick vom Kopf bis zu den Füßen. Erst als er sah, wie dieser furchtlos und vollständig unbefangen den Adlerblick aushielt, trat ein flüchtiges Lächeln in seine ernsten Züge und er erwiederte:

„Natürlich möchte ich's wissen; deßhalb frage ich ja eben!"

„Aber ich sag' es Euch doch nicht!" lautete Meister Henkels kraftvoll betonte Antwort.

„Wer seid Ihr denn eigentlich? wie ist Euer Name und von wannen kommt Ihr?" fragte der Reiter weiter.

„Schaut!" rief der Weber, „was Ihr neugierig seid. Drei Fragen auf einmal, aber 's thut mir leid! kann diese Neugier nicht stillen, Herr! seid mir gerade ebenso unbekannt wie ich Euch, und daß man nicht den ersten Besten, der einem auf der Landstraße begegnet, mit seinen Verhältnissen bekannt macht, wird Euch wohl ebensogut einleuchten wie mir. Vorsicht ist zu allen Dingen gut, sagte mein seliger Vater, und dabei ward er ein wohlhabender Mann!"

„Ihr habt sehr Recht, Freund!" rief der Reiter, anscheinend in der besten Laune, und gab seinem Begleiter, der eine eigenthümliche, abwehrende Bewegung auf den Weber zu machte, einen Wink mit der Hand. „Ich will auch Eure Geheimnisse nicht wissen. Behaltet sie ruhig für Euch."

„Nun ja, und ich hab' Euch ja auch noch nicht nach den Euren gefragt!" versetzte jener trocken.

„Ei!" rief da lachend der Mann zu Pferde, „ich habe, was meine Person anbetrifft, durchaus keine Geheimnisse, und hättet Ihr mich in der Weise, wie ich Euch, examinirt, so würde ich Euch keineswegs eine Antwort schuldig geblieben sein."

„So, so! das wäre!" brummte der Weber halblaut vor sich hin, „möcht' doch einmal sehen, wie der Großstädter mir die Hucke voll lügt!" und laut fuhr er fort: „Erlaubt Ihr, Herr, daß ich Euch frage?"

„Gewiß! fragt, was Ihr wollt!" lautete die Antwort.

„Gut! wo kommt Ihr her?"

„Von der Jagd."

„Und wohin reitet Ihr?"

„Nach dem kurfürstlichen Residenzschloß in Cölln an der Spree."

„Aha! was wollt Ihr dort machen?"

„Vorläufig zu Nacht essen, nachher schlafen."

„So, so!" brummte der Weber und lächelte pfiffig dazu, „und wer seid Ihr eigentlich und wie ist Euer Name?"

„Ich heiße Friedrich Wilhelm und bin der Kurfürst von Brandenburg," versetzte der Reiter lächelnd.

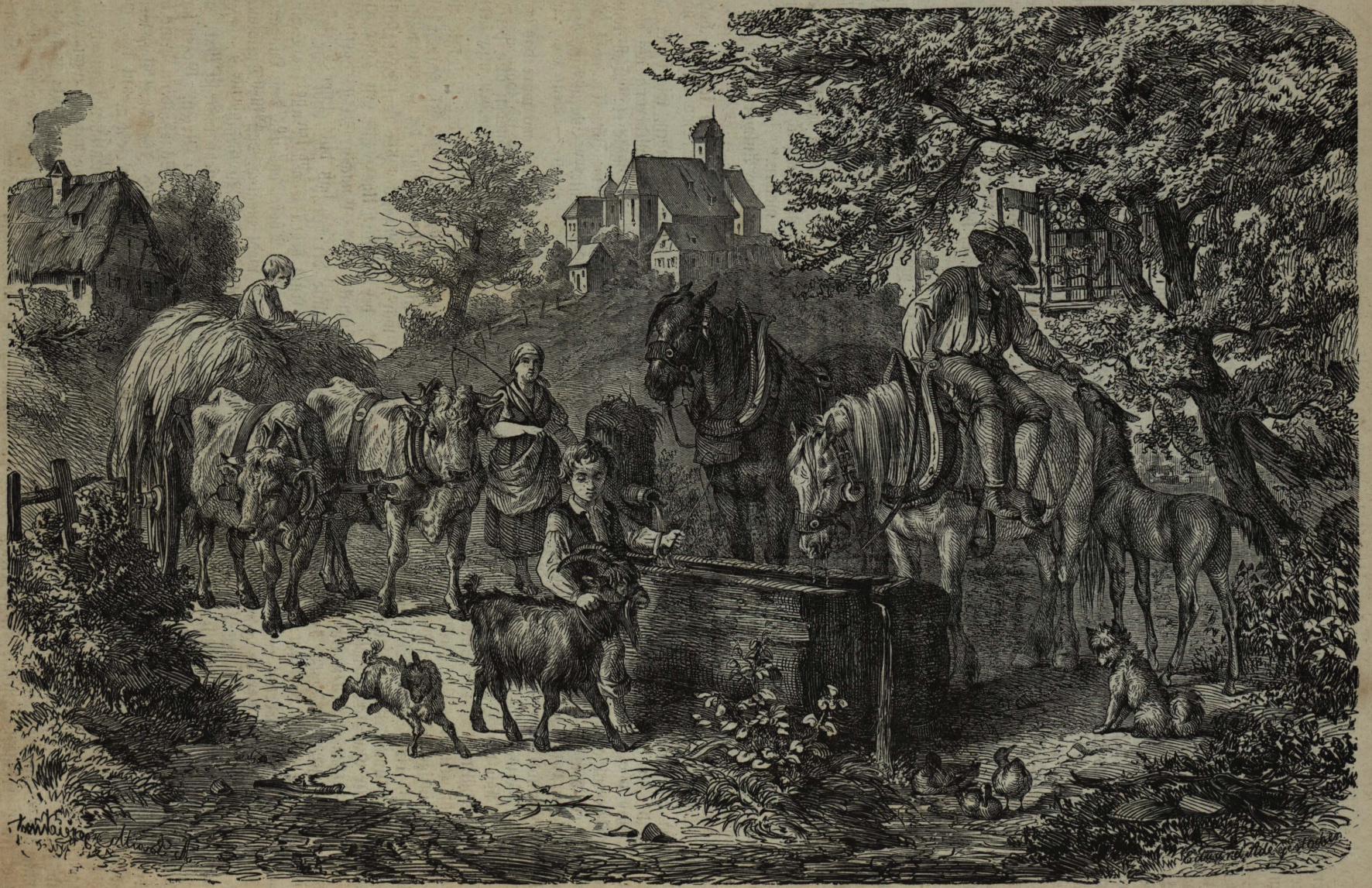
Der Weber lachte laut auf. „A—a—ah!" rief er endlich, tief Athem holend, „das gefällt mir über alle Maßen! Kurfürst von Brandenburg! ha—ha—ha—ha! nun will ich Euch sagen, wer ich bin. Ich bin der Kaiser von China und komme, um meinem Freunde, dem Herrn Kurfürsten von Brandenburg, meine Aufwartung zu machen."

Die beiden Reiter brachen in ein schallendes Gelächter aus, in das der Weber selbstverständlich einstimmte. Gleich darauf aber gaben sie ihren Pferden die Sporen und ritten in schärferem Trabe die Chaussee hinauf. Doch wandte sich der schwarze Reiter noch einmal zurück und rief: „Hört, Meister Ting-Tang! Der Kurfürst von Brandenburg erwartet Eure chinesische Majestät morgen im Laufe des Tages in seinem Schlosse. Merkt Euch das!" und damit waren die Beiden im Dunkel der Allee verschwunden. Nur der Hufschlag der Rosse klang verhallend aus der Ferne herüber.

Das sind ein Paar lose Brüder!" murmelte Meister Henkel im raschen Weiterschreiten vor sich hin, „ja, ja! komm' mir einer mit den Berlinern! Das sind Windbeutel durch und durch, Flausenmacher, Thunichtgute! Zum Glück weiß man's aber und richtet sich danach. Wär' man nicht so gescheidt, das ganze Lügengewebe zu durchschauen, so könnt' man mit einem Dutzend trüber Erfahrungen mehr in seine vier Pfähle zurückkehren, aber man ist ja nicht auf den Kopf gefallen. Sapperment! was für Augen der Kerl machte! Man hätt' beinahe glauben können, man hätt's wirklich mit einem hohen Herrn zu thun! Hahaha! Seine Durchlaucht der Kurfürst von Brandenburg! Als ob ich nicht wüßt', daß der Kurfürst ganz andere Dinge im Kopfe hat, als sich bei Nacht und Nebel in den Wäldern herumzutreiben."

Meister Henkel wollte sich vor Lachen ausschütten.

Die Nacht war bereits hereingebrochen, als er die Stadt betrat, die in vollständiges Dunkel gehüllt vor seinen Blicken lag. Vor einem kleinen einstockigen Hause, an das sich ein verkümmertes, mit einem Stacketenzaun



Am Brunnen.

umgebenes Gärtchen lehnte, schwankte eine trübe Laterne, an einer dünnen eisernen Kette befestigt, hin und her. In dem falben Scheine, den das matte Lichtstümpfchen verbreitete, hoben sich die kompakten Umrisse mehrerer Wagen und Gespanne ab. Flüche und Pferdegewieher schallten durch die Nacht, und dies, sowie ein Schild mit der Bezeichnung „Gasthof zum schwarzen Adler", sagten dem Wanderer, daß er zur Erlangung eines Unterkommens für die Nacht nicht weiter zu gehen brauche. So trat er denn wohlgemuth in die niedere, matt erleuchtete Gaststube ein, aber es durchzuckte ihn seltsam, als er die vom Rauch geschwärzten Wände gewahrte und die zahlreich der Länge nach auf dem Boden hingestreckten Gestalten zerlumpter Fuhrleute, Handwerksburschen und Schifferknechte ihm den Weg versperrten. Als sein Auge sich an den trüben Lampenschimmer, seine Nase sich an den qualmigen Dunst einigermaßen gewöhnt hatte, nahm er an dem schmierigen Tische Platz und befahl dem hinter dem Schenktisch verdrossen und gähnend dastehenden Wirth, ihm ein Glas Warmbier und ein warmes Abendessen zu bringen. Nachdem er eine volle Stunde lang gewartet, erhielt er endlich das Verlangte, aber er fand zu seinem Entsetzen, daß das Gebräu weit mehr Aehnlichkeit mit heißem Spreewasser, als mit einem guten, nahrhaften Getränk hatte. Die dünne braune Suppe, in der einige Brocken höchst zweifelhaften Ursprungs umherschwammen, unterschied sich von derselben Flüssigkeit durch nichts weiter, als durch einen höchst abschreckenden Geruch, wie ihn geschmolzene ranzige Butter zu verbreiten pflegt. Dazu gab es ein paar zähe, holzartige Fische, die in einer eben so übelriechenden Syrupsauce schwammen und über deren Gattung und Vaterland der biedere Handwerker vergeblich seine gesammten naturgeschichtlichen Kenntnisse zu Rathe zog. Nichtsdestoweniger aß und trank er, von der langen Fußreise verschmachtet, mit einem wahren Heißhunger und mit fieberhafter Gier drauf los und wunderte sich daher auch nicht im Geringsten, als der Adlerwirth als Preis für das Verzehrte ihm den Betrag von drei Silbergroschen — eine für die damaligen Zeitverhältnisse enorme Summe — abverlangte. Nachdem der Gast seufzend seine Zeche bezahlt, verfügte er sich auf den einzigen noch freien Platz unter der Ofenbank, wo man ihm eine Schütte Stroh hingebreitet hatte und wo er sich in unmittelbarer Nachbarschaft des riesigen Neufoundländer Hausköters befand, was, wie der Wirth mit einem geheimnißvollen Augenzwinkern andeutete, seine ganz besonderen Vorzüge haben sollte.

Todmüde streckte er sich auf das Strohlager aus und schloß sogleich die Augen, worauf er ungestört bis in den hellen Tag hinein schlief. Als er endlich erwachte und verstörten Auges unter der Ofenbank hervorkroch, nahm er zu seinem Erstaunen wahr, daß seine Schlafgenossen bereits aus dem Gastzimmer verschwunden waren. Durch die offenen Fenster schien die Julisonne warm und blendend herein, und der Hausknecht des Wirths war in Verbindung mit einer Magd beschäftigt, das Zimmer zu reinigen. Hastig sprang er auf, rieb sich den Schlaf aus den Augen, reckte ein paar Mal den mageren Oberkörper vor und zurück und griff dann in einem ihn plötzlich überkommenden Gedanken rasch an die Hosentasche, in welcher er seine geringe Baarschaft bei sich trug.

Zu seinem Glücke überzeugte er sich von dem Vorhandensein der Börse und bestellte nun bei dem Wirthe ein Gläschen Kornbranntwein und eine Semmel zum Frühstück. Während er noch mit dem Verzehren des frugalen Morgenbrodes beschäftigt war, trat der Wirth plötzlich mit einem halb wohlwollenden, halb schlauen Lächeln zu ihm heran und fragte:

„Ihr habt wohl Geschäfte in der Stadt, Meister?"

„Nein — nicht besondere," versetzte der Weber, zu dessen hauptsächlichsten Lebenregeln es gehörte, Niemandem etwas über seine Pläne uud sonstigen Verhältnisse zu offenbaren. Da er indessen als Fremdling in der doch immerhin großen Stadt bei dem Wirthe sich über Manches, was mit dem Zweck seiner Reise in Verbindung stand, Auskunft verschaffen mußte, so erfand er rasch ein passendes Märchen und sagte:

„Ich bin hauptsächlich hergekommen, um einmal unsern allergnädigsten Herrn Kurfürsten zu sehen, der so väterlich sein Volk liebt!"

„Ah!" rief der Wirth in gedehntem Tone und den loyalen Unterthan ein wenig mißtrauisch von der Seite ansehend: „Also nur deßhalb seid Ihr nach der Hauptstadt gekommen?"

„Hauptsächlich, sagt' ich!" versetzte der Weber in bedächtigem Tone, „nebenbei aber habe ich noch einige Einkäufe für mein Geschäft zu machen."

Da der Wirth sich mit dieser Antwort begnügte, so fuhr der Weber fort:

„Könntet Ihr mir wohl sagen, wo ich den hohen Herrn am besten zu sehen kriege?"

Der Wirth schwieg einige Sekunden, wie Einer, der recht gut weiß, daß man seine Erwiederung als etwas Wichtiges betrachtet. Dann aber sagte er: „Ich könnt' Euch wohl einen Ort nennen, wo Ihr ihn nicht blos sehen, sondern auch sprechen könntet, — wenn Euch daran liegt, heißt das!"

„Ah! rief Meister Henkel, „und wo wäre das?"

„Ihr wollt Seine Kurfürstliche Gnaden also persönlich sprechen?" fragte der Wirth.

„Das nicht, nein! nein!" versetzte der Gefragte einlenkend, „ich dacht' nur daran, daß die Durchlaucht mich wohl anreden könnt', und da mußt' ich wieder denken, wie schön es wär', wenn ich daheim den Landsleuten erzählen könnt', der Kurfürst hätte mit mir gesprochen. Bedenkt doch einmal, welche Ehr' für unser Dorf."

„Ja so," meinte der Wirth, „da habt Ihr Recht. Nun, wenn Ihr Euch gegen zehn Uhr auf der Schloßrampe einfindet, an dem Thore, das nach dem Lustgarten hinausgeht, so wär's wohl möglich, daß die Durchlaucht Euch anredete, sobald sie Euch zu Gesicht kriegt, besonders wenn Ihr sie recht dreist ansieht und so thut, als hättet Ihr wer weiß was auf dem Herzen. Gegen halb elf Uhr verläßt der Kurfürst das Schloß, denn heute hat die Berliner Garnison Parade und Ihr könnt ihn, wenn Ihr zeitig zur Stelle seid, nicht verfehlen."

Der Weber sah nach der unförmlichen Wanduhr, die sich in der Nähe des Schänkspindes befand. Sie zeigte die neunte Stunde an, weßhalb er es für das Beste hielt, sogleich aufzubrechen und den nicht gerade weiten Weg nach dem Schlosse anzutreten. Nachdem er sich von dem

Wirthe verabschiedet, begab er sich auf den am Ufer der Spree entlang führenden Weg nach der Richtung, in welcher er den alterthümlichen Burgthurm zwischen den hohen Umfassungsmauern in die Höhe ragen sah. Die Doppelstadt hatte seit dem Regierungsantritt des großen Kurfürsten allmälig eine freundlichere und gefälligere Physiognomie angenommen. Der Lustgarten war bereits mit Bäumen, Blumen und Statuen ausgestattet. Die Spree war durch Ufermauern eingeschlossen, die Straßen gepflastert, und von den Misthaufen, die der Regent bei seinem Einzug in Berlin (im Jahre 1643) mit Schweinen bevölkert vorgefunden hatte, zeigte sich keine Spur mehr. Die Doppelstädte zählten bereits 10,000 Einwohner. Es herrschte sonach schon ein lebhafterer Verkehr auf den Straßen, und nachdem der Weber noch durch einen kurzen Spaziergang in der Nähe des Schlosses die seiner Ansicht nach wichtigsten Plätze und Gebäude in Augenschein genommen hatte, um daheim der harrenden Gattin auch Etwas erzählen zu können, nahm er seinen Platz auf der Rampe ein und wartete geduldig, bis der Regent erscheinen würde. Indessen fand er bald, daß auch noch andere Leute ein Interesse daran haben mußten, den hohen Herrn von Angesicht zu sehen. In seiner Nähe bildeten sich Gruppen von Zuschauern. Arbeiter in schmutzigen Blousen, ehrsame Bürger in ihren langen Sonntagsröcken mit den aufgeputzten Frauen und Töchtern und junge Elegants nach der Mode der damaligen Zeit gekleidet, belagerten bald das Thor, durch welches man den Kurfürsten erwartete, so daß er bald in einem dichten Gedränge stand und es ihm Mühe kostete, seinen Platz zu behaupten. Eine Abtheilung berittener Gensd'armen kam endlich in langsamem Trabe heran, um den Weg, welchen der Regent zu nehmen hatte, freizumachen und die Zuschauer zum Zurücktreten zu bewegen. Zwar stießen sie hier und dort auf Widerstand, und in dem dadurch hervorgerufenen Gedränge kam es bald zu mancherlei Schimpfreden, Püffen und Stößen, von denen auch Henkel, der mit Aufbietung aller seiner Kräfte seinen Platz zu behaupten strebte, ziemlich hart mitgenommen wurde. Auch verging eine volle Viertelstunde, ehe die Ruhe einigermaßen wiederhergestellt war. Endlich jedoch erschallte Trommelgewirbel im Burghofe. Die Wache trat in's Gewehr und eine lebhafte Bewegung entstand unter den Zuschauern. Voran sprengten auf hohen schwarzen schnaubenden Hengsten sechs Kavalleristen von der Leibwache des Regenten, wahre Riesen von Gestalt und körperlicher Stärke. Sie trugen hohe, bis weit über die Kniee reichende Stulpenstiefeln, schwere Schuppenpanzer, die weithin in der Sonne blitzten, und Pickelhauben, deren Gewicht einen Kopf aus unsern Tagen unfehlbar zerdrückt hätte. In ihren Händen blitzten die mächtigen Pallasche, die bei Freund und Feind in gleichem Ansehen standen, und scheu wich Alles vor der majestätischen Kavalkade zurück. Gleich hinter ihnen sah man zwei Stallmeister in apfelgrünen Leibröcken mit rothen Aufschlägen, mächtige dreieckige Hüte auf den Köpfen. Jetzt entstand plötzlich ein noch lebhafteres Gedränge. Man reckte die Hälse und hob sich auf den Zehen empor, um besser sehen zu können, und flüsternd und wie in scheuer Ehrfurcht tönte es von jeder Lippe: „Der Kurfürst! der Kurfürst!"

Meister Henkel fühlte, daß der Augenblick zum Handeln gekommen sei. Mit Aufgebot aller seiner Kräfte drängte er mit seinen langen Armen die ihm im Wege stehenden Leute zur Seite, und als es ihm erst gelungen war, eine Bresche in den Wall zu arbeiten, wurde es ihm leicht, an den Rand der Rampe zu gelangen. Noch ehe die zu beiden Seiten des Weges aufgestellten Gensd'armen seine Absicht merken und ihn an der Ausführung hindern konnten, war er bereits mit einem mächtigen Satze mitten in den Weg gesprungen, den die Kavalkade nahm, und so befand er sich kaum drei Schritte weit vor dem Kurfürsten, dessen Pferd, erschreckt von dem plötzlichen Sprung der langen dürren Gestalt, leicht aufbäumte, dann aber, dem Drucke seines Reiters gehorchend, plötzlich stehen blieb.

So rasch und unmittelbar war alles das geschehen, daß Niemand von den Zuschauern sich das Wie erklären konnte und sogar die Sicherheitsbeamten einen Augenblick lang völlig verdutzt standen, als könnten sie diese bodenlose Frechheit des langen, bäurisch gekleideten Mannes nicht begreifen. Dann aber streckten sich wie auf ein geheimes Kommando hundert bewehrte Arme nach ihm aus. Ein donnerndes „Zurück!" machte sein Herz erbeben, und wie durch einen Nebelschleier sah er die hochaufgerichtete Gestalt des Kurfürsten im schwarzen Collet, mit dem Hut, von welchem die schwarzen und weißen Federn herabwehten und unter dem die üppigen krausen Locken voll hervorquollen; sah er, wie der stattliche Reiter mit der Hand den Sicherheitsbeamten zuwinkte, von dem Missethäter abzulassen, um selbst über ihn Gericht zu halten.

Der arme, unglückliche Hans! oh, warum öffnete sich denn in diesem Augenblick kein mitleidiger Erdspalt, um ihn aufzunehmen in sein dunkles Reich! Das war ja derselbe Reiter, den er gestern im Grunewald gesehen, der leibhaftige Kurfürst Friedrich Wilhelm. Wo hatte er nur seine Augen gehabt, daß er nicht sogleich den hohen Herrn in seinem Jagdkostüm erkannt hatte? Wie schön hätte sich gestern Alles gemacht, wenn er dem Herrscher in vernünftiger Manier Rede gestanden und ihm schließlich die Bittschrift übergeben hätte. Nun war keine Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang mehr vorhanden. Der Kurfürst war beleidigt, erzürnt. Er sah in diesem Augenblicke sehr böse aus und es konnte nicht fehlen, daß der arme Hans auf ein Jährchen in's Gefängniß spazierte und die arme Gattin sich daheim zu Tode grämte, auch sein Häuschen und die paar Hufen Land ihm über den Kopf verkauft wurden. Mit ängstlicher Spannung sahen die Zuschauer der Entwickelung des Drama's entgegen, und Mancher diktirte dem unglücklichen Zudringlichen schon im Geiste die Strafe, denn es war bekannt, daß der Kurfürst dergleichen Herausnahmen durchaus liebte.

Mit zusammengezogenen Augenbrauen und gerunzelter Stirn sah der Regent auf den armen Sünder herab: „Weiß Er, Freund, Er treibt mir den Spaß ein wenig zu weit, und ich muß Ihm sagen, daß Er selbst für einen Kaiser von China sehr unkaiserliche Manieren hat. Aber ich werde Ihm Gelegenheit verschaffen, sich ein höfisches Benehmen anzueignen. Im Prison hat Er Zeit, darüber nachzudenken."

„Ach, Durchlaucht! Durchlaucht!“ schluchzte der unglückliche Weber, „hätt' ich ahnen können . . . daß . . . daß mein allergnädigster Herr und Kurfürst . . . O, ich Unglückseliger! was hab' ich gemacht? . . . O, Durchlaucht . . . Gnade! Gnade!“

„Wie kommt Er dazu, mir so ohne alle Façon in den Weg zu springen?“ fragte der Regent in ernstem Tone.

„Durchlaucht! . . . ich hatte ein Anliegen,“ stotterte der Weber, den ein glücklicher Gedanke durchzuckte, und wie nach einem Rettungsanker suchend, griff er in seine Taschen und zog das in grobes Papier geschlagene Päckchen hervor, um die Bittschrift herauszunehmen und sie dem Herrscher zu übergeben, „und ich hab' daheim einen Feind, den Schulzen Griebenow, und —“

„Geb' Er her das Ding!“ befahl der Kurfürst, dessen Züge einen milderen Ausdruck angenommen hatten, und streckte die rechte Hand aus, um das Papier in Empfang zu nehmen. Rasch trat der Weber näher, aber einer der Adjutanten kam ihm zuvor. Das Päckchen wurde ihm förmlich aus der Hand gerissen und er sah nur noch, wie der Kurfürst es eigenhändig in Empfang nahm und in sein Collet schob.

„Ich werde es nach der Parade schon lesen,“ sagte er, „und Er wird Seinen Bescheid erhalten. Wie heißt Er denn nun eigentlich?“

„Hans Henkel, Webermeister aus Länkewitz! Durchlaucht!“ rief der Weber, vor Freuden selig.

„Gut!“ Der Zug setzte sich in Bewegung und in raschem Galopp sprengte der Fürst durch das Portal, gefolgt von der eben so rasch einsetzenden Suite.

(Schluß auf S. 218.)

Bellinzona.

(Taf. 26.)

Ueberwindung der Alpen durch die Locomotive ist nur noch eine Frage der Zeit, und zwar wird sich das Dampfroß mehrere Pässe auswählen, unter denen der Gotthard neuerdings als bevorzugter genannt wird. Vorderhand bedienen wir uns noch des Saumthiers (ein mit einem Saum, d. h. 3 Centnern beladenes Pferd), oder des Eilwagens oder sonst eines Vehikels, um über den Gotthard nach Bellinzona zu gelangen. Im Zickzack bewegen wir uns durch das Thal des Zittelis (Val Tremöla) in das Livinerthal (Val Leventina) hinab, das, vom Ticino oder Tessin durchströmt, Hauptthal des gleichnamigen Schweizerkantons bildet und seiner ganzen Länge nach von der Gotthardstraße durchzogen wird. Das schöne Maggiathal läuft ihm westlich parallel und von Osten empfängt es das Blegnothal, worauf es bis Bellinzona den Namen Riviera führt.

Der Landschaftsmaler findet in dieser kaskadenreichen Gegend eine besonders reichliche Ausbeute für seine Skizzenmappe, und der italiendurstige Nordländer erblickt hier schon mit Befriedigung transalpinisches Gepräge in der Vegetation, im Baustyl, in Physiognomie, Tracht, Sprache und Lebensweise der Bewohner. Der Kanton Tessin, als ganz katholisch und italienisch, wird ja auch die wälsche Schweiz genannt. Sein Menschenschlag ist gewandt, feurig und bis zur Gewaltthätigkeit erregbar. Ein großer Theil der Tessiner wandert jährlich nach Italien und in die deutsche Schweiz als Glaser, Kaminfeger, Maurer, Gypser und Kastanienbräter. Vormals war der Kanton erobertes Unterthanenland der Urkantone und von deren Vögten schwer bedrückt; 1798 wurden die zwei Kantone Bellinzona und Lugano gebildet, welche seit 1803 in den jetzigen Kanton Tessin vereinigt sind, mit 130,000 Einwohnern auf 50 Quadratmeilen Fläche.

Von Airolo aufgebrochen, fährt man in sieben Stunden über Dazio grande, Faido, Biasca nach Bellenz, das nach unsrer Abbildung einen romantischen, mittelalterlichen Anblick gewährt. Drei Burgen „mit hohen Mauern und Zinnen“, Castello corbario, Castello mezzo und Castello grande, beherrschen das Städtchen und erinnern sogleich an die Zwingherrschaft jener barbarischen Vögte, deren schlechte Volkserziehung noch heute ihre Folgen zeigt. Die Bollwerke sind durch neue Fortifikationen zur eidgenössischen Festung erweitert. Bellinzona hat 1900 Einwohner und ist Sitz der Regierung, abwechselnd mit dem reizenden aber ungesunden Locarno an der Mündung des Maggiathals in den Lago Maggiore und mit dem herrlich gelegenen Lugano am See gleiches Namens, der größten und betriebsamsten Stadt im Tessin.

Einstmals war der Verfasser dieser Zeilen von einer weiten Alpenwanderung spät Nachts in Bellenz eingetroffen und in einer Herberge abgetreten. Weil das Gasthaus schon mit Fremden überfüllt war, mußte er sich mit einem schmalen Bettraum begnügen, der mittelst eines Bretterverschlags von der Trinkstube abgesondert war. Das Bett war gut, und so kam das Uebrige für einen müden Fußgänger nicht in Betracht. Durch eine Ritze des Verschlags waren Ortsgäste um einen Tisch bemerklich, die nicht mehr beim ersten Glase saßen. Sie mochten ihren herkömmlichen Gesprächestoff erschöpft haben: Wetter, Eisenbahnen, Staatspapiere, geistlich und weltlich Regiment, Stadtklatsch und wie die Register an der Bierbankorgel alle heißen mögen. Nun lassen sie noch vor dem Abbieten — denn die Polizeistunde war dort nicht abgeschafft — einen Erzählungslumpidus herumgehen, und der unfreiwillige Horcher an der Wand bekam von einem der Stammgäste, der das Parabolische und Symbolische zu lieben schien, eine Geschichte zu hören, eine uralte zwar, die er schon wußte, die ihn aber eben durch ihr bekanntes Geläute sanft in den Schlaf murmelte. Es war die Geschichte von dem Einsiedler Lotharius oder die Flucht vor dem Tode.

Lotharis, der gottesfürchtige Einsiedler, zog sich eines Tags nach beschwerlicher Wanderung durch eine Wildniß in eine geräumige Höhle zurück, um daselbst in Sicherheit auszuruhen. Kaum war er einige Schritte in dem Felsenschacht vorgetreten, so bemerkte er ein Schimmern und Glänzen aus einem Winkel, und brauchte nicht lange

Art. Anst. v. E. Hochdanz. Stuttg.

Univ Bibl
München

zu tasten, um sich zu überzeugen, daß hier ein großer Schatz von Gold aufgeschüttet lag. Dem Gottesmanne brannten alsbald Finger und Augen, und er floh Hals über Kopf vor dem Versucher.

Wie er so durch die Einöde mit Angstgeberden hineilte, wurden ihn drei Räuber gewahr, die in einem Versteck auf Beute lauerten. Zuerst dachten sie an Gefahr und fürchteten sich, weil der Einsiedler fortrannte, als ob er verfolgt wäre, während doch weit und breit nichts Lebendes zu sehen war. Bald aber schnitten sie ihm den Weg ab und setzten ihn zur Rede.

„Lieben Brüder," sagte der Einsiedler keuchend, „ich fliehe den Tod, der hinter mir her ist und mich in die Fersen sticht."

„Wir sehen weder Tod noch Leben, das Jagd auf dich machte," entgegneten die Räuber; „nimm dich zusammen und führe uns an den Ort, von dem deine Angst ausgeht."

„Ich will es thun," sagte der Einsiedler, „aber gehet nicht hin, ich warne euch, ich beschwöre euch, es ist euer Verderben."

Die Räuber ließen sich nicht abschrecken, sondern wurden nur begieriger, den seltsamen Anlaß kennen zu lernen, und der Einsiedler mußte sie an die Stelle des Schatzes führen.

Ueberrascht und voll Freude entlassen sie nun den Geängstigten seines Wegs und jubelten und lachten über den einfältigen Mann, der dem handgreiflichsten Glücke davonlaufe.

Nun hielten sie Rath und beschlossen, daß einer von ihnen eine Handvoll des Goldes nehmen und in die nächste Stadt eilen solle, um Lebensmittel und andere Nothdurft zu kaufen, während die beiden Andern den Schatz hüteten, bis der Ausgesandte zurückkäme.

So thaten sie. Der weggehende Räuber kaute aber schon unterwegs an einem Anschlag, daß er sich in der Stadt erst gütlich thun und dann die Speisen, die er zurückbringe, vergiften wolle, um seine Kameraden wegzuräumen und des Mammons allein froh zu werden.

Jedoch die Schatzhüter waren auch nicht müssig und kamen überein, daß sie ihren Gesellen umbringen wollten, sobald er zurückkäme, damit das Gold nur zwiefach getheilt würde.

Endlich hören sie den Dritten sich nahen, unter Pfeifen und Singen, als ob er nichts Arges im Schilde führte. Er schleppt Brod und Wein und das Uebrige herbei, und wird niedergemacht, bevor er noch recht zu Athem gekommen. Dann setzen sich die falschen Freunde zu den Speisen, die vergiftet sind, und liegen in wenigen Stunden gleichfalls todt neben dem Getödteten.

So hatte die Bösewichter eine jähe Vergeltung ereilt; der Einsiedler aber, als er wieder zur Höhle kam, betete für ihre Seelen und dankte Gott, daß er ihn aus den Klauen des Versuchers errettet hatte.

Der Vogel
in der deutschen Dichtkunst.

(Fortsetzung zu S. 176.)

Ueber die Zierlichkeit und Mannigfaltigkeit der Eier will ich nicht der Naturgeschichte in's Handwerk greifen, auch nicht davon reden, daß ja jedes Ei'chen ein kleines Gottgeheimniß, ein Bild jener Metamorphose ist, von der Rückert singt:

„Verzage nicht, mein Herz, das Ei kann Federn kriegen
Und aus der engen Schaal' empor zum Himmel fliegen."

Aber besprechen will ich jetzt, wie den Knaben das Herz klopfte, wie sie eine Art heiligen Schauers ergriff, wenn ein solches Nestchen entdeckt wurde, zumal wenn schon Leben darin pulsirte. Auf den Zehen hatte man sich herbeigeschlichen, mit leisem Finger hatte man die Zweige zurückgebogen und — — Doch geben wir J. G. Fischer das Wort; reizend ist sein kleines Gedicht:

Weißdornbüschlein.

„Helles Büschlein am grünen Rain
Glänzend von Blättern und Blüthen,
Sommerlüfte und Sonnenschein
Mögen dich treulich hüten!

Wie so stille in deinem Schooß
Zwischen der Dornen Spitzen,
Neugeboren im weichen Moos
Schlafende Vögelein sitzen.

Nacktes Häuflein, in Schlummer und Traum,
Leben, so zärtlich gewoben,
Hüpfender Athem, keimender Flaum,
Köpfchen, so liebend gehoben.

Oeffnet euch leise und duftet lind
Wonneheimliche Zweige,
Daß mit klopfendem Herzen mein Kind
Wundernd hinab sich neige.

Dann um's Büschlein am grünen Rain
Glänzend von Blättern und Blüthen,
Lagert euch, Lüfte und Sonnenschein,
Treu es zu schützen und hüten."

Sein eigenes Gefühl in ein solches weiches Nestchen hineinzutragen und es zum Sitze von freundlichem Behagen, von holder Gemüthlichkeit, von Geschwisterliebe, von elterlicher Zärtlichkeit zu machen, hat schon mancher Dichter unternommen. Von rührender Schönheit und abermals ein Lobgesang auf das gefühlvolle Vogelvölkchen ist aber das Naturbildchen, das uns Rückert in nachstehenden Zeilen gibt:

„Wenn flügg werden die Jungen, entheben sie sich dem Geniste,
Wo sie der Mutterlieb' ätzender Schnabel genährt;
Aber noch einmal lockt die Mutter sie, und sie versammeln
Sich auf schwankendem Ast, sperren die Schnäbelchen auf;
Und sie speiset die Mutter noch einmal, eins nach dem andern,
Bis in die Reihe zuletzt sie zu dem jüngsten gelangt,
Das am gelbsten noch hat das Schnäbelchen unter den andern,
Hockt es zuunterst im Nest, wo es zuletzt war geheckt;
Und das darum nur mit den übrigen wagte den Ausflug,
Weil's nicht übrig allein bleiben im Nest hat gewollt.
Und es beschaut mitleidig die zärtliche Mutter des Kleinen
Dünner gefiedertes Kleid, kürzer beflügelten Arm:

Doppelt ätzt sie ihr armes Nesthockerchen; und da die andern
Leichthin fliegen davon, spricht sie und hält es zurück:
Deine Geschwister bedürfen, du siehst's, nicht weiter der Mutter;
Nicht mehr sorgen für sie darf ich, sie sorgen für sich.
Doch du brauchst noch die Mutter; sobald dein tägliches Futter
Du nicht findest allein, piepe, wie sonst du gepiept;
Wo auch immer ich flieg' und wo auch immer du flatterst,
Hört mein leiseres Ohr deinen bedürftigen Ruf."

In der flüchtigen Besprechung, wie sich mit Eintritt der schönen Jahrszeit das Konzert der Vögel vom heitern Solo bis zum schwunghaften Tutti entwickelt und letzteres dann sich wieder melodisch löst und verliert, habe ich einer sich noch dazu sehr geltend machenden Stimme nicht erwähnt, ohne welche unser Sommer kein Sommer wäre; ich meine den Kukuk. Er weiß allerdings von dem poetischen Frühlingsdrang der Drossel nichts; als Vollblutegoist wartet er das fait accompli ab und kommt erst, wenn sich die Bäume belaubt haben. Im Orchester der Vögel ist er eigentlich auch nur, was ungefähr der Paukenschläger im unsrigen ist, denn unter die Sänger kann eine Kehle doch fast nicht gerechnet werden, die einen ganzen Sommer über ohne Abwechslung nur denselben einförmigen Spondäus von sich zu geben weiß. Aber Gesang oder nicht! Wen hätte dieser helle Ruf aus tiefem Wald, zumal wenn wir ihn zum ersten Mal im Jahre hören, nicht schon innigst erfreut!

Karl Mayer ruft dem Silvanen zu:

„Dir ruht ein eigenes Metall
O Kukuk in der Kehle!
Drum liebt den Laut, wie Glockenschall,
Die horchsam stille Seele.

Wie der aus heil'ger Kirche dringt
In unsres Herzens Tiefe,
So mir dein Ruf aus Grünem klingt,
Wie wenn der Wald ihn riefe."

Kein Vogel ist, obwohl ihn Viele in ihrem Leben nicht ansichtig wurden, populärer als der Kukuk. Er hat einer Menge Sprüchwörter und Volks- und Aberglauben das Dasein gegeben. Mancher Landmann ist nicht damit zufrieden, daß seine heiße Arbeit auf dem Felde den Sommer über von der hellen Stimme aus dem fernen schattigen Wald begleitet wird, sondern seine Schwarzwälder Uhr muß sie ihm auch den Winter über stündlich noch wiederholen.

„Die Uhr ruft Kukuk! an der Wand,
Die Bibel steht am Sims zur Hand,
Herauf zum Fenster Rosen blühen;
Zur Kürzung vieler Sammlermühen
Ist dicht dabei der Bienenstand.
Das Landvolk hat es wohl erkannt,
Es sei zum Guten, Süßen, Heitern
Ein enger Kreis auch zu erweitern."

singt K. Mayer.

Dem im Wald streifenden Knaben macht das retzige und doch scheue Wesen, die Schwierigkeit, ihn ansichtig zu werden, den Vogel nur noch interessanter. Ein kleines Liedchen von Rückert sagt:

„Dieser Kukuk, der mich neckt,
Tief im Waldgesträuch versteckt,
Rechts und links und überall
Hör' ich seinen fernen Schall.
Wo ich komme, geht er fort,
Bin ich hier, so ist er dort.
Ei, so sei er, wo er sei,
Lieblich ist von fern sein Schrei.

Der Wissenschaft ist er bekanntlich merkwürdig durch die Abnormität, daß er seine Eier nicht selbst ausbrütet, sondern dies Geschäft irgend einem der kleinen Sänger, den Rothkehlchen, Zaunkönigen, Grasmückchen, Bachstelzen ꝛc., aufoctroyirt, was uns in der Hingebung der brütenden Mutter für ihr Stiefkind wieder eine liebenswürdige Seite in der Natur der Vögel aufschließt. Wenn es auch nicht wahr sein sollte, daß eine Bachstelze die Zugzeit im Herbst versäumte, um mit größtem Fleiß einen Kukuk zu erhalten, den sie in ihrem Nest, einem Baumloch, auferzogen hatte, und der zu groß gewachsen war, um herausschlüpfen zu können, so sind der Beispiele doch in Menge vorhanden, wie die kleinen Sänger den großen gefräßigen Tölpel, unter eigener höchster Ermattung, mit Nahrung versorgten, bis er flügge wurde.

Welch ein moralisches Muster für Stiefmütter! Ach, der Beschämungen, die uns die Thierwelt in Edelmuth gibt, sind leider so viele!

Nicht der Kukuk aber allein ist mir in der Beschreibung des Vogelkonzerts in der Feder stecken geblieben. Ich habe noch ein paar Stimmen zu erwähnen, die nicht nur mir, sondern besonders auch dem Volke zu den lieben und werthen Frühlings- und Sommerboten gehören, wenn auch der eine nur ein sehr hölzerner Musikant und der andere mehr ein lieblicher Schwätzer als Sänger ist.

Ich meine den Storch und die Schwalbe.

Wäre des Storches Nest für den Knaben auf dem Lande auch nicht von der frühsten Erinnerung an mit der Kirche verwachsen, so ist doch die Erscheinung des ernsten Vogels in seinen kirchlichen Farben an sich eine patriarchalische. Er, der Magier aus dem Morgenland, ist nicht nur der frühste Bote, daß sich die Erde nun wieder neu kleidet, sondern dem Dunkel seiner Herkunft vermählt sich überhaupt im Volke die lebenverkündende Botschaft.

Letzterer hat Mörike auf reizende Weise in dem nachfolgenden Gedicht Ausdruck gegeben:

„Des Schäfers sein Haus, das steht auf zwei Rad,
Steht hoch auf der Haiden, so frühe, wie spat,
Und wenn nur ein Mancher so'n Nachtquartier hätt'!
Ein Schäfer tauscht nicht mit dem König sei'm Bett.

Und käm' ihm bei Nacht auch 'was Seltsames vor,
Er betet sein Sprüchlein und legt sich auf's Ohr.
Ein Geistlein, ein Herzlein, so luftige Wicht',
Sie klopfen ihm wohl, doch er antwortet nicht.

Einmal doch, da ward es ihm wirklich zu bunt,
Es knopert am Laden, es winselt der Hund;
Nun ziehet mein Schäfer den Riegel — ei schau!
Da stehen zwei Störche, der Mann und die Frau.

Das Pärchen, es machet ein schön' Kompliment,
Es möchte gern reden, ach, wenn es nur könnt'!
Was will nur das Ziefer? ist so 'was erhört?
Doch ist mir wohl fröhliche Botschaft bescheert.

Ihr seid wohl dahinten zu Hause am Rhein?
Ihr habt wohl mein Mädel gebissen in's Bein?
Nun weinet das Kind und die Mutter noch mehr,
Sie wünschet den Herzallerliebsten sich her?

Und wünschet daneben die Taufe bestellt:
Ein Lämmlein, ein Würstlein, ein Beutelein Geld?
So sagt nur, ich käm' in zwei Tag oder drei,
Und grüßt mir mein Bübel und rührt ihm den Brei.

Doch halt! warum stellt ihr zu Zweien euch ein?
Es werden doch, hoff' ich, nicht Zwillinge sein?
Da klappern die Störche im lustigsten Ton,
Sie nicken und knixen und fliegen davon."

Ueber die Pietät des Volkes für seine Störche fehlen nirgends Beispiele. Ein Engländer, den einmal in schändlicher Ueberhebung über diese Pietät die Jagdlust hinriß, zu N.N. einen Storch zu schießen, entging kaum der Lynchjustiz des Volkes, und als einmal in demselben Landstädtchen ein heftiger Orkan das Storchnest mit zwei Jungen vom Dach herabriß, gerieth die ganze Bevölkerung in Alarm. Schleunig wurde das Nest mit den unversehrt gebliebenen Jungen wieder an seine Stelle gesetzt, aber beide, Nest und Junge, wurden von den Alten nicht mehr angenommen. Da erbot sich ein Bürger zu Auferziehung der zwei Waisen, die jedoch in der Entwicklung zurückblieben und jenes Jahr den Wanderzug nicht mehr mitmachen konnten. Damit der Pflegvater, dem die Atzungskosten etwas schwer fielen, nun aber unverdrossen bleibe, setzte der Stadtrath, bis zum nächsten Wanderziel, ein Kostgeld für die elternlosen Kinder seiner Gemeinde aus.

Wir wissen alle, daß in ländlichen Idyllen vorzugsweise gerne auch der Storch figurirt und daß er schon unzähligemal besungen wurde.

Charakteristisch ist das kleine Bild, das K. Mayer mit ein paar Worten von ihm entwirft:

„Des Froschfangs, wie es scheint, vergaß
Der Storch und stolzet durch das Gras;
Er setzt mit Lust ein rothes Bein
Um's andere bedächtig ein,
Und lehrt dich durch sein Beispiel nun
Die Kunst, mit Anstand nichts zu thun."

Ich habe in meinen Aufzeichnungen zwar nur Selbsterlebtes aus dem Vogelleben besprechen wollen; aber eine Erzählung, die mir einmal in einem kleinen Büchlein, als eine von dem Erzähler erlebte, aufstieß, möge hier ihren Platz finden, da das Büchlein selbst in wenige Hände gekommen und jetzt verschollen zu sein scheint.

Auf einem Edelhof an der Ostsee hatte ein Storchen-Paar sein Nest auf einer einstockigen Scheuer aufgebaut. Als die Tochter des Gutsbesitzers eines Tages dort vorbeiwandelte, hatten die Störche eben, aus ihnen wohlbekannten Gründen, ein Ei aus dem Neste geworfen, das von der Tochter aufgehoben und einer eben brütenden Henne unterlegt wurde. Aber, was hatte sie gethan! Als nach Monatsfrist das Geschöpfchen mit dem langen Hals, dem großen Schnabel und den Stelzenbeinen seine Schale durchbrach, verließ die Bruthenne mit Entsetzen ihr Nest, ein Entsetzen, das sich alsbald dem ganzen Hühnerhof mittheilte. Diesem Tumult machte jedoch der Hahn kurz entschlossen dadurch ein Ende, daß er die Henne, die Schänderin der Familienehre, mit ein paar kräftigen Hieben zu Tode biß.

Das Fräulein nahm sich nun des verwaisten jungen Störchleins an und ätzte es verständig und liebreich auf, was ihm mit jener dankbaren Anhänglichkeit erwiedert wurde, womit die Thierwelt schon so oft die Menschenwelt beschämt hat. Der junge Storch war fortan der treue Begleiter seiner Erzieherin, die ihm auf einem Baumstrunk ein Nest hatte herrichten lassen. Darüber verlief der Sommer und es kam die Zeit des Abzugs der Störche heran. Häufiger als früher erhielt jetzt der Einsiedler Besuche von Kameradschaft. Besonders aber in der Nacht, ehe die Wanderung angetreten wurde, scheint der Zuspruch zur Begleitung von Seiten der Reisefertigen ein sehr lebhafter gewesen zu sein, denn in dem von Regen erweichten Boden waren am Morgen rings um jenen Baumstrunk Hunderte von Fußspuren ersichtlich. Der junge Storch aber stand festen Fußes auf seinem Neste und begrüßte klappernd seine Wohlthäterin. So kam Martini herbei und einsmals fehlte der treue Zögling, der doch jeden Morgen sich seiner Erzieherin gestellt hatte. In trüber Ahnung lief diese, ihn suchend, auf dem Damme dahin, der das Gut begrenzte. Endlich, in ziemlicher Entfernung von ihrem Hofe, trat sie, in der Absicht Nachfrage nach dem Vermißten zu halten, in eine armselige, mit Stroh gedeckte Hütte und gewahrte dort beim Eintreten mit Entsetzen einen Topf am Feuer, aus dem zwei lange Beine hervorragten. Es war der Martinstag, und in Ermanglung einer Gans, die in der dortigen Gegend an diesem Tage das obligate Essen bildet, hatten die armen Bewohner der Hütte den Storch eingefangen und abgeschlachtet.

Gemüthlich erzählt, ist diese Geschichte mit ihrem traurigen Ausgang von wahrhaft tragischer Wirkung; sie gewinnt aber an Interesse, wenn wir lesen, daß die Empfindlichkeit für die Verletzung der Familienehre eine gegenseitige ist, und daß, wenn Storchen Hühnereier zum Brüten unterlegt werden, auch die Störchin bei erscheinender fremden Brut der strengen Justiz zum Opfer fällt.

Schließen will ich mein Geplauder über den Storch mit J. V. Scheffel, der ihm folgende Anrede hält:

„Wer klappert von dem Thurme,
Seltsamen Gruß mir? Horch!
Das ist in seinem Neste
Mein alter Freund, der Storch.

Er rüstet sich zur Reise
Weit über Land und See;
Der Herbst kommt angezogen,
Drum sagt er uns Ade.

Hast Recht, daß du verreisest,
Bei uns wird's kahl und still;
Grüß' mir das Land Italien
Und auch den Vater Nil.

Es werde dir im Süden
Ein besser Mahl zu Theil,
Als deutsche Frösch' und Kröten,
Maikäfer und Langweil'.

Behüt' dich Gott, du Alter!
Mein Segen mit dir zieht,
Du hast in langen Nächten
Oftmals gehört mein Lied.

Und wenn du nicht zufällig
Im Nest verschlafen bist,
So hast du auch gesehen,
Wie sie mich einst geküßt.

Doch schwatz' nicht aus der Schule,
Schweig' still, alter Kumpan!
Was geht die Afrikaner
Die Lieb' am Rheine an?"

Fast die gleiche Pietät, wie dem Storch, erweist das Volk der Schwalbe. Beide sind ihm so zu sagen Kalenderheilige. Während aber der eingeschneite Storch schon manchmal verwünscht haben mag, daß sein Wanderpaß nach altem Herkommen auf Petri Stuhlfeier lautet,

geht die Schwalbe sicherer zu Werk. Sie, jene vereinzelte fürwitzige ausgenommen, die keinen Sommer macht, kommt erst, wenn sie weiß, daß unsre schönen Tage da sind, die Tage, von welchen Rückert, die Schwalbe anredend, sagt:

„Gesteht, in diesen Tagen
Ist's auch in Deutschland schön,
Und nimmer wollt' ich klagen,
Wenn nie die Schwalben flöh'n."

Daß die Schwalbe, die nicht, wie der Spatz, der Proletarier, den Reichthum des Menschen abzuschäumen die Bestimmung hat, doch zutraulich an seinen Wohnungen und Ställen nistet und folglich ein uneigennütziges Gesellschaftsband mit ihm liebt, gibt ihr allerdings um so gewisser ein Recht auf unsern Schutz.

Rückert singt:

„Nicht auf Bäumen brütet ihr,
Und nicht auf der Erde;
Nur beim Menschen miethet ihr
Und bei seiner Heerde.

Eh' der Mensch ein Haus erbaut,
Wo habt ihr gerastet?
Eh' vom Rind ein Stall war laut,
Wo habt ihr gegastet?

Wenn des Menschen Hütte fällt,
Wo dann wollt ihr gasten?
Wenn kein Stall die Kuh mehr stellt,
Wo dann wollt ihr rasten?

Danket Gott und bittet ihn
Laut im Abendliede,
Daß er uns und euch verliehn
Und verleihe Friede."

Leihen wir diesem zierlichen, geschwätzigen Abendlied unser Ohr, so meint man in der That herauszuhören, wie wohl dem kleinen Thiere oben auf seiner Dachrinne die friedlichen Hanthierungen des Menschen unter ihm zusagen, wie ihm, nach einem heißen, von ihm selbst rastlos durchjagten Tage, nun die heitere abendliche Ruhe wohlgefällt; ja wenn es selbst dann noch mit seiner Kameradschaft in raschem Fluge über die auf der Gasse jodelnde Jugend weg in muthwilligem Geschrei hinjagt, so glaubt man zu fühlen, daß es an dieser Kinderfröhlichkeit Antheil nehmen wolle.

In der Nähe meines Wohnorts auf dem Lande war ein Dorf, in dem das Hafnergewerbe sehr schwunghaft betrieben wurde. Dort war ein Hauptnistort der Schwalben. Wahrscheinlich waren sie daselbst in der Gelegenheit, den Hafnern gut zubereiteten Lehm zu ihren Nestern zu mausen. Manches der dortigen armseligen Häuser war unter dem Dache mit einem ganzen Friese von Schwalbennestern garnirt, wie mit antiken Eierstäben, und die Bewohner konnten kein Fenster öffnen, ohne daß sie Verunreinigung aus dem Flugloch riskirten. Sie ertrugen das onus aber mit Geduld.

In dem Bergstädtchen L. kam es mir doch selbst einmal vor, daß mir der Wirth erklärte, ein Zimmer als Nachtquartier könne er mir zwar noch einräumen, aber Schwalben hätten sich darin eingebaut und er logire mich dort nur unter der Bedingung, daß ich ein Fenster offen lasse, eine Bedingung, die ich, mit den Schwalben mich in das Zimmer theilend, willig annahm. — In einem andern Ort und Gasthause fand ich ein Schwalbennest an einen in einer Ecke des Oehrns befestigten Winkel eines Glockenzugs angeheftet und der Dienst der Glocke wurde bis zum Ausflug der Jungen suspendirt.

Rückert, der diesem liebenswürdigen Vogel so manches poetische Wort gewidmet hat, gibt uns allerdings auch die Erfahrung einer Ausnahme von dieser Pietät zum besten. Sie lautet:

„Schwalben hatten an meinem Sims gesiedelt,
Jeden Morgen mich weckend mit Gezwitscher.
Handwerksleute, bestellt vom Herrn des Hauses,
Auszutünchen die Wand und auszuflicken,
Haben lärmend gescheucht die frommen Vögel,
Die auswanderten, wie mit Sack und Pack
Musen wandern, wo aufgeschlagen werden
Philosophische Lehrsystemgebäude."

Derselbe Dichter leiht auch dem, den Dorfbewohnern sich oft aufdrängenden Gefühle Ausdruck, daß der friedliche Schutz, den der fromme Vogel an des Bauern Dach findet, von dessen Schwelle den Unfrieden doch nicht abzuhalten vermag.

„Die Schwalben fliegen mächtig
Das Dorf noch einmal um,
Gesellig und einträchtig
Und sind dabei nicht stumm.

O, dürften sie erzählen
Von lauter Einigkeit
Und müßten nicht verhehlen
Viel bösen Zank und Streit.

Unfrieden, den mit Grauen
So manche Hütt' umschließt,
Daß unter'm Dach zu bauen
Die Schwalben fast verdrießt."

Wie, nach Abzug der Schwalben, die frechen Spatzen die verlassenen Nester sich gerne zu Nutzen machen, hat der Landbewohner oft Gelegenheit zu beobachten. Der neue unsäuberliche, jedes Schönheitssinns bare Eindringling verräth seinen Einzug alsbald durch aus dem Flugloch heraushängenden Plunder. Daß um ein solches usurpirte Nest aber einmal bei Zurückkunft der Schwalben Streit entstand und wie er endete, erzählt abermals Rückert:

„O Schwalbe, die aus ihrem Neste
Der Spatz vertrieb,
Du bist der friedlichste der Gäste
Und er ein Dieb.

Soll ich ihn aus dem Hause jagen
Mit schwerer Hand,
So fürcht' ich nur dir zu zerschlagen
Die Mörtelwand.

Was hast du selbst ihn nicht gerissen
Aus seiner Ruh'?
Ich seh', du trägst ihm wohlbeflissen
Noch Mörtel zu.

Wie? bauest du des Räubers halber
Dein Nestchen voll?
Doch, ach! ich seh', es haben Schwalben
Auch ihren Groll.

Du machst den Eingang eng dem Dicken,
Du mauerst gut,
Du mauerst, bis er muß ersticken
Mit seiner Brut.

Im Raub lebendig einzumauern
Ein Raubgeschlecht,
Ich muß es selber fast bedauern,
Doch ist es recht.

So geht's, wer sich in fremden Nestern
Breit macht und laut.
Du aber hast mit deinen Schwestern
Bald neu gebaut."

Ich habe oben den Spatzen einen Proletarier genannt und es begegnet mir hierin ein Dichterwort, des Inhalts:

„Gibt's denn in der Thiere Staat
Auch ein Proletariat,
Sorglos lebend in den Tag,
Dreist dem Nachbar stets zur Plag',
Schlecht in Wohnung, schlecht von Kittel,
Doch vergnügt mit jedem Mittel,
Kinder zeugend ohne Zahl
Ueberall in Berg und Thal?
Ja! sie dringen dir in's Haus
Als Fliege, Sperling und als Maus.

Das kranke Kind.

„Was wecken aus dem Schlummer mich
Für süße Klänge doch?
O Mutter, sieh, wer mag es sein
In später Stunde noch?"

„„Ich höre nichts, ich sehe nichts,
O schlumm're fort so lind!
Man bringt dir keine Ständchen jetzt,
Du armes, krankes Kind!""

„Es ist nicht irdische Musik,
Was mich so freudig macht:
Mich rufen Engel mit Gesang:
O Mutter, gute Nacht!"

Uhland.

In dieser seiner Eigenschaft als schlauer, kecker, aufdringlicher Proletarier hat der Spatz nicht viele Freunde. Er scheert sich aber nicht darum, wie der alte Ramler sagt:

„Wann denkt der wilde Spatz daran,
Daß ihn Verachtung drücket?
Er liebt und singt, so viel er kann,
Und schmauset, was ihm glücket.

Seinen Diebereien zu begegnen, ist schwer. Er läßt sich nicht leicht abtreiben. Er verhöhnt den in Feld und Garten gegen ihn aufgestellten Putzemann mit des Schulmeisters verschlissenem Frack und dem schwarzen Cylinder,

längst bekannt mit Rückert's dem Vogelgeschlecht gegebenen Rath:

„Hinter Scheuchen könnt ihr still
Eben euch verstecken,
Denn wo man euch fangen will,
Wird man euch nicht schrecken."

Mit mir haben gewiß noch Viele ihr Wohlgefallen auch an diesem aparten, sich stets unverdrossen durch alle Unbill der Witterung, der Jahrszeiten und der Nahrungssorgen durchkämpfenden Burschen. Er repräsentirt in Klugheit und Gewandtheit eine der schönen Seiten des Vogelgeschlechts, und seine Mausereien ersetzt er bekanntlich reichlich als Raupenvertilger.

Goethe sagt:

„Sprich, wie werd' ich die Sperlinge los! so sagte der Gärtner,
Und die Raupen dazu, ferner das Käfergeschlecht,
Maulwurf, Erdfloh, Wespe, die Würmer, das Teufelsgezüchte?
Laß sie nur Alle, so frißt Einer den Anderen auf."

(Schluß folgt.)

Aus den Personalakten des Onkels.

(Zum hundertjährigen Geburtstage Napoleons I.)

Immerhin setzen große Erfolge innere und äußere Tüchtigkeit ungewöhnlicher Art voraus.

In zwei Stockwerken eines großen Gebäudes zu Paris, welches das Militär-Depot heißt, werden Personalakten aufbewahrt. Ein besonderer Saal enthält die über die Generale und Marschälle Frankreichs ergangenen Aktenstücke, und da zieht denn unter den Tausenden von Foliobänden, welche die Gestelle füllen, die Aufmerksamkeit des Beschauers sofort einer auf sich, der in grünen Marokkin, mit goldnen Bienen verziert, eingebunden ist und auf seinem Rücken die Inschrift trägt: Napoléon Bonaparte.

Oeffnet man das nicht eben große Buch, so gibt gleich das erste Schriftstück eine Darstellung von Bonaparte's Dienstzeit nach der gewöhnlichen Gestaltung einer militärischen Laufbahn; dann folgt sein Taufzeugniß in lateinischer Sprache abgefaßt, in Ajaccio ausgestellt und mit einem Siegel versehen, das die Inschrift zeigt: „Insel Corsica. — Ein Sol." Hierauf kommt ein Armuthszeugniß, begleitet von einer Urkunde, ausgestellt von Hozier de Sevigny und gegengezeichnet von dem Wappenherolde des französischen Adels, dem Grafen Duplessis, in welcher bescheinigt wird, daß „Napoleon Bonaparte, geboren den 27. August 1769 *), der Erbe eines Adels ist, der ihm den Anspruch verleiht, unter diejenigen jungen Herren aufgenommen zu werden, welche Se. Majestät in der Militärschule erziehen läßt." Dann folgen in chronologischer Reihenfolge verschiedene Dienstbefehle, welche Bonaparte als Subaltern-Offizier und später als General erhalten hat; auch ein Bericht, der von der Kommission für Aufstellung und Leitung des Heeres und der Flotte dem Sicherheitsausschusse unter'm 22. Vendémiaire im Jahre 4 der Republik (13. Oct. 1796) erstattet worden, und in welchem gutächtlich geäußert wird: „General Bonaparte möge ermächtigt werden, seinem eigenen Antrage zufolge, in den Dienst der Türkei überzutreten mit den zwei Artillerieoffizieren Sorgis und Marmont." Wie schwach sind oft die Fäden, an denen selbst die Geschicke großer Reiche hängen; wie anders möchte sich die Geschichte unseres Jahrhunderts gestaltet haben, hätte Napoleon seine damalige Absicht wirklich ausgeführt!

Auch einige Autographen aus der Feder des jungen Offiziers enthält der Aktenband. So z. B. einen Brief des Lieutenants Bonaparte im Regimente Lafère an Herrn Lesancquer, ersten Sekretär im Kriegsministerium, datirt Auxonne, 3. Juni 1791, worin er bittet, ihn bei diesem Regimente zu belassen, da er sonst die Vorbereitung seines Bruders für den Dienst, die er auf eigene Faust angefangen, nicht weiter fortsetzen könne. In einem andern Briefe vom 1. Sept. 1792 an die „Administration von Versailles" reklamirt er für die unter seiner Vormundschaft stehende Schwester Marianne, welche in Folge der plötzlichen Aufhebung der St. Ludwigs-Erziehungsanstalt aufenthaltlos geworden war, die ihr zukommenden 20 Sous pro Meile zur Reise nach Ajaccio, ihrer Heimath. Damals war der Mann, welcher später, nachdem er seinem Ehrgeize die ungemessenste Nahrung gegeben, kaum dreißig Jahre alt, auf Minister, Fürsten, ja selbst auf Könige, wie auf seine Lakaien herabsehen konnte, um sie, je nach Laune, anzuschnauzen, wie der ehemalige Hauptmann seine Kanoniere, ein armer, einsamer Fremder ohne alle Freunde und Verbindungen in der weiten Hauptstadt. Dem entsprechend waren auch die verschiedenen Wohnräume, die er nach und nach bezog.

Nachdem er die Militärschule, wo er 273 Stufen hoch unter dem Dache in enger Zelle hauste, verlassen hatte, siedelte er in ein einfaches Häuschen am Quai Conti über, das jetzt ein Maler bewohnt. Im Jahre 1792 hatte er im Hôtel de Mez ein einzelnes Zimmer im dritten Stock inne; er war damals Artilleriehauptmann und speiste in einem kleinen Speisehause in der Rue des Petits-Pères, wo der Bürger Justet seine Gäste für 6 Sous pro Gericht köstlich regalirte, aß aber trotz dieser Wohlfeilheit nicht mehr als zwei Gerichte. Es kam auch einmal vor, daß der Herr Offizier seine Uhr versetzen mußte, um sein Mittagsbrod bezahlen zu können. Im Jahre 1794, als er General der Artillerie geworden, zog

*) Jetzt gilt bekanntlich der 15. August 1769 als der Geburtstag Napoleons I. Nach dem Civilregister der Stadt Paris (2. Arondissement Nr. 290, datirt vom 19. Ventôse an IV. der Republik), enthaltend den Gerichtsakt der Vermählung des Napolione Buonaparte und der Marie Josephine Rose Tascher de la Pagerie (Veuve Beauharnais) ist dagegen Ersterer laut eigener Angabe am **5. Febr.** 1868 geboren. Gleich ihm hatten übrigens auch mehrere seiner namhaftesten Generale im Jahr 1769 das Licht der Welt erblickt: so besonders die Marschälle Ney und Soult, und auch Napoleons und dieser beiden Marschälle siegreicher Gegner Wellington wurde — eine eigenthümliche Ironie des Zufalls! — vor hundert Jahren und zwar am 1. Mai geboren.

Bonaparte in ein altes, vier Fenster breites Haus in der Rue du Mail, das den hochklingenden Namen Hôtel des Droits de l'Homme führte; er nahm für sich eine einfache Stube im vierten Stock und gerade über dieser zwei Zimmer, eines für seinen Bruder Ludwig, den späteren König von Holland, eines für Junot, den späteren Herzog von Abrantes, und zahlte dafür Alles in Allem 27 Francs monatlich, in welcher Summe auch das Honorar für das Reinigen der Zimmer, das Bettmachen und das Stiefelwichsen mit inbegriffen war.

Um diese Zeit geschah es, daß die eben am Ruder befindliche Regierung ihm die Zumuthung stellte, seinen Rang als General der Artillerie mit dem eines Generals der Infanterie zu vertauschen und als solcher gegen die Royalisten in der Vendée zu ziehen, welche sich damals in hellem Aufstande befanden; als Bonaparte die Gewährung dieses Wunsches rundweg abschlug, strich man ihn von der Liste der Generale und entzog ihm allen Sold. Seine Ersparnisse waren bald aufgezehrt, und er dachte wiederholt daran, Paris zu verlassen und sich der Landwirthschaft oder der Industrie zuzuwenden; allein Paris hatte doch seine Reize für ihn, und er bezog daher im Jahre 1795 ein kleines, einfach ausgestattetes Logis (für 20 Francs monatlich) in Nr. 19 der Rue de la Michodière, einige Häuser vom Boulevart des Italiens entfernt. Von hier zog er später nach dem Hôtel Mirabeau in einem Sackgäßchen dicht neben den Tuilerien, einem alten verräucherten dreistöckigen Hause, wo er das Appartement Nr. 5 bezog und wahrscheinlich 18 Frcs. monatlich als Miethe bezahlte. Indessen — er war nicht weit von den Tuilerien, und wer weiß, was sein „Stern"*) ihm bestimmt hatte!... Der junge General machte bald einen tiefen Eindruck auf das Herz der „Bürgerin" Fräulein Fanchette, der einzigen Tochter des alten Rouget, dem das Haus gehörte. Bürger Rouget merkte allmälig, wie die Sache stand, und er entschloß sich auch, den General zum Schwiegersohn zu nehmen, doch nur unter der Bedingung, daß er das Heer und das Soldatenhandwerk aufgebe, um statt dessen die Verwaltung des Hauses und der Gastwirthschaft zu übernehmen, welche die Tochter einmal erben werde. Bonaparte war unter den obwaltenden Umständen vielleicht nicht gleich von vornherein abgeneigt, diese Bedingung einzugehen; indessen — der Gang der menschlichen Dinge ist oft gar wunderlich!

*) Diese astrologische Metonymie kann nicht schöner motivirt werden, als dies von Byron in dessen „Childe Harald" (übersetzt von Otto Gildemeister) gethan worden ist:

Ihr Sterne, Poesie des Himmels! — Ja,
Daß wir der Menschen und der Völker Loos
In eurer Goldschrift lesen, liegt so nah:
In unserm Drange stark zu sein und groß,
Reißt unser Schicksal sich vom Staube los
Und heischt mit euch Verwandtschaft. Denn ihr tragt
Schönheit und Ewigkeit in eurem Schooß,
Darnach so mächtig unsre Sehnsucht ragt,
Daß Glück, Ruhm, Leben, Macht sich Stern zu nennen wagt.

Uebrigens war bekanntlich Napoleon, der auch, nach eigenem Geständniß, nichts von Kant's Schriften verstand, lächerlich abergläubisch. Durch derartige Schwächen, wie sie bei Leuten gewöhnlichen Schlags kaum verziehen werden, scheint bei bedeutenden Männern deren Zusammenhang mit der Gebrechlichkeit der menschlichen Natur deutlich vor Augen gestellt werden zu sollen.

Paris stand in Waffen, in allen Bezirken der Stadt wurde mit Erbitterung gefochten, und Fräulein Fanchette hatte das Mißgeschick, daß in der Straße St. Roch, unweit ihrer väterlichen Wohnung, eine Kugel ihr das Bein zerschmetterte; sie wurde in das Hôtel Mirabeau gebracht, das man zu einem improvisirten Spital oder einer Ambulance eingerichtet hatte, und hier wurde ihr das zerschossene Bein abgenommen. Damit war Papa Rouget's goldener Traum von Heirath und Schwiegersohn grausam zerstört; der lebhafte junge General, das mußte er sich sagen, konnte und mochte nicht wohl eines Gastwirths Tochter mit hölzernem Bein heirathen. Zum Trost fand der alte Mann bald einen Käufer für seine Wirthschaft, und so konnte er seinen längst gehegten Wunsch erfüllen und sich nach seiner Vaterstadt in der Gascogne zurückziehen, wo er noch die Freude erleben sollte, zu vernehmen, wie sich sein ehemaliger Schwiegersohn in spe, sein „junger General", zum Kaiser der Franzosen aufschwang. Fräulein Fanchette fand auch noch einen Gemahl, einen jungen Kaufmann, der sich um ihr hölzernes Bein wenig kümmerte und sie zu einer glücklichen Gattin machte. Junot bekam zufällig Kunde von Fanchette's Heirath und setzte den Kaiser davon in Kenntniß; dieser schickte sofort einen Adjutanten nach der Gascogne, welcher in seines Gebieters Namen das neuvermählte Paar beglückwünschte und demselben eine kostbare Wiege überreichte, in welcher ein prächtiges Schmuckkästchen verborgen war, das zwanzig Banknoten, jede zu 4000 Frcs., enthielt. Papa Rouget, dem die glückliche Versorgung seiner Tochter schon große Freude machte, rief beim Anblick der kaiserlichen Geschenke und nachdem er die kaiserlichen Glückwünsche vernommen: „Gott Lob, Unglück ist doch auch zu Etwas gut!"

Aus dem einfachen Hôtel Mirabeau in dem Sackgäßchen war Bonaparte in das glänzende Hôtel de la Colonnade in der Rue Neuve des Capucines, und also wieder in die Nähe der Tuilerien, gezogen. Hier schlug der General als oberster Befehlshaber der Armee des Inlandes (seit dem 8. Octbr. 1795) nebst seinem ganzen Stabe sein Hauptquartier auf; hier empfing er den Besuch von Eugen Beauharnais und dessen Mutter; hier sah er zuerst seine Josephine. Nach der Vermählung mit derselben (am 8. März 1796) bezog er das einfache, aber elegante Haus Nr. 52. in der Rue Chantereine, welche Straße in Folge der von ihm erfochtenen Siege in Italien ihm zu Ehren den Namen Rue des Victoires erhielt, den sie noch heute führt. Dieses Haus war die letzte Privatwohnung des immer höher steigenden Bonaparte; später wohnte er nur noch in Palästen: nachdem er am 18. Brumaire (9. November) 1799 die Sitzung des Raths der Fünfhundert im Gewächshause zu St. Cloud, als dieser eben im Begriff stand, das Todesurtheil über ihn auszusprechen, gesprengt und darauf das Direktorium aufgehoben hatte, bezog er das alte Palais du Luxembourg. Noch legte der Held von Marengo einen großen Werth darauf, auch bei der Gewalt eines Xerxes in der Einfachheit eines Leonidas zu erscheinen. Er trug die schlichte Uniform, die er auf den Schlachtfeldern und an den Pyramiden, bedeckt mit dem Staube der Wüste, getragen hatte, und bewohnte im Palast blos einen Seitenflügel, während Josephine und ihre Kinder, getrennt von

ihm, einen andern Theil des großartigen Gebäudes innehatten. Aber der erste Konsul Bonaparte vergaß sehr bald die spartanischen Grundsätze und Gewohnheiten des Generals Bonaparte; mit der Erweiterung seiner Pläne wendeten sich auch seine Blicke nach dem Residenzschlosse der letzten Könige von Frankreich; es wurde auf sein Geheiß zum Herrscherpalast restaurirt, und am Morgen des 19. Februar 1800 sagte er zu seiner Gemahlin: „Madame, Sie werden heute zum ersten Mal in den Tuilerien schlafen." Der Umzug ward mit einem Glanze vorgenommen, der bereits ein militärisches Königreich entfaltete, denn 25,000 Mann, die vor dem Schlosse in Parade, mit fliegenden Fahnen aufgestellt waren, präsentirten das Gewehr, als der erste Konsul unter dem Donner der Geschütze, den jubelnden Zurufen einer begeisterten Volksmenge und dem Schalle schmetternder Fanfaren die große Treppe hinaufstieg und in die Prachtgemächer Ludwigs XIV. eintrat. Unten aber ließen sich noch lange die Aeußerungen des Beifalls und der Bewunderung vernehmen. — „Das ist ein Cromwell!" — „ein Monk!" — „ein Cäsar!" — „das ist Frankreich!" riefen Hunderte zu gleicher Zeit . . .

Fürwahr, keinem Menschen der Erde hat das Glück je wieder so gelächelt, wie Napoleon dem Ersten! Seine Laufbahn war weit glänzender als die des Dritten, denn der Oheim schnitt aus vollem Holze, während der Neffe leimen mußte; den Oheim trug die Revolution empor wie ein riesiger Luftballon, der Neffe aber hat den ganzen Druck der Verbannung auf sich wuchten gefühlt. Der Oheim schiffte wie gesagt auf dem breiten Strome des Glückes, wie ein leuchtendes Meteor erhob er sich über die Menschheit: Artillerie-Lieutenant, Hauptmann, General, erster Konsul, Kaiser — es war ein Avancement, wie es die Geschichte nicht gesehen hat. Der Neffe hat eine ganz andre Schule durchgemacht; er lernte die Menschen nicht blos aus der Vogelperspektive kennen, sondern aus der Stellung von unten hinauf, wo Mittelmäßigkeiten allenfalls als Riesen erscheinen, und nur die Reflexion lehren kann, wie sie etwa von oben aussehen dürften; die Misère eines gedrückten Daseins machte ihn mit den Gefühlen bekannt, die ein verlassener Mensch von Geist beim naserümpfenden Mitleid des Reicheren oder des in seinem Dünkel Klügeren ruhig unterdrücken muß. Dafür wurde aber seine Menschenkenntniß tiefer und gefährlicher. Dem Onkel schwindelte bisweilen das Hirn in bedenklicher Weise, er träumte von Vergötterung seines Ichs, er entwarf chimärische Pläne und äußerte seine Menschenverachtung auf verletzende und cynische Weise. Mit den höchsten Einsätzen spielte Napoleon I. um Ruhm und Größe; er war ein Spieler von jenem unersättlichen Drange, entweder Alles zu gewinnen oder Alles zu verlieren. Das Haushalten in einem beschiedenen Kreise war nicht sein Metier. Die Ruhe des Friedens hätte er niemals einem Volke geben können.

„Die Welt ist ausgerenkt; wie muß mich's kränken,
Daß ich geboren ward, sie einzurenken!"

läßt Shakespeare seinen Hamlet, den legitimen Königssohn, sprechen. Napoleon I. freute sich, der Mann zu sein, dem diese Heilung anvertraut ward, und zwar, weil er gerade das im höchsten Grade besaß, was dem Dänenprinz so sehr abgeht: Willenskraft und Entschiedenheit. Seine Feuerseele trieb ihn zu Kampf und Streit, und er suchte solchen, wenn sich die Gelegenheit nicht von selbst darbot. Das gallische Element in ihm ließ ihn beim geringsten Vorkommniß Anlaß zu einer Kriegserklärung geben. Den Segen, den er hätte hervorbringen können, sobald er dem Erobern entsagt und sich nur auf's Regieren gelegt hätte, wäre bei seinem an beständige Thätigkeit gewohnten Geiste unberechenbar gewesen, aber immer neue Abwechselungen verlangte seine unruhige Seele, das Einerlei des friedlichen Regierens behagte wie gesagt seinem thatendurstigen Temperamente nicht — er war der Donnergott seiner Zeit, das stürmende Ungewitter, das nur auf Augenblicke erfrischte und befruchtete; dann riß es wieder Tausende darnieder, verschonte den einzigen Sohn der Wittwe nicht — er mußte fort auf das Schlachtfeld und kämpfen für eine Laune, für eine eingebildete Kränkung, für einen unmotivirten Eroberungskitzel des großen, des allmächtigen Napoleon. Ja wohl, er war nur allzu lange allmächtig, er besaß Alles, nur kein — Gemüth.

Frankreich hielt Napoleons „Ruhm" für den seinigen: das ist begreiflich; er war diesem Lande theuer genug zu stehen gekommen. Aber es kam auch die Zeit, wo Frankreich selbst es für gut fand, seine Sache von der ihres Hauptes zu trennen und ihn ohne großen Schmerz erst nach der Insel Elba, dann nach St. Helena ziehen zu lassen. Dort, auf jenem Felseneilande, im Schlosse Longwood, unter der strengen Bewachung eines Hudson Lowe, beschloß er die letzten Jahre seines Lebens, und erst 1840 führte der Prinz von Joinville die Asche des „kleinen Corporals" nach Paris in den Invalidendom zurück, damit der Wunsch erfüllt werde, den Napoleon in seinem letzten Willen kundgegeben hatte: — daß seine Gebeine bestattet werden sollten sur les rives de la Seine.

H. Schr.

Gruppe aus Neuseeland.

(Taf. 27.)

Der fünfte Welttheil ist mit dem Namen Australien nicht mehr genügend bezeichnet. Entweder muß man Polynesien hinzusetzen, was Inselmenge, Inselwelt bedeutet, oder den ganzen Komplex mit dem Ausdruck Oceanien umfassen. Für das australische Festland, weil zuerst von holländischen Seefahrern gesehen, war früher der Name Neuholland im Gebrauch, welches Vollrath Hoffmann als das Land verräthselte, wo die Vögel Haare haben und die Säugethiere Schnäbel, wo die Adler weiß sind und die Schwäne schwarz, die Bäume niedrig und das Gras hoch, wo den Birnen der Stiel am dicken Ende sitzt und den Kirschen der Stein an der Außenseite, also

Art. Anst. v. E. Hochdanz, Stuttgart.

Univ. Bibl.
München

eine verkehrte Welt. Seitdem aber die Engländer den Kontinent kolonisirten, nennen wir denselben gleich ihnen Australien und die zugehörige Inselflur Polynesien.

Ein wesentliches Zubehör zu Australien ist auch die Doppelinsel Neuseeland, welche von dem portugiesischen Seefahrer Abel Tasman 1642 aufgefunden wurde. Nähere Kunde von ihr gab erst James Cook, nach seiner ersten Reise 1768 mit den Naturforschern Banks und Solander, und nach der zweiten 1772 mit den beiden Forster. Durch die Cooks-Straße ist Neuseeland in zwei große Inseln getrennt, mit einem südlichen Anhängsel, der Stewartsinsel jenseits der Foveauxstraße. Die Inseln haben Schneeberge, erloschene und thätige Vulkane, worunter der oft abgebildete, 9000 Fuß hohe Egmontsberg, überhaupt eine alpenartige Struktur. Aus der eigenthümlichen und reichen Vegetation wird namentlich eine zum Schiffsbau vorzüglich brauchbare, ursprünglich als Schmarotzerpflanze auftretende Eichenart hervorgehoben, und der neuseeländische Flachs (phormium tenax) mit seinen syrupreichen Blüthen und seinen bis 12 Fuß langen Blättern.

Die Eingebornen von Neuseeland sind wohlgestaltet, braunfarbig, anstellig und sehr leidenschaftlich. Erst Kannibalen, sind sie durch die Bemühungen der Missionäre zum größten Theil entwildert, sitzen in der Kirche, im Rathe, beim Kaffee, und lesen Zeitung in ihrer Muttersprache. Von einer englisch-neuseeländischen Aktiengesellschaft wurde das Land seit 1837 stetig kolonisirt, und 1840 nahm die britische Regierung durch Unterwerfungsvertrag förmlich Besitz von ganz Neuseeland und ernannte einen Gouverneur, der in der Hauptstadt Auckland residirt.

Von den Häuptlingen, welche den Unterwerfungsvertrag unterzeichneten, sind zwei auf unsrer Tafel porträtirt: Warepori, im Vordergrund stehend, mit der aus Nierenstein geschliffenen Kennle Pattu-Pattu in der Hand, ein gefürchteter Kriegsmann und großer Redner; im Hintergrund sein Oheim Epuni mit der Kriegslanze. Warepori zeigte sich dem neuen Zustande nicht gewachsen. Um seine Degradation durch die Fremden zu verschmerzen, ergab er sich dem Trunk und degradirte sich selber auch physisch und moralisch, so daß er in Dürftigkeit und Verachtung endete. Der Neffe wurde aber durch den Oheim beschämt, welchen die Engländer als ächten Gentleman beleumunden, der in allen Kreisen gern gesehen ist und in seinem Dorfe Pitone noch am Leben sein kann.

Von den Baulichkeiten unsres Bildes ist das hintere Haus ein Schlummersaal, Ware-Puni genannt, das vordere ein Provisionshaus oder Wata, zur Aufstapelung von Lebensmitteln errichtet. Die seltsame Fratzenplastik macht in der Wirklichkeit keinen ungünstigen Eindruck, sofern Figuren und Ornamente mit Ocker, Weißerde und Holzkohle harmonisch ausgemalt sind.

Um noch ein Wort über die Sprache dieser Insulaner zu sagen, so erscheint sie als Abschwächung der malayischen. Wortschatz und Grammatik der polynesischen Idiome sind ziemlich eng und dürftig. Die Sylbe kann weder auf einen Consonanten enden noch zwei Consonanten enthalten; sie besteht immer aus einem Consonanten, dem ein Vokal folgt, oder wird nur von einem einzigen Vokal gebildet. Die Bildung neuer Wörter bestreitet der Polynesier gewöhnlich mit Wiederholung einer und derselben Sylbe, so auch die Steigerung durch Wiederholung desselben Wortes oder durch Verbindung von entgegengesetzten Eigenschaftswörtern. Geschlecht und Zahl werden oft gar nicht unterschieden.

Uebrigens beträgt die Seelenzahl der Eingebornen von Neuseeland nur noch 50,000, die von der europäischen Civilisation schrittweise vollends aufgerieben werden. So sind auch die Bewohner des vielgepriesenen Tahiti-Archipels, welche zu Cook's Zeit auf mehr als 300,000 geschätzt wurden, heute auf 30,000 buchstäblich dezimirt.

Eine Walroßjagd.

Ich hatte in Hamburg die Bekanntschaft eines Engländers gemacht, mit dem ich, da wir die gleiche Neigung für Abenteuer hegten, bald innig befreundet wurde. Von ihm erhielt ich eine Einladung zu einer Walroß- und Robbenjagd in den eisigen Regionen der Spitzberge. Nach seiner Schilderung hatte diese Art Jagd nicht ihres Gleichen in der Welt, und da er bereits in den Wäldern von Afrika, in den Jungles von Asien und auf den amerikanischen Prairien gejagt hatte, so war er wohl befähigt, ein Urtheil darüber abzugeben.

Da ich mein eigener Herr war und freie Zeit genug hatte, so nahm ich die Einladung mit Freuden an. Nach einer glücklichen Fahrt erreichten wir Anfangs Juni den Jagdgrund und begaben uns sogleich an's Werk.

Das Walroß oder der See-Elephant, wie es auch genannt wird, ist ein amphibienartiges, fleisch- und pflanzenfressendes Säugethier, so dick und oft noch dicker als ein Ochs, aber 15 bis 20 Fuß lang. Es hat kurzes gelbliches Haar, einen kleinen Kopf, welcher einige Aehnlichkeit mit dem des Menschen besitzt, wildblickende Augen, einen Büschel Borsten um die Nase und weiße elfenbeinartige Stoßzähne, welche abwärts gewachsen sind und nicht selten eine Länge von 2 Fuß erreichen. Es kann bis zu 20 Faden tief unter dem Wasser schwimmen, und wenn es an die Oberfläche kommt, um zu athmen, zieht es die Luft ein und bläst sie ähnlich wie der Walfisch wieder aus. Es lebt hauptsächlich von Sandwürmern, Seesternen, Muscheln, Krabben und Seegras. Sein gewöhnlicher Aufenthalt sind die schwimmenden Eisstücke, auf denen es sich sonnt und schläft. Hier wird es in der Regel von den Wachen im Mastkorbe der Schiffe entdeckt, worauf sogleich eines oder mehrere Boote sich auf die Jagd begeben.

Diese Boote sind eigenthümlich gebaut, einige 20 Fuß lang, 5 Fuß breit, an beiden Enden auf- und in der Mitte eingebogen, so daß sie augenblicklich wie auf einer Drehscheibe gewendet werden können. Ein solches Boot ist gewöhnlich von fünf Mann besetzt, wovon vier Riemenruder führen. Wenn sich dasselbe einer Heerde Walrosse oder Robben nähert, so steht der Harpunier mit seiner

Waffe auf dem Vordertheile. Die Harpune ist an einem aufgewundenen Tau von 15 Faden Länge befestigt, weil das Thier, sobald es getroffen ist, sogleich untertaucht. Da das Walroß nicht lange unter dem Wasser bleiben kann, so hält man diese Länge der Leine gegen allenfallsige Gefahren für hinreichend. Zuweilen steht noch ein anderer Mann mit einer Büchse im Boote bereit, um, wenn dasselbe nicht nahe genug kommen kann, die Harpune zu gebrauchen, auf dasselbe zu schießen. Diese Art Jagd ist aber ziemlich unsicher, weil das Thier, selbst wenn es tödtlich verwundet ist, noch häufig den Händen der Jäger entrinnt, denn wenn es im Wasser verendet, so sinkt es vermöge seiner spezifischen Schwere, noch ehe ein Boot die Stelle erreichen kann, unter. Wird es dagegen auf einer Eisscholle verwundet und nicht augenblicklich getödtet, so springt es in's Wasser und entflieht. Der einzige Ort, wo am Walrosse eine Kugel den augenblicklichen Tod herbeiführt, ist das Hirn. Da aber der Platz, den es am Hinterkopfe einnimmt, nicht größer als eine Faust ist, da ferner das Boot wankt und die Eisscholle sich hebt und senkt, so läßt sich leicht denken, wie schwierig es ist, eine so kleine Stelle aus unsicherer Entfernung zu treffen.

Die meiste Aufregung ist mit dem sogenannten „Jagen" der Walrosse verknüpft. Diese Thiere leben gewöhnlich in Heerden beisammen, und man sieht häufig große schwimmende Eisstücke dergestalt von ihnen belagert, daß sie buchstäblich eines über dem andern liegen. Auf diese Weise sonnen sie sich und schlafen, während einige von ihnen Wache halten. Wenn sie dann bei Annäherung eines Boots aufgeschreckt werden, so springen sie alle zugleich in's Wasser und tauchen mit einem solchen Brüllen, Blöcken, Blasen, Schnauben und Plätschern unter, daß ein Neuling dadurch in nicht geringen Schrecken versetzt wird. Da man weiß, daß sie in kurzer Zeit an einer andern Stelle wieder zum Vorschein kommen, so beginnt jetzt das „Jagen", indem die Boote mit möglichster Schnelligkeit der Gegend zurudern, wo man deren Wiederauftauchen vermuthet, um für Anwendung der Harpune nahe genug zu sein. Wird dann eines der Thiere — und der Harpunier wählt natürlich immer die stärksten aus, — von der Waffe getroffen, so zieht es nicht allein das Boot mit großer Schnelligkeit hinter sich her, sondern stößt auch ein solches Hülfsgeschrei, solche Klagetöne aus, daß alle seine Gefährten ihm zu Hülfe eilen. Dann mag sich der Jäger, wenn ihm sein Leben lieb ist, vorsehen, denn diese Ungeheuer sind nicht selten furchtbar in ihrem Angriffe. Sollte die Leine, während sie vom Haspel abläuft, sich irgendwie verwirren, oder ein kecker Bursche mit seinen Stoßzähnen den Rand des Boots erfassen, so ist es in der größten Gefahr, umzuschlagen, und du darfst dann von Glück sagen, wenn du mit heiler Haut davonkommst.

Ich hatte bereits mehrere Tage an dieser Jagd Antheil genommen, als uns ein solcher Unfall zustieß. Unser Harpunier hatte ein junges Thier, ein Walroßkalb, mit seiner Waffe getroffen, und das Klagegeschrei desselben versetzte nicht nur seine Mutter, sondern auch die ganze Heerde in die heftigste Wuth. Wie sie sich so um uns drängten, halb aus dem Wasser springend, die See zu Schaum schlagend, schreiend, brüllend und mit den Zähnen knirschend, uns mit ihren grimmigen Gesichtern anstierend, glaubte man sich unter eine Schaar höllischer Geister versetzt und ich wünschte mich heimlich hundert Meilen von dieser schrecklichen Scene weg. Plötzlich, während wir mit Harpunen, Speeren und Boothaken thätig waren, vernahm ich ein furchtbares Krachen, einen wilden Schrei, und einen Augenblick darauf befand ich mich selbst in dem eisigen Wasser und in der Mitte der wüthenden Thiere. Ein alter Bulle war auf unser Boot gesprungen, hatte es eingestoßen und zum Sinken gebracht. Auf diese Weise sahen wir uns vertheidigungslos den wilden Bestien und dem bodenlosen Elemente preisgegeben, kein Boot in der Nähe und unser Schiff wenigstens eine Seemeile entfernt.

Glücklicherweise behielt ich trotz der Ueberraschung und des ausgestandenen Schreckens noch so viel Besinnung, daß ich auf meine Rettung Bedacht nehmen konnte. Zweihundert Schritte von mir befand sich eine Eisscholle, auf die ich alle meine Hoffnungen setzte, und diese suchte ich jetzt zu erreichen, aber obschon ich ein sehr gewandter Schwimmer bin, so wurde ich doch bald von einem der Matrosen, welcher dieselbe Richtung eingeschlagen hatte, überholt.

„Gott sei uns gnädig!" rief er, als er an mir vorüberschwamm.

Im nächsten Augenblicke darauf sah ich zu meinem Entsetzen, wie ihn ein ungeheures Walroß ergriff und unter das Wasser zog. Noch im Untersinken streckte er seine Hand empor und stieß einen so verzweifelten Angstschrei aus, daß ich ihn in meinem Leben nicht vergessen kann. Als ich einige Sekunden darauf an dem Platze, wo er verschwunden war, vorüberschwamm, bemerkte ich, daß das Wasser von Blut geröthet war. Man kann sich wohl denken, wie sehr mich dieser ganze Vorgang ergriff; da ich aber fühlte, daß mich jeden Augenblick ein ähnliches Schicksal treffen konnte, so nahm ich alle meine Kräfte zusammen und suchte so schnell als möglich weiter zu kommen.

Von Kälte erstarrt und fast ganz erschöpft, hatte ich das Eisstück nahezu erreicht, als plötzlich ein großes Walroß neben mir auftauchte und mich selbst unter das Wasser zog. Von dem, was sich weiter zutrug, habe ich nur so viel Erinnerung, daß ich tief, sehr tief hinunterging, mit einem wilden Brausen in meinen Ohren, einem Gefühle der Erstickung und dem Bewußtsein, daß Alles mit mir vorbei sei. Eine kurze Bewußtlosigkeit mußte dann gefolgt sein, denn ich kann mich zunächst nur dunkel erinnern, daß ich mich an der Seite eines Boots befand, menschliche Stimmen sah und menschliche Stimmen hörte. Dann fühlte ich, wie ich auf eine ziemlich rauhe Weise angefaßt und behandelt wurde, ob von Menschen oder Thieren vermochte ich aber nicht zu unterscheiden, und darauf folgte eine neue Bewußtlosigkeit.

Als ich wieder zu mir kam, lag ich auf der Erde vor einem prasselnden Feuer, dessen Wärme mir sehr wohlthat. Zwei Matrosen von unserm zertrümmerten Boote standen an meiner Seite. Ich schaute sie verwundert an und fragte, wo ich mich befände. Sie erzählten mir hierauf, was sich seit dem Unfalle mit dem Boote zugetragen hatte. In dem Augenblicke, wo dasselbe zertrümmert wurde, kam gerade ein anderes um einen

Eisberg herum in Sicht. Sobald die Mannschaft desselben unsere Lage wahrnahm, ruderte sie eiligst auf uns zu. Zwei von meinen vier Begleitern waren umgekommen und nur die beiden anwesenden Männer gerettet worden. Ich selbst wurde in vollkommen bewußtlosem Zustande aufgefischt, nachdem mich ein Walroß, dessen Stoßzähne mir glücklicherweise nur einige leichte Fleischwunden beigebracht, hinunter auf den Grund gezogen hatte. Da ich ganz erstarrt war, so hatten sie mich auf einer nahegelegenen kleinen Insel gelandet und aus Triftholz ein Feuer angezündet. Hier ließen sie mich unter der Obhut meiner beiden geretteten Gefährten und ruderten dann wieder auf den Schauplatz des Unfalls zurück, um die herumschwimmenden Geräthe und Trümmer von dem Boote aufzufangen und wo möglich auch die Leichen der Umgekommenen aufzufinden.

Nach einer halben Stunde kehrte das Boot mit allerlei Gegenständen, die man aufgefischt, zurück, von den Verunglückten hatte sich dagegen keine Spur gefunden. Ich war jetzt im Stande, eine sitzende Stellung anzunehmen, und alle wünschten mir zu meiner Rettung Glück, aber in einer Weise, wie sie es wahrscheinlich auch gethan hätten, wenn Jemand eine verlorene Börse wieder gefunden. Die schreckliche Katastrophe hatte nicht denselben Eindruck auf sie hervorgebracht wie auf mich. Solche Zufälle kommen häufig vor, und obschon diese rauhen Seeleute nicht ohne Gefühl sind, so machen sie sich doch nicht viel daraus, weil sie durch die Gewohnheit und durch ein Leben voll Beschwerden und Gefahren dagegen abgestumpft sind.

„Yoho! ein Bär auf dem Eis!" Dieser Ausruf hatte augenblicklich jeden Gedanken an den erlittenen Unfall verscheucht, und ohne Verzug sprang die Mannschaft in das Boot, das einen Augenblick darauf seinen Lauf nach einer entfernten Eisscholle richtete, auf welcher das Fernglas des Steuermanns einen großen Polarbären entdeckt hatte.

Diese weißen Bären des nördlichen Eismeers leben hauptsächlich von Robben und Walrossen und werden ihrerseits, da ihre Pelze, ihr Fett und ihr Fleisch werthvoll sind, die Beute der Robben- und Walroßjäger. Da der Bär aus Instinkt oder Erfahrung weiß, daß er die Robben, obschon sie vorsichtig und scheu sind, mit großer Sicherheit angreifen kann — denn unter einer Heerde von Walrossen wird er mitunter in Stücke zerrissen —, so stellt er jenen ganz besonders nach. Wenn er deßhalb aus der Ferne auf einem Eisblock eine Heerde Robben erblickt, so springt er in's Wasser und schwimmt darauf zu, indem er ihnen auf der Seite beizukommen sucht, dabei nur einen kleinen Theil seines Kopfes über dem Wasser zeigt und sogleich untertaucht, wenn er merkt, daß die Blicke seiner Opfer auf ihn gerichtet sind. Ist es ihm auf diese Weise gelungen, unbemerkt an den Eisblock zu gelangen, so bringt gewöhnlich ein schneller Sprung und ein Schlag mit seiner gewaltigen Tatze die Robbe in seine Gewalt. Manchmal entgeht sie ihm aber doch noch, und dann hat er mit hungrigem Magen das Nachsehen.

Zuweilen setzt er sich auch, wie eben jetzt, auf ein schwimmendes Eisstück, um auf eine Entdeckungsreise auszugehen. Wenn er dann von Menschen verfolgt wird, so springt er in's Wasser, um sich durch Schwimmen zu retten, aber einem leichten Walroßboot, von fünf kräftigen Rudern geführt, gelingt es gewöhnlich, ihn einzuholen, und dann kann ihn ein geschickter Schütze leicht erlegen. Wenn er dagegen nicht gut getroffen wird, so setzt er sich zuweilen zur Wehre, und dann kommt es wohl auch vor, daß er auf das Boot springt und dasselbe umstürzt.

Nach Verlauf von drei Stunden kehrte das Boot mit dem erlegten Bären zurück und die Mannschaft befand sich in der besten Stimmung. Da wir nunmehr Alle zur Rückkehr nach dem Schiffe bereit waren, so suchten wir uns so schnell als möglich auf dem kleinen Fahrzeuge einzuschiffen. Bevor wir jedoch von der Insel abstoßen konnten, wurden wir von einem jener plötzlichen Nebel eingehüllt, wegen deren diese Gegend so berüchtigt ist. Ein dichter undurchdringlicher Schleier lagert sich oft augenblicklich ohne alle vorhergehende Anzeichen auf dem Wasserspiegel, und dann ist man genöthigt, zu bleiben wo man sich gerade befindet, da man selbst auf wenige Schritte Entfernung nichts sehen kann. Es ereignet sich nicht selten, daß in diesem Nebel nicht blos Boote, sondern selbst große Schiffe zu Grunde gehen.

Es war ein Glück, daß das Boot zu uns zurückgekehrt war, als wir uns gerade auf der Insel befanden und an Proviant und Brennholz keinen Mangel litten, denn der Nebel dauerte drei Tage und Nächte an. Während dieser ganzen Zeit hatten wir über uns hellen Sonnenschein, denn man wird sich erinnern, daß in dieser Gegend die Sonne im Sommer nicht untergeht.

Endlich kehrten wir zu unserem Schiffe zurück, und nachdem wir unser Mißgeschick erzählt, nahmen wir, als ob nichts vorgefallen, unsere gewöhnliche Beschäftigung wieder auf. So ist das harte aufregende Leben der Walroßjäger. Im August segelten wir mit voller Ladung nach Süden und ich kehrte mit manchen angenehmen Erinnerungen an die wilden und gefahrvollen Scenen, denen ich beigewohnt, in meine Heimath zurück. Mein englischer Begleiter blieb dagegen in Norwegen, um den Winter über dort zu jagen.

Bez.

Die natürlichen Treppen bei Quebec.

Der Kanton Quebec, der nach der Hauptstadt Unter-Canada's seinen Namen erhalten hat und im Nordosten von Montmorency, im Südosten vom St. Lorenzstrome begrenzt wird, entfaltet längs dem letzteren Strome, der seine Fronte bildet, eine Scenerie, deren Pracht, verbunden mit der natürlichen Schönheit des Landes, ihres Gleichen in Amerika nur wenig findet. Meilenweit erblickt das Auge ein reiches, angebautes Land, das

sich in einen Bergrücken verliert, auf dem sich die Stadt Quebec und deren Festungswerke amphitheatralisch erheben und majestätisch die unten sich ausbreitende Landschaft beherrschen. Das Innere des Landes bilden hohe Berge, weite Thäler, üppige Wälder und meilenweite, mit Eilanden bedeckte Wasserflächen; und bis zum Jacques-Cartier-Fluß angebaute Fluren, hübsche, zum Theil die Berge entlang sich ausbreitende Dorfschaften und Niederlassungen mit zierlichen weißen hölzernen Häusern, reichen Weideplätzen und wohlgenährten Heerden.

Quebec, die Hauptstadt des Landes, breitet sich am nordwestlichen Ufer des St. Lorenz aus und liegt am Nordost-Ende eines Bergrückens oder Vorgebirgs, Kap Diamond genannt, welches sich 350 Fuß über den Strom erhebt, 7—8 engl. Meilen weit westlich sich erstreckt und mit dem Kap Rouge das hohe Ufer des St. Lorenz bildet, welches nur während einer kurzen Strecke durch ein kleines Thal unterbrochen wird, das dem Flusse St. Charles zum Bette dient. Die Unterstadt Quebec, welche durch Batterien gedeckt wird, die zugleich den St. Lorenz zu bestreichen vermögen, liegt am Fuße des Vorgebirgs und mit dem höchsten Wasserstande gleich, wo die Felsen erst weggesprengt werden mußten, um Platz für Häuser zu gewinnen; die Ober-

Die natürlichen Treppen bei Quebec.

stadt liegt auf dem Kap, und auf dem obersten Punkte dieser Kalksteinklippe das Fort Diamond, ein Meisterstück der Befestigungskunst, mit seinen 400 Feuerschlünden. Nichts ist majestätischer als die Aussicht von der alten Kavaliers-Batterie auf dem Gipfel des Felsens: rechts und links der herrliche St. Lorenz, den eine riesenhafte Eisenbahnbrücke überspannt; auf dem gegenüberliegenden Ufer Point Levy, mit seinem reichen Ufersaume, belebter durch freundliche, weißgetünchte Häuser und reizende Farms; im Osten ruht das Auge auf der Insel Orleans, die den Fluß in zwei gleiche Arme theilt; im Nordosten auf der Schlucht, durch welche der Montmorency seine Wasser hinunterstürzt, und im Norden auf dem St. Charlesfluß, hinter welchem sich dichtbewaldete Hügel erheben und die Aussicht schließen. Die Umgegend von Quebec bietet zahlreiche reizende, wildromantische Punkte, von denen die natürlichen Treppen (les Marches naturelles) auf dem Höhenzuge, der die Seigneurie Beauport von Quebec scheidet, von Freunden des Malerischen häufig von der Hauptstadt aus besucht werden.

2.

Das Kapitol zu Washington.

Obgleich keine Siebenhügelstadt wie Rom, hat Washington, die Hauptstadt der nordamerikanischen Bundesstaaten, doch ebenfalls seinen kapitolinischen Hügel, von welchem aus man den Ueberblick über eine Landschaft genießt, die an Schönheit wohl kaum von der Umgegend der ewigen Stadt übertroffen wird. Am linken Ufer des Potowmac, zwischen zwei kleinen Zuflüssen, dem East Branch im Osten und dem Rock Creek im Westen, gelegen, welch letzterer die City von Georgetown scheidet, erhebt sich der Grund der Stadt gegen 40 Fuß über den Strom und wird von einigen sanften Hügeln überragt, die amphitheatralisch nach Osten und Westen zu aufsteigen und einen Raum umschließen, der allmälig nach dem Flusse zu abdacht und die einzelnen, nur theilweise ausgebauten Theile der Bundesstadt mit einem Blicke überschauen läßt. Großartig in Plan und Anlage, gleicht Washington mit seinen Riesen-Avenues bis jetzt einem Konglomerate von Prachtbauten, Villen, Gärten, Feldern und halbausgebauten Straßen, das in der Mitte westlich vom Hause des Präsidenten, im Osten vom

Das Kapitol zu Washington.

Kapitol überragt wird, die beide eine englische Meile von einander entfernt und durch die 160 Fuß breite Pennsylvania-Avenue mit einander verbunden sind.

Das hervorragendste Bauwerk der City ist das Kapitol, das, mit seiner Fronte nach Westen gerichtet, sich 72 Fuß über dem Strom erhebt und aus einem Mittelgebäude und zwei Flügeln besteht, die eine Gesammtlänge von 352 Fuß und in den Flügeln eine Tiefe von 121 Fuß haben. Das Mittelgebäude enthält eine Rotunde von 96 Fuß Durchmesser und gleicher Höhe, und wird von einem großartigen Dome gekrönt, der sich 145 Fuß über den Grund erhebt. Die Flügel werden von flachen Domen überragt. Die östliche Fronte springt, einschließlich der Freitreppe, die zu derselben führt, 65 Fuß vor und wird durch einen Portikus von 22 korinthischen Säulen geschmückt, die, 30 Fuß hoch, eine Kolonnade von 160 Fuß Länge bilden. Die westliche Front tritt, einschließlich der Freitreppe, 83 Fuß vor und ist mit einem zurücktretenden Portikus von 10 Säulen geziert. Diese Front, obwohl bei weitem nicht so imposant als die östliche, gewährt den herrlichsten Ueberblick über Washington und die bedeutendsten der öffentlichen Gebäude. In der Nähe des westlichen Eingangs zum Kapitol erhebt sich aus einem Wasserbassin ein 40 Fuß hohes Monument von Marmor, das von den Offizieren der Marine zum Andenken ihrer im Kriege mit Tripoli gefallenen Genossen errichtet wurde, und über der Freitreppe der östlichen Fronte befindet sich innerhalb der Kolonnade, unter andern Werken der Kunst, die edel ausgeführte Statue des Columbus. Das Innere des westlichen Vor-

sprungs umfaßt die an 60,000 Bände zählende Bibliothek des Kongresses. Beim Eintritt in die Rotunde ziehen die Gemälde, welche deren Mauern schmücken, die Aufmerksamkeit Aller an. Es sind deren sieben: die Erklärung der Unabhängigkeit; die Unterwerfung des Generals Bourgoyne; die Unterwerfung Lord Cornwallis, und Washingtons Niederlegung des Oberbefehls zu Anapolis, — sämmtlich von Trumbull; dann: die Einschiffung der Pilgrime zu Leyden, von Weir; die Landung des Columbus, von Vanderlyn, und die Taufe der Pocahontas, von Chapman. Die Rotunde ist von einer bedeutenden Zahl von Sitzungszimmern, Passagen und Kanzleiräumen des Präsidenten und der Staatssekretäre umgeben. Die Kammer des Senats ist in der zweiten Etage des nördlichen Flügels, von welchem sie indeß kaum die Hälfte des Raums einnimmt; sie bildet einen Halbkreis von 75 Fuß Länge und 45 Fuß Höhe. Eine Gallerie für Zuhörer umzieht dem Sitz des Präsidenten gegenüber den Halbkreis, und hinter dem Sitz des Präsidenten, in Fronte der Senatoren, ist eine Gallerie von jonischen Säulen, auf welchen die Rapporters und Stenographen ihre Plätze haben. Die Halle der Repräsentanten ist im südlichen Flügel, bildet ebenfalls einen Halbkreis, ist aber bedeutend größer, 96 Fuß lang, 60 Fuß hoch, und von 24 korinthischen Säulen umzogen. Die Gallerien sind wie in der Kammer des Senats eingerichtet. Ueber dem Stuhle des Sprechers ist die Statue der Freiheit, von einem Adler mit ausgebreiteten Flügeln gestützt, und diesem gegenüber, unmittelbar über dem Haupteingang, eine die Geschichte darstellende Figur, welche die Begebenheiten der Völker niederschreibt. Das Obergericht (Supreme-Court) befindet sich unter der Kammer des Senats.

Das große Bauwerk, ursprünglich 1793 im Bau begonnen, durch Vandalismus 1814 niedergebrannt, von Neuem aufgebaut und 1828 vollendet, von da an aber mannigfach verändert, erforderte zu seinem Aufbau bis 1853 an 2 Millionen Dollars. Unter Präsident Fillmore wurde dessen Erweiterung beschlossen, die zwei weitere Flügel von 238 Fuß Länge und 140 Fuß Tiefe umfassen soll. Dieser Neubau, der auf drei Seiten von Kolonnaden umgeben wird, auf der vierten aber durch Korridore mit dem Hauptgebäude in Verbindung steht, kostet aber zuversichtlich mehr als der Hauptbau.

2.

Das Petroleum.

Von **A. Hummel.**

Unsere gesammte moderne Kulturentwickelung zeigt sich in einem gewissen Grade abhängig von dem Aufschwunge, den die Naturwissenschaften in neuester Zeit genommen haben. Alle die unzähligen Bedürfnisse des täglichen Lebens, über deren Werth und Nutzen man sich früher auf empirischem Wege klar geworden war, stellte in neuerer Zeit die Naturwissenschaft unter ihre specielle Controle: sie wies in manchen derselben langsam schleichende Feinde des Menschengeschlechts nach, während sie andere verbesserte zur vollständigeren Erreichung ihres Zweckes; endlich öffnete sie reichlich fließende Quellen von Wohlbehagen und Lebensgenuß da, wo ein blödes Auge vorher nur todten, sterilen Boden geschaut hatte. Wohl in keinem Falle aber ist der Gegensatz zwischen sonst und jetzt, zwischen der gewohnheitsmäßigen Praxis, die allein auf zufälligen und darum planlosen Versuchen beruht, und dem strebsamen, industriellen Geiste, der sich jeden wissenschaftlichen Erfolg sofort zu Nutzen macht — dieser Gegensatz, sagen wir, ist fast nirgends so scharf ausgeprägt, als in der Geschichte unseres Beleuchtungswesens.

Man darf es sicher annehmen, daß die Kunst, das fehlende Tageslicht durch ein künstliches Licht zu ersetzen, an den glänzenden Höfen des vorigen Jahrhunderts im Princip auch nicht um einen Schritt vorwärts gekommen war, im Vergleich etwa zu den alten Griechen, oder vielleicht, um Zeitgenossen anzuführen, zu den nomadisirenden Eskimos oder Lappen. Der feine Geschmack und der ausgebildete Schönheitssinn der Griechen gab sich zufrieden mit den zierlichen, anmuthigen Formen der Lampen, wie sie derartige auf unsere Zeit gekommene Geräthe zeigen, und wie sie in der Kunst und Industrie vielfach nachgeahmt werden. Im Uebrigen mußten sie sich begnügen mit dem rothen, unsichern Lichte, das ein in pflanzlichem oder thierischem Fett liegender, qualmender Docht ihnen spendete. Wir finden zwischen diesen Lampen und denjenigen, welche um 1750 an dem Hofe von Versailles oder andern Mittelpunkten der Civilisation gebraucht wurden, nicht den mindesten principiellen Unterschied. Freilich hatte damals bereits die elegante Wachskerze angefangen, sich die Gunst der Aristokratie zu erwerben; aber in wiefern ist dieselbe, recht betrachtet, im Grunde verschieden von dem Vogelleibe, durch dessen Fettlagen jene uncivilisirten Horden einen Docht ziehen und sich so eine Lampe herstellen? Alle Versuche, die man bis in die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zur Verbesserung der Lampen machte, kamen wohl der Form nach über jene rohen Anfänge hinaus, vermochten jedoch nicht, die diesen anhängenden Uebelstände zu beseitigen.

Unter solchen Umständen mußte die Erfindung Argand's, eines Schweizers, ein ungeheurer Fortschritt genannt werden, da derselbe im Jahre 1783 eine Lampe construirte, in welcher der Docht eine runde, cylindrische Form hatte und somit den Zufluß der Luft im Innern der Flamme ermöglichte, auf welcher Einrichtung noch heute alle etwa anzustellenden Verbesserungsversuche basiren. Wir müssen die Argand'sche Erfindung nothwendig als die erste Frucht des gerade in diese Periode fallenden Aufschwunges der Chemie bezeichnen. War es doch Lavoisier in Paris, der in demselben Jahre zuerst das Wesen des Verbrennungsprozesses erkannte und die bedeutsame Rolle nachwies, welche der Sauerstoff der Luft bei derselben spielt. Jetzt hieß es nur diese Theorie auf

die Praxis überzutragen, wenn man den Sauerstoff, diesen mächtigen Beförderer des Verbrennungsprocesses, mit der atmosphärischen Luft, die ihn enthält, durch den runden, schlauchförmigen Docht mitten in die Flamme leitete. Indeß würden wir staunen, wollten wir einmal eine jener ursprünglichen Lampen nach der Argand'schen Construction betrachten. Da fand sich weder ein Cylinder noch ein irgendwie zweckmäßiger Oelkasten vor, und der Fortschritt von damals bleibt sonach hinter unseren Lampen schlechtester Construction noch sehr zurück. Indeß erfand man zur Regulirung des Luftzuges bald den Cylinder, anfangs von einfachster Form, oben und unten gleichweit. Das Bedürfniß, der Flamme noch mehr Luft zuzuführen, als durch den so construirten Cylinder möglich war, leitete theils auf die Verengung desselben nach oben, theils auf die Einschnürung unmittelbar über der Flamme. So wird nun der von unten hereinzutretende Luftstrom genöthigt, sich vor dem Austritt aus dem Cylinder zu brechen und unter einem gewissen Winkel in die Flamme zu strömen. Hiermit sind die wesentlichsten Phasen gekennzeichnet, welche die Lampe zur Erzielung einer weißeren oder helleren Flamme im Laufe der Zeiten zu durchlaufen gehabt hat. Die Formen der Sturz- oder Schiebelampe, der Uhrlampe sowie der Moderateurlampe hatten dagegen eine Vervollkommnung des Mechanismus zum Aufwärtstreiben des Oeles zum Zweck und liegen deßhalb unserer Betrachtung ferner.

So großes und berechtigtes Aufsehen aber die genannten Lampen ihrer Zeit auch machten, — gegen die einfachste, billigste Solaröl- oder Petroleumlampe, treten sie doch gar sehr in den Schatten. Das hat seinen Grund in der Herstellung neuer, zweckmäßigerer Leuchtstoffe. Im Gegensatz zu dem alten Spruche: daß alles Neue sich nur langsam Bahn breche, hat die Kette von Erfindungen, die wir hier vor Augen haben, sich zauberhaft schnell und unwiderstehlich über die ganze civilisirte Welt verbreitet und die wirthschaftlichen Erfolge, die sie begleiteten, sind höchst bedeutend gewesen. Erst 25 Jahre etwa sind verflossen, seit man in England auf die Idee gerieth, den Kohlenreichthum des Landes auch zu Beleuchtungszwecken auszunützen, seit man die erste Gasanstalt anlegte. Und heute? Heut existirt keine einigermaßen bedeutende Stadt in Deutschland, Frankreich und England, in deren Straßen nicht Nachts die Gasflammen ihr reines, weißes Licht ausströmen; heut hat man sich bereits gewöhnt, aus dem Fehlen der Gasbeleuchtung in einer Stadt auf eine Organisation derselben à la Krähwinkel zu schließen.

Im direkten Gefolge der Gasbeleuchtung kamen die ersten Verbesserungen der sonstigen Beleuchtungsstoffe zu uns. Sie gingen wiederum von England aus. Die großen Massen von Steinkohlentheer, welche man in den Gasanstalten als Nebenprodukt gewann, schienen anfangs kaum verwerthbar zu sein. Endlich gerieth man auf den Gedanken, die flüchtigen Oele, welche dieselben in großen Mengen enthalten und welche aus einer eigenthümlichen Luftart, dem Kohlenwasserstoff, bestehen, durch abermalige Destillation diesen Abfällen zu entziehen und zu Beleuchtungszwecken zu verwenden. Angestellte Versuche ergaben, daß diese Oele bei zweckmäßiger Construction der Lampen mit einer blendend-hellen, weißen Flamme verbrannten, und so stand diesen Produkten eine glänzende Zukunft offen.

Indeß dürfte der neue Fabrikationszweig wohl kaum zu seiner jetzigen, hohen volkswirthschaftlichen Bedeutung gelangt sein, wäre man mit demselben ausschließlich auf die Steinkohle angewiesen. Der verhältnißmäßig hohe Preis des Rohmaterials bedingte auch einen hohen Preis des fertigen Fabrikates, und vielleicht hätte sich dieser Umstand der Einführung der neuen Oele in die Hütten der Armen, vielleicht auch in so manche bürgerliche Haushaltung hindernd entgegengestellt. Diese Bedenken schwanden indeß, als man die sehr bituminösen Schiefer des Rheinlandes und bald darauf (1854) auch die Braunkohle der Provinz Sachsen als sehr geeignet zur Oelgewinnung fand. Die Großindustrie warf sich jetzt mit Macht auf den neuen Fabrikationszweig, der in der ersten Periode seines Entstehens gewissermaßen eine Art von Schwindel in den Köpfen hervorrief. Kalifornische Goldlager gab es allerdings nicht auszubeuten; aber die Kohlen, meinte man, würden sich in den Retorten der Fabriken schon zu einer reichen Goldquelle umwandeln lassen. Leider hatte man eins nicht in Rechnung gezogen. Man hatte es hier nicht mit einem Fabrikationszweige zu thun, der, in allen seinen Verhältnissen genau geregelt, den Reingewinn so sicher lieferte, wie ein Rechenexempel das Facit; man mußte sich vielmehr mühsam und tappend hindurcharbeiten durch zeitraubende und kostspielige Versuche, und statt Dividenden zu ziehen, mußten die Aktionäre einiger in der Eile gegründeten Aktiengesellschaften Zuschuß zahlen. Das führte allerdings einen Rückschlag in der Stimmung herbei, der den neuen Unternehmungen möglichst ungünstig war. Hiezu kam noch die anfangs schlechte Beschaffenheit der Fabrikationsprodukte, veranlaßt durch leichtfertige und kenntnißlose Leitung der Fabriken. Das Publikum machte sich nur sehr schwer vertraut mit dem unangenehm riechenden, qualmenden Oele, von dessen Feuergefährlichkeit überdieß beunruhigende Gerüchte umgingen. Dem energischen Unternehmungsgeist, den unsere Industriellen gerade in dieser Angelegenheit in reichem Maße bewährten, gelang es indeß im Laufe der Zeit, diese Uebelstände größtentheils zu beseitigen. Die Fabrikation wurde so vielfach verbessert, daß sie mit jedem ausländischen Etablissement dreist concuriren konnte. Zweckmäßig construirte Lampen (vor allen die des Lampenfabrikanten Stobwasser in Berlin) beseitigten bald die Uebelstände beim Brennen, auch des schwersten Solaröls, während das leichtere aber auch theurere Photogen sich schon längst allseitige Anerkennung erworben hatte.

So dürfen wir es dreist aussprechen, daß die Leistungen der deutschen Solaröl- und Photogenfabriken in jeder Hinsicht unserer Großindustrie zur Ehre gereichen. Diese Fabriken sind, wie sich von selbst versteht, für manche Gegenden Norddeutschlands, namentlich der Provinz Sachsen, der wahre Lebensnerv geworden, dessen Thätigkeit in die weitesten Kreise Wohlstand verbreitet. England hat seit Jahrhunderten seine Kohlendistrikte; die sächsischen gestalten sich nicht weniger eigenthümlich. Wenn sie auch den englischen zur Zeit an Bedeutung noch nachstehen, ja wahrscheinlich nie dieselben erreichen,

so liegt dieß vielleicht weniger im Nichtkönnen, als im Nichtwollen.

Etwa um dieselbe Zeit, wo die sächsischen Mineralöl-Fabriken ihren ersten kräftigen Aufschwung nahmen, erstand der jungen, vielverheißenden Industrie eine gefährliche Concurrenz, die durch die Entdeckung der pennsylvanischen Oelquellen hervorgerufen wurde. Fabrikanten und Publikum verhielten sich der betreffenden Nachricht gegenüber anfänglich sehr spröde, um nicht zu sagen ungläubig. Die Entdeckung theilte in vielen Beziehungen das Schicksal aller neuen Wahrheiten, die sich im Gegensatz zu dem Alten, Hergebrachten befinden: zuerst bestritt man deren Möglichkeit, und als sich diese nicht mehr wegleugnen ließ, suchte und fand man in dem neuen Leuchtmateriale die absurdesten Ausstellungen auf. Man bezweifelte die dauernde Ergiebigkeit der Oelquellen, man stellte die Feuergefährlichkeit des Steinöls dem Publikum als einen Popanz hin, der das ängstliche Gemüth des deutschen Bürgers und Bauern lange in Furcht vor dem neuen Oele erhielt. Indeß haben alle diese Zweifel an dem Werthe des Petroleums sich als nichtig erwiesen. Die amerikanischen Petroleumquellen fördern trotz des enormen Consums noch immer über das Bedürfniß zu Tage und dürften vielleicht selbst für eine ferne Zukunft uns nicht im Stiche lassen; die Feuergefährlichkeit des Petroleums, die sich allerdings nicht in Abrede stellen läßt, hat sich indeß als so übertrieben erwiesen, daß man beim Gebrauch desselben nicht größere Gefahr läuft, als bei den übrigen Mineralölen. Der Einsicht in die Nichtigkeit dieser Vorurtheile gesellte sich aber der ganz entschiedene Vorzug, daß das Petroleum zur Zeit seiner Einführung in Deutschland billiger war, als unsere einheimischen Fabrikate, und die Folge hiervon war, daß deren Preise so weit wichen, bis sie die Concurrenz mit dem aufdringlichen Fremdlinge aushalten konnten. Dieser Umstand aber ist es, der die etwas überspannten Erwartungen unserer Mineralölfabrikanten auf ein bescheidenes Maß zurückgeführt hat und diese noch lange, wenn nicht für immer nöthigen wird, sich mit einem weniger bedeutenden Reingewinne zu begnügen. Dieses Standhalten gegenüber einer mächtigen Concurrenz aber ist für das consumirende Publikum der Vortheil, den es aus dem industriellen Geiste unserer Zeit für sich zieht; es hat ihm zu billigen Preisen eines immer unentbehrlicher werdenden guten Leuchtmaterials verholfen, und ist ihm eine Bürgschaft dafür, daß ohne einen gänzlichen Umschwung dieser Industrie diese Preise in Zukunft nicht wesentlich gesteigert werden können.

Das Petroleum ist weniger als die übrigen Mineralöle, als eine vollständig neue Erscheinung in unsere Zeit hineingetreten. Schon die Alten, u. a. Herodot, kannten die bituminösen Erdarten und gewannen daraus ein Oel, das aber zu Beleuchtungszwecken nicht verwendbar war. Der sogenannte Bergtheer war längst in Gesteinsklüften des Harzes aufgefunden, ebenso in der Auvergne und im Elsaß; er bildete einen wesentlichen Bestandtheil verschiedener stehender und fließender Wasser, und fand sich namentlich auf Zante, Barbados und in einem See auf Trinidad, ebenso in Quellen bei Hannover und Braunschweig. Nicht weniger bekannt war der Asphalt, der, von ähnlicher Zusammensetzung wie der Bergtheer, auch ähnlichen Zwecken diente: man verwendete ihn zu dem bekannten Asphaltpflaster, zu Firnißen und als Theer. Ebenso hatte man bereits in Galizien im Karpathengebiet Kenntniß von dem Vorkommen des Steinöls, und dieselbe scheint keineswegs von neuestem Datum zu sein. Wenigstens war der Reichthum des Bodens an Naphta, einem sehr dünnflüssigen Steinöle, dort längst bekannt, da sich diese Masse fast in jeder Bodenschicht gewisser Theile des Karpathengebietes vorfindet. Der bituminöse Geruch hiervon findet sich besonders fast stets in waldigen Schluchten und in frischgegrabenen Brunnen, deren Wasser dadurch nicht selten ungenießbar wird. So reich scheint diese Landschaft an dem nutzbaren Stoffe zu sein, daß ein Berichterstatter unlängst die Meinung aussprach, manche Gebirgsmassen schienen ihm ein mit Erdöl getränkter Schwamm zu sein. Endlich war auch das Vorkommen der Erdöle in der Walachei nicht ganz unbekannt.

Dennoch stehen wir hier vor einer auffallenden Thatsache. Trotz der Kenntniß, welche man in jenen Ländern von dem Reichthum des Bodens hatte, dachte man nicht daran, denselben auszubeuten. Erst in neuester Zeit, nachdem die Amerikaner den Beweis geführt hatten, welchen Aufschwungs dieser Industriezweig fähig, fing man an die Sache in die Hand zu nehmen, jedoch mit so geringer Energie und Nachhaltigkeit, daß ein befriedigender Erfolg nur selten erreicht ist, und daß die gesammte Oelindustrie jener Länder in den Händen weniger Einzelnen liegt, die deren Lebensfähigkeit erkannt haben, während das große Kapital, namentlich so weit es vom Adel repräsentirt wird, sich grundsätzlich fern hält. Dafür aber wird dieses stabile Kapital, das nicht vermag, sich zur belebenden Macht zu entwickeln, über kurz oder lang von der Industrie überflügelt werden, die schon jetzt es mit tausend unsichtbaren Netzen umschlossen hält. Das aber wird immer und überall das Loos sein, das dem großen Grund- und Kapitalbesitz fällt, sobald derselbe, wie in diesem Fall, den industriellen und wirthschaftlichen Geist unserer Zeit nicht versteht oder absichtlich nicht verstehen will. In Galizien und der Walachei sinkt der Adel — wirthschaftlich und damit politisch und moralisch; in Nordamerika, dem Lande der neuen Oelindustrie, hat sich in Folge derselben ein eigenthümlicher Adel, das auf sein Kapital gegründete Recht der Existenz erworben. Auch eine Errungenschaft! (Schluß folgt.)

Brasilianische Sumpfvögel.

(Taf. 28.)

Die Sumpf- oder Watvögel bilden den Uebergang von den Hühnern und Laufvögeln zu den Schwimmvögeln. Sie haben einen verlängerten Lauf, meist geheftete oder halbgeheftete Füße und einen meist langen,

1869. *Carvarnon.* 29

Univ. Bibl.
München

Univ. Bibl.
München

mit einer Wachshaut versehenen Schnabel. In allen Zonen finden sich in Sumpfgegenden oder an Flußufern Arten dieser ansehnlichen, monogamisch lebenden Zugvögel. Auf unserer Tafel sind zwei der schönsten brasilianischen Arten abgebildet, der Trompetervogel und der Agamireiher.

Der Trompetervogel, Psophia crepitans, bildet mit der Trappe, dem Straußhuhn und dem Kranich die Familie der Hühnerstelzen. Er hat wie die übrigen einen kräftigen Schnabel von der Länge des Kopfes, mit gewölbter Kuppe und übergreifenden Rändern des Oberkiefers. Man kennt drei Arten dieser in den brasilianischen Wäldern lebenden Vögel, von welchen die abgebildete im Umrisse und in der Größe des Rumpfes an das Haushuhn erinnert, durch die weit längeren Beine und den höher vorragenden Hals aber eine Länge von 20 Zoll erreicht. Kopf und Hals sind mit Ausnahme des nackten Augenkreises mit sammtschwarzen, unten schuppenartig abgerundeten Federn bedeckt, deren Rand purpurn und grünlich schimmert; über die schwarzen Flügel hängen die hellgrauen seidenartigen Rückenfedern herab. Das Gefieder des Unterleibes ist haarähnlich, die Farbe der Beine blaß olivengrün.

Der Trompetervogel ist einer der bekanntesten brasilianischen Vögel. Er lebt in Gesellschaften von 10 bis 15 Stück und macht in Betreff des Aufenthaltes und der Lebensweise eine Ausnahme von seinen Gattungsgenossen, indem er sich nie an Gewässern, sondern auf den mit Urwald bedeckten Ebenen aufhält, wo er sich vorzugsweise von Körnern und trockenen Früchten nährt. Gravitätisch schreitet er in Begleitung mehrerer Hennen, die er jedoch bisweilen mit den lächerlichsten Sprüngen belustigt, über die Lichtungen und Sandflächen. Er lauft vortrefflich, fliegt aber ungern, und sucht sich auch Verfolgungen durch seinen raschen, durch die ausgebreiteten Flügel beschleunigten Lauf zu entziehen. Entschließt er sich zum Fluge, so erhebt er sich nur wenige Fuß über den Boden, auf den er sich so bald als möglich wieder niederläßt.

Man trifft den Trompetervogel häufig gezähmt, besonders in den Indianerhütten nördlich vom Amazonenstrom. Er wird sehr zahm und soll fast die Klugheit und Anhänglichkeit des Hundes besitzen. Seinem Herrn folgt er beständig auf jedem Schritte und kehrt auch aus dem Feld oder Walde mit diesem freiwillig nach Hause zurück, schmeichelt ihm, um von ihm liebkost zu werden, und läßt sich, was andern Vögeln zuwider ist, von ihm am Kopf und Halse krauen. Dieser sonderbare Vogel zeigt sich sogar eifersüchtig, indem er auf Katzen und Hunde, die sich seinem Herrn nähern, wüthende Anfälle macht. Bei diesen Kämpfen mit den Hausthieren ist er stets im Vortheil, da er aufflatternd sich jedem Biß und Hiebe zu entziehen, aber mit Schnabel und Krallen die Augen des Gegners wohl zu treffen weiß. Für gewisse Personen zeigt er eine besondere Vorliebe, während ihm andere, wohl ihres Aussehens oder ihres Geruches wegen, zuwider sind; er sucht diese wegzutreiben und wird hiedurch oft so lästig, daß man ihn einsperren muß. Die Negersklaven hassen ihn, da er sie, wo er nur kann, in die nackten Beine zu beißen pflegt. Auf den Geflügelhöfen übernimmt er die Rolle des Wächters und Hüters, und ruft glucksend die Hühner herbei, von denen er strengen Gehorsam verlangt. Dies ist auch im Pariser Akklimatisationsgarten im Boulogner Holz, wo sich diese Vögel vermehrt haben, beobachtet worden.

Eine Hauptmerkwürdigkeit dieses interessanten Sumpfvogels, seine eigenthümliche Stimme, darf nicht unerwähnt bleiben. Wenn es ihm recht wohl zu Muthe ist, besonders nach einem ihm zusagenden Fraße, stellt sich sowohl der wilde als der zahme Trompeter nach Art des Haushahns auf einen etwas erhabenen Gegenstand, einen Felsen, Strauch oder Zaun, und stößt zuerst einen wilden, scharfen Schrei aus, schließt dann den Schnabel und läßt wohl eine Minute lang ein dumpfes, trommelndes Geräusch hören, das wie bei den Bauchrednern aus der Ferne zu kommen scheint. Da sich hiebei der Rumpf des Thieres hebt und senkt und die Stimme nicht aus den gewöhnlichen Luftwegen, sondern aus dem Leibe zu kommen scheint, so glauben die Indianer, sie entstehe im Hinterleibe, ein Umstand, der den großen Linné veranlaßte, dem Vogel jenen etwas unziemlichen lateinischen Speciesnamen beizulegen.

Der Agamireiher, Ardea Agami, ist eine der schönsten exotischen Reiherarten und eine geschätzte Zierde unserer Sammlungen. Wie alle Reiher, ist er durch die langen nackten Füße, den dünnen biegsamen Hals und den zugespitzten, ziemlich langen Schnabel ausgezeichnet. An Schönheit und Glanz des Gefieders übertrifft er unsern gewöhnlichen Fischreiher, dessen Größe er aber bei weitem nicht erreicht. Sein seidenglänzendes Gefieder ist oben röthlichbraun, unterhalb mehr oder weniger weißlich. Ein besonderer Schmuck desselben sind die langen, angenehm lichtgrauen Federn des Schopfes, die noch längeren im Genick wurzelnden Federn des Halses und die gleichfalls perlgrauen, in Fülle den kurzen Schwanz bedeckenden Rückenfedern. Schnabel und Auge sind lebhaft gelb, die Beine gelblichgrün.

Der Agamireiher kommt am Amazonenfluß nicht selten und noch häufiger an dessen Nebenflüssen vor. Er lebt von kleinen Wirbelthieren, hauptsächlich Fischen, Lurchen, Weich- und Kerbthieren, und verschmäht auch Würmer nicht. Unbeweglich steht er am Ufer der Flüsse und Sümpfe, oder er schleicht lautlos mit eingezogenem Halse und ohne einzusinken über den weichen Schlamm dahin. Beim leisesten Geräusche fliegt er mit einem lauten, unangenehmen Zischen auf und wählt sich dann meist einen erhabenen, die Gegend beherrschenden Standort. Er nistet gern in Gesellschaft anderer Paare seiner Art oder auch bei andern Wasservögeln im Röhricht, am liebsten auf kleinen bewachsenen Inseln.

Im Betragen zeigt er sich so tückisch und verschlagen wie die europäischen Arten. Größeren Thieren geht er feig aus dem Wege, fährt aber blitzschnell auf jedes kleinere Thier los, das sich dem oft lange unbeweglich stehenden Räuber nähert, oder an das er sich, ganz harmlos scheinend, anschleichen kann. Kleinere Wasservögel ergreift er im Neste, die größeren jagt er heraus und verzehrt Eier und Brut. Die Indianer, die ihn wegen der blitzähnlichen Geschwindigkeit, mit welcher er den langen scharfgespitzten Schnabel unvermuthet nach seiner Beute

schnellt, den Pfeilschnabel nennen, bergen sich im Dickicht der Ufer und erlegen ihn, wenn er sich fischend ihrem Verstecke nähert, mit Pfeilen oder den vergifteten Bolzen des Blaserohrs, um die schönen Federn zum Putze zu verwenden.

C. K.

Der Supplikant.

Erzählung von **Carl Zastrow.**

(Schluß zu S. 200.)

Starr wie eine Bildsäule stand der Weber auf dem Platze. Der Uebergang von der tiefsten Niedergeschlagenheit zur höchsten Freude war zu plötzlich gewesen, als daß er alle diese Vorgänge für etwas mehr als einen bloßen Traum hätte nehmen können. Erst das immer dichter werdende Gedränge um ihn her und ein paar Schläge auf die Schulter rissen ihn aus seiner Lethargie. Als er endlich aufschaute, nahm er wahr, daß er von einem großen Haufen der guten Residenzbewohner umlagert wurde, die ihn mit allerlei müssigen Fragen vollständig bestürmten.

„Was habt Ihr denn eigentlich mit dem Kurfürsten vor?“ fragte ein ehrsamer Schuhmachergesell in aufgekrämpten Hemdärmeln und mit vorgebundenem Schurzfell.

„Was wollte er denn eigentlich damit sagen: ‚Ihr habt für einen Kaiser von China sehr unkaiserliche Manieren‘?“ fragte ein sehr anständig gekleideter Herr, den die Neugier beinahe zu verzehren schien.

„Ihr müßt doch schon früher mit ihm zusammengetroffen sein?“ ließ sich ein Dritter vernehmen.

„Aber, Meister! steh'n Se doch nicht wie'n Hauklotz! reden Se doch wat!“ tönte es aus dem Haufen.

„Sie haben gewiß unter Seiner Durchlaucht Befehlen in der Armee gedient und einen Feldzug mitgemacht, nicht wahr?“

Alle diese Fragen ließ der ehrsame Meister jedoch vollständig unberücksichtigt. Sein ganzes Dichten und Trachten war darauf gerichtet, den geliebten Landesvater, der so huldvoll mit ihm gesprochen und ihn versichert hatte, daß ihm sein Recht werden solle, so lange als möglich zu sehen. Er kannte in seiner Begeisterung kein anderes Gefühl, als sich die ernsten und doch so wohlwollenden Züge des verehrten Regenten unauslöschlich in sein Gedächtniß einzuprägen, und so durchbrach er denn mit einer wahren Berserkerwuth den dichtgedrängten Haufen und stürzte vorwärts, dem Menschenstrome nach, der sich hinter dem Gefolge des Kurfürsten herwälzte, um gleichfalls der Parade beizuwohnen.

Mehr gedrängt und vorwärts gestoßen, als im gleichmäßigen Schritt einhergehend, langte er endlich auf einem freien Platze an, der bereits zum großen Theil mit Zuschauern besetzt war. Die Truppen hatten soeben ihre Aufstellung genommen und rings um das Manöver-Terrain war eine Chaine von Gensd'armen gezogen, die keinen Unbefugten durchließen. Von der einen Seite war dieser Platz durch den Thiergarten begrenzt, nach Süden hin war er offen und von zwei Seiten wurde er in einem Halbkreise von der Spree eingefaßt. Als der Weber auf dem Platze erschien, hatte das Vorbeidefiliren bereits begonnen. Nach den Klängen eines kriegerischen Marsches zogen die Garden zu Fuß mit den langen Büchsen in schöner Reihenfolge und wohlgerichtet vorüber. Nach dem Thiergarten hin waren eine Menge Wagen der verschiedensten Gattung aufgefahren, auf welche zahlreiche Zuschauer sich postirt hatten, aber auch am Spreeufer entlang hatte man Vorkehrungen getroffen, um dem glänzenden Schauspiele mit Muße beiwohnen zu können. So waren aus den Kähnen, welche schon damals mit Frachtgütern aller Art den Fluß passirten, ganze Ladungen von Tonnen und Fässern an das Ufer gebracht worden, wo man sie in langen Reihen der Höhe nach aufgestellt hatte. Durch lange Bretter, welche man darüber gelegt hatte, waren Tribünen gebildet worden, die von den Schiffern gegen eine geringe Geldvergütung an das neugierige Publikum vermiethet wurden. Bereits hatten auch auf diesen improvisirten Holzgerüsten eine Menge Berliner Platz genommen. Das scharfe Auge des Meisters Henkel entdeckte jedoch in der langen Reihe der neugierigen Zuschauer plötzlich eine Lücke. Näherkommend sieht er an der lichten Stelle eine stattliche Tonne stehen, für welche sich aus unbekannten Gründen noch kein Liebhaber gefunden zu haben scheint. „Wozu soll dieser prächtige Sehplatz unbenutzt bleiben?“ denkt der biedere Meister und beschließt, kühn gemacht durch den Erfolg des Tages, sofort einen Coup, um sich zum Herrn der Situation zu machen. Der Raum hinter den Fässern ist bis hart an das Spreeufer vollständig frei. Der unternehmende Henkel hat also Spielraum genug, einen gewaltigen Anlauf zu machen. Mit einigen kühnen Sätzen stürmt er heran, jetzt eine verzweifelte Anstrengung — er schnellt in die Höhe und seine Füße berühren den Deckel der Tonne, während er mit den Händen die Schultern seiner Nachbarn zur Rechten und Linken faßt, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Aber nur einen Augenblick sieht er die vorbeimarschirenden Krieger, die in geringer Entfernung haltende Kavallerie, dahinter die schwarzen und weißen Federbüsche, welche das Gefolge des Kriegsherrn kennzeichnen. Dann schreckt ihn ein plötzliches Krachen aus seinem Entzücken, der Boden weicht unter den Füßen des entsetzten Turners und unter dem dröhnenden Hohngelächter der Menge stürzt er hinunter in die Höhlung der Riesentonne. Eine dichte Wolke von feinem weißen Puder wirbelt um seinen Kopf, der feine weiße Staub dringt ihm in die Augen, in Nase und Luftröhre, so daß ein fürchterlicher Husten ihn befällt und er für einige Minuten gänzlich außer Stande ist, sich über die Masse, in welcher er bis an den Knieen steckt, zu orientiren. Als er endlich zur Besinnung kommt, hat sich die Oeffnung über ihm bereits wieder geschlossen. Zolldicke Bretter sind über die Tonne gelegt und darauf stampft und

trommelt ein dickleibiger Rentier mit seiner eben so korpulenten Ehehälfte nach Herzenslust herum. Vergeblich schreit er mit der ganzen Kraft seines Organs, man möge ihn aus seinem unfreiwilligen Gefängnisse erlösen, vergebens pocht er gegen die dicken Holzwände. Niemand hört ihn in dem lauten Getümmel. Seine Stimme verhallt wirkungslos in dem verworrenen Geräusch ringsumher. Die, welche ihn hineinfallen sahen, haben bereits den armen Teufel über all dem Neuen und Interessanten, welche das Manöver bietet, vergessen. Wer hat unter dem Schmettern der Fanfaren, unter den Kommando-Rufen, dem Pferdegetrappel, dem Gejauchze der Zuschauer Ohren für einen armen Unglücklichen, der während dieses allgemeinen Freudenrausches einsam und verlassen in einem dunkeln Käfig sitzt und nichts weiter sieht, als ein paar schmale Streifen des heitern blauen Himmels, welche sich durch zwei Lücken über seinem Haupte bemerkbar machen.

„Ich bin nun einmal ein Unglückskind," rief er aus, indem er die weiche mehlige Masse, in welcher er hockte, mit den Fingern prüfte, „ja, ja, in eine Tonne, in der sich noch ein Rest vom schönsten Gypsmehl befindet, bin ich gefallen und kann nun sehen, wie ich aus der Patsche wieder herauskomme. Nun, das Getreibe wird doch einmal ein Ende nehmen und ich werde wieder an die frische Luft kommen — höchstens noch eine Stunde, also bis dahin Geduld, Hans Henkel!" — Er wartete und wartete, aber in dem Getümmel da draußen trat keine Unterbrechung ein. Er zählte die Minuten nach seinen Pulsschlägen und jeder Pulsschlag dünkte ihm eine Ewigkeit. Der Schweiß rann beinahe stromweise von seiner Stirn. Der Mangel jeder freien Bewegung machte sein Blut stocken und ließ seine Glieder steif werden. Er athmete schwer und brachte seinen Mund so nahe als möglich an die Oeffnung. Dann aber trat auch das Gefühl des Hungers mit peinigender Schärfe auf. Hatte er doch seit früher Morgenstunde außer einem schmalen Wecken keinen Bissen über die Lippen gebracht. Ja, wenn er nur einen einzigen Tropfen Schnaps, ein Stückchen trocknen Brodes gehabt hätte.

Unwillkürlich faßte er mit den Händen an seine Rocktasche und stieß plötzlich einen Freudenruf aus, als seine Rechte das Stückchen Speck fühlte, das die sorgsame Gattin ihm mit der Ahnung einer liebenden Seele, in ein Blättchen Plakatpapier gewickelt, in die rechte Tasche seines langen Rockes praktizirt hatte.

„Nun wird sich auch das Butterbrod finden," schmunzelte er gerührt vor sich hin; „o ich blinder Thor! warum fiel mir denn das nicht gleich ein?" In gieriger Hast kramte er alle Taschen durch. Allmächtiger Gott! was ist das?" schrie er plötzlich, als er zuletzt in die Seitentasche griff und nun die dreifach eingeschlagene Bittschrift, die noch vor wenigen Stunden dem Fürsten steif und fest in die Hand gelegt zu haben er bei der Seligkeit seiner Seele hätte beschwören können, zwischen seinen zitternden Fingern stecken blieb.

„Ich bin behext!" rief er in namenlosem Schrecken aus. „Ein böser Geist hat mir's angethan!" Starr und unbeweglich, die mit Fieberschweiß bedeckte Stirn auf die heraufgezogenen Kniee gepreßt, blieb er eine Minute lang zusammengekauert sitzen. Langsam, aber erschütternd trat die Wahrheit an ihn heran: Der Kurfürst hatte das Butterbrod empfangen! — — —

Das war zu viel für den vielfach gequälten, körperlich vollständig erschöpften Mann. Ein Zittern überflog seinen Körper. Der Kopf sank schwer hintenüber und fiel kraftlos gegen die Innenwand. Die Augenlider schlossen sich, als wollten sie mitleidig das gräßliche Gespenst verhüllen, das schwarz und drohend und riesengroß vor der überreizten Einbildungskraft des Unglücklichen stand. Eine wohlthätige Ohnmacht legte sich auf seinen Geist und entrückte ihn für die nächsten Stunden den Qualen der Gegenwart.

Wie lange er in diesem Zustande der Bewußtlosigkeit verblieben, wußte er nicht. Als er erwachte, hatte er das Gefühl, als seien alle seine Glieder aus den Fugen gerenkt. Er streckte sich, so gut es in dem engen Behältniß möglich war, und suchte sich ein wenig aufzurichten, aber die Beine versagten ihm den Dienst. Sie waren wie abgestorben und der Rücken schmerzte ihn, als wäre er vollständig wund geschlagen. Es war finster in dem kleinen Raum und auch draußen schien es bereits dunkel geworden zu sein, denn als er endlich durch eine schmale Spalte hinauslugte, gewahrte er einen Stern, der schwachleuchtend am Himmel stand. Die Nacht mußte also bereits hereingebrochen sein. In dieser Annahme bestärkte ihn auch die draußen herrschende Stille, und eben wollte er damit beginnen, dieselbe durch einen weithin schallenden Hülferuf und durch Klopfen gegen die Wände seines Käfigs zu unterbrechen, als er plötzlich einen heftigen Schlag gegen den Kopf spürte. Gleichzeitig wurde sein Gesicht mit einer dicken Lage Gyps überschüttet und er mußte ein beträchtliches Quantum, das ihm in die Kehle gekommen war, hinunterwürgen. Er wollte schreien, aber die Stimme versagte ihm, denn eine gewaltige, von außen kommende Erschütterung bewirkte, daß er mit einem Mal wie ein Kreisel sich um sich selbst drehte; bald mit dem Kopf, bald mit den Füßen gegen die Faßdauben stoßend, um sich selbst herumkollernd, hin und her geworfen und mit dicken Gypswellen überschüttet, konnte er bald nicht länger zweifeln, daß die Tonne von außen in eine rollende Bewegung gesetzt wurde. Dann aber geschah das Hin- und Herfallen plötzlich so schnell, die Kopfstöße folgten mit so unbegreiflicher Geschwindigkeit auf einander, daß er beinahe von Neuem das Bewußtsein verloren hätte, wenn nicht endlich mit einem krachenden Gepolter die Tonne fest liegen geblieben wäre. „Eine schöne Geschichte das!" brummte er hustend und sich die Augen reibend im höchsten Aerger und schlug sich wüthend mit der Faust vor die Stirn. „Hätt' es mir denken können, daß ich das Zeug nicht habe, um in einer großen Stadt mit Erfolg agiren zu können. Nun bin ich richtig eingeböttchert, und der Himmel mag's wissen, wie ich wieder hinauskomme. Ein wahres Glück ist's noch, daß ein paar Luftlöcher in dem alten Wrack sind und daß man wenigstens nicht ganz wie im Sarge liegt."

Er brachte den Mund so nahe als möglich an die eine der beiden kleinen Oeffnungen und wollte eben sein „Zu Hülfe, ihr Leute! ich muß ersticken!" so laut als möglich hinausschmettern, als er eine halblaute Stimme vernahm, die einem in der Nähe befindlichen Manne anzugehören schien:

„Siehst du, Valentin," klang es, „den alten Burschen hätten wir nun auch in's Trockene gelootst. Es war keine leichte Arbeit!"

„Ja, ja," tönte eine zweite Stimme aus einiger Entfernung, „und der drin, das ist auch einer von der groben Sorte! der hätte noch mehr zermalmt werden müssen."

„Noch mehr zermalmt?" flüsterte der Weber, dessen Blut zu Eis gerann.

„Für den werden wir nicht viel bekommen," fuhr die erste Stimme fort, „hätte man ihn nur noch einmal in die Mühle nehmen können."

In demselben Augenblick war es dem Eingeschlossenen, als töne ein leichtes Plätschern an sein Ohr. Er hatte das dunkle Gefühl, als befinde er sich auf einem Schiffe, das sich langsam fortbewegte. „Also das ist es!" murmelte er in dumpfem Tone vor sich hin — „ich bin in die Hände von Seelenverkäufern gerathen. Nun geht's die Spree hinab in die Havel, von da in die Elbe, und bin ich erst in Hamburg ... Hölle und Teufel!" schrie er plötzlich auf, „dahin darf es nicht kommen. Viel lieber will ich sterben und das sogleich. Bin ich nur erst aus meiner verdammten Mausefalle heraus, dann findet sich auch wohl noch eine Gelegenheit zum Entwischen, aber verschachern will ich mich denn doch nicht lassen!" und in der Tollkühnheit einer ihn plötzlich überkommenden Wuth schlug er mit beiden Fäusten heftig gegen die Dauben und brüllte dazu mit aller Kraft, deren er fähig war:

„Zu Hülfe, zu Hülfe, zu Hülfe! Diebe! Mörder! Feuer! sie wollen mich ermorden, die Hallunken! Hülfe! Rettung! —"

„Was ist das?" hörte er den einen der beiden Männer im Tone der Ueberraschung sagen.

Eine Pause entstand, die nur von dem erneuten Geschrei des Webers: „Hülfe! Rettung! ich muß ersticken!" unterbrochen wurde.

„Hol' mich der Kukuk! Valentin!" klang es draußen, „in der Tonne sitzt Einer!"

„Schwere Brett, Hans! das geht nicht mit rechten Dingen zu!" rief die andere Stimme.

„Laßt mich heraus! ich will heraus aus diesem Schwitzkasten, ihr Hallunken!" schrie der Eingeschlossene von Neuem.

„Gemach! gemach, mein Bürschchen!" tönte des ersten Sprechers grobe Baßstimme, „erst sage uns, wie du hineingekommen bist!"

„Hineingefallen bin ich, aber man hat mich nicht wieder herausgezogen, und schließlich hat man mich eingeböttchert, um mich an die Engländer zu verkaufen, aber ich werd' es euch einträuken, ihr Erzschelme! Entschädigen sollt ihr mich für die Angst und Pein, die ich in diesem Rattenloch ausgestanden habe! Wartet! ich werde eine neue Bittschrift an Seine Kurfürstliche Gnaden aufsetzen und die hochlöbliche Polizei wird euch fassen ... und ihr werdet in's Loch gesperrt werden ... bei Wasser und Brod! ... ihr ... niederträchtiges Gesindel! ... Lumpenpack! ... ihr Hundejungen! ihr ..."

„Echauffire dich nicht, Bürschchen!" unterbrach man den Redefluß des Wüthenden. „Es war bereits dunkel geworden, als wir Beide, nämlich ich und der Valentin, den eingetrampelten Deckel auf der Gypstonne wieder in's Geschick nagelten. Wenn's dir also so Ernst gewesen wär' mit dem Herauskommen, wie du jetzt thust, so konntest du bei Zeiten herausgekrochen sein, oder hättest wenigstens ein Lebenszeichen von dir geben können, daß dir 'was dran läge, noch vor der Nacht an die Luft gesetzt zu werden, dann hätten wir dich schon befreit. Du fandst es aber für besser, dein Maul zu halten und dich auf unsern Spreekahn bringen zu lassen, um mit aller Ruhe mausen zu können. Ja, ja, Alterchen! wir kennen dich! aber ... als du nun sahst, der Verschluß war gut und du warst gefangen wie eine Maus in der Falle, da machtest du Lärm. Ja ja! die Tonne ist gut vernagelt. Wo eine Schifferfaust hinschlägt, da wächst weder Gras noch Borke!"

„Was soll das alles heißen? Ich bitte mir aus, daß ihr mich mit eurem Gewäsch verschont!" rief Henkel. „Ich bin ein ehrlicher Mann und werd's euch beweisen. Hans Henkel ist mein Name und ehrsamer Webermeister und Grundbesitzer aus Länkewitz ist mein Stand! ich bitt' euch nun, daß ihr mich herauslaßt aus dem Mordstall! Seine Durchlaucht unser allergnädigster Herr Kurfürst wissen, daß ich mich hier in Berlin aufhalte; ich bin morgen zur Audienz befohlen, und wenn ich nicht erscheine, so lassen Seine Kurfürstliche Durchlaucht die ganze Stadt durchsuchen, und wenn sie meine Leiche in eurem Kahne finden, so werdet ihr gespießt ohne Gnade und Barmherzigkeit. Bedenkt das wohl!"

„Mag Alles seine Richtigkeit haben," versetzte Hans kaltblütig. „Kann sein, daß du ein ehrlicher Kerl bist, kann aber auch nicht sein, und für den Fall, daß du's nicht bist, sollst du eine Tracht Prügel aufgezählt bekommen, damit du eine Erinnerung behältst an das Gesindel und Lumpenpack und an die Hundejungen! Ja, ja, mein Guter! für's Geschimpfte gibt's einen Denkzettel — und wenn du zehnmal ein ehrlicher Kerl wärst — aber Strafe muß sein! Valentin! gib 'mal die Laterne her! die Axt hab' ich schon zur Stelle."

Und Valentin brachte die Laterne. Der neue Diogenes sah, wie einige schmale Lichtstreifen in seine dunkle Zelle hineinzitterten. Dann vernahm er ein paar Axtschläge über seinem Haupte, daß ihm der Kopf wirbelte, ein splitterndes Krachen folgte, und endlich sah er den dunkeln Nachthimmel mit den zahllosen Sternen hoch über sich, sah den bleichen Lichtschimmer der Laterne, der schwankend über denjenigen Theil des großen Spreekahns hinstreifte, in welchem die Tonnen neben und über einander aufgestellt waren, und wie er endlich schüchtern den steifgewordenen Körper in die Höhe reckte und nun sein Kopf sich über den Rand der Tonne erhob, da fiel sein Blick auf zwei stämmige, vierschrötige Burschen mit struppigen Bärten und sonnverbrannten Gesichtern, die ihn höhnisch angrinsten und in ein schallendes Gelächter ausbrachen.

Der arme Henkel! es war ihm wahrhaftig nicht zum Lachen zu Muthe. Sein bleiches Gesicht stand in vortrefflichem Einklang mit seinem gypsübersäeten Anzuge, und wäre er, ohne ein Wort gesprochen zu haben, in dieser Verfassung plötzlich vor die Beiden hingetreten, wer weiß, ob sie ihn nicht für ein aus dem Grabe gestiegenes Gespenst gehalten hätten und entsetzt geflohen

wären. Jetzt diente sein Aussehen nur dazu, ihn in den Augen der beiden Schifferknechte noch lächerlicher zu machen.

„Na, komm' nur heraus, Fritze!" sagte Hans, indem er noch immer lachend den Weber bei den Schultern packte und ihm, von dem Gefährten unterstützt, heraushalf. „Dir soll dein Recht werden!"

Der solchergestalt Befreite sah sich ängstlich nach allen Seiten um, aber nahm nur zu deutlich wahr, daß er sich vollständig in der Gewalt der beiden rohen Kerle auf dem dunkeln Spreekahn befand, der mit schneckenartiger Langsamkeit auf dem schwärzlichen, hier und dort in schwankenden Lichtern aufglitzernden Wasserspiegel dahinglitt. Tief in Dunkelheit gehüllt lagen auch die ver-

Georg Friedrich Händel,

geb. am 23. Febr. 1685, gest. am 13. April 1759.

ödeten flachen Ufer. Nur aus weiter Ferne schimmerten einige lichte Punkte durch die schwarze Nacht und sagten ihm, daß die Stadt bereits weit hinter ihnen lag.

„Was wollt ihr von mir? Bringt mich an's Land und laßt mich gehen!" rief der Weber, der vor Furcht an allen Gliedern zitterte.

„Nicht also, Freund!" rief Valentin, „zieh' gefälligst erst deinen Rock aus — der muß besonders ausgeklopft werden. Oder glaubst du etwa, daß wir dir den halben Centner Gyps schenken werden, den du darin stecken hast?"

Hans packte hierauf den Armen ohne Weiteres an dem Kragen, Valentin faßte die Aermel des Rockes, und mit einem kräftigen Ruck wurde ihm das Kleidungsstück vom Leibe gezogen und auf eine der zunächststehenden Tonnen geworfen.

„Nun gib 'mal den Block her, Valentin!" rief Hans, „aber schnell!"

„Hört, ihr Herren!“ rief Henkel, „ich ... hoff' doch nicht, daß ... ihr mich tödten werdet! Seine Kurfürstliche Gnaden würden das sehr strenge bestrafen!“

„Pah! was geht uns Seine Kurfürstliche Gnaden an?“ schrie Valentin, indem er den Bock zurechtrückte und den sich mit allen Kräften sträubenden Weber wie eine Feder darüber legte, „wir thun, was uns gut dünkt, und Niemand hat uns etwas zu befehlen!“

Und nun sauste ein Hagel von Stockhieben auf den Rücken des armen Burschen herab, wie er sie in seinen tollsten Knabenjahren empfangen zu haben sich nicht erinnerte. Die beiden Schifferknechte schienen in der Führung der Rohrstöcke eine auf praktischer Erfahrung beruhende Sicherheit und Gewandtheit zu besitzen. Die Hiebe fielen mit einer Präcision und Taktmäßigkeit, wie die Dreschflegel in einer Scheune. Eine volle halbe Stunde dauerte die Procedur. Dann faßten die Beiden den vollständig Zerschlagenen an den Armen und Beinen und schleuderten ihn mit Vehemenz weit über den Bord des Kahnes hinweg in das kalte Wasser, das aufspritzend über ihm zusammenschlug.

Die Spree war zum Glück an dieser Stelle nicht tief, und der gemißhandelte Weber, welcher einer Ohnmacht nahe war, kam durch die Kälte des Wassers bald wieder zu sich. Zitternd vor Kälte und Wuth watete er an das Ufer und rannte dann mit dem letzten Rest seiner Kräfte der Stadt entgegen. Bald genug erreichte er die dunkeln verödeten Straßen und lief nun einem Irrsinnigen ähnlich in den schwarzen Schatten hin, welche die langen Häuserreihen warfen. Er hatte den Plan, das Gasthaus aufzusuchen, in welchem er die vergangene Nacht zugebracht hatte, und den Adlerwirth um Rath und Hülfe zu bitten. Nach langem Umherirren fand er endlich das Haus wieder, aber Thür und Fensterladen waren festgeschlossen und das Lichtstümpfchen in der Laterne war längst erloschen. Ein paar abgeschirrte Frachtwagen standen vor dem Hause, und eine Bulldogge, die unter einem derselben auf dem Hängebrett lag, stieß bei der Annäherung des Nachtwandlers einige dumpfe knurrende Töne aus.

Der Weber schlug mit der geballten Faust gegen die Thür, dann gegen die Fensterladen. Der Hund unter dem Wagen wurde wüthend und brach in ein heftiges Gebell aus, wobei er die Kette zu zerreißen strebte, mittelst welcher er an dem Wagen befestigt war. Die Hunde auf dem Hofe hinter dem Hause schlugen gleichfalls an und weithin schallte das Gebell und Geheul der aufgeregten Meute, aber in dem Hause selbst blieb Alles still. Schon wollte der ermattete Wanderer auf die Gefahr hin, von den Hunden zerrissen zu werden, den niedern Zaun übersteigen, welcher sich rechts an das Haus lehnte und einen Theil des Hofes von der Straße trennte, als er durch eine lange, in einen dunklen Mantel gehüllte Männergestalt mit einer umfangreichen, breitschirmigen Ledermütze, einen mächtigen Spieß in der Hand und ein rundes Wächterhorn auf dem Rücken, daran verhindert wurde.

„Kommt einmal herunter, Freund!“ tönte eine heisere Stimme und eine schwere Hand legte sich auf die Schulter des Abenteurers, der bereits einen Fuß in den Spalt gesetzt hatte, welcher sich zwischen zweien Brettern des Zaunes befand, „sagt einmal, habt Ihr auch das Privilegium, hier zu mausen mitten in der Nacht?“

„Was wollt Ihr damit sagen?“ fragte der Weber unwillig. „Ich bin ein ehrlicher Mann und denke nicht daran, andere Leute zu bestehlen. Ich bin selber von Spitzbuben überfallen worden. Mein Rock, in welchem sich meine geringe Baarschaft und meine Uhr befand, ist mir geraubt worden. Die Hallunken hätten mich beinahe todtgeschlagen, vielleicht glauben sie auch, ich sei todt; aber ich bin wieder zu mir gekommen und nun hierher gegangen, um den Adlerwirth um ein Nachtlager und einen Rock zu bitten, damit ich morgen früh meine Heimreise antreten kann, denn daß ich ein Fremder bin, werdet Ihr mir auf drei Schritte ansehen?“

„Euer Aussehen beweist viel und doch auch wieder sehr wenig,“ sagte der Wächter ruhig, „und darum kalkulire ich, es sei am besten, Ihr kömmt mit auf die Wache. Da habt Ihr einmal ein Unterkommen für die Nacht und könnt für's Zweite gleich Eure Anzeige machen von dem, was Euch passirt ist, und so weiter. Vorwärts, marsch!“

Und mit Riesenschritten stürmte der Wächter der öffentlichen Sicherheit auf dem holperigen Straßenpflaster dahin, gefolgt von dem niedergeschlagenen Henkel, der es unter den obwaltenden Umständen für das Beste hielt, jenem zu folgen, um für den noch übrigen Theil der Nacht wenigstens unter Dach und Fach zu kommen.

Eine halbe Stunde später trat er in ein niederes gewölbtes Gemach, in welchem auf einigen hölzernen Bänken, die um einen mächtig langen Tisch liefen, mehrere Soldaten rauchend und plaudernd saßen. Der Korporal, eine hochaufgeschossene, bärtige Figur, hörte den Bericht des Nachtwächters gleichmüthig an und überwies dann dem Gefangenen eine lange schmale Pritsche zur Ruhestätte. Dieser dachte nicht erst daran, den Wachthabenden über sein nächtliches Abenteuer aufzuklären. Er war bis zum Tode ermattet. Seine zerschlagenen Glieder schmerzten ihm dermaßen, daß sich von Zeit zu Zeit ein leises Stöhnen seinen Lippen entrang. Als er auf der Pritsche niedersank, hatte es fast den Anschein, als brächen seine Füße unter ihm zusammen. Trotz der Härte und Unbequemlichkeit seines Lagers streckte er sich doch mit einem behaglichen Gefühl auf demselben aus und war nach wenigen Minuten fest eingeschlafen.

Am Vormittage des folgenden Tages saß der Kurfürst Friedrich Wilhelm mit seinem Geheimrath Rumelian von Kalkhun, genannt Leuchtmar, und dem Geheimsekretär Jakob Müller in ernster Berathung in seinem Arbeitskabinet. Er hatte soeben von der Bestätigung des westphälischen Friedens Kunde erhalten, wodurch der entsetzliche dreißigjährige Krieg sein Ende erreicht hatte. Es handelte sich nun vor allen Dingen darum, die Provinz Pommern, welche dem jungen Regenten rechtlich zugehörte, zu erhalten, indem Friedrich Wilhelm Stettin zu seiner Hauptstadt erheben wollte. Darüber wurden nun die diplomatischen Verhandlungen eingeleitet und der Geheimsekretär hatte bereits ein Schreiben an den König von Schweden vollendet und wollte eben damit beginnen, ein zweites an den Kaiser aufzusetzen, als der Kabinets-

rath mit den eingelaufenen Briefen eintrat, wodurch die Konferenz auf kurze Zeit unterbrochen wurde. Der Kurfürst liebte es zuweilen, sich eine Stunde lang der Lektüre dieser Briefe hinzugeben, wobei er sogleich die Verfügungen seinem Geheimsekretär in die Feder diktirte. War diese Stunde jedoch verflossen, dann wurden die übriggebliebenen unwesentlicheren Eingaben in der Regel mit möglichster Kürze abgefertigt und die sofortigen Verfügungen dann im Laufe des Tages nur bei ganz besonders wichtigen Schriftstücken von dem Kurfürsten noch eingeholt.

„Durchlaucht!" rief der Kabinetsrath, als der Herrscher ihm das Zeichen zur Eröffnung der Briefe gegeben hatte, „da ist hier von einem Unbekannten ein Schreiben im Schlosse abgegeben worden, das derselbe am Ufer der Spree im Morast steckend vorgefunden haben will. Besagtes Schreiben befindet sich in einem seltsamen Zustande, und nur in dem Gedanken, es könne etwas für Ew. Durchlaucht Wichtiges enthalten, hat mich bewogen, es überhaupt anzunehmen."

„Sehen wir, was darin steht," befahl Friedrich Wilhelm.

Der Rath erbrach den Brief und las zum großen Erstaunen und zur Belustigung der Anwesenden Folgendes:

„Hochwürdigster Durchlauchtester,
Großmächtigster und Allerunüberwindlichster,
Hochgeehrtester Herr Kurfürst!

‚Treue Dienste geben treuen Lohn,' sagt der Haushalter Sirach im 5. Kapitel. Euch thue ich hiermit zu wissen, daß der Kirchendienst zu Länkewitz anitzo ledig ist, und ich zu solchem Dienste sehr wohlgeschickt bin, und wenn Eure Großmächtigkeit meine Person sehen und singen hören sollten, würden Sie sagen: der Kerl ist bei meiner Seele mehr werth, als daß er Küster sein soll; er könnte wohl predigen. Daß aber unser Schultze der Hundsvott, mir feind ist, das macht, daß meine Frau eben so einen rothen Rock hat, als die Schultzin, seine Frau, und wenn ich den Dienst erst haben werde, so mir schon gewiß genug ist, will ich meiner Frau noch einen besseren Rock weben und machen lassen, als des Schultzen seine hat, es mag den Hundsvott verdrießen oder nicht, und wenn ich das Primarium kriege, muß es unser Schultze nicht wissen, sonst stößt er's wieder um. Ich verlasse mich ganz gewiß dazu und verbleibe Hans Henkel. (Datum.)"

„Das ist ein sonderbarer Kauz!" rief der Kurfürst lachend. „Wie war doch die Unterschrift? Hans Henkel! Ei, das ist ja der Länkewitzer Weber, welcher sich gestern im Schloßhofe den Spaß machte, mir in den Weg zu springen und mir ein Butterbrod als Supplik zu präsentiren! Wie mag die Geschichte zusammenhängen? Eine drollige Verwechselung, wie es scheint!"

„Ich bin gleichfalls dieser Ansicht, gnädigster Herr!" sagte Leuchtmar, „der Bittsteller hat, als er sein Schriftstück hervorziehen wollte, in die unrechte Tasche gegriffen, und daher mag wohl die Verwechselung entstanden sein. Als der arme Supplikant später den Irrthum entdeckte, hat er die Bittschrift in der ersten Verzweiflung fortgeworfen; möglich auch, daß er sie verloren hat."

Der Kurfürst nickte nachdenklich mit dem Kopfe. „Alles schon dagewesen," meinte er leichthin. „Jedenfalls möcht' ich das Nähere darüber wissen. Notiren Sie, Müller, man soll mir Bericht erstatten." —

Zwei Stunden später wußte der Kurfürst ziemlich genau das Abenteuer, welches der arme Henkel in seiner Residenz zu bestehen gehabt hatte, aber er wußte auch, daß der Weber mit einem kleinen Zehrpfennig versehen durch die Polizei bereits aus der Stadt und auf die nach Länkewitz führende Landstraße geschafft und somit vor den ferneren Eventualitäten des großstädtischen Treibens sichergestellt war.

„Aber, Mann! um Gottes willen! wie siehst denn aus?" rief Frau Henkel, mit allen Zeichen der Bestürzung die Hände zusammenschlagend, „was ist denn nur vorgefallen? Wo hast denn deinen Rock und den Hut, den ich dir funkelnagelneu vorigen Weihnachten geschenkt hab'? Und wie niedergeschlagen und elend du aussiehst! mein Gott! ist denn ein Unglück passirt?"

„O, Frau! Frau!" ächzte der Weber, der soeben von seiner Reise zurückkehrend in die Stube getreten war und nun, den derben Eichenstock von sich schleudernd, in den halbzerrissenen Lederstuhl sank, der hinter dem mächtigen Kachelofen stand, „Alles ist fort, Rock, Uhr und Geld! Alles — und dein Butterbrod dazu! Ha, das Butterbrod! O, warum war die Spree nicht zehn Klafter tief an der Stelle, wo die Hallunken mich hineinwarfen?"

„Ich bitt' dich, Hans!" rief die Frau betreten, „sag', was ist vorgefallen? Ich versteh' dich nicht!"

„Glaub's!" rief der Weber, sich vor die Stirn schlagend, „ich versteh's selber nicht. Der Teufel muß sein Spiel mit mir getrieben haben, anders kann ich's mir nicht denken. Hör' also — und sperr' Mund und Aug' noch weiter auf, wenn's dir möglich ist. Der Kurfürst empfing dein Butterbrod!"

„Wie?" rief die Frau, einen Schritt zurücktretend und ihren Gatten ansehend, als wäre er ein der ersten besten Menagerie entsprungenes Wunderthier. „Der Kurfürst —"

„Empfing dein Butterbrod! ja, ja! 's ist schon richtig!" nickte Meister Henkel und schien eine Art grausamen Vergnügens darin zu finden, das Entsetzen zu studiren, das sich in dem Antlitz seiner Ehehälfte ausprägte; „ob's ihm wohl geschmeckt haben mag?" setzte er mit bitterer Ironie hinzu.

„Mann! sprich! Du hast die Packets verwechselt? Der Kurfürst —"

„Empfing das Butterbrod!" Meister Henkel betonte mit beinahe donnernder Stimme jede Sylbe dieses Satzes, dessen dämonische Gewalt seine ganze Seele zu beherrschen schien.

„Und die Bittschrift?"

„Hat der Teufel geholt!"

„Ich sagt' es dir ja, Mann!" rief die Frau mit von Thränen erstickter Stimme, „was willst du denn

mit deinem Bischen Klugheit in kurfürstlicher Residenz ausrichten? O, da gibt's schon andere Leut', die man zu Küstern macht. Aber so bist auch! auf meinen Rath gibst nichts! folgst stets deinem alten störrischen Pferdskopf und machst schließlich mir Vorwürf', wenn Alles schief geht."

Meister Henkel seufzte tief auf und sah seine keifende schönere Hälfte mit einem so jammervollen Blicke an, daß das Mitleid in ihrem Herzen sofort den Zorn verdrängte.

„Na, laß es gut sein, Schatz, und gräm' dich nicht!" schmeichelte sie, ihm die Backen klopfend. „Es kommt schon wieder besser. Du hast ja noch deinen Alltagsrock, der auch noch nicht ganz schlecht ist, und die Uhr — es war zwar ein Erbstück — aber sie war doch auch schon alt und ging nicht besonders, und die Uhren, die man jetzt macht, sind auch sehr schön, wenn sie auch ein wenig theuer sind. Wir werden fleißig arbeiten und Alles zu Rathe halten, dann wird's auch gehen!"

Getröstet zog der Weber sein braves Weib an seine Brust. „Wen der Herr lieb hat, dem gibt er eine treue Seele zur Frau," sagte er gerührt.

„Ja, wir wollen stark sein, Grete, mag kommen was da will, ich werd' es zu tragen wissen."

Und nun erzählte er der Gattin ausführlich Alles, was ihm in den Städten Cölln und Berlin begegnet war, und schloß mit der Versicherung, daß er nunmehr von seinen Küster-Ideen vollständig geheilt und es ihm ganz gleichgültig sei, ob er den Dienst in der Kirche thue oder ein Anderer."

Grete fand das Gesagte ganz vernünftig und die Gatten beriethen nun, wie sie sich aus ihren gedrückten Verhältnissen am füglichsten wieder herausarbeiten konnten.

„Ist Niemand hier gewesen in meiner Abwesenheit?" fragte der Weber endlich.

„Ach! wie kann ich nur so vergeßlich sein?" rief die junge Frau bestürzt, „ein Schreiben mit einem Gerichtssiegel ist angekommen. Vor kaum zwei Stunden hat der Landbot' es gebracht. Ich hab' es in den Koffer gelegt; hier ist es!"

Sie hatte während dieser Worte hastig den Koffer aufgeschlossen und reichte nun den großen Brief ihrem Manne, der ihn hastig erbrach und schon die Stirn runzelte, als er kaum einen Blick auf die Schrift geworfen.

„Unser Todfeind, der Schulz hat die Forderung des Schneiders Heller an mich gekauft. Du weißt, ich schulde dem Fips für den guten Sonntagsrock, den er mir gefertigt hat, baar sechs Thaler. Der Schulz wird uns pfänden lassen. Wir werden unser bischen Hausgeräth verlieren und das Bett vielleicht auch . . . und noch dazu von Rechtswegen!"

Die Frau hielt die Schürze vor's Gesicht und begann heftig zu schluchzen. „Ach, Mann! das wär' ja schrecklich!" jammerte sie.

Da wurde heftig an die Thür geklopft, und auf das barsche „Herein" des Hausherrn trat ein Mann mit hohen Stiefeln, einer Uniformmütze und einer Ledertasche, die er um die linke Schulter gehängt hatte, in das Zimmer. „Gott zum Gruß, Meister Henkel!" rief er, ein mächtiges Schreiben in die Höhe haltend, „bring' Euch wichtige Botschaft aus der Residenz — kurfürstliches Wappen! . . . habt was mit unserm allergnädigsten Landesvater zu thun gehabt, he?"

„Gebt her," rief der Weber, hastig von seinem Stuhle emporschnellend, und riß mit zitternder Hand das Schreiben an sich. „Ich dank' Euch schön, Velten! Ihr kommt schon 'mal wieder mit heran, nicht?"

Velten, der Landbote, verließ mit freundlichem Kopfnicken und einem kurzen Gruße das Zimmer.

Abwechselnd bleich und roth werdend löste Hans das Siegel und überflog, während das Auge der Gattin mit dem Ausdrucke fieberhafter Spannung an seinen Zügen hing, die wenigen Zeilen. Dann leuchtete sein Antlitz wunderbar auf. Er sah Grete mit gerührtem Antlitz an. „Da lies!" sagte er, ihr das Schreiben überreichend.

„Decret.

Supplikanten werden nach abgelegter Probe sechs Dukaten bewilligt, und wenn er tauglich befunden wird, soll er den Dienst ohne Einwendung des Schultzen haben.

Friedrich Wilhelm, Kurfürst."

Eine Freudenthräne im Auge, gab Grete dem Gatten das Schreiben zurück, der es bedächtig noch einmal überlas und dann in den Jubelruf ausbrach: „Gott segne unsern allergnädigsten Herrn Kurfürsten. Er ist doch ein braver Mann!"

„Aber wie hat er denn nur die Bittschrift erhalten können?" fragte Grete.

„Ja, das frag' ich mich eben auch," sagte Henkel in nachdenklichem Tone. „Ah!" rief er dann, als er wie zufällig das erste Blatt des Schreibbogens herumwarf: „Hier steht es wohl! Höre einmal zu:

„Dem Webermeister Hans Henkel in Länkewitz wird hiermit kund gethan, daß er seinen Oberrock, gut ausgeklopfet und gebürstet, sowie seine Uhr und Börse auf dem Polizei-Amt der Stadt L . . ., eine Meile hinter Länkewitz, in Empfang nehmen könne, sintemalen es einer hochwohllöblichen Polizei-Obrigkeit der Städte Berlin und Cölln gelungen ist, der Diebe habhaft zu werden und ihrer Damnificatione entgegen zu führen. Oberborn, Polizeirichter.

Da hast du's, Frau!" schloß der Weber mit triumphirendem Lächeln. „Wer hat nun Recht?"

„Was wird der Schulz sagen?" fragte die Frau, „und seine hochnasige Ehehäfte?"

„Sie werden Beid' vor Aerger platzen, denn der Schulze gönnt Keinem im Dorf das Aug' im Kopf. O, Frau! wie freue ich mich! welch ein braver Mensch ist doch unser Herr Kurfürst!"

„Gott segne ihn!" rief die Frau gerührt. „Doch zeigen wir ihm, daß wir seiner Güte werth sind. Du mußt ein Küster werden, wie's keinen zweiten auf zwölf Meilen in der Rund' gibt."

„Ja, das will ich, und der Webstuhl soll auch nicht müssig steh'n! Wir wollen nach wie vor vorwärts streben, und wenn Alles gut geht, haben wir in einigen Jahren unser Häuschen schuldenfrei!" —

Caernarvon Castle.

(Taf. 29.)

Die erste königliche, im Fürstenthum Wales bewilligte Urkunde war die, welche die Stadt Caernarvon von Eduard I. erhielt. Diese ist ein Ort von großer historischer Wichtigkeit und bildet, in Verbindung mit ihrem prächtigen Schlosse, eine der imposantesten britischen Küstenlandschaften. Die Stadt ist nicht groß, aber die neueren Verbesserungen, welche daselbst in's Werk gesetzt worden sind, haben wesentlich zu ihrer inneren Bequemlichkeit und äußeren Schönheit beigetragen. Von diesen verdienen die neuen Bäder einer besonderen Erwähnung als Etwas für Fremde und Kranke, die diesen Theil der cambrischen Küsten entweder der Gesundheit oder des Vergnügens wegen besuchen, sehr Empfehlenswerthes. Das Badgebäude ist ein Muster klassischen Geschmacks; es verbindet Eleganz mit vorzüglicher Arbeit und bietet in der Eintheilung seiner Zimmer jede Bequemlichkeit zur Aufnahme von Besuchenden und Kranken, eine Auswahl kalter und warmer Seewasserbäder, nebst bequemen Auskleidezimmern, dar. Für diejenigen, welche Vergnügen am kalten Bade finden, als das Mittel, einen erschlafften Körper durch die Bewegung des Schwimmens wieder zu kräftigen, gibt es ein vortreffliches, sehr geräumiges Bad, das zu diesem heilsamen Gebrauche eingerichtet ist und fortwährend mit frischem Wasser versehen wird, das man mittelst einer Dampfmaschine durch eiserne Röhren in große Reservoirs von demselben Metall leitet. Dieses Gebäude, das in hohem Grade Nutzen und Zierlichkeit in sich vereinigt, wurde durch den Marquis von Anglesey erbaut und soll über 10,000 Pfund Sterlinge gekostet haben.

Innerhalb der Mauern ist die Stadt von Straßen durchschnitten, die sich in rechten Winkeln kreuzen und an verschiedenen Punkten des Fremden Aufmerksamkeit durch jene Erinnerung aus früheren Zeiten fesseln, mit welcher sie so eng verknüpft sind. Unter diesen ist die Haupt- oder hohe Straße ein sehr schönes Muster jener Architektur, welche fast alle Stadtgebäude aus der Feudalperiode charakterisirt. Jenseits der Wälle nimmt die Stadt ein ganz anderes Ansehen an; Eleganz, Geschmack, Bequemlichkeit und jene Charakterzüge, die den Fortschritt der Kunst und Verfeinerung bezeichnen, treten hier vor des Beschauers Auge, während zahlreiche Häuschen und Villen von schöner Zeichnung und in schönen Lagen ein Ansehen von Luxus und Behaglichkeit über die ländlichen Vorstädte werfen, deren natürlicher Charakter für Gebäude dieser Art höchst günstig ist. Die Stadt ist gut gepflastert, wird mit Gas erleuchtet und reichlich mit Wasser versorgt.

Im Hafen von Caernarvon finden Fahrzeuge von nicht über 400 Tonnen Last Unterkommen; er wird von einer großen Anzahl Küstenschiffe besucht, sowie auch von anderen, die mit London, Liverpool, Glasgow, Dublin, Cork, Bristol und mehreren anderen Hafenstädten des Königreichs in Verbindung stehen. Die Hauptausfuhrartikel sind Schiefer und Kupfererz, deren Landtransport durch eine neuerlich erbaute, zehn englische Meilen lange Eisenbahn sehr erleichtert worden ist. Eingeführt werden hauptsächlich Kolonialprodukte, Birminghamer- und Manchester-Waaren und verschiedene Artikel von den Londoner Märkten. Der Kai und Hafen von Caernarvon, welche wegen der Untiefe am Eingange den Schiffen ernstliche Hindernisse in den Weg legten, sind innerhalb der letzten Jahre sehr verbessert worden, so daß die Gefahr, wenn nicht gänzlich beseitigt, doch wenigstens so sehr vermindert ist, daß für die Sicherheit gewöhnlicher Fahrzeuge in diesem Hafen nichts zu fürchten ist. Um die Kosten dieser öffentlichen Werke zu bestreiten, hat die Regierung noch Nebenzölle am Hafen erhoben, und es ist sehr zu wünschen, daß bei allen anderen Häfen, wo die Einfahrt schwierig oder gefährlich ist, dieselben Vortheile unter ähnlichen Bedingungen erlangt werden könnten.

Die Stadt besteht jetzt, in Uebereinstimmung mit der letzten Municipalakte, aus zwei Abtheilungen und wird durch einen Mayor, sechs Aldermen und achtzehn Räthe regiert. Außer den schon erwähnten malerischen Villen der Bürger, welche der Landschaft so viel heitere Abwechselung geben, wird die Stadt auch durch die adelichen Landsitze des Marquis von Anglesey, des Lord Boston und des Lord Newborough geschmückt. Die Ruinen von Segontium, mehrerer römischer Stationen, ein Theil einer alten Heerstraße und eine beträchtliche Anzahl primitiver Häuser gehören zu den Hauptmerkwürdigkeiten, welche die Aufmerksamkeit der Besuchenden in dieser Gegend verdienen *).

Das Schloß, von welchem der beiliegende Stahlstich ein so treues und anziehendes Abbild gibt, ist von mehr als gewöhnlichem Interesse: es zieht die Aufmerksamkeit aller Fremden, die diesen Theil des Landes besuchen, an und ist in jeder Beziehung eines der edelsten noch existirenden Muster der Burgbaukunst. Gleich so vielen

*) Caernarvon, oder Caer-yn-arfon, liegt, wie man allgemein vermuthet, auf der Stelle des alten Segontium, einer römischen Station in der Zeit des Kaisers Constantin; nach Mathew Paris wurde hier gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts — im Jahre 1283 — das Grab Constanstius', des Vaters jenes Monarchen, gefunden.

anderen von ähnlicher Zeichnung und Ausführung verdankt es seine Entstehung der Politik Eduard I., welcher es, nach der Geschichte jener Zeit, baute, indem er die Einkünfte des damals vakanten Bisthums York zu kriegerischen Zwecken verwendete. Die Stadt selbst soll unter denselben Auspicien entstanden sein. Das Schloß vertheidigt sie im Süden mittelst eines tiefen, engen Grabens in der Fronte. In seinem westlichen Walle sind drei zirkelrunde Thürme, auf beiden Seiten mit zwei anderen, und ein enges Eingangsthor, über welchem eine Figur im bloßen Kopfe und mit fliegenden Locken steht, — die Bildsäule des Gründers — die in der Linken ein Schwert in der Scheide hält, das sie mit der Rechten zieht — oder vielleicht, als Anspielung auf die Unterjochung der Walliser, wieder in die Scheide steckt; zu den Füßen der Statue liegt ein Schild, dessen Embleme unkenntlich sind. Dieses Thor führt zu einem engen, länglich viereckigen Hofe. Am westlichen Ende ist ein vielseitiger Thurm, aus welchem noch drei andere sechseckige emporsteigen; an seinen Zinnen erblickt man in Stein gehauene Adler, woher er den Namen „der Adlerthurm" (Eagle Tower) erhielt.

Er ist ein edles Gebäude, hat zehn Seiten und eine Treppe von 300 Stufen bis zu den Zinnen. In diesem Thurme befindet sich das Zimmer, wo Eduard II. — der erste Prinz von Wales — geboren wurde, dessen Geburt, am 25. April 1284, der Anfang einer demüthigenden Epoche für den Geist der cambrischen Freiheit war. Das Zimmer mißt blos 11 Fuß Länge bei 7 Fuß Breite, — Dimensionen, die wenig mit den wichtigen Folgen übereinstimmen, welche aus dem darin stattgefundenen Ereignisse hervorgingen, aber doch einigermaßen mit dem Schicksal des königlichen Erben harmoniren, der, nach einer begebnißreichen Regierung, endlich bestimmt war, in dem Kerker von Berkeley Castle einen schauderhaften Tod zu erleiden. An dieses Zimmer stößt ein halbrundes Gemach, das die Sage als des Königs Kinderstube beschreibt.

Das Schloß und der Hof, der es umschließt, haben fast eine englische Meile im Umfange. Von außen erblickt man zwölf Thürme, aus welchen wieder andere eckige Thürmchen emporsteigen, die, den Horizont zum Hintergrunde, eine sehr malerische Wirkung haben. Ein Thorweg auf der Südseite des Schlosses wird das Königinthor (Queen's Gate) genannt, weil die Königin Eleanor in die Festung durch dieses Thor eintrat, bis an welches man zu dem Ende eine temporäre Brücke errichtet hatte.

Die uns vorgeschriebenen Grenzen erlauben uns keine genauere Beschreibung dieser großen, imposanten Festung, welche, da sie stets in gutem Zustande gehalten wird, noch viele Generationen hindurch dem Zahne der Zeit Trotz bieten wird. Von außen ist sie noch ganz vollständig und erregt die Bewunderung Aller, die nur den geringsten Geschmack für das Hehre, Erhabene in der Baukunst haben. Die Burgmauern werden im Norden und Westen noch jetzt von dem Meere bespült, was ehemals auch auf der Südseite der Fall war. In so fester Lage auf einen Felsen gegründet, mag dieses Schloß früher, vor der Erfindung des Schießpulvers, wohl für uneinnehmbar gegolten haben. So unermeßlich groß das Gebäude auch erscheint, so soll es doch innerhalb des kurzen Zeitraums von zwölf Monaten errichtet worden sein — eine Thatsache, welche unglaublich erscheint, wenn wir nicht bedenken müßten, daß in jenen Tagen des Vasallenthums der Wille des Souveräns ein Gesetz war, das ohne die schwerste Strafe nicht überschritten werden durfte. Wenn ein Werk für unausführbar gehalten, oder doch wenigstens die Möglichkeit seiner Ausführung bezweifelt wurde, so wurde alles Zaudern augenblicklich durch die ausdrucksvollen Worte beseitigt: „Le Roi l'a voulu!" Und dem mehr als magischen Einflusse dieser lakonischen Phrase mag auch Caernarvon Castle sein schnelles Entstehen zu verdanken haben.

Hier war es auch, wo die Wälschen, bei einer ihrer plötzlichen Empörungen gegen das Auferlegen neuer Kriegssteuern, den Gouverneur Sir Roger de Pulesdon ergriffen und ihm den Kopf abschlugen. Beim Ausbruche des Bürgerkrieges fiel das Schloß in die Gewalt der Parlamentstruppen unter Kapitän Schwanley, der 400 Gefangene machte und sich der Kriegsvorräthe des Platzes bemächtigte. Später wurde Caernarvon den Königlichen übergeben, allein im Jahre 1646 wechselte es abermals seinen Herrn. Zwei Jahre darauf machte Sir John Owen einen Versuch, wieder in den Besitz dieses wichtigen Punktes zu kommen; allein diese Unternehmung wurde unterbrochen, da er genöthigt war, die Belagerung aufzuheben, um den Obristen Twisselton und Carter eine Schlacht zu liefern, in welcher er gefangen wurde. Seit dieser unruhigen Periode war Caernarvon nicht wieder der Schauplatz irgend einer wichtigen Begebenheit; das Schloß, gleich einem alten, mühsam gearbeiteten Panzerhemd, obwohl noch ein Gegenstand der Neugier und Bewunderung, ist für den Staat von keinem Nutzen mehr. Es ist Kroneigenthum, und jetzt hat es der Earl von Uxbridge inne, ältester Sohn des Marquis von Anglesey, der bis zur Erlassung der letzten Akte erblicher Mayor von Caernarvon war.

Der Talisman.

Nach einer wahren Begebenheit.

I.

In einer jener Keller-Restaurationen, an denen die größeren Städte Deutschlands so reich sind, saßen eines Abends vier junge Männer gemüthlich beisammen, isolirt von dem bunten Gemisch der übrigen, zahlreich anwesenden Gäste, an einem Tische abseits. Ihre Mützen hingen dicht über ihren Köpfen und ließen von ihrer legèren Form und den weißen und goldigen Borden auf den Stand ihrer Besitzer schließen; an dem breiten Verbindungsbande aber besonders, das einem Jeden der vier

Zecher quer über die Brust lief, erkannte man die Studenten. Drei von ihnen zeigten in ihrem ganzen Wesen die heitere Lebendigkeit jener Jünglinge, welche, der edlen Wissenschaft und den geselligen Freuden der Jugend huldigend, noch im Treiben des Alltagslebens ihr freies frisches Herz nicht verblutet hatten, ohne jedoch bei dieser offenen Zurschautragung innern Jugendmuthes den „Studenten" vor der Welt zu forçiren, wie so Viele thun, indem sie an öffentlichen Orten ihre Beine quer über die Stühle legen, die Mütze von ihrem Schädel für unzertrennlich halten und in schräger Richtung kühn in die Stirn drücken, um womöglich ihre ganze Aufführung schließlich „genial" zu nennen.

Nur dem Einen des vierblätterigen Kleeblatts schien Lust und Leben fremd zu sein, und wenn die Zahl der Kümmernisse, welche ihn vielleicht drückten, auch gerade nicht aus den wenigen Falten seiner Stirn herauszurechnen war, so lag doch in seinem Wesen unverkennbar eine gewisse Niedergeschlagenheit verborgen.

Ohne Theilnahme für die lebhaften Gespräche seiner Kollegen, spielte er mit einem Fidibusse, der von einem alten, relegirten Kartenblatte geschnitten war, blickte oft starr die grüne Wand an und nippte nur höchst selten aus dem vor ihm stehenden Glase Bier, während die Andern fast fortwährend das Schenkmädchen in Bewegung setzten.

Die drei Zechbrüder verstummten jetzt und blickten ganz zufällig ihren einsylbigen Freund an, wie es gewöhnlich zu gehen pflegt, wenn in der Unterhaltung eine Pause eintritt und die Augen unwillkürlich wie zur Abwechslung nach einem Gegenstande suchen. Der Beobachtete war eben damit beschäftigt, einen Brief zu entfalten, den er aus einer Seitentasche seines Rockes hervorgezogen hatte. Mit trübem Blicke durchflog er die Zeilen, immer wieder, wie es schien, von Neuem. Endlich war er im Begriffe, das Billet unter einem tiefen Seufzer wieder zusammenzufalten, da wurde es ihm plötzlich von der Hand seines nächsten Nachbars entrissen.

„Herrmann," rief der Dieb, „du darfst kein Geheimniß vor mir haben!"

Dabei hielt er es jedoch wie mit einer gewissen Scheu zwischen seinen Fingern, als wollte er durch diesen Raub, der ja ganz in seiner Gewalt war, zeigen, wie heilig er die Rechte des Andern halte.

„Darf man wissen, was dieses Briefchen für ein Geheimniß birgt?" fuhr er fort. „Jedenfalls ist darin die Lösung deines heut' so räthselhaften, ja hypochondrischen Wesens zu finden. — Ein grober Mahnbrief — vom Buchhändler? Ein artiger Korb von einer Angebeteten? Doch nicht gar eine Trauerkunde aus der Heimath?"

„Lies in Gottes Namen, Feller," entgegnete Herrmann, nachdem er zu den Fragen des Freundes stumm den Kopf geschüttelt hatte.

Feller machte von der Erlaubniß seines betrübten Freundes Gebrauch und las, während der Letztere mit den Fingern auf dem Tische malte und trübselig vor sich hinlächelte.

„Du hast mich hübsch zum Besten gehalten," rief Feller lachend, nachdem er den Brief durchlesen hatte, „nimmt der Mensch da eine feierliche Haltung und Miene an, wie er in dem Dinge da buchstabirt, als wär's ein Bannbrief vom heiligen Vater in Rom, — und was steht darin? — weiter Nichts, als daß er in der letzten Ziehung der königlich sächsischen Landes-Lotterie vom Schicksale mit einer Niete bedacht worden sei, zum „aufrichtigsten Bedauern" des Kolletteurs, der für solche Fälle gleich gedruckte Briefe hat und hierbei nur den einzigen Fehler begeht, daß er statt mit Buchdruckerschwärze nicht mich Pech drucken läßt."

Die jungen Leute am Tische lachten.

Herrmann blieb seiner vorigen Haltung treu.

„In deinem Munde," erwiederte er, „gestaltet sich die Sache humoristischer, als sie in der That für mich ist; ein Gewinn ist ein Glück, eine Niete folglich ein Unglück."

„Es gibt einen Mittelweg, den man dann geht, wenn man gar nicht spielt," versetzte Feller, der Mediziner, lächelnd.

„Ich spielte zum ersten Mal."

„Um so sicherer war vorauszusehen, daß du durchfallen würdest, denn Fortuna ist ein sprödes, neckisches Mädchen, das Einem nicht gleich beim ersten Komplimente, das man ihm macht, einen Kuß gibt."

„Das Zusammentreffen der Umstände bestimmte mich, das Loos zu spielen."

„Wie ging das zu?"

„Der Lotteriekollekteur Schreiber, der dir bekannt ist, traf mich eines Abends in diesem Lokale hier und bemühte sich vergebens, mir ein Loos aufzuschwatzen; dessenungeachtet ließ er den Glauben an die Menschen nicht sinken, sondern schickte am nächsten Tage seinen Laufburschen mit einem sauber eingesiegelten Achtel zu mir. Im Begriffe, den Jungen sammt dem Loose wieder zu verabschieden, empfange ich durch einen andern Boten ein Kistchen Bremer Cigarren vom Cigarrenhändler Fink, welcher sich, einiger juristischen Winke wegen, die ich ihm in Betreff einer Klagsache gegeben und deren er sich mit gutem Erfolge bedient hatte, gegen mich verpflichtet glaubte. — Schnell berechne ich die Ersparniß, die mir durch dies Geschenk erwächst, sie wiegt gerade das Achtel auf, und so behielt ich das Loos.

„Geheimnißvolle Zusammenwirkung der Umstände," bemerkte Feller ironisch.

„Wenigstens hatte ich Lust, eine Art Aufforderung vom Schicksale darin zu suchen."

„Da ist also wieder einmal ein Mystiker auf die Nase gefallen."

„Ich glaubte wenigstens, daß es meinem Fatum nicht darauf ankommen könne, mir ein kleines Sümmchen zu bescheeren, vermöge dessen mir die Möglichkeit geboten würde, meine Studien vollends zu beenden, um mit Ruhe mein Specimen zu beginnen."

„So hättest du dich wirklich an jene wacklichte Chimäre angeklammert, und ihr plötzliches, aber ganz naturgemäßes Verduften vermag dir den letzten Funken Lebensmuth zu rauben? Willst du vielleicht auch ein Pistol haben, um dich des Lotterieloses wegen zu erschießen?"

„Das Scheitern jener eiteln Hoffnung konnte mich nicht rühren," entgegnete der Jurist aufgerichtet, „aber meine traurige Lage, meine hoffnungslose Zukunft mußte es mir vor die Seele führen, und nachdrücklicher als je mußte mich das ausgebliebene Glück an die Umstände

mahnen, welche den Wunsch darnach erst ist mir wachgerufen hatten. Oder begreifst du nicht, was es sagen will, wenn Einem vor den zurückgelegten letzten zwei Semestern der Vater wegstirbt, der, ein unbemittelter Beamter, der Wittwe nur die schmale Pension und dem Sohne Nichts, als seinen Segen hinterlassen kann? — Gott weiß es, daß es kein Vorwurf gegen den edlen Seligen sein soll, nur eine Rechtfertigung vor dem Freunde, der mich meiner Kleinmüthigkeit wegen sonst verachten würde."

Fellers veränderte Gesichtsmienen verriethen, daß er auf den Ernst des Kollegen einging. Er behielt jedoch keine Zeit übrig, sein Mitgefühl, das, wie wir später sehen werden, ein sehr aufrichtiges war, in Worten an den Tag zu legen, indem Beider Aufmerksamkeit auf eine im ganzen Schanklokale plötzlich entstehende allgemeine Bewegung gelenkt wurde.

Der größte Theil der Gäste verließ eiligst den Keller und nur Die vielleicht blieben noch zurück, welche keine Lust hatten, dem Wirthe den Rest ihres Bieres zu hinterlassen. Die Studenten an ihrem einsam stehenden Tische wurden sehr bald über die Ursache dieses Aufruhrs belehrt, denn das Losungswort: „Feuer!" scholl jetzt deutlich genug durch den Kellerraum.

Eben beriethen sie noch untereinander, ob sie sich nach genossenem Anblicke dieses kostbaren Schauspieles wieder hier im Keller treffen wollten, da bei dem Tumulte, der am Orte der Gefahr herrschen mußte, an ein Zusammenhalten voraussichtlich nicht zu denken war, oder ob man der Abwechslung wegen ein anderes Lokal wählen sollte, in welchem das gemüthliche Beisammensein heute Abend noch weiter zu spinnen wäre, — da kam das Schenkmädchen hastig herbeigestürzt.

„Herr Herrmann!" rief sie, noch ehe sie den Tisch erreicht hatte, „wohnen Sie nicht in der Selterstraße? — Ach, mein Gott! dort eben brennt's ja!"

Dies genügte freilich, den bisher noch immer still und theilnahmlos gebliebenen jungen Mann von seinem Stuhle emporzujagen. Mit zwei Sätzen war er die Kellerstufen hinauf, und fast eben so schnell folgten ihm die drei Kollegen.

Das Schenkmädchen blieb verdutzt am einsamen Tische stehen, betrachtete die leeren Biergläser, deren spurlos verschwundener Inhalt ja noch nicht bezahlt war, und blickte mit langem Gesichte nach der leeren Wand, an der man weder eine Mütze, noch einen Stock mit goldener Kuppe als Unterpfand zurückgelassen hatte. Fast bereute sie ihre Hast, mit welcher sie den leichten Vögeln jene Kunde überbracht hatte.

Die Studenten aber durchsausten die weiten, in heller Gasbeleuchtung schimmernden Straßen. Mehrere Spritzen rasselten bereits über das glatte Pflaster. Von einem entfernten Thurme, in der Richtung nach der in blutigem Roth aufwirbelnden Feuersäule zu, tönte schauerliches Sturmgeläute. Feuersignale von Trommel und Trompete durchheulten und durchschallten die Straßen, welche schon von Pionnieren, Militärs, Lösch- und Rettungsmannschaften, wie von Neugierigen wimmelten.

Die vier Studenten bogen endlich in ihrem Wettlaufe um eine Ecke und erblickten im nächsten Momente in gerader Richtung vor sich das in Flammen stehende Gebäude.

„Donnerwetter! Seht Ihr's?" rief Herrmann erschrocken den hinter ihm herkeuchenden Freunden zu, — „mein Haus brennt!"

„Wenigsteus brennt deine Dachkammer," schrie der Mediziner, indem er an Herrmann pfeilgeschwind vorüberjagte und sich durch die schwarze Menschenmenge, welche gaffend den gefahrvollen Ort umgab, Bahn brach.

Herrmann stand plötzlich still, wie angewurzelt, von Muth und Entschlossenheit verlassen, — ein Fehler, den Feller recht wohl an ihm kannte . . . Er starrte in die verzehrende Gluth hinein, wie sie, vom Dache jenes hochemporstrebenden Gebäudes aus, die Nacht um sich her zum Tage machte.

Züngelnde Flammen streckten sich gierig von einem Sparren zum andern und schlangen sich in heißer Umarmung um die vorgebauten Dachfenster, eingehüllt auf Augenblicke in blutig dunkle, dicke Rauchsäulen, deren schwarze Massen sich zum Himmel emporwälzten. Endlich erwachte Herrmann doch aus seiner Erstarrung und drängte sich gewaltsam durch die Zuschauermenge.

Damit hatte er jetzt freilich Nichts erreicht, — er war dem Orte der Zerstörung näher, ohne das Geringste von seinem Eigenthume retten zu können, denn eine Kette von Soldaten hielt ihn zurück. Verzweifelt wollte er eben mit Gewalt die geschlossene Reihe durchbrechen, da glaubte er zu sehen, wie der Mediziner mit Büchern bepackt jenseits des aufgestellten Militärs auf ihn zueilte, wie schon die Soldaten Miene machten, den Freund mit der Bürde aufzuhalten, . . . da prasselte ein feuriger Balken mit krachendem Getöse hoch oben vom Dache herunter.

Die Krieger wichen in wilder Verwirrung zurück, ein Funkenregen sprühte von dem zertrümmerten brennenden Gebälk in die Höhe, von der Wucht des Falles emporgewirbelt.

Im nächsten Augenblicke fühlte sich Herrmann von Feller'n, der die Verwirrung der Soldaten gewandt benutzt hatte, am Arme erfaßt und mit den Worten: „bleibe zurück, was für dich zu retten war, bringe ich dir," fortgerissen durch das Menschengewoge.

Feller zog den Juristen mit sich in eine Droschke, die bald darauf, von dem Strömen des Volkes aufgehalten, langsam durch die Straßen fuhr. Feller ordnete auf dem Rücksitze die geretteten Bücher und überreichte dem stummen Freunde eine lange Tabakspfeife.

„Ach! meine Pfeife, meine Pfeife! Ist sie wirklich da?" rief Herrmann unter fast kindischer Geberde und betrachtete immer wieder von Neuem die theure, glücklich gerettete Reliquie.

„Ich griff nach deiner Pfeife zuerst, da ich weiß, wie hoch du sie in Ehren hältst," bemerkte der Mediziner, „und dann lud ich von deinen Büchern auf, was mir bei dem schnellen Umsichgreifen des Feuers in den Weg kam. Vorderhand fahren wir nach meiner Wohnung, um daselbst von dem kostspieligen Abenteuer auszuruhen und morgen dann bei nüchterner Besprechung dessen Folgen für dich nach Kräften milder gestalten zu suchen." —

Der Mutter Geburtstag.

Den Anstrengungen der wohlorganisirten Löschmannschaft gelang es zwar, dem schrecklichen Wüthen des Elementes noch während der Nacht Grenzen zu setzen, aber das schöne Gebäude war verschwunden und mit ihm noch das eben so stolze Nachbarhaus. Nur noch die öden, halb eingestürzten Mauern standen, ohne Spuren von ihrem früheren, freundlichen Anstrich, und jedes profane Auge durfte frei in die bloßgelegten, mit Schutt angefüllten Zimmer blicken, deren bunte Tapetenwände wohl oft die Zeugen stillen Familienglückes gewesen waren.

II.

Am nächsten Morgen — es war Sonntag — saßen unsere beiden Freunde in einem freundlichen Stübchen auf dem Sopha am Kaffeetisch. Feller füllte seinem Gaste, dem obdachlosen Herrmann, auf's Neue die Tasse aus einer blechernen Kanne und machte dabei manche Bemerkung über den Schlafrock, der, dem Freunde einstweilen überlassen, diesem hier zu kurz, dort zu enge war.

Dies reichte freilich nicht hin, den traurigen Freund zu erheitern, denn wenn die Schnelligkeit, mit welcher das unglückliche Erlebniß der Nacht über ihn hereinbrach, ihm kaum Zeit gelassen hatte, sein Unglück ganz auszumessen, so brachte der nüchterne ernste Morgen ihm einen desto entwickelteren Ueberblick über seine traurige Lage.

Wir sind gewohnt, während der Nacht nur zu träumen und am andern Morgen darüber zu lächeln, oder der Vorsehung zu danken, daß manches schreckhafte Gebilde eben nur ein Traum war.

Um so entsetzlicher ist es für uns dann, wenn unser Erwachen wirklich einmal ein nächtliches, trübes Ereigniß nicht wieder zu versöhnen vermag und der erste Augenblick des Morgens schon, wo Muth und Kraft gewöhnlich noch schlummern, uns die ernste, unerbittliche Wirklichkeit vor die Seele hält.

Und so war es ja mit Herrmann. Er war unglücklich genug, der Tod seines Vaters hatte ihm jeden freien Blick in die Zukunft verhüllt; der letzte Hoffnungsfunken war mit jenem Fehlgriffe, den der Jüngling in's Glücksrad that, verglimmt, und endlich beraubt ihn noch das Feuer des kleinen Eigenthums und der glücklichen harmlosen Häuslichkeit, worauf er stets mit innerer Befriedigung hatte blicken dürfen.

In dieser Lage mußte ihm die wahre Freundschaft Feller's wohlthun, und vergeblich rang sein Herz nach einem Ausdrucke der Liebe und Dankbarkeit.

Der Freund hätte es auch nicht dazu kommen lassen, denn sein ganzes Wesen schien mit Vorbedacht jeder lauten Anerkennung von Seiten Herrmanns auszuweichen, — einer der schönsten Züge edler Seelen, die ihren Lohn in dem nackten Selbstbewußtsein finden und selbst dieses kaum zu deutlichem Ausdrucke reifen lassen. —

Der letzte Tropfen war aus der Kaffeekanne verschwunden.

Feller brachte von einem Gesimse in der Ecke des Zimmers zwei Pfeifen herbei, die Zierden der kleinen Sammlung, und wollte die eine davon dem Juristen überreichen.

„Gieb mir meine Pfeife," erwiederte Herrmann sanft ablehnend, „den alten, treuen Talisman unsrer Familie, der in der vergangenen Nacht wieder bewiesen hat, daß er sich nicht von mir trennen will."

Der Mediziner lächelte, brachte das alte Erbstück und zündete gleichzeitig einen mächtigen Fidibus an, der, wie er trocken bemerkte, aus einer noch unbezahlten Schneiderrechnung verfertigt war.

Bald darauf sahen die beiden Freunde zum Fenster hinaus und die wohligen Nebel aus ihren Pfeifen stiegen in lustigem Gekräusel in die frische Morgenluft hinein. Die Raucher blickten vom zweiten Stockwerke des großen, eleganten Hauses auf eine breite, schöne Straße hinunter, aus zwei unabsehbaren Reihen palastähnlicher Gebäude gebildet, deren glatte Trottoirs zu beiden Seiten von hohen Linden begrenzt waren. Droschken, Milchwagen und andere Fuhrwerke belebten die Lindenallee, und frühe Spaziergänger in schmuckem Sonntagsstaate kehrten bereits von ihren ländlichen Morgenausflügen heim. Patrouillen wechselten die Posten, und hier und da erblickte man auch Pionniere mit schwarzgerußten Waffenröcken, von der schweren Arbeit der Nacht müde nach Hause schlendernd.

Die Letzteren machten auf Herrmann einen sehr trüben Eindruck; mußte er doch beim Anblicke solch einer rauchgeschwärzten Gestalt im Stillen fragen: „warst du es vielleicht, der mit jener Axt da die stillen Wände durchhieb, in denen ich Jahre lang froh und friedlich gehaust hatte?!" . . .

Die Aufmerksamkeit beider Freunde richtete sich jetzt auf ein Geräusch, das unter ihnen vernehmbar wurde und von dem Oeffnen eines Fensters herrührte. Eine schneeweiße Haube reckte sich aus dem offenen Flügel hervor, so daß die Raucher in senkrechter Richtung gerade auf den oberen Theil der Haube, durch deren zierlich durchbrochene Stickerei ein rabenschwarzes Haar hervorsah, herabsehen konnten.

„Ich stelle dir hiemit," bemerkte jetzt Feller zu Herrmann, indem er ein wenig zurücktrat, um eine komische, einführende Verbeugung nebst dazu nöthiger Handbewegung zu machen, „ich stelle dir hiermit meine Hausgenossin, die Frau v. Stein vor, Besitzerin des Herrn Regierungsrathes v. Stein und zweier blühender Töchter, Jeannette von neunzehn und Louise von siebzehn Frühlingen, welche Beide wiederum Inhaberinnen meiner stillen Freundschaft und Theilnahme sind. Nimm dich in Acht, daß du nicht unversehens auf diesen geweihten Schädel unter dir herabspuckst."

„Du hast mich ausführlich berichtet," entgegnete Herrmann lächelnd, „auch sehe ich, daß du dich in feinen Regionen bewegst; hast du noch nicht die nähere Bekanntschaft der jungen Damen gemacht?"

„Dies zwar noch nicht, aber davon geträumt habe ich, und meine Träume gehen immer buchstäblich in Erfüllung."

Eben wollte Herrmann seine Pfeife, die er nach Studentengebrauch, wie Feller, lang zum Fenster hinausgeraucht hatte, in das Innere des Zimmers hereinziehen, da gibt es einen kleinen Ruck, — das Pfeifenrohr ist plötzlich leicht wie ein Federkiel, — Pfeifenkopf nebst Stiefel durchsausen nach abwärts die Luft, — kurzes Hinderniß auf dem Kopfe der im Fenster liegenden Dame, — als Rache: Entleerung des unsaubern Inhalts auf

den Schnee der Haube, — der jähe Schrei einer Frauenstimme, dann geht im Fluge die Reise weiter, bis hinab auf das Trottoir, wo unter lautem Geklirre das Meteor in Trümmern sich auflöst.

Der arme Jurist taumelt betroffen zurück in's Zimmer, während Feller, der sich eilig vom Fenster zurückgezogen hat, aus einem Lachkrampfe in den andern verfällt und fortwährend stottert: „Ach! dein Talisman! dein Talisman!"

Herrmann aber stemmte die Arme in die Seiten, warf den Kopf empor und biß verzweifelt die Lippen zusammen. „Herr meines Lebens!" rief er aus und schüttelte trostlos das Haupt, „verfolgt mich denn das Unglück auf allen Wegen!"

„Na, das war jetzt gerade kein Unglück," fiel der Mediziner mit besänftigendem Lächeln ein, „das war eigentlich nur Pech."

Feller hatte jedoch kaum ausgesprochen, da warf Herrmann den Schlafrock von sich, zog seinen einzigen, fadenscheinigen Tuchrock an und verließ hastig das Zimmer, ohne auf Fellers: „wo willst du hin?" Antwort zu geben. Entschlossen eilte er die breiten Sandsteinstufen hinab, bis zu einer weißgefirnißten Flügelthür der ersten Etage, auf welcher eine Metallplatte mit dem eingravirten Namen: „Regierungsrath von Stein" glänzte.

Herrmann klingelte.

Ein Bedienter in schmucker Livrée öffnete. Der Student steht auf dem mit Wachsteppichen belegten Vorsaale. Ein nettes Kammermädchen schwebt an ihm vorüber und klimpert mit einem Bund Schlüssel, die Köchin lugt neugierig zum Küchenfenster heraus und wischt sich mit der weißen Schürze den Mund.

Herrmann sieht Niemanden an, er scheut Jedermanns Blick, — diese Leute alle erkennen gewiß sogleich den Delinquenten in ihm und werfen ihm schadenfrohe Blicke zu. Der vornehme Bediente hat hinter ihm die Thür wieder verschlossen und den Studenten stehen lassen, ohne nach seinem Begehr zu fragen.

Vier hohe Thüren sieht er vor sich, — an welche soll er sich wenden?

Hatte soeben der Bediente keine Zeit gehabt, sich um den Fremden zu kümmern, so schien er wenigstens jetzt Muße gefunden zu haben, sein feistes Gesicht neben der rothbäckigen Köchin am Fenster zu zeigen und den Studiosus von Kopf bis zu Fuß zu begaffen. Seit seinem Eintreten wischt Herrmann sich nun schon vor Verlegenheit die Stiefeln auf der runden Strohmatte ab, daß er jeden Augenblick glaubt, die Sohlen durchgerieben zu haben.

Da öffnet sich eine der vier Thüren, ein Stubenmädchen tritt heraus und zwei Finger ihrer linken Hand tragen nichts Anderes als eine Haube.

Kein Zweifel, es ist dieselbe Haube, die vorhin die Bekanntschaft seines Pfeifenkopfes gemacht hat. Das ist ein Wegweiser für Herrmann, er klopft, ohne eine Frage an das Stubenmädchen zu richten, an die Thür, welche die Letztere eben hinter sich wieder schloß.

Hat man „Herein" gerufen oder nicht?

Herrmann tritt ein.

Er befindet sich in einem hohen Zimmer; an den dunkeln Tapetenwänden hängen mehrere große Gemälde in Goldrahmen, die drei Fenster sind in purpurne Gardinen gehüllt, der Fußboden ist glatt getäfelt. Vor einem Divan steht ein großer runder Tisch, Herrmann sieht nichts von Sardellen, Caviar, Semmeln, gefüllten Weingläsern und andern Herrlichkeiten, mit denen der Familientisch belastet ist, er sieht nur die Stühle, die dort umherstehen, und deren wirre Stellung ihm Kunde gibt, wie hastig ihre Inhaber aufgestanden sein mögen.

Ach! er weiß ja, weßhalb!

Am Fenster, in einem Armstuhle, sitzt mit bleichem Gesicht eine Dame ohne Haube; ein ältlicher Herr in reichbequastetem Schlafrock steht vor ihr und nimmt eben ein Glas aus ihrer matten Hand, in welchem ohne Zweifel vor einem Augenblicke noch ein niederschlagendes Pulver brauste; zwei schlanke, liebliche Mädchengestalten in Morgengewändern und mit theilnehmenden, ängstlich gespannten Mienen vollenden die Gruppe.

Sie sind die Ersten, die Herrmanns Eintritt bemerkt haben; schlagen — o! bittere Ironie! — die losen Morgenegligées verschämt über dem Busen zusammen und zupfen den Papa mit ihren beringten Fingern am Aermel, um seine Aufmerksamkeit für den Eingetretenen rege zu machen.

„Herr Regierungsrath?" beginnt Herrmann mit tremulirendem Tenor und verbeugt sich.

„Zu dienen," antwortet der Vater der beiden jungen Damen, indem er die weiße Hand seiner Gattin sanft losläßt und auf Herrmann zugeht.

„Ich bin der Unglückliche, dessen Pfeifenkopf Ihrer werthen Frau Gemahlin vorhin auf den Kopf fiel," sagt Herrmann und deutet mit drei Fingern auf den Theil seiner Weste, unter welchem man in der Regel die Brust trägt, „mein Name ist Herrmann, Student der Jura."

„Freut mich," entgegnete der Regierungsrath, mit einem Blicke nach seiner Gattin, „dann sind wir Kollegen."

Herrmann wendet den Blick von seinen Stiefelspitzen fragend zum Regierungsrathe empor, sieht die Regierungsräthin an, auf deren bleichen Zügen eben die Sonne ein sanftes Lächeln vergoldet, und blickt dann auch auf die Töchter des Hauses, — sie lächeln.

„Zu Ihrer Beruhigung kann ich Ihnen sagen, Herr Herrmann," fährt der Regierungsrath fort, nachdem der Student mit seinem verdutzten Umherblicken fertig geworden, „daß der Unfall meiner Frau, Gott sei Dank, nur einen Schreck gekostet hat. Ernster würde ich jedoch die Sache genommen haben, wenn sich der Urheber nicht sofort gestellt hätte, um sich so freimüthig zu rechtfertigen wie Sie. Das gefällt mir von Ihnen. Wollen Sie sich nicht ein wenig setzen?"

Schon brachte die eine der Damen einen Stuhl.

„Ich danke herzlich," war Herrmanns Antwort, unter verlegener Verbeugung gegen Herrn v. Stein und seine Tochter, — indem er, zum Zeichen, daß er den Stuhl annähme, seine Hand auf die Lehne legte. Schnell indessen fiel ihm eine Pflicht der Schicklichkeit ein: er trat zur Frau Regierungsräthin und fragte mit Theilnahme: „Ich hoffe, Ihnen ist wohl, gnädige Frau?"

„Ich danke Ihnen, ganz wohl," entgegnete diese, freundlich mit dem Kopfe nickend.

Herrmann hat seine Pflicht erfüllt, er wendet sich

von der Dame wieder ab und sein Auge trifft die beiden blühenden Schönen, die eben ihre Blicke von seiner Gestalt schleunig zurückziehen. Aus seiner peinlichsten Lage befreit, schlägt der junge Mann die Anwesenheit dieser Mädchen jetzt höher an, als vorhin bei seinem Eintreten. Er glaubt sich von ihnen beobachtet und geht mit einiger Verlegenheit nach seinem Stuhle, rathlos, wie er die Hände tragen soll, denen leider weder Bart noch Handschuh zu Diensten steht, an dem sie ihre Unthätigkeit verbergen können, und die daher lang herunter baumeln müssen. Herrmann glaubt hinter sich von den Damen ausgelacht zu werden, und jetzt steht er wieder an seinem Stuhle und weiß nicht, ob er sich setzen oder empfehlen soll.

Da kommt ihm der Regierungsrath zu Hülfe.

„Sie wohnen hier in diesem Hause?" fragte er den Studenten.

„Seit gestern Abend."

„Ach! gewiß ein interimistisches Uebernachtbleiben?" fragt Herr v. Stein lächelnd.

„So ist es," entgegnet Herrmann etwas ernst.

„Ist mir während meiner lustigen Studentenzeit oft so gegangen."

„Doch, hoffe ich, unter erfreulicheren Umständen?"

„Wie meinen Sie das, Herr Herrmann?"

„Das Feuer hat mich diese Nacht meiner kleinen Wohnung beraubt, während ich selbst abwesend war. Mein Freund Feller rettete entschlossen einige Bücher und jene Pfeife, ein altes Erbstück unserer Familie, und gab mir für diese Nacht in seiner Wohnung Obdach."

„Oh! dann bedaure ich Sie herzlich," rief Herr v. Stein theilnehmend, während alle Uebrigen den Studenten mitleidig anblickten.

„Hatten Sie nichts von Ihrem Mobiliar versichert? Ist Ihr Schaden beträchtlich?"

„Ich fürchtete ausgelacht zu werden, wenn ich mein kleines Eigenthum hätte versichern wollen," bemerkte Herrmann offen, um nicht dem Tadel der Unvorsichtigkeit ausgesetzt zu sein.

„Sollten Sie Bücher vermissen," sagte der Regierungsrath, „die für Ihr Studium unentbehrlich wären, so steht Ihnen meine Sammlung zu Diensten."

„Sie sind sehr gütig, Herr Regierungsrath," entgegnete Herrmann mit dem Stuhle rückend und sich verbeugend, — „aber ich glaube, ich werde meine Studien nun beendet haben."

„Was wollen Sie damit sagen?"

Herrmann schwieg verlegen.

Der Regierungsrath stemmte die Hand an das Kinn und blickte den Studenten forschend an. Die Damen hatten sich von den Sprechenden ab und nach den Fenstern gewendet.

„Meine Verhältnisse gestatten mir nicht, das begonnene Studium weiter zu verfolgen. Ich muß mir irgend einen Erwerbszweig suchen, mittelst dessen ich existiren kann, so sehr mich die Collegia schmerzen, die ich nun zwei Jahre lang rein vergeblich gehört habe."

Herrmann athmete tief auf und erhob sich von seinem Stuhle, um sich von dem Regierungsrathe und seiner Familie zu verabschieden.

„O bitte, bleiben Sie noch ein wenig, Herr Herrmann," bat Herr v. Stein, als er den jungen Mann im Begriff sah, den Stuhl wieder an seinen vorigen Ort zu stellen, „ich möchte noch einige Fragen an Sie richten, und außerdem trinken Sie doch ein Glas Wein, — nicht wahr?"

Noch ehe Herrmann mit seinen Einreden fertig geworden war, hatte der Regierungsrath bereits ein Glas perlenden Rheinweins eingeschenkt, und eine der jungen Damen hielt es dem Studenten auf dem zierlichsten Präsentirteller entgegen.

„Sie sind wirklich zu freundlich," stotterte Herrmann, dem man noch nie Etwas auf dem Präsentirteller verabreicht hatte, und verbeugte sich bald vor dem Regierungsrathe, bald vor dem Fräulein, das mit holdseligem Lächeln vor ihm stand und noch immer das volle Glas auf dem Teller balancirte.

„Ich weiß wirklich nicht, — ich bin sehr — ich —" stotterte der Jurist verlegen weiter, nahm der Dame den Teller sammt dem Glase aus der Hand und behielt Beides unschlüssig an sich, während die junge Schöne darüber selbst in Verlegenheit gerieth und der Regierungsrath ein aufsteigendes Lächeln unterdrückte. Aber gewiß verzieh man gern dem Studenten, als er beide Gegenstände, nachdem er sie einige Zeit in der Hand gehalten hatte, unbenutzt auf den nahen Tisch setzte, um erst auf wiederholtes Nöthigen einen bescheidenen Zug aus dem Becher zu thun.

Der Regierungsrath hatte ihm gegenüber jetzt auf einem Stuhle Platz genommen.

„Erlauben Sie mir, das begonnene Gespräch fortzusetzen," sagte er. „Da Sie bereits zwei Jahre lang die hiesige Universität besucht haben, so müssen Ihre Verhältnisse doch eine ganz unerwartete Wendung genommen haben, daß Sie Ihre Studien plötzlich abbrechen wollen?"

„Leider ist es so," antwortete Herrmann, „und diese traurige Wendung liegt in dem Tode meines Vaters; vor acht Wochen folgte ich seinem Sarge. Meine Mutter lebt jetzt von der kärglichen Pension, auf die sie als Wittwe eines Beamten, der kein Vermögen hinterlassen konnte, angewiesen ist. Wohlhabende Verwandte stehen uns nicht zur Seite, und jetzt ist es die höchste Zeit, daß ich dem Studium Valet sage."

Herrmann hatte das sorgenschwere Haupt gesenkt und blickte auf seine Hand herab, die sich auf das Knie stützte.

„Und auf welche Weise gedenken Sie sich nun eine Existenz zu gründen?" fragte Herr v. Stein nach längerem Schweigen weiter.

„Ich will auf irgend einem Bureau vorderhand eine Anstellung als Kopist zu finden suchen," entgegnete Herrmann mit bitterem Lächeln.

„Das ist freilich hart — sehr hart," sagte der Regierungsrath und nickte dann wie nachdenkend mit dem Kopfe. „Ich denke, es soll mir nicht schwer werden," fuhr er nach einigem Besinnen fort, „Sie in einem hiesigen juristischen Bureau nach Wunsch unterzubringen. In einigen Tagen hoffe ich Ihnen Gewißheit darüber geben zu können. Sie bleiben doch einstweilen bei Ihrem Freunde oben wohnen?"

Herrmann bejahte die Frage und drückte in den herzlichsten Worten dem Regierungsrathe seinen Dank aus.

Art. Anst. v. E. Hochdanz, Stuttg.

Univ. Bibl.
München

„Ihre Gesundheit und die Ihrer werthen, lieben Familie!“ rief der Student ermuthigt, als er auf des Regierungsrathes Nöthigen den Becher wieder an die Lippen setzte.

Herr v. Stein dankte freundlich, seine Gattin am Fenster im Lehnstuhle nickte mit dem Kopfe und die jungen Damen nickten ebenfalls.

„Auf Wiedersehen,“ sagte der Regierungsrath, als er Herrmann auf den Vorsaal begleitete und der Lakai behend gesprungen kam, um die Saalthüre zu öffnen . . .

Leichten Herzens trat Herrmann zu Feller in's Zimmer.

Dieser sah wieder zum Fenster hinaus und bemerkte den Freund nicht eher, als bis dieser, auf den Fußspitzen schleichend, das Fenster leise erreicht hatte und plötzlich neben dem Mediziner, dessen Blicke eben mit Aufmerksamkeit einer lustwandelnden Dame folgten, ebenfalls zum Fenster heraussah.

Ueberrascht blickte Feller den Freund an und zog ihn neugierig in die Mitte des Zimmers.

„Sprich schnell, wie ist dein Pfeifenkopfexperiment abgelaufen?“ fragte er, den Juristen am Knopfloche seines Rockes fassend.

Der heitere Blick Herrmanns löste jeden bangen Zweifel, und bevor dieser seine Fragen beantwortet hatte, fuhr Feller fort:

„Noch ehe ich mich besinnen konnte, warst du verschwunden, sonst hätte ich die ganze Geschichte auf mich genommen, wäre selbst zum Regierungsrathe hinuntergeeilt und hätte den verdammten Pfeifenkopf als einen Abgesandten meiner Pfeife legitimirt.“

„Es war besser, daß ich ging,“ entgegnete Herrmann, seine Hände auf Fellers Achseln legend, und berichtete dem erstaunten Freunde das, was wir bereits wissen.

„Du hast deine Pfeife nicht mit Unrecht einen Talisman genannt,“ bemerkte Feller, nachdem er dem Verhalten des Regierungsrathes die freudigste Anerkennung gezollt hatte, „und ich bereue es jetzt nicht,“ fuhr er fort und zog aus der Tasche seines Schlafrockes eine Art Düte von Papier hervor, „daß ich mich dem Pfeifenkopf zu Liebe so oft unten gebückt habe,“ schloß er und überreichte dem Juristen die voluminöse Düte, welche gleich darauf ihren Halt verlor und in Herrmanns Hand ihren Inhalt ausschüttete.

Es waren die Trümmer des Pfeifenkopfes.

(Schluß folgt.)

Schlittenrutsche.

(Taf. 30.)

Mr. Clerk war ein merkwürdigerweise sehr gesprächiger und umgänglicher Engländer, obgleich er aus guter Familie stammte und über viel Geld verfügte. Wir hatten schon manche Bergtour in den italienischen Alpen zusammen gemacht und uns so an die gegenseitige Begleitung gewöhnt, daß es Jeder sehr ungern sah, wenn der Andere einmal nicht in der Lage war, eine Parthie mitauszuführen. Aber auch Mr. Clerk konnte bockbeinig werden wie alle Engländer, und er wurde es wirklich, als am Morgen des 10. August 1868 der Oberkellner im trefflichen Bad Bormio auf unsere Frage nach dem Führer, den das Bad für die Bequemlichkeit der Gäste hält, erklärte, ein Bayer habe denselben mit einer diesem Stamme sonst nicht eigenthümlichen Raschheit des Entschlusses soeben weggekapert und mit in's Valle del Campo genommen. Beinahe hätte Mr. Clerk in seinem Unwillen die heutige Tour ganz aufgegeben, hätte ich ihm nicht entschieden erklärt, daß ich selbst ohne ihn und den Führer den Pedenollo besteigen und meinen Wein und Proviant selbst tragen würde.

Als Bergsteiger ließ sich Mr. Clerk nichts bieten, aber als Träger hatte er sich noch nie versucht, daher war es, als er meinen heroischen Entschluß vernahm, auch sofort klar, ja selbstverständlich, daß er nicht zurückbleiben, sondern seine Sachen ebenfalls selbst tragen würde so gut wie ich. Nun war er mit Hutschachtel, Koffer und Kasten zwar gut versehen, betreffs einer praktischen Tasche aber hatte er sich immer an den Führer gehalten, weßhalb er den Vorschlag machte, seinen Proviant mit in meine Tasche zu packen und dieselbe abwechselnd zu tragen, was ich natürlich mit Vergnügen annahm.

So rückten wir am frühen Morgen mit den an Ort und Stelle so praktischen Alpenstöcken bewaffnet, die erst lächerlich werden, wenn man in Holland in der norddeutschen Ebene die Insassen der Posten und Eisenbahnen damit belästigt, in's Brauliothal hinein über den Mormabach an den Fuß des 9 bis 10,000 Fuß hohen Pedenollo. Ein durch seine Farbe schon weithin bemerklicher Haufen schön gelben Eisenerzes bezeichnete den Anfang des Steigens.

Mit einer für den Gipfel des Berges berechneten warmen Kleidung, 3 Flaschen Veltliner, einem Laib Brod nebst Geflügel, Braten und Käse in der Reisetasche, ohne Schutz vor der italienischen Augustsonne einen dachsteilen, durch die Erzschlitten geglätteten Zickzackweg drei Stunden lang aufzusteigen, ist allerdings ein eigenes Vergnügen, allein wir wollten's uns nun einmal machen.

Ich hatte den Vortritt, und mein Begleiter, der sowohl in seinem Körperbau als in der Ausgiebigkeit seiner Vorwärtsbewegung etwas von einem Windspiel hatte, war mir fortwährend fast zu nahe auf den Fersen. Da, nach einer Stunde Steigens, übergab ich ihm die Reisetasche, was eine so überraschend gute Wirkung hatte, daß ich nunmehr mit aller Bequemlichkeit vorwegkommen, oft auch noch rasten und ihn erwarten konnte.

Endlich nach der zweiten Stunde begegneten wir drei Eisenerzschlitten, deren eigenthümliche Beschäftigung uns hauptsächlich zu dieser Tour bewogen hatte. Die Eisenminen des Herrn Corneliani in Mailand befinden sich nämlich dicht unter der kahlen, wild zerklüfteten Felsenspitze des Pedenollo 9000 Fuß über Meer. Von dort führt ein ca. 8 Fuß breiter ebener Weg, auf dem das

Erz in zweiräderigen Karren von Menschen befördert wird, an der hier mehrere tausend Fuß beinahe senkrecht abstürzenden Südwand des Berges hin.

Auf einer begrasten Hochterrasse angekommen, wird das Erz umgeladen und wieder eine halbe Stunde, aber hier durch Ochsen weitergebracht, nun aber beginnt die eigentliche Menschenquälerei.

Sechs bis acht, nach unsern Begriffen verdächtige, aber höchst malerische Gestalten in meist lumpiger Kleidung, vielfach statt der Schuhe zolldicke, um den ganzen Rand mit Eisen beschlagene Holzsandalen und bis auf die dunkelblitzenden Augen und schwarzen Haare vom Eisenstaub total gelb gefärbt, füllen das Erz in große Säcke und laden dieselben auf 5 Fuß lange schmale Holzschlitten. Der an letzten befestigte Strick oder Riemen wird nun um die Mitte des Leibes befestigt und mit Aufwendung aller Kraft durch Hin- und Herrücken die schwere Last in Bewegung gesetzt, und pfeilschnell schießt sie bis zur nächsten Wendung des kaum 5 Fuß breiten Zickzackweges hinunter. Es gehört offenbar viel Kraft und Geschicklichkeit dazu, diese Lasten so zu lenken und in jeder Wendung durch Auflaufenlassen anzuhalten.

Da wo das Terrain für den Schlitten zu felsig ist, hat man den Weg mit großen Steinplatten gepflastert, die jedesmal vor dem Antritt mit einer dünnen Sandschicht überworfen werden.

Für einen Tagelohn von 5 Francs wird diese Tour viermal täglich gemacht, aber nur wenige der so Beschäftigten sollen über 45 Jahre alt werden, alle aber sterben an Brustentzündung, wie uns einer der Betheiligten versicherte.

Mit der tröstlichen Versicherung, daß das Heraufstragen der Schlitten durch die Arbeiter denn doch bedeutend schwieriger sei als die Beförderung unseres Proviants, gab Mr. Clerk mir die Reisetasche zurück und wir setzten unsern Weg fort zur Höhe. Die Rundschau hier oben ist weniger ausgedehnt, als auf dem dicht nebenan liegenden Braulio, weitaus übertroffen aber werden beide durch das prachtvolle, wirklich großartige Panorama, das man vom nächsten östlichen Nachbar dieser beiden, dem durch einen bequemen Fußweg zugänglich gemachten Piz Umbrail, genießt. Dagegen bietet die letzte Strecke dieses Weges dicht vor den Minen einen schauerlich großartigen Blick, ca. 4000 Fuß senkrecht hinunter, in die beiderseits mit starren Felsen eingewandete Braulioschlucht, gegenüber den 10,000 Fuß hohen Dosso Reit, so kahl und dunkel wie aus schwarzem Eisenblech geschlagen. Gleich wie ein Ameisengang zieht tief unten die Stelviostraße hin, von Zeit zu Zeit in den die Felsenpfeiler durchbohrenden Tunnels verschwindend.

Freund Clerk war von der Tour sehr befriedigt und meinte, es müßte dieselbe noch lohnender sein, wenn man sie blos von Oben herunter machte.

Der Vogel
in der deutschen Dichtkunst.

(Schluß zu S. 206.)

Daß der Spatz auch einiger Kultur fähig ist und unter seinem ordinären Kittel ein für Wohlthaten empfängliches Herzchen trägt, davon habe ich ein Beispiel erlebt. Ich reiste einst mit zwei Fräulein, die schamhaft in einem Töpfchen ein Geheimniß mit sich führten. Das Geheimniß war aber ein von dem Alten wegen eines verkrüppelten Fußes aus dem Neste geworfener Spatz, den jene Fräulein aufgenommen und auferzogen hatten, und der nun nicht nur ihr dankbarer treuer Hausgenosse, sondern ein gebildeter Spatz geworden war. Es war wirklich anmuthig, anzusehen, wie manierlich er sich auf der Reise bei seiner Aetzung mit Zucker, weißem Brod und mit Wasser, das er den Damen aus dem Munde sog, benahm. Wie diese, auf die Reise gehend, sich von ihrem Pflegling nicht zu trennen vermocht hatten, so fiel es auch ihm nicht ein, seine lieben Wohlthäterinnen zu verlassen.

Ich habe dem Spatzen oben eine große Schlauheit nachgerühmt. Wie ihn diese aber doch einmal im Stiche ließ, davon war ich Zeuge. In einem unbewohnten Schlößchen war ein mit Jalousieläden geschlossener Saal, der Jahre lang nicht geöffnet worden war. Endlich einmal aufgeschlossen, lag er voll Sperlingsleichen und Gerippchen. Hinter den Jolousieläden, die ihr Brutplatz waren, fehlte an einer Fensterscheibe ein kleines Stückchen Glas, doch groß genug, um einem kleinen Vögelchen Durchlaß zu gewähren. Durch dieses Loch, das jene Inschrift von Dante's Hölle verdient hätte, schlüpften die muntern Gesellen in den Saal, vielleicht um Mücken zu fangen, und fanden sich nicht mehr heraus. Der kleine Todtenacker war ein wehmüthiger Anblick.

Wir sind mit dem Sperling nun aus der Gesellschaft des zierlichen, begabteren Federvolks zu den gröber organisirten, vom Gesang zur Prosa herabgestiegen und müssen nun doch auch noch bei unsern lieben Freunden, dem befiederten zweibeinigen Hausgesinde, etwas verweilen.

Wie es Frauen gibt, deren ganzes Wesen in der Liebe zu ihrer Familie aufgeht, nicht etwa in poetischer Schwärmerei, sondern in nüchterner beschränkter Hingebung, so die Henne. Dem Hahn gehört sie vom Kamm bis zur Zehe, und von einer gemüthlichen, dankbaren Freundschaft, von einer warmen und wahren Zuneigung für ihre Nährherren oder ihre Hausfrauen sind daher die Beispiele so selten, als von dem Durchblitzen einer helleren Begabung. In häuslicher Zufriedenheit, ohne Launen, lebt sie ihrem ritterlichen Herrn und ihrer Familie. Ich wüßte aus langem Verkehr mit so vielen dieser guten Weibchen auch nicht ein Beispiel von besonderem Humor, von durchschlagendem Verstand anzuführen, wohl aber machten wir uns als Knaben oft das Vergnügen, ihre Beschränktheit und demüthige Ergebung zu konstatiren, indem wir eine der guten Alten heraus-

fingen, sie mit niedergedrücktem Kopf auf den Tisch legten und mit einem Stück Kreide einen Strich über den Schnabel weg auf dem Tisch fortsetzten, bei welcher Manipulation die eine wie die andere, auch nicht mehr festgehalten, eine geraume Zeit in scheinbarer und wahrscheinlich von ihr geglaubter Entseelung bewegungslos liegen blieb.

Kaum werden sich aber bei irgend einer Thierart solche Kontraste im Charakter des Geschlechts nachweisen lassen, als bei dem Geschlecht der Hühner! Welch ganz anderes Geschöpf ist der Mann! Kaum ein paar Wochen alt, noch bei seiner Diskantstimme, ist er schon voll Ehrgefühl, Muth und Kampflust, und bei dem geringsten Anlaß schwillt dem Kleinen der Kamm und Herausforderung und Duell folgen sich auf dem Fuße, wovon uns Fröhlig das Bildchen gibt:

„Die Hähnchen streiten
Ob einem Korne
In großem Zorne
Und schimpfen endlich
Sich beider Seiten.
Jetzt unabwendlich
Ist, daß man fechte,
Für Ehr' und Rechte.
Sie ziehn vom Leder;
Es stäubt die Feder;
Sie sind verwundet,
An Ehr' gesundet,
Und fressen wieder
Zusammen bieder."

Ausgewachsen aber, welches Thier übertrifft einen Hahn an stolzem Selbstgefühl, an Muth, aber auch zugleich an Galanterie. Fast sollte man meinen, unsre Ritter im Mittelalter seien bei ihnen in die Lehre gegangen.

Rückert widmet seiner kriegerischen Erscheinung folgendes kleine Gedicht:

„Wie beherzt im Kampfgewitter
Spornen mag sein Roß ein Ritter,
Keinem doch sind angeboren
So als wie dem Hahn die Sporen.
Keinem König zweifelsohne
Sitzet auf so schön die Krone
Und am Kopf so fest, als am
Hahnenkopf der Hahnenkamm.
Königsvogel, kriegerischer,
Freiheitskämpfer, jugendfrischer,
Rittersmann vom heißen Sporn,
Wenn der Kamm dir schwillt im Zorn."

Abraham a Sta. Clara aber besingt ihn mit nachstehenden Zeilen:

„Wie viel um einen Mann
Sind Weiber da zu sehen!
Wie bläht er nicht den Kamm,
Den fleischern Federbusch!
Bald scharrt er um sich her,
Bald fängt er an zu krähen,
Wenn er den großen Sporn
Im Blut der Feinde wusch.
Weil er das Morgenroth
Vorher auch künden kann,
So zeigt er als Furier
Der Sonne Einzug an.
Noch mehr ist Wunderns werth,
Daß, wo kein gut Gewissen,
Er aus dem Sündenschlaf
Die Herzen auferweckt.
Du, Peter, ließest einst
Gerechte Thränen fließen,
Da dich der dritte Schrei
Des Hahnen so erschreckt.
Was wär' nicht ewig jetzt
Für ärgerlich's Gekräh,
Wenn jedem falschen Schwur
Ein Hahnenschrei geschäh'!"

Es weist die biblische Erzählung, auf die der Pater hier Berufung nimmt, auf die uralte Gemeinschaft hin, in der unser thierisches Hausgesinde mit der Menschheit steht. Sind wir daran jetzt doch so gewöhnt, daß ein entfernter Hahnruf dem Wanderer sogleich das Behagen der Annäherung an einen menschlichen Wohnsitz erweckt.

Karl Mayer illustrirt uns dies mit dem kleinen Gedichtchen:

„Ich lieb' am grünen Blüthenrain
Ein still Gehöft und Haus,
Mit Kukukeuf vom Wald herein
Und Hahnenschrei hinaus.

Fern durch die Aue
Keck in das Blaue
Jubelt der Hahn,
Kündet der Freiheit
Reizende Neuheit
Dörfisch mir an."

Das in den oben angeführten Poesieen gepriesene ritterliche Wesen des Hahns scheint übrigens vorzugsweise unsrem europäischen eigen, und sein orientalischer Bruder, den die Mode vor einiger Zeit in unsre Hühnerhöfe einführen wollte, kommt ihm hierin lange nicht gleich, wenn er auch auf stotzigeren Füßen steht und um mehr als Kammesgröße über den Westländer emporragt. Ich war Zeuge, wie zwei Hähne, ein Cochinchinese und ein Germane, auf Straßenlänge von einander getrennt, nachdem sie sich lange mit gegenseitigem Ruf herausgefordert hatten, der deutsche mit seiner metallischen Stimme, der Orientale mit schwermüthiger Antwort, endlich an einander geriethen. Umgekehrt wie bei Cäsars Legionen, stand dießmal ein riesiger Südländer einem viel leibesarmeren Germanen gegenüber; aber mit welchem Feuer nahm dieser den Kampf auf! So lange Sporen und Flügel arbeiteten, war letzterer in der Schwebe. Als es aber an die letzte Waffe, das kurze Schwert, den Schnabel, kam, erwies sich der Deutsche bald als Sieger. Er spaltete zwar nicht, wie jener Schwabe im Morgenland, mit kräftigem Hieb seinen Gegner; aber er schickte ihn mit ausgehauenem Auge und tiefgesenkter Fahne nach Haus, ihm einen schmetternden Siegesruf nachsendend.

Wir haben einen unerschöpflichen Stoff zur Unterhaltung und Betrachtung, wenn wir — ich will nicht von der Gesammtheit der Thierwelt reden, denn die Thierwelt ist eigentlich nur der auseinandergelegte Mensch, oder richtiger umgekehrt das Menschthum die zusammengelegte Thierwelt — wenn wir, sage ich, die Gestalten und Charaktere nur allein unserer Hausthiere mit menschlichen Persönlichkeiten und Charakteren vergleichen. Alle Tugenden und Laster, alle noblen und ignoblen Passionen, alle erhabenen Muster und alle Lächerlichkeiten finden sich unter unsern Hausthieren vertreten.

Aber besonders ein Geflügelhof, wie er in seiner Vollständigkeit mit Truthahnen, Pfauen, Perlhühnern ꝛc. in älterer Zeit noch häufiger getroffen wurde als jetzt, bietet

uns ein Spiegelbild von allerlei menschlicher Sinnesart. Da spazieren sie durcheinander: die bornirte Eitelkeit im Pfauen, das Junker- und Protzenthum im Truthahn, die mädchenhafte, unschuldige Gefallsucht in der Taube, die bürgerliche Häuslichkeit in der Henne, die unmännliche Stutzerei im Kapaunen und überall dazwischen das Plebejerthum im Spatzen.

Ueber den Pfauen wollen wir wiederum unserem Pater, dem Abraham a Sta. Clara, das Wort geben:

„Der Juno Vogel kann uns wohl zur Lehre taugen,
Der drehet in dem Schweif sein buntes Spiegelrad.
Welch freches Farbenspiel blickt aus den hundert Augen,
Da glänzt mehr Pracht, als sonst ein Regenbogen hat.
Doch wenn er Schwärz und Krätz an seinem Fuß erblickt,
So fällt der Schweif zusamm, der Hochmuth wird geknickt.
Ist Jemand, dem der Muth aufwallt vom alten Adel,
Den übermachtes Gut, den hochgebrachte Pracht,
Den sein erhabner Leib, den sein Gesicht ohn' Tadel,
An Miene hoch und stolz, im Geist einbildisch macht:
Der Blick nur auf die Füß', die nach der Grube gehen;
Was gilt's, er wird in sich beschämt demüthig stehen."

Unvergessen soll aber auch die Gans bleiben.

Wer auf dem Lande lebt, dem ist sie eine willkommene und — fließt etwa ein Bach durch das Dorf oder ist ein Teich oder ein Fluß in der Nähe, eine unentbehrliche Staffage. Mit ländlichen Bildern vermischt sich ihre Erscheinung gerne. Wen hätte nicht schon das Frühlingsbild erfreut, wenn auf dem kaum wiederbegrünten Wasen die kleinen jungen Gänschen, gleichsam lebendige Palmkätzchen, mit ihren zarten Stimmchen, behütet von rohrpfeifenden Knaben und von den zischenden, langausgestreckten Hälsen der Alten, sich herumtummelten und, ist ein Weiherchen in der Nähe, ihre ersten Schwimmversuche machten.

Ein solches Bildchen gibt uns K. Mayer in dem Gedichtchen.

„Aus deiner Gänschen gelber Schaar,
Mit jungen Stimmchen, zart und klar,
O Knabe, pfeifst du künstlerstolz
Dein Lied mir vor auf grünem Holz!
So wohl der kecke Schall dir thut,
So ahnst du doch in stolzem Muth
Nicht seine Kraft und wie die Töne
Mich zaubern in der Kindheit Schöne!"

Wir nennen so gerne ein bedeutungsloses Durcheinandersprechen weiblicher Stimmen, wie z. B. in Theevisiten und auf Wochenmärkten, ein Geschnatter. Aber, ob in dem oft mit einem Aufschrei unterbrochenen Geschnatter einer Gänsheerde nicht irgend eine Konversation, eine Verständigung liegt, wer kann dies behaupten? Ich belauschte einmal ein Kind, das vom Fenster aus in den Hof hinab längere Zeit mit einer Gans discurirte, das Kind immer erneut fragend: Gans, was? Die Gans auf jede Frage mit schrägem Kopf wieder schnatternd Antwort gebend, bis beide mit dem Unbehagen sich trennten, daß sie für einander eben eine unverständliche Sprache sprechen. Ein Landpfarrer aber, der vielleicht, neben dem Studium der todten Sprachen, auch dem Studium der Natur der Sprachen oblag, machte sich's zur Aufgabe, die grellen Rufe der Gänse, die oft durch das ganze Ort gingen und in entfernten Gassen Antwort erhielten, um ihre Bedeutung zu studiren, und will endlich den Ruf bis zur Unfehlbarkeit verstanden haben, womit sich die Thiere Bestellung gaben: „Auf's Schulzen Wiese!" — Aufsehen machte vor einigen Jahren die sogenannte Regimentsgans. Wer alt ist, erinnert sich aber allemal schon Aehnliches gehört zu haben, und so wußten bejahrte Leute auch in diesem Falle von einer Gans zu Stuttgart zu Ende des vorigen Jahrhunderts zu erzählen, die in stolzer Unverdrossenheit die Schildwache an dem damaligen Ludwigsburger Thor Tag für Tag, Schritt für Schritt begleitete. Ich selbst aber war in dem zweiten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts in Heilbronn Zeuge, wie eine Gans einen alten städtischen Ausrufer mit der zähesten Anhänglichkeit verfolgte. Sobald seine Schelle durch die Straße tönte, ließ sich in entfernter Gasse ein freudiger Antwortruf hören und in ein paar Minuten war die Schreierin zur Stelle. Sie machte nun die Runde mit dem Polizeimann durch die Stadt, ruhig und mit leichtem Geschnatter verweilend, so lange der Ausruf dauerte, und in gemessenem Schritt nachfolgend, wenn's in eine neue Straße ging. Ja, da der Ausrufer ein Schnapsbruder war, der zwischen seine Bekanntmachungen hinein hie und da in eine Kneipe schlüpfte, so folgte ihm die Gans auch da und setzte sich zu ihm auf die Bank. In den Händen alter Schnupfer findet sich vielleicht noch hie und da eine Dose, auf deren Deckel diese seltsame Freundschaft abgebildet war, denn ein industrieller Kaufmann ließ in Nürnberg Dosen mit dem Bilde der zwei Kameraden anfertigen und machte damit gute Geschäfte.

Einer Gans sah ich einst lange zu, die einem frei auf dem Acker laufenden Schweine folgte und hinter jeder Scholle, die des Schweines Rüssel aufwarf, schnell sich ihren Beuteantheil holte; wenn das Schwein aber ruhen wollte, durch Picken in dessen Beine die Fortsetzung der Arbeit monirte.

Dies Alles nimmt sich doch so dumm nicht aus und stimmt nicht zu dem bekannten Prädikate der Gans. Jedenfalls wird an ihrem guteingeölten, wasserdichten Gefieder auch der Spott hinunterlaufen, den mit nachstehenden Zeilen Blumauer über sie ergossen hat:

„Großmächtige, zu Wasser und zu Lande
Gleich wohl behauste Frau,
Dir bring' ich hier im festlichen Gewande
Mein Lobgedicht zur Schau.

Man stellt uns in der eselfarbnen Eule
Der Weisheit Sinnbild dar,
Und dir ward dieser Vorzug nicht zu Theile,
Die zehnmal weiser war.

Nur du lehrst wahre Weisheit uns auf Erden,
Denn wo sonst lernten wir
Die Kunst, mit leichter Mühe fett zu werden,
So gut, als wie von dir.

Du warst so glücklich, Rom einst zu salviren
Durch deine Schnatterei'n,
Und führtest dadurch auch das Denunciren
In unsern Staaten ein.

Und seit der „Mutter Gans", so reich an Worten,
Vermehrt die Gänschenschaar
Bei unserm Fräuleinvolk sich aller Orten
Mit jedem neuen Jahr.

Ist gleich dein Kopf dünn wie ein Steyrerstückel,
So gleicht im Hintergrund
Dein Schweif doch auf ein Haar dem Perpendikel
In vieler Frauen Mund.

Marina-Straße in Messina. (S. Seite 243.)

Dein langer Hals hat uns das Glück verliehen,
Daß der geplagte Mann
Sein Haupt nach eines schweren Tages Mühen
Sanft niederlegen kann.

Und ohne deine weisheitsvollen Spulen
Wo wäre Wissenschaft?
Wo unsere Canzeleien, unsre Schulen
Und unsre Autorschaft?

Man macht sogar aus deinen Beinen Flöten
Und zeiget damit an,
Daß oft auch einem Hohlkopf von Pocten
Ein Lied gelingen kann.

Doch schlecht wirst für alle diese großen
Verdienste regalirt;
Am Martinstag zur Märtyrin geschossen
Und nicht kanonisirt."

Ich will keineswegs tadeln, aber aufgefallen ist es mir schon oft, daß in neuerer Zeit in bürgerlichen Häusern die Hausfreundschaft mit einigen sich den Menschen gerne anschließenden Vögeln sehr abgenommen hat. Beispiele, daß ihrer mehrere, obschon den Geschlechtern der Hausthiere nicht angehörend, den Verlust ihrer Freiheit vergessend, sich ganz in die Familie eingelebt hatten, waren häufig. Selten trat man in eine Schusterwerkstätte, in der nicht ein Staar seine drolligen Späße machte und ein paar angelernte Worte mit dem ihm eigenthümlichen Humor herlurpste. Zahme Dohlen besuchten von des Nachbars Haus aus alle umliegenden Wohnungen, kamen durch's offene Fenster auf den Kaffeetisch geflogen und machten den Knaben bei dem oft wiederholten Experiment die Freude, daß sie sich selbst die Zuckerbüchse öffneten, und zwar, wenn sie ihnen mit der Charnierseite hingestellt wurde und dort versagte, alsbald die Büchse nach ihrer Vorderseite umlaufend; man trat in manche Stube, in der am Ofen ein kranker Mann saß, hinter demselben aber ein Paar Turteltauben gurrte, die des Mannes Rothlauf an sich ziehen sollten. Strumpfwirker hielten sich gerne ein Zeislein, wahrscheinlich weil in den Tönen seines Gesangs einige Aehnlichkeit mit dem Schnurren ihres Arbeitsstuhls lag. Am häufigsten aber traf man, als eigentlichen Liebling des Volks, eine Amsel. Die stillen Straßen manchen Landstädtchens durchtönte sonst ihr voller, häufig in eine angelernte Strophe eines Musikstücks übergehender Gesang, der aber eben so oft mitten in der Strophe wieder abgebrochen wurde. Wie ein solches angelerntes Stückchen einmal zu einem Lied in Worten und Veranlassung zum Streit von Nachbarn wurde, möge mir zu erzählen erlaubt sein.

Als in den dreißiger Jahren das Leihbankwesen in den schwäbischen Landstädtchen in Aufnahme kam, hatte auch die kleine Stadt N.N. eine solche errichtet. Schlecht verwaltet kam sie jedoch bald in die Brüche. Ungeduldig und ängstlich und unter dem Hohn der ärmeren Mitbürger warteten manche der betheiligten Reicheren auf die von Gerichtshanden besorgte Auseinandersetzung. Einem der Letzteren nun, einem Stadtrath, wohnte ein Handwerksmann gegenüber, dessen muntere Amsel den ganzen Tag ein und dasselbe Stückchen sang. Schadenfrohe Nachbarn überredeten nun den Ersteren, die Amsel sei von dem Handwerker auf die Strophe:

„Zahlt denn die Leihkass' no net (noch nicht) aus?"

eingelernt, und wie Mörike in dem musikalisch begabten Gartenthürchen zu Cleversulzbach, wenn es sich in seinen rostigen Angeln bewegte, immer den Anfang der schönen Arie aus Titus: „Ach nur einmal noch im Leben" hörte, so sang dem Stadtrath des Nachbars Amsel eben nichts Anderes, als jene Spottstrophe, und es wurde ihm am Ende die ewige Wiederholung so unerträglich, daß er von dem Besitzer die Abschaffung des Vogels verlangte und, da dieser sich hiezu nicht verstand, mit ihm — freilich erfolglos — vor Amt kam.

Betreten wir nun aber nochmals den Wald, um auch mit einigen Raubvögeln noch eine Feder zu pflücken.

Während in dem schüchternen Auge vieler Vögel sich doch die Neigung ausspricht, die Freundschaft der Menschen sich zu gewinnen, so liegt im Blick der Raubvögel der ausgesprochenste Haß gegen den Tyrannen der Erde. Er weiß, daß er für seine Fänge keinen gefährlicheren Nebenbuhler hat, als ihn, wenn dieser auch die seinigen zu verstecken weiß:

„Blickt nur auf Fäng' und Schnabel hin,
So kennt ihr schon des Habichts Sinn.
Der Mensch allein
Von glattem Schein,
Ist sanft von Hand und Angesicht,
Ein friedlos Ich der ganze Wicht.

K. Mayer.

Dieser Haß riß einmal (es war in den 20er Jahren) einen Sperber zu dem Uebermuthe hin, daß er auf einen meiner Bekannten, der mit einem Freunde in offenem Wägelchen auf der Landstraße fuhr, plötzlich aus der Höhe niederstoßend einen Angriff machte und zwar in das Antlitz. Wie sich denken läßt, waren die Fahrenden, die sich des kühnen Burschen erwehrten, sehr betreten und sie besprachen eben mit Verwunderung das Außerordentliche des Ereignisses, als der Attentäter nochmals auf seinen Feind niederstieß und dießmal so hartnäckig, daß er von dem Begleiter mit dem Peitschenstiel zu Boden geschlagen werden konnte. Er büßte seine Tollkühnheit mit mehrjähriger Gefangenschaft, in der auch ich dem finstern Arrestanten manchen Besuch midmete. Mein Freund war ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn. Nahm sein schnelles Rohr dem Räuber in den Lüften vielleicht einmal eine Beute weg, die sich sein Auge erspäht hatte?

Einen durch einen Schuß am Fuß verwundeten Sperber hielt ein anderer meiner Bekannten in seinem Arbeitszimmer. Nie habe ich ihn dort anders als in stolzem Trotz gesehen. Als nach Jahr und Tag vielleicht weniger der Fuß als die Liebhaberei meines Freundes geheilt war, das Thier an der Kette zu halten, trug ihn ersterer in den Wald und gab ihm die Freiheit wieder. In eben diesem Wald nach längerer Zeit spazieren gehend, sah er einen Raubvogel sich auf eine Eiche niederlassen und glaubte seinen Sperber zu erkennen. Er streckte, ihn bei seinem Namen rufend, den Arm nach ihm aus und hatte die Freude, daß sich der Vogel auf seine Hand herabschwang, aber nur für einen Moment, gerade wie es mir einmal ein ganz gezähmtes Eichhörnchen machte, dem ich im Walde die Freiheit gab und das auf meinen Ruf noch einmal von der Eiche herabgeklettert kam, aber mit freudigem Gurren schnell wieder zu seinem Asyl der Freiheit, seiner Eiche, zurückkehrte. An letzterer hatte ich etwa einen Wochenvorrath von Lebensmitteln niedergelegt; aber

schon am andern Tage waren diese, wie es scheint, in irgend eine Vorrathskammer eingetragen und Rufen und Suchen nach Hansel blieben erfolglos.

„Schmerz ist Grundton der Natur," singt Justinus Kerner, und ich habe ihm nie mehr beigepflichtet, als wenn ich, wie früher so oft, den schwermüthigen Ruf dieser Sperber, Habichte ꝛc. aus der Luft herabtönen hörte, bevor noch das Auge den Räuber in seiner schwindelnden Höhe hatte auffinden können. Es klang wie ein Stück zu einem Ton verdichtetes Erdenweh aus den Lüften herab.

Der Rabe hat sich uns zwar ungerufen schon einigemal in unsre Plaudereien gemischt; aber dem ganzen Geschlecht, der Krähenzunft, ist eine so poetische Rolle in der Natur angewiesen, daß wir doch noch einmal auf dasselbe zurückkommen müssen.

Zum pflügenden Bauer ist der gravitätische Rabe im glänzend schwarzen Frack eine stets gern gesehene Staffage. Wie ein Punktum folgt er, sich seine Würmer- und Larven-Beute nehmend, der Zeile nach, die der Pflug im Acker gerissen hat. Er setzt sich wohl auch auf den im Felde stehengebliebenen nieder, gewärtig, daß der Bauer seine Arbeit wieder aufnehme. Einsmals jedoch erhebt er sich wieder seinem Walde zu.

„Sein Ruf sagt: an der Scholle kleben
Ist für Beflügelte kein Leben."

Derselbe Dichter, dem wir diese Strophe entnehmen, Karl Mayer, schildert uns einen Alarm im Walde, wenn die geselligen Vögel ihre uralte Herberge daselbst, die mächtige Eiche, nun eines Tags von des Holzhauers Axt gefällt sehen.

„Was weckt den Wehschrei? was verdroß
Euch Raben? hab' ich es gefunden?
Gefällt, ein wahrer Waldkoloß,
Liegt hier ein Eichbaum, abgeschunden,
Sein Riesenastwerk ohne Rinde,
Entsetzlich mir, dem Menschenkinde;
Was Wunder, daß der Schrecken packt
Des Waldes wanderfrohe Raben,
Sehn sie den Alten todt und nackt,
Bei dem sie oft geherbergt haben."

Gemahnt uns der Rabe fast wie ein Hausthier, wenn er sich unsern ländlichen Arbeiten zugesellt, so sehen wir ihn doch bald wieder als einen wahren Helden der Freiheit, wenn seine Schwadronen gegen einen Sturm ankämpfen, oder wenn wir sie, den Tyrannen der Luft, den Habicht umschwärmend, ihre Angriffe auf diesen machen sehen.

Auch das wird wohl stets als eine poetische Kombination der Natur empfunden werden, daß aus eben dieser Zunft der Krähen einer der Arten unsre alten Gemäuer, unsre Dome, unsre Burgen, unsre Berfriede zur Bewohnung zugeschieden wurden. Sie, die Natur, die Belebung überall hinträgt, will auch diese starren, schweigsamen, menschenleeren Mauern wieder mit Leben aufschmücken, und wie gerne sehen wir der Unruhe zu, mit der die Antiquare unter monotonem Ruf durch Löcher und Ritzen aus- und einflattern, aus welchem einst geharnischte Wachen nach dem Feinde ausspähten.

Eine gewiß schon von vielen Waldspaziergängern beobachtete Eigenthümlichkeit der in eben diese Zunft gehörigen Häher ist es auch, daß sie auf das Wehgeschrei eines im Walde angefallenen Thieres alsbald zur Stelle sind und den Mord mit Kreischen den Dryaden denunciren, obwohl sie selbst zu den größten Wegelagerern gehören.

Rückert hält an den Räuber die Ansprache:

„Du Häher,
Du Späher,
Was spähst du,
Was drehst du
Dein lauschendes Köpfchen
Und bauschest dein Schöpfchen
Dicht über den Augen;
Erspähst du im Busche
Ein Nest und im Husche
Willst Eier aussaugen?
Du Häher,
Du Späher,
Ich Schütze
Beschütze
Die Nester und Eier
Vor Häher und Geier,
Neuntödter und Elster,
Und willst du im Kragen
Die Schrote nicht tragen,
So fliehe du Schnellster!"

Dieselbe antiquarische Liebe für Schutt, Moder und Ruinen, obwohl gleichzeitig nie dasselbe alte Mauerwerk mit dem Krähenvolk theilend, ist bekanntlich auch den Eulen eigen, mit welchem man ungesucht einen düstern Schritt in das Nachtgebiet der Natur und das Hereinragen ihrer Schauer antritt. Auch ich blieb von diesen Schauern nicht verschont. Ich will von dem kleinen Schrecken nicht reden, wie vor mir, der ich mich in später Abendstunde auf einer schroffen Waldanhöhe im Gebüsch verirrt hatte, plötzlich ein Uhu der größten Art aufstand und mit den mächtigen ausgespannten Flügeln den Abhang hinunterhuschte. Aber meinem Entsetzen über einige erlebte Eulen-Notturno muß ich doch Worte geben.

Nächst dem Hülferuf verunglückter Menschen in nächtlicher Einsamkeit hat mein festes Nervensystem nichts so sehr erschüttert, als zweimal mir im Leben vorgekommene Eulenkonzerte.

Das eine Mal hatte ich bei einem Marsch in dunkler Nacht einen finstern Wald zu durchschreiten, in dem der Blocksberg sein ganzes Orchester zu einer Uebung versammelt zu haben schien. Der Wald war kurz und ich auch bald mit mir fertig, daß ich es mit einem Eulenkrawall zu thun hätte. Doch standen mir die Haare zu Berg und ich lachte mich hintennach über den mir wohl von meiner Phantasie vergrößerten Spuk aus. — Im zweiten Fall aber war ich, wiederum in stockfinstrer Nacht durch eine von Eichenwäldchen begrenzte Schlucht wandernd, nicht allein, und da, als abermals aus einem der Wäldchen heraus ein viel scheußlicherer Lärmen als jenes erste Mal ertönte, bald dieser, bald jener meiner Begleiter fragte: „Um Gottes willen, was ist das? wird da nicht einer unter Mörderhand hingeschlachtet? müssen wir nicht Hülfe leisten? was bedeutet das teuflische Geheul, halb Jammer, halb Hohngelächter? sind das Menschenstimmen oder was sonst?" so war von einer besonderen Anspannung der Phantasie keine Rede.

Die mancherlei Volkssagen über nächtlichen gespenstischen Spuk sind mir seitdem erklärlicher geworden und ich würde auch die Odenwälder vom Rodenstein dahin

rechnen, wenn ihr nicht J. V. Scheffel in seinem „Gaudeamus" eine viel anziehendere Erklärung gegeben hätte.

Ein humoristisches Stückchen Eulenspuk aus meinen Erfahrungen, anstreifend an den Rodensteiner, möge hier noch seine Stelle finden.

Ging man von meinem Wohnort nach dem Städtchen N.N. den Fußweg über die Wiesen, so hatte man einen versumpften Bach, den sogenannten Graben, zu passiren. Dort in der Nähe trat nahe an den Fußweg eine Waldspitze heran, in der zahlreiche Käuzchen nisteten, die im Frühjahr ihre traurigen Rufe hören ließen und den faulen Graben beim Volk in bösen Verruf brachten. Diesen nächtlichen Marsch machte auch einmal ein alter Arbeiter in angetrunkenem Zustande, und als er den Steg überschritt, mögen just die Käuzchen die stille Nacht wieder durchstöhnt haben, was der Arbeiter mit einer zwar kräftig deutschen, aber unschicklichen Rede erwiederte. Kaum war das Wort aber von seinen Lippen, so erhielt er — erzählte er — einen Schlag in den Nacken und stürzte vor sich hin, seit welcher Zeit, fügte er seiner Erzählung hinzu, er keinen Geist mehr zu verhöhnen wage.

Die Eule hätte mich beinahe in das Gebiet verlockt, in das die Welt des Geheimnißvollen hereinragt, sowie denn an sich ihr Nachtleben und die Eigenthümlichkeit, daß sie vom Sonnenlicht geblendet wird, sie in's Reich der Finsterniß verweist. Welcher Unterschied zwischen ihr und dem Adler, der das Himmelslicht, ihm entgegenstrebend, mit keckem Auge auffängt!

Diese Betrachtung hat Rückert zu folgendem kleinen Gedichte Anlaß gegeben:

„Die Eule sieht bei Nacht; der Adler schaut in's Licht.
Thun beide, Wissenschaft und Andacht, Gleiches nicht?
Von denen jede hat ihr eigenes Gebiet,
Das der geschieden hat, der Tag und Nacht einst schied.
Und wer vermischen will die zwei, was kommt heraus?
Ein mystisch Mittelding, der Dämm'rung Fledermaus!"

Ich würde meine Plaudereien über das liebe Volk der Vögel, über dieses reizvolle Geschenk der Natur, nun beschließen, wenn mir nicht doch, nachdem ab ovo von ihnen verhandelt worden, noch ein paar Worte über ihr Ende zu verplaudern blieben.

Tschudi sagt: „Bei der außerordentlich großen Anzahl von Vögeln aller Art ist es wunderbar, daß man fast nie eine Vogelleiche, nie einen Vogel antreffen, der vor Alter oder an Krankheit gestorben wäre. Ziehen sich die Kranken und sterbenden Thierchen in das tiefste Dickicht der Büsche zurück, oder verbergen sie sich in den Felsen, um ihre kleinen Leichen noch der Verfolgung zu entziehen?"

Dieser Seltenheit des Vorkommens von Vogelleichen gegenüber kann ich ein paar Fälle konstatiren, wo ich ihre Ruhestätten im tiefsten Versteck erspäht. Das eine Mal brach ich, Petrefakten suchend, Schichte um Schichte einer Felswand von schwarzem, blättrigem Lias los, als ich in einer, mit einer kleinen Oeffnung nach außen verbundenen Höhlung die Gerippchen zweier Kreuzschnäbelchen fand, zwischen Hunderten von angepickten Kirschen- und Schlehenkernen. Das andere Mal gewahrte ich in einer Höhle des Rosensteins bei Gmünd in einem dunkeln Felsspalt etwas Helles, und als ich in dem bröcklichen Jurakalk Luft machte, saß da ein Nestchen und in dem Nestchen das vollkommene Gerippchen eines Vögelchens von der zartesten Schönheit. Da ringsherum kein Federchen bemerklich und das kleine Knochengerüstchen selbst schneeweiß gebleicht war, so ließ sich auf ein hohes Alter des Hypogeion schließen. Unvermögend, als Fußgänger, das zarte Bijou unverletzt nach Hause zu bringen, schob ich es wieder sachte in seine Spalte zurück, mit dem Wunsche, daß es nie die Beute einer rohen Hand werden möchte.

Rückert, der mir oft sein dichterisches Wort hat leihen müssen, mag nun auch das letzte haben:

Den Vogel preis' ich,
Dem leichtes Leben
Und leichtes Streben
Hat Gott gegeben.

Wenn er das Nahen
Der Stunde empfindet,
Verkriecht er still sich,
Wo Keins ihn findet.

Braucht auf dem Bett ihn
Niemand zu pflegen,
Den Todten Niemand
In's Grab zu legen.

Das Alpenmurmelthier.

(Taf. 31.)

Durch seine unterirdische Lebensweise und seinen sechs Monate langen Winterschlaf ist das Murmelthier einer der interessantesten Alpenbewohner. Plump, schwerfällig und anhaltend rascher Bewegung abgeneigt, besitzt dasselbe weder die Behendigkeit anderer Nagethiere, wie die der Eichhörnchen und Mäuse, noch die List und Schnellfüßigkeit des Hasen, und nur seine große Genügsamkeit, indem es mit den in der nächsten Umgebung seiner Wohnung sprossenden Gräsern und Kräutern fürlieb nimmt, und der lethargische Zustand, durch welchen es in der auf den Alpen unwirthlichen Hälfte des Jahres vor dem Verhungern geschützt wird, machen das Vorkommen dieses Thieres in den mittleren und oberen Alpengegenden möglich.

Das Murmelthier ist etwa 1 ½ Fuß, höchstens 1 Fuß 7 Zoll lang ohne den 5 Zoll langen Schwanz. Der Kopf ist groß, etwas platt, und die gespaltene, mit einem starken Schnurrbarte versehene Oberlippe bedeckt die bei alten Thieren orangegelben, gebogenen und mit der Wurzel 2 Zoll langen Nagezähne. Die Augen sind groß, glänzend schwarz, und die anliegenden, behaarten Ohren liegen im Pelze versteckt. Die kurzen kräftigen Beine haben dünnbehaarte, schwielige Sohlen und vorn vier stärkere, schwarze, hinten fünf lange, gekrümmte Krallen. Der

Univ. Bibl.
München

Pelz ist grobhaarig und dicht, oberhalb gelb und röthlich grau, am Unterleibe heller. Im Winter ist der Pelz schwärzlich braungrau. Durch die beiden Haarbüschel an den Seiten der Kinnladen und den schwarzen Haarbusch am Ende des Schwanzes ist das Thier besonders ausgezeichnet.

Man hat folgende originelle Beschreibung des Murmelthiers vom Jahr 1588: „Es sicht gleich wie ein groß Küngelin (Kaninchen), hat aber abgeschnitten Ohren, vnd ein Schwantz, der einer spannen lang ist, lang vorder Zen, beißt vbel, so es erzürnt wird, hat kurtz Schenkl, die seind unter dem Bauch gantz dick von Haar, gleich alß hett es Schlotterhosen angezogen, hat Beren tappen vnd lange Klauwen daran, mit denen es gar unbillich tieff in das Erdtreich grebt. So man jhm etwas zu essen gibt, nimmt es dasselbig in sein vorder Fuß wie ein Eichhörnlin, sitzt auffgericht wie ein Aff und kann auch auf den zweyen hindern Füssen gehn."

Das Alpenmurmelthier, Arctomys marmotta, heißt in der Schweiz Murmentli, in Graubündten Murbette, im bayrischen Oberlande Mankei oder Mankerl. Lange galt dasselbe für die einzige Species; neuerdings sind jedoch noch sechs andere Arten von ähnlicher Lebensweise bekannt geworden, worunter das polnische A. Bobuc die einzige europäische ist.

Die Heimath des Alpenmurmelthiers sind die Centralalpen Europa's, besonders die Bündner und Glarner Gebirge; auch in Savoyen, im Berner Oberlande, bei Berchtesgaden und auf den Bergen um den Königsee sind sie nicht selten. Ihr Revier sind gewöhnlich steinige, zwischen der Holzregion und der Schneelinie liegende Halden. Während des Sommers leben sie paarweise in besondern Sommerwohnungen, welche sie meist in südöstlich gelegenen trockenen Abhängen unter Felsen anlegen. Zuerst wird der Gang oder die Röhre gegraben, und zwar nicht weiter als zum knappen Durchkommen nöthig ist. Hat der Gang eine Länge von 5 bis 6 Fuß, so verzweigt sich derselbe in der Regel in eine als Kloake dienende Fortsetzung und in den nicht sehr geräumigen Kessel, der oft noch mit 3 bis 12 Fuß langen Seitengängen und Fluchtröhren in Verbindung steht. Von der losgebrochenen Erde ist wenig oder gar nichts am Eingange des Baues zu sehen, da sie dieselbe zerstreuen oder an den Wänden festschlagen. In dem Sommerbau werden die Jungen erzogen, die im Mai zur Welt kommen und bis zum nächsten Sommer bei den Alten bleiben.

Schon bei Tagesanbruch kommen die Murmelthiere zum Vorschein. Eines der Alten steckt vorsichtig den Kopf zum Ausgang der Röhre hervor und horcht und schnüffelt, ob Alles ruhig und sicher und der Bau ohne Gefahr zu verlassen sei. Haben sie nichts Ungewöhnliches bemerkt, so wagen sie sich endlich heraus, gehen einige Schritte aufwärts, stellen sich auf die Hinterbeine, schauen umher und machen Männchen, worauf es dann an's Frühstück geht. Nun kommen auch die Jungen herbei, welche, wenn sie etwas herangewachsen sind, den Alten folgen, sobald diese die Röhren verlassen haben. Ist in der Umgebung des Baues nur Gras vorhanden, so weiden sie es mit großer Behendigkeit ab, und zwar zuerst das kürzeste, finden sich aber Klee, Sauerampfer, Wegerich, Bärenklau und andere kräftige Alpenkräuter, so ziehen sie diese vor. Sind die Thiere gesättigt, so legen sie sich an einer bequemen und zwar immer an derselben Stelle nieder, um sich zu sonnen, der Ruhe zu pflegen und zu spielen. Von diesem gewöhnlich ganz glatt geriebenen Lieblingsplätzchen führt eine unzähligemal begangene und deßhalb leicht zu erkennende Bahn nach dem Bau. Außerhalb desselben scheinen sie sich niemals dem Schlafe zu überlassen. Jeden Augenblick stehen sie auf, stellen sich auf die Hinterbeine und überschauen die Gegend, weßhalb sie sich auch gerne erhöhte Stellen, besonders Felsplatten, zu ihrem Lagerplatze wählen. — Ihre Hauptfeinde sind die Adler, die Füchse und die Menschen. Sobald ein Murmelthier etwas Ungewöhnliches bemerkt, läßt es einen lauten, durchdringenden Pfiff hören, welcher von den in der Gegend weidenden oder ruhenden Thieren, die nun alle auf der Hut sind, wiederholt wird, aber nur dann, wenn auch sie den nahenden Feind bemerkt haben. Bleibt dieser in einer gewissen Entfernung, so setzen sie den Warnungsruf fort; kommt die Gefahr näher, so flüchten die nächsten in den Bau, und ihnen folgen sofort die übrigen, kommen aber, wenn sie das Raubthier oder den Jäger nicht selbst gesehen haben, früher wieder zum Vorschein.

Es gelingt nur selten, Murmelthiere anzupirschen, d. h. sich an dieselben auf Schußweite anzuschleichen. Hört der Jäger an einer Halde Murmelthiere pfeifen, so sucht er mit dem Fernrohre die Felsblöcke ab, auf denen sie sich sonnen und in deren Nähe der Bau ist. Hat er einige schöne Thiere gesehen, so geht er ohne Weiteres auf sie zu und versteckt sich in der Nähe des Baues hinter einem Felsen, worauf dann oft schon nach einer Stunde wieder ein Murmelthier hervorkommt. Bietet sich aber in der Nähe kein geeigneter Versteck, so baut sich der Jäger in 20 bis 30 Fuß Entfernung eine Blende aus Steinen, um hinter derselben zu passen. Oft bezieht er dieselbe schon in der Nacht, um auf die bei Tagesanbruch erscheinenden Thiere anzukommen. Nach dem ersten Schusse ist die Jagd beendigt, denn an demselben Tage kommt kein Murmelthier mehr zu Tage. Alte Thiere bemerken aber sogleich die ungewohnte Mauer und wagen sich mehrere Tage nicht heraus oder wählen die Nachtzeit zu der nöthigen Aesung. Nicht selten sind auch mehrere Röhren vorhanden und das Wild kommt auf einer Stelle zum Vorschein, wo es von dem lauernden Jäger nicht gesehen werden kann. Sicherer ist das Ausgraben, das jedoch in den meisten Kantonen, um die Ausrottung dieser harmlosen Thiere zu verhüten, verboten ist. In der Sommerwohnung sind dieselben indessen durch Graben schwer zu finden, indem sie in der Angst so tief und so schnell weitergraben, daß sie von der Schaufel nicht zu erreichen sind.

Sobald die Tage kürzer werden, beginnen die Murmelthiere sich in einer niedriger liegenden Gebirgsgegend ihre Winterwohnung zu graben, welche in der ersten Hälfte des Octobers von einer ganzen, aus 5 bis 15 Stück bestehenden Familie bezogen wird. Die Röhren der Sommerwohnung bleiben stets offen, die der Winterwohnung werden von innen sorgfältig mit Heu, Erde und Steinen verstopft. Räumt man diesen Pfropfen hinweg, so findet man einen mehrere Ellen langen Gang, von dem sich ein kleinerer abzweigt, der den Bewohnern

als Heumagazin dient, während der Hauptgang sich in einen ovalen, backofenförmigen Kessel erweitert, der oft 4 bis 5 Klafter bergein, bald mehr aufwärts, bald mehr abwärts liegt. Dieser Kessel ist mit kurzem, dürrem und sehr weichem Heu angefüllt. Schon im August findet man ganze Massen von den Murmelthieren abgebissenen Grases, das sie trocknen und büschelweise in ihren Bau tragen. Daß sich hiebei eines der Thiere auf den Rücken lege, von den andern mit Heu beladen und sodann am Schwanze vor den Bau ziehen lasse, ist eine der lustigen Fabeln, deren sich in den „Naturgeschichten" der guten alten Zeit so viele fanden.

Wird eine Winterwohnung aufgegraben, so findet man in einer Temperatur von 8 bis 10 Grad die Thierchen zusammengerollt, den Kopf beim Schwanze, die Sohlen der Hinterfüße an den Seiten des Kopfes nahe beisammen liegen. Sie sind kalt und steif, gegen Verletzungen fast unempfindlich und befinden sich in einem vollständigen Scheintode. Man glaubt, daß die Murmelthiere, wenn sie den Eingang ihrer Röhren schließen, nichts mehr genießen und auch wenig oder gar nichts von dem eingebrachten Heu zu sich nehmen. Mit dem Aufhören der Ernährung sind auch die Funktionen der Verdauung und Absonderung aufgehoben. Da nämlich der Athem fast ganz aufhört, bedarf es auch der Nahrung nicht, während ein beträchtlicher Theil der verzehrten Speisen lediglich zur Unterhaltung des Athems verbraucht würde. Das Herz dieser Thierchen schlägt in diesem schützenden und erhaltenden, dem stillen Pflanzenleben vergleichbaren Zustande, den man eine lethargie conservatrice genannt hat, nur 15- bis 17mal in der Minute, was gerade noch hinreicht, im Körper eine Temperatur von 7 bis 8 Grad zu unterhalten. Werden die ausgegrabenen Thiere der kälteren Luft ausgesetzt, so erfrieren sie, ist die Luft aber bedeutend wärmer, so wird der Puls schneller und sie erwachen. Im April, oft schon im März, öffnen sie ihre Röhren und suchen, wie an den häufigen Spuren zu sehen ist, auf schneefreien Stellen nach dürrem Grase. Ob sie nach dem Erwachen von dem eingebrachten Heu fressen, weiß man nicht sicher, auch hat Niemand Murmelthiere von dem Winterbau in den Sommerbau oder umgekehrt übersiedeln sehen. Viele bewohnen übrigens im Winter und Sommer denselben Bau.

Gefangene, zumal junge Murmelthiere werden in der Gefangenschaft sehr zahm, kennen ihren Pfleger, kommen auf den Ruf, zeigen sich folgsam und gelehrig, und machen durch ihr possierliches Wesen Vergnügen. Sie sind leicht zu erhalten und fressen fast Alles, was man ihnen gibt, wie Brod, Körner, Kohl, Rüben, Obst, auch Kartoffeln. Fleisch lassen sie unberührt, trinken aber gern süße Milch, wobei sie stark schmatzen und wie die Hühner häufig den Kopf aufrichten. Sie sind höchst reinlich und putzen sich beständig mit den Pfoten. Wie alle Nagethiere beschäftigen sie sich gerne mit Nagen, was nöthig ist, um ihre langen Schneidezähne in dem Grade, als sie wachsen, abzunützen; eine Gewohnheit, durch welche sie noch lästiger werden als die Eichhörnchen, denn sie zernagen alle Geräthschaften. So harmlos und zutraulich sie sind, so unverträglich zeigen sie sich gegen andere Thiere, mit denen sie eingesperrt werden. Sie beißen ihnen den Kopf ab, ja sie nagen Bretterwände durch, um zu den Hühnern zu gelangen, unter denen sie fast so schlimm als die Marder hausen, obgleich sie weder von dem Fleische noch dem Blute des Geflügels genießen. Im Hofe steigen sie über Mauern und Zäune und verbergen sich auf den Bäumen. Werden sie von Hunden gereizt, so fallen sie dieselben an und beißen sie jämmerlich.

Murmelthiere, die in einem geheizten Raume gehalten werden, bleiben den ganzen Winter hindurch wach. Sie schleppen zwar im Herbste Heu, Stroh, Laub und selbst Tücher und alte Lappen zusammen, um sich in einer Ecke ein Lager zu machen, schlafen aber nur in kalten Zimmern, nachdem sie sich in ihr Lager eingegraben haben, bis zum April, und erwachen, sobald das Zimmer geheizt wird.

In Tyrol, in der Schweiz, hauptsächlich aber in Savoyen wird das Murmelthier zu allerlei Künsten abgerichtet. Es ist bekanntlich der intimste Freund armer Savoyardenknaben, die mit demselben die Hauptstädte Frankreichs und Englands durchziehen, um sich einen kärglichen Erwerb zu verschaffen. Das arme Thier muß am Stocke gehen, exerciren, an der Stange klettern und zum Hackbrette tanzen, und tanzt die abgelebte Marmotte nicht, so tanzt und springt ihr hungriger Herr um so lustiger.

Der Nutzen des Murmelthiers, das jedenfalls eine Zierde der Alpen und einer ihrer interessantesten Bewohner ist, kommt wenig in Betracht. Der Balg ist fast werthlos, das Fleisch, wenn es auch gegessen wird, mittelmäßig, und nur das Fett oder Schmalz, das unter dem Volke für eine Universalmedicin gilt und mit fünf Gulden die Maas bezahlt wird, kann den Gebirgsbewohner veranlassen, dem Thiere nachzustellen. Ein Gegenstand der Jagd ist es kaum zu nennen, wird auch vom Gebirgsjäger wenig geachtet und oft nur der schönen gelben Zähne wegen geschossen, um sie dem Charivari seines Uhrgehänges beizufügen, eine Passion, die, wie Kobell in seinem Wildanger sagt, auch Kavaliere und manche Jagdliebhaber theilen, die es aber vorziehen, die Zähne von Jägern zu erkaufen, da das „Mankei-Passen" und „Hihocka" weniger ihre Passion sein kann.

In Bayern, wo es im Berchtesgaden'schen und im Allgäu nicht selten ist, hat man in andern Gebirgsgegenden in geeigneten Revieren Murmelthiere ausgesetzt, um durch ihre Einbürgerung die Reize der Alpen zu vermehren. Dies war unter Anderem auch im Revier Hohenschwangau im Jahr 1857 der Fall, wo man noch jetzt alljährlich frische Baue antrifft und Jäger und Hirten zeitweise den bekannten Pfiff dieser Thiere vernehmen.

C. F. A. Kolb.

Messina.

(Mit Ansicht der Marinastraße, pag. 237.)

Der Name Messina klingt wohlbekannt an das allgemeine Ohr. Doch ist fast in alle Vorstellungen, aus welchen sich seine Berühmtheit zusammensetzt, ein Grauen gemischt. Sie heißen Meerenge von Messina mit Scylla und Charybdis, Blutbad von Messina als Nachspiel der sicilianischen Vesper, Pest in Messina, Erdbeben von Messina, Cholera in Messina u. s. w., nicht zu vergessen Schillers Taucher und Braut von Messina. Nicht anders als ob den menschenfeindlichen Kräften, welche im benachbarten Aetna lauern, auch Raum gegeben sei auf die innern Geschicke der Stadt.

Denken wir zum Entgelt an Messina's herrliche Lage und Lüfte, an seine Fische und Früchte, an seinen edlen Malvasier, und lassen ein Bild von der Stadt vor uns entstehen, indem wir das Denkwürdigste ihrer Oertlichkeit und Geschichte von Anbeginn verfolgen.

Wie die Wasserstraße von Otranto den Absatz des stiefelförmigen Italiens von Griechenland scheidet, so wird sein Fuß durch die von Messina, welche aus dem jonischen in das tyrrhenische Meer führt, von Sicilien abgetrennt. Da diese Meerenge kaum 1/4 Meile, am Faro (Leuchtthurm) nur 1/8 Meile breit ist, und einen Durchriß bildet durch den Gneis und Glimmerschiefer des Calabrischen Gebirgs, dessen Gestein sich auf der Nordküste der Insel fortsetzt, so ist Sicilien als ein Glied von Italien anzusehen, oder als eine Zugabe zu Italien, um mit dem Geschichtsvater Herodot zu sprechen. Die Stadt Messina liegt an einer kleinen Bucht dieser Meerenge, südlich vom Cap di Faro, welches die Nordostspitze der Insel bezeichnet und bei dessen Fort und Dorf der beste sicilische Rothwein gebaut wird. Nicht weit entfernt vom Hafen macht sich im Gewässer, wenn der Wind gegen die Strömung weht, eine wirbelnde Bewegung bemerklich, welche der Strudel der Charybdis heißt, während in ziemlicher Distanz von dieser Stelle ein sich auszeichnender Fels des italienischen Ufers die Scylla vorstellt. Die Gefahren dieses Wirbels für das durchsteuernde Fahrzeug, welche heutzutage nicht in Rede kommen, sei es wegen der ausgebildeten Schifffahrt, sei es daß der Strudel sich verändert hätte, werden von den Dichtern des Alterthums mit abschreckenden Farben ausgemalt. Voran Homer in der Odyssee, zwölfter Gesang. Der abenteuernde Ithakerfürst Odysseus, den die Römer Ulysses nennen, wird dort von der zauberkundigen Nymphe Circe über die Gefahren des Wegs belehrt, den er zu durchsegeln habe. Zuerst werde er zu den Sirenen gelangen, vor deren verderblichem Gesang er sich die Ohren mit Wachs verstopfen solle; dann habe er die Wahl bei den Planken vorbei, feuerwerfenden Wuthklippen, welche jedes nahende Schiff zerschmettern und verbrühen, oder mit weniger Gefahr durch die Felsen der Scylla und Charybdis.

Die Nymphe sagt:

Linkshin steh'n zwei Felsen: es steigt in die Weiten des Himmels
Einer mit spitzigem Haupt, und rings umlagert Gewölk ihn,
Schwarzblau; niemals zieht es hinweg, und nimmer umstrahlt ihm
Helle das Haupt, nicht während des Frühjahrs oder im Herbste.
Niemals klömme hinauf ein Sterblicher oder herunter,
Wenn er der Hände zugleich und der Füß' auch zwanzig besäße;
Denn glatt ist, als wäre sie rings umhauen, die Felswand.
Da liegt mitten im Felsen, umgraut von Dunkel, die Höhle,
Nachtwärts, niedergewandt in den Erebos, wo ihr am besten
Mit dem geräumigen Schiffe vorbeilenkt, edler Odysseus.
Nimmer vermöchte vom Raum des Schiffs ein rüstiger Mann auch,
Schnellt er vom Bogen den Pfeil, in die wölbige Höhle zu treffen.
Innen im Fels wohnt Skylla mit graunvoll bellendem Laute,
Deren Geheul nicht stärker ertönt, wie des saugenden Hündleins,
Während sie selbst ein Gebilde des Grauns ist, welches zu schauen
Keiner sich freut, und wär' es ein Gott auch, der ihm begegnet.
Denn sie hat zwölf Füße von ganz mißförmiger Bildung,
Sechs langschlängelnde Hälse zugleich; aus jeglichem Halse
Ragt ein entsetzliches Haupt, und darin drei Reihen von Zähnen,
Fest an einander und dicht; schwarz lauert darauf das Verderben.
Halb nun ruht sie verborgen in bauchiger Tiefe der Höhle;
Auswärts streckt sie die Häupter hervor aus gräßlichem Abgrund;
Und da schleppt und fischt sie, den Fels raubgierig umspähend,
Nach Delphinen und Hunden und wo sich ein größeres Meerwild
Beut, wie's Amphitrite, die brausende, zahllos aufnährt.
Niemals rühmten die Schiffer sich noch, daß Einer im Schiff dort
Glücklich vorübergelenkt; sie trägt in jeglichem Rachen
Einen der Männer hinweg als Raub von dem dunkelen Schiffe.
Doch viel niedriger schaust du den anderen Felsen, Odysseus,
Nahe sich lehnend an jenen, und leicht mit dem Bogen erreichbar.
Groß, in der Fülle der Blätter, erhebt sich mit Feigen ein Baum dort,
Wo die erhabne Charybdis das dunkele Wasser hinabschlürft.
Dreimal sprudelt sie's täglich empor und schlürft es hinunter
Dreimal: o Grau'n! Ach, möchtest du fern sein, wenn sie's hinabschlürft!
Denn es entrisse dich selber Poseidon nicht dem Verderben.
Schnell denn steuere lieber zu Skylla's Felsen und lenke
Dort mit dem Schiffe vorbei, denn wahrlich, gerathener ist es,
Sechs der Genossen im Schiff, als alle zugleich, zu vermissen.

Odysseus folgte dem Rathe der Nymphe und entfloh den Felsen mit Einbuße von sechs Gefährten an die Skylla. Weiterhin regte ein Frevel seiner Genossen die Wuth des Meeres gegen ihn auf, welches ihm alle Begleiter hinabschlang und ihm selbst nur Kiel und Mastbaum übrig

ließ. So trieb er abermals gegen die unheilvolle Charybdis,

Welche gerad' einschlürfte die salzige Woge des Meeres.
Doch ich schwang mich empor zu dem weithinschattenden Feigbaum,
Schmiegte mich an und hing, wie die fliegende Maus; ich vermochte
Nirgend worauf mit den Füßen zu ruhn, noch höher zu klettern.
Denn fern streckten die Wurzeln sich hin, hoch schwebten die langen,
Mächtigen Aeste herab und beschatteten rings die Charybdis.
Rastlos hing ich daselbst, bis die mir wieder vom Abgrund
Mast und Kiel ausspie; zu spät für den Harrenden, kamen
Endlich die beiden zurück; denn erst um die Stunde des Tages,
Wo heimkehrend vom Markte der Mann sich erhebt zu dem Spätmahl,
Der im Gericht viel Händel des hadernden Volkes geschlichtet,
Kam das Gebälk erst wieder zum Vorschein aus der Charybdis.
Doch ich schwang mich von oben herab mit den Füßen und Händen,
Stürzte mich rauschend hinein seitwärts von den stämmigen Balken,
Setzte mich eilig darauf und ruderte fort mit den Armen.
Skylla ließ mich der Vater des Menschengeschlechts und der Götter
Nicht mehr schauen; sonst wär' ich ja nie dem Verderben entronnen.

Bei Virgil, dem Nachahmer Homers, erzählt Aeneas der Königin Dido seine Irrfahrten nach Troja's Fall. Von den beiden Unholden der sicilischen Meerenge heißt es:

Rechts ist Scylla gelagert und links die gestrenge Charybdis,
Und in den untersten Strudel des Abgrunds schlürfet sie dreimal
Jäh ungeheure Fluthen hinab, dann schnellt in die Lüfte
Wechselnd dieselben sie wieder und peitscht mit den Wogen die Sterne.
Scylla dagegen bewohnt ein Geklüft voll finstrer Verschlupfe,
Wo sie den Kopf vorstreckt und die Schiff' an die Klippen heranzieht.

Und Ovid in den Verwandlungen, mehr dem Fabelhaft-persönlichen, als dem Naturwirkenden zugewendet, sagt:

Rechts füllt Scylla mit Graus, links dräut nie rastend Charybdis.
Diese verschlingt und speit dann wieder geraffete Kiele.
Jene, den schwärzlichen Bauch mit grimmigen Hunden gegürtet,
Trägt Jungfrauengesicht, und, wofern nicht alles erfunden,
Was uns Dichter gesagt, sie war einst wirkliche Jungfrau —

worauf er dann mit der Geschichte dieser Jungfrau fortfährt.

Wenn sich nun aber Beschwerde erhebt, daß diese Naturerscheinung, mochte sie auch vor Jahrtausenden gewaltsamer aufgetreten sein als heute, doch immerhin von den Dichtern in's Uebergewaltige vergrößert worden sei: so findet sich in Goethe's italienischer Reise die Erwiederung zubereitet. Dort plädirt Goethe für das Verfahren der Dichter mit folgenden Worten: „Man hat sich bei Gelegenheit beider, in der Natur so weit auseinanderstehenden, von dem Dichter so nah zusammengerückten Merkwürdigkeiten über die Fabelei der Poeten beschwert und nicht bedacht, daß die Einbildungskraft aller Menschen durchaus Gegenstände, wenn sie sich solche bedeutend vorstellen will, höher als breit imaginirt und dadurch dem Bilde mehr Charakter, Ernst und Würde verschafft. Tausendmal habe ich klagen hören, daß ein durch Erzählung gekannter Gegenstand in der Gegenwart nicht mehr befriedige; die Ursache hievon ist immer dieselbe: Einbildung und Gegenwart verhalten sich wie Poesie und Prosa; jene wird die Gegenstände mächtig und steil denken, diese sich immer in die Fläche verbreiten."

Die Stadt Messina, von einheimischen Sikulern gegründet, hieß ursprünglich Zankle, d. h. Sichel, von der sichelförmigen Erdzunge, welche den geräumigen Hafen bildet. Um's Jahr 729 v. Chr. ließen sich Einwanderer aus Euböa hier nieder, und 494, von den Bewohnern eingeladen, fanden sich Milesier und Samier ein. Diese bemächtigten sich treulos der Stadt, auf Anrathen des Tyrannen von Rhegium, der sie bald selbst besetzte und, als Messenier von Abstammung, ihr den Namen Messana gab. Die aufgeblühte Stadt wurde 396 von den Karthagern zerstört, vom älteren Dionysius wieder aufgebaut. Dann fiel sie in die Hände des Agathokles und 282 in die Gewalt der Mamertiner, entlassener Söldner aus Italien, welche die Männer fast alle ermordeten und sich, von den Römern unterstützt, dauernd behaupteten, wodurch der erste punische Krieg veranlaßt wurde.

In den folgenden Römerkriegen hatte Messina als Rüstplatz für Armeen und Flotten viel zu leiden und theilte das Loos des übrigen Siciliens in der Zeit der Barbarei, welche auf die Römerzeit folgte, wie in den Kämpfen der Sarazenen und Normannen, der Guelfen und Ghibellinen, der Spanier und Franzosen. Eine besondere Drangsal erwuchs der Stadt 1743 durch die Pest, welche beinahe drei Viertel ihrer Einwohner wegraffte, und 1783 durch das große Erdbeben, welches die meisten Gebäude niederstürzte und zwölftausend Menschen begrub.

In neuerer Zeit, in den Jahren 1847 bis 49, war Messina häufig der Schauplatz erbitterter Aufstände und blutiger Kämpfe zwischen Volk und Militär. Im Sommer 1854 verlor die Stadt vierzehntausend Seelen durch die Cholera und wurde am 12. November 1855 von einem verderblichen Orkan heimgesucht. Im Sommer 1860, als Garibaldi die Losung zum Aufstand gegeben, hielten sich die Truppen des Königs von Neapel in Messina am längsten; der Platz wurde erst geräumt, als Oberst Medici mit einem Insurgentenkorps die Königlichen unter General Bosco bei Melazzo geschlagen hatte. Jetzt gehorcht die Stadt dem Scepter Viktor Emanuels. Sie zählt gegen hunderttausend Einwohner und rivalisirt mit Palermo. Der Erdbeben wegen werden die Häuser nur zwei Stockwerke hoch aufgeführt; die Straßen aber sind breit und mit Lava gepflastert. Aus dem befestigten Freihafen, der wohl tausend Fahrzeuge faßt, gehen regelmäßig Dampfschiffe nach Malta, Palermo, Neapel, Marseille. Die Ausfuhr von Südfrüchten ist bedeutend, und ausgezeichnet die Fabrikation von Seide, Leder und Essenzen. Auf den Charakter der Messiner muß es von leicht erkennbarem Einfluß sein, was die Unheilschronik ihrer Stadt erzählt, und was der feuer-

Ernst Rietschel.

(Siehe S. 249.)

speiende Tyrann, dessen Vasallen sie sind, jeden Augenblick über sie verhängen kann.

Für solche Leser, und wir dürfen voraussetzen, es seien ihrer nicht wenige, die zuweilen eine classische Schrift aus dem Alterthum in den Kreis ihrer Lektüre ziehen wollen, sei hier Gelegenheit genommen, auf die **Uebersetzungsbibliothek griechischer und römischer Classiker** aufmerksam zu machen, die bei Carl Hoffmann in Stuttgart erscheint und bereits alle Dichter und Prosaiker umfaßt, denen sich das Interesse des Publikums vorzugsweise zuwendet. Ein ausführlicher Katalog dieser eben so gediegenen als wohlfeilen Bibliothek ist kürzlich neu ausgegeben und in jeder Buchhandlung ohne Vergütung zu haben. Die obigen Citate sind Uebersetzungen entnommen, welche dieser Bibliothek angehören; so das Citat aus Homer der berühmten Donner'schen Uebersetzung (Ilias und Odyssee zus. 2 Thlr. od. 3 fl.), das aus Virgil der Binder'schen (Aeneis 21 ngr. od. 1 fl. 3 kr.), das aus Ovid der von Suchier (Metamorphosen 1 thlr. 6 ngr. od. 1 fl. 48 kr.). Je weniger die reale Ausbildung, welche die heutige Berufsweise, oder wie sich die Darwinianer so zutreffend ausdrücken, der heutige Kampf um's Dasein verlangt, je weniger sie ein ausgedehntes Studium der alten Sprachen, ein haftendes Verweilen bei der alten Literatur gestattet, um so erwünschter müssen gute und verständliche Uebersetzungen erscheinen, ja geradezu unentbehrlich, sofern unsere Kultur zum größten Theil aus der griechischen und römischen hergewachsen ist und sich noch fortwährend an jenen unerschöpflichen Quellen erneuert und ernährt.

Das Petroleum.

Von A. Hummel.

(Schluß zu Seite 216.)

Die Entdeckung der ersten Oelquelle in Nordamerika fällt in das Jahr 1845. Sie war eine rein zufällige, da beim Graben eines Brunnens bei Tarent, 35 englische Meilen von Pittsburg in Pennsylvanien, der Brunnenschacht zum größten Erstaunen der Arbeiter sich plötzlich mit Oel füllte. Doch blieb die Sache liegen bis zum Jahre 1854, wo sie eine Aktiengesellschaft in die Hand nahm. Es liegt in der Natur derartiger Unternehmungen, daß selten die ersten Unternehmer es sind, denen die goldenen Früchte in den Schooß fallen; dazu kam, daß der neue Industriezweig anfangs mit einem auffälligen Mangel an Vertrauen zu kämpfen hatte, so daß es der größten Anstrengungen bedurfte, ein Grundkapital von 300,000 Dollars für das Unternehmen zu engagiren. Die Gesellschaft arbeitete mit entschieden ungünstigen Resultaten und löste sich nach dem Verlust des Grundkapitals alsbald wieder auf. Trotz der ungünstigen Aussichten, welche sonach jedes Unternehmen in derselben Richtung hin hatte, constituirte sich 1858 eine zweite Aktiengesellschaft. Es darf als ein für die ganze Zukunft der Petroleumindustrie entscheidender Glücksfall angesehen werden, daß diese Gesellschaft sich mit ihren Versuchsarbeiten nach einem Terrain wandte, welches vielleicht zu den an unterirdischen Schätzen reichsten der ganzen Union gehört.

Dem Alleghany strömt ein Gewässer zu, das seit jener Zeit den Namen „Oelbach" führt. Es ist gegen 100 Fuß breit, aber im Durchschnitt nur etwa 3 Fuß tief und fließt inmitten einer Thalsohle von etwa 1 (engl.) Meile Breite, zu der 70 bis 100 Fuß hohe Hügel abfallen. Hier erbohrte man dann zuerst eine unzweifelhafte Oelquelle, aus der man durch Pumpen täglich anfänglich 400, später 1000 Gallonen (1 Gallone = 4 Quart) reines Oel gewann. Eine lange Zeit sah man sich genöthigt, mit Pumpen zu arbeiten, da das Oel im Brunnen eine gewisse Höhe nicht überstieg; seitdem man indeß 1861 den ersten „fließenden Brunnen" erbohrte, steigerte sich die Production so massenhaft, daß man jetzt täglich etwa 1000 Fuß (à 32 Gallonen) gewann. Indeß hatte die Aktiengesellschaft, die mit so bedeutendem Erfolge arbeitete, sehr bald ein Unglück zu beklagen: der fließende Brunnen gerieth in Brand und 22 Menschen büßten bei dem furchtbaren Ereignisse das Leben ein.

Durch dieß Unglück wurde indeß die Unternehmungslust keineswegs gedämpft; nur vorsichtiger wurde man, aber durchaus nicht zaghafter. Der Oelbach war es jetzt, der etwa einen ähnlichen Anblick reger Thätigkeit gewährte, wie kurz nach Sutters Entdeckung die Thäler und Gewässer Kaliforniens. An hundert Stellen zugleich konnte man die rastlos arbeitenden Bohrwerke erblicken, welche die unterirdischen Schätze aus ihren Banden lösen sollten. So wird es erklärlich, daß man im Oelbachthale jetzt buchstäblich tausende von Brunnen findet, welche das Thal wie ein Sieb durchlöchert haben. Mancher Unternehmer machte hier zu seinem Schaden die Wahrnehmung, daß das Bohren auf Petroleum im Grunde nichts anderes sei, als ein industrielles Lotteriespiel, bei dem man unter Umständen zum steinreichen Manne werden, unter Umständen aber auch den letzten Groschen in Oel aufgehen lassen kann. Vollständig unberechenbar, wie das Glück, ist die Anlage einer Oelquelle. Aeußere Merkzeichen erweisen sich als höchst trügerisch und bergmännische Erfahrung ist hier nicht am Platze. Man bohrt eben auf's Gerathewohl, hier oder dort, gleichviel. Es ist vorgekommen, daß ein Oelbrunnen, den man in unmittelbarer Nähe einer ergiebigen Oelquelle anlegte, in einer Tiefe von 1006 Fuß noch keinen Tropfen Oel gab. Ebenso hat es sich ereignet, daß man in geringer Tiefe eine ergiebige Quelle erbohrte, welche alsbald so stark zu fließen anfing, daß man, auf diesen schnellen Erfolg nicht eingerichtet, dieselbe einstweilen mit einem Baumstamm, den man einrammte, verschloß, und daß das Oel verschwunden war, als man die Quelle wieder öffnete.

Die Tiefe der Brunnen ist überaus verschieden. Man findet welche, die in einer Tiefe von 70 Fuß schon eine reichliche Ausbeute liefern; im Durchschnitt mögen dieselben indeß wohl auf 600 Fuß niedergebracht sein. Doch hat man auch bis zu einer Tiefe von 1000, ja 2000 Fuß bohren müssen. Ebenso wechselnd ist die Ergiebigkeit derselben. Viele liefern gegen 1000 Faß täglich; doch hat man auch aus einem Brunnen in derselben Zeit bis 3000 Faß erzielt. Ebenso ist die Dauer der Ergiebigkeit unbestimmt. Manche Brunnen versiegen nach der Eröffnung sehr bald wieder, andere sind mehrere Jahre im Betriebe; durchschnittlich aber schlägt man die Zeit, während welcher die Ausbeute sich lohnt, auf achtzehn Monate an. So spendet hier die Natur verschwenderisch, was wir in Deutschland durch langwierige und mühsame Processe ihr abringen müssen.

Frägt man nach der Entstehung dieser unterirdischen Oelschätze, so bleibt die Naturwissenschaft uns vorerst noch eine bestimmte Antwort schuldig. Daß das Steinöl pflanzlichen Organismen seinen Ursprung verdankt, ebenso wie Steinkohle, Braunkohle und Torf, darüber ist man wohl einig; aber bezüglich des Prozesses, der aus diesen unendlichen Mengen urweltlicher Pflanzen die klare Flüssigkeit bereitet hat, schwebt noch ein ungehelltes Dunkel. Die Vorgänge bei der Photogenfabrikation, die aus ähnlichem Stoffe ein ähnliches Produkt erzeugen, leiteten auf die Meinung, daß man es hier mit einem in den Tiefen der Erde vor sich gegangenen trockenen Destillationsprozeß zu thun habe. Andere dagegen bestreiten, daß, wie bei der Photogenfabrikation, so auch bei der Entstehung des Petroleums, die Wärme eine wesentliche Rolle gespielt habe, und weisen auf den ursächlichen Zusammenhang hin, der jedenfalls zwischen den Steinölquellen und den Quellen brennbarer Gase bestehe. Wir lassen den Streit füglich auf sich beruhen und weisen nur auf eine Eigenthümlichkeit des Vorkommens hin, die von hohem Interesse ist.

Es ist erwiesen, daß mächtige Gesteinsschichten, namentlich Kalklager, geradezu mit Steinöl getränkt sind; ebenso ist durch Versuche dargethan, daß ein Brunnen,

auf diese Schichten niedergebracht, nicht in allen Fällen eine Ausbeute liefert. Dieß Räthsel hat sich dadurch gelöst, daß man den massenhaften Zusammenfluß des Petroleums in nach oben führenden Spalten und Klüften nachgewiesen hat. Nun ist bekanntlich das Steinöl leichter als Wasser und schwimmt daher auf demselben. Die nach oben steigenden Grundwasser sind es also, die, im Verein mit eingeschlossenen Gasen, das Oel in den Quellen nach oben drängen und die sogenannten fließenden Brunnen veranlassen. Aus demselben Grunde aber erklärt es sich, weßhalb ein Brunnen, der nicht zufällig eine Gesimsspalte trifft, entweder ganz unergiebig ist oder bald versiegt.

Es ist natürlich, daß einem neuen großartigen Industriezweige, wie die Steinölgewinnung es ist, ein durchaus materieller Beigeschmack anklebt. Dieser Beigeschmack steigert sich unter nordamerikanischen Verhältnissen zu jenem industriellen Hautgout, der namentlich dem idealistischen Deutschen wenig zusagt. Das ist richtig. Andererseits aber läßt sich ebenso wenig in Abrede stellen, daß diese ganze industrielle Bewegung im Dienste der Kulturentwickelung steht und manches vollbringt, was unter gewöhnlichen Verhältnissen erst sehr spät zur Ausführung gekommen wäre. Das Petroleum hat für große Distrikte geradezu eine civilisatorische Mission gehabt. Wie die Industrie, die sich an dasselbe knüpfte, in Jahresfrist eine ursprünglich wilde Gegend umschaffen kann, geht aus der Schilderung eines Augenzeugen hervor, der im Jahre 1862 die kanadischen Oelquellen besuchte.

„Die Gegend," sagt er, „trägt auf eigenthümliche Weise den Eindruck eines soeben dem Urzustande entrissenen Stück Landes. Die gerade Linie, welche der erste civilisirte Wanderer auf diesem Boden, der Regierungsvermesser, zur Theilung der Aecker gezogen hat, bildet auch die Straße des Orts. Längs derselben sind in dürftigster Einfachheit eine Menge Bretterhäuser aufgebaut, die den Besitzern und Pächtern der Oelquellen, sowie den Arbeitern an den Brunnen, zur Wohnung dienen. Nur wo ein Haus aufgebaut oder ein Brunnen gegraben werden sollte, sind die Bäume des Waldes heruntergehauen worden, so daß man sich überall mitten im Walde befindet und der Aussicht nirgends ein freier Raum gelassen ist. So lange man eine einträgliche Verwendung des vielen Holzes nicht voraussah, wurde dasselbe auf den kleinen, zu jenen Zwecken in den Wald hineingehauenen Plätzen selbst verbrannt. Die Bäume, die am Rande dieser Plätze stehen, sind theils mit angebrannt, theils schwarz geräuchert und tragen meist den Keim des Dahinscheidens in sich. Nichts ist hier, worauf das Auge mit Freuden ruhen könnte, nichts von dem lebendigen Grün der Bäume, das die kanadischen Urwälder an andern Orten so schön macht. Im Gegentheil, der Reichthum an Oel, der im Schooße der Erde lagert, ist schon seit Jahrhunderten an die Oberfläche derselben emporgedrungen, hat die Vegetation beschränkt und zum Theil ertödtet. Die nutzbare Erdschicht ist an vielen Stellen mit einer dicken Kruste getrockneten Petroleums überlagert, mit einer schmutzigen, klebrigen Masse, die sich elastisch senkt, wenn der Fuß darauf tritt. Die unteren Stämme der Bäume, Zweige, die von den Bäumen herabgefallen sind, Alles ist schwarz überzogen."

Dieses Uebergangsstadium von der Urwildniß zum Kulturlande ist indeß ein schnell vorübergehendes. Der ungeheure Menschenzusammenfluß, der durch die Aussicht auf hohe Löhne in den Oelregionen zusammenströmt, sorgt schon selbst nothgedrungen für alles Das, was man Kultur nennt. Die Volksmenge braucht Unterkommen. Da gilt es Häuser zu bauen, rohe, bretterne Baracken, allerdings; aber Holzfäller können dazu nicht entbehrt werden und schnell entsteht eine Dampfsägemühle, welche die Baumriesen in passende Formen schneidet. Ohne Straßen ist für die Industrie, die ihre Produkte möglichst schnell nach den Stapelplätzen legen muß, an ein kräftiges Gedeihen nicht zu denken, und Eisenbahnen und Kanäle entstehen daher in den Oelgegenden in kürzerer Zeit, als man bei uns in Deutschland mit Vermessung der Bahnlinien zubringt. Gute Raffinerien sind eine zweite Lebensbedingung für die Industrie, und diese Fabrikgebäude mit ihren zahlreichen Maschinen, Ofenanlagen, feuersichern Lagerräumen rufen zahllose Bauhandwerker herbei. Die Chemikalien, deren sie dringend bedürfen, veranlassen das Entstehen chemischer Fabriken mit ihrem Bedarf an ähnlichen Apparaten. Der Kaufmann findet in den Oelregionen ein weites Feld gewinnbringender Thätigkeit, und mit ihm zieht der Luxus ein und das rein geistige Bedürfniß. Ebenso gibt die Oelindustrie Anregung zu durchgreifenden Verbesserungen der bisherigen Transportmittel. Die Schiffsgefäße, welche dem Producenten anfänglich zur Versendung ihres Fabrikats zu Gebote standen, erwiesen sich als unbrauchbar, theils weil ihnen jede Vorrichtung fehlt, um die Feuergefährlichkeit des Oels zu vermindern, theils weil ein einmal zum Oeltransport verwendetes Schiff hinfort zum Transport anderer Güter wegen des penetranten Geruchs nicht verwendbar sein würde. So erwuchs den Schiffbauern die Aufgabe, Schiffe zu schaffen, welche sich in jeder Hinsicht für den Petroleumtransport eignen. Sie haben diese Aufgabe gelöst, indem sie Segelschiffe mit großen Zinkbehältern, die luftdicht verschlossen werden können, einrichteten. In ähnlicher Weise hat man Eisenbahnwaggons construirt, um durch den Oeltransport die Passagiere nicht zu belästigen, und an den Seeplätzen richtete man große Aufbewahrungsbehälter mit hermetischem Verschluß ein, aus denen eigens erfundene Pumpwerke das Oel ohne jegliche Geruchsentwickelung in die Schiffe hoben.

Das Alles hat der kühne Unternehmungsgeist, die zähe Energie des Yankee erreicht und er darf wohl darauf stolz sein. Der junge Industriezweig hatte mit mächtigen Hindernissen zu kämpfen. Im Jahre 1861 zu 1862 überstieg die Production den Consum so massenhaft, daß das Faß Oel nur einen Werth von 10 Cents (à 5 Pf.) hatte. Niemand wollte das feuergefährliche Leuchtmaterial kaufen, und die ersten Unternehmer sahen sich genöthigt, um nur etwas Leben in das Geschäft zu bringen, anfänglich das Oel mit den Lampen dazu zu verschenken. Bald überwand die Industrie indeß die Kinderkrankheiten, und der Consum steigerte sich in großartigem Maßstabe. So kam es, daß, während Pennsylvanien im Jahre 1861 600,000 Faß producirte, die Production im Jahre 1865 schon die Ziffer von 2,100,000 Faß erreichte, und daß die Gesammtausfuhr

aus den Vereinigten Staaten in den ersten sieben Monaten des Jahres 1866 schon die Summe von 30,184,142 Gallonen erreicht hatte, während sie früher in derselben Zeit etwa sieben Millionen Gallonen betrug. Dadurch sind die früheren Spottpreise geschwunden, und der Durchschnittspreis an der Quelle beträgt gegenwärtig 10 Dollars für das Faß, während der Mittelwerth der gegenwärtigen Jahresproduktion sich auf etwa fünfzehn Millionen Dollars beziffert.

Das ganze Geschäft ist, wie leicht erklärlich, fast ausschließlich in den Händen von Aktiengesellschaften, die zur Zeit der Petroleum-Manie geradezu wie Pilze aus der Erde wuchsen; man zählt bis jetzt etwa 1100 solcher Gesellschaften mit einem gemeinschaftlichen Kapital von 700 Millionen Dollars. Daß darunter viele sind, die nicht ein Faß verkäufliches Oel gewonnen haben, ist sicher; ebenso sicher aber haben andere auch fabelhafte Dividenden gezahlt, und die Mitglieder so glücklicher Gesellschaften sind es, die als „Oelprinzen, Steinölnabobs oder Petroleumlords" eine ganz eigenthümliche Sorte von Adel gegründet haben, die jedoch nur eine Species der modernen Geldaristokratie ist, welche besonders in Nordamerika so üppig in's Kraut schießt.

Die Erfolge Amerika's reizten allenthalben zur Nachahmung. Namentlich sind die Oelquellen im Hannöverschen ein Gegenstand der Ausbeute geworden, in die sich jetzt eine deutsche und, höchst charakteristisch, eine englische Gesellschaft theilen. Indeß scheinen die Verhältnisse Deutschlands weniger günstig zu sein, und steht es dahin, ob sich die gehegten Hoffnungen verwirklichen werden.

Cattleya Mossiae var. Galeottiana.

(Taf. 32.)

Wir hatten schon öfter Gelegenheit, unsern verehrten Lesern hervorragende Schönheiten aus der wunderbaren Familie der Orchideen, namentlich der in den Tropenländern als Schmarotzer auf Bäumen lebenden Formen vorzuführen, allein wie die Natur unerschöpflich in ihren Gebilden ist, so ist es auch der Reiz, immer wieder darauf zurückzukommen, so oft eine neue Varietät auftaucht. Als eine solche erscheint die auf beiliegender Tafel abgebildete Schönheit, welche in den Wäldern von La Guayra aufgefunden wurde und sich durch Größe und Schönheit vor der Stammart „Cattleya Mossiae" auszeichnet. Sie wurde zu Ehren Galeotti's mit dem Beinamen „Galeottiana" belegt. Eine nähere Beschreibung wird durch die gelungene Abbildung überflüssig.

Solche Pflanzenschönheiten erscheinen manchem Liebhaber als unerreichbare Sterne, namentlich weil man früher stets der Meinung war, derartige Pflanzen verlangen ein besonderes Gewächshaus mit sehr hoher Temperatur; das ist aber keineswegs der Fall, denn die Erfahrung hat gezeigt, daß manche Arten nicht nur eine sehr mäßige Temperatur ertragen, sondern sogar verlangen, wenn sie gesund bleiben und üppig blühen sollen. Gerade diese Varietät gehört zu solchen, und sie verlangt während der Vegetationszeit nur 16—20 Grad Wärme und ziemlich viel Wasser, in der Ruhezeit aber nur 10 bis 12 Grad und beinahe vollständige Trockenheit, um ihre neugebildeten Scheinknollen ausreifen zu lassen, an deren Basis die Blumenkeime sich bilden, die bei neubeginnender Vegetation üppig hervorsprossen.

Versuche haben bewiesen, daß mehrere Gattungen der schmarotzenden Orchideen, z. B. die Stanhopeen und gerade auch die Cattleyen, in gewöhnlichen Gewächshäusern kultivirt und zur Blüthe gebracht werden können, wenn man ihnen während der Vegetationsperiode das in gewöhnlichen Gewächshäusern fehlende, zu ihrem Gedeihen aber so nothwendige Element, feuchte Luft, durch öfteres Ueberspritzen mit lauwarmem Wasser zu ersetzen sucht. Eifrige Privatliebhaber haben sogar kleine Sammlungen in Wohnzimmern in Glaskästen mit größtem Erfolge kultivirt, weil ihnen in diesen durch Aufstellen von flachen Gefäßen mit Wasser, das hier verdunstet, die feuchte Atmosphäre leichter beschaffen werden kann, als in dem ganzen Raume eines Zimmers. Werden den mancherlei Palmen und andern Blattpflanzen, welche die Zimmerluft so gut ertragen, die feenhaften Blüthen der Orchideen beigefügt, so kann einem günstig gelegenen Boudoir ein wirklich paradiesisches Ansehen gegeben werden.

Dr. W. Neubert.

Die Eingebornen von Van-Diemensland.

Die Insel Van-Diemensland, im Süden von Australien (Neu-Holland) und von Tasman, der sie im Jahre 1642 zuerst besucht, für einen Theil desselben gehalten, ein reiches, fruchtbares Land mit herrlichem Klima, umfaßt einen Flächenraum, der an Größe der Mark Brandenburg gleich kommt, und hat von Norden nach Süden im Mittel einen Durchmesser von 40, von Osten nach Westen von etwa 20 Meilen.

Als die Kolonisation im Jahre 1803 hier begann, hatte die Insel gegen 5000 Einwohner, die mit denen des Festlandes Australien ziemlich übereinstimmten, von den Ansiedlern aber, die Jahre lang einen förmlichen Vertilgungskrieg gegen sie eröffneten, fast ausgerottet wurden, so daß man 1835 kaum noch 210 Seelen zählte, die von der englischen Regierung mit ihrer Einwilligung sämmtlich nach der Flinders-Insel geschafft wurden, um dort civilisirt und unterrichtet, und somit dem völligen Untergange entzogen zu werden. Trotz dieses Versuches war 1842 ihre Zahl auf 54 gesunken. Seitdem wurde die Ansiedelung auf Flinders-Insel aufgegeben und der Rest der armen Van-Diemensländer nach der Sister-Cove am d'Entrecasteaux-Kanal geschafft. 1848 waren im

1869.

Art Anst. v E. Hochdanz, Stuttg.

Univ. Bibl.
München

Ganzen noch 45, und 1857 nur noch 16, und zwar 11 Männer und 5 Frauen, vorhanden; folgende Schilderung ihrer Sitten, Lebensweise und Gebräuche ist mithin wahrscheinlich die Leichenrede auf einen verkommenen Volksstamm, der einst einen der herrlichsten Landstriche bewohnte, die Reichthümer desselben aber nicht zu erschließen wußte.

Die Körperbildung der Van-Diemensländer war nichts weniger als angenehm. Sie hatten breite, plattgedrückte Nasen mit ungeheuren Nasenlöchern, dicke Lippen, einen großen Mund mit tüchtigem Gebiß, und langes Wollenhaar, welches zur Vermehrung der Schönheit mit rothem Ocker und Fett gesalbt wurde. Die Gliedmaßen waren ganz unverhältnißmäßig, zeichneten sich aber durch große Dürrheit aus. Die Weiber schienen im Allgemeinen besser gebildet als die Männer. Die einzige Bedeckung beider Geschlechter bildeten Kängurufelle, die roh zusammengeheftet und als Mantel um die Schultern geworfen wurden. Kleidungsstücke, die man ihnen gab, wurden nie zu dem Zwecke verwendet, für den sie bestimmt waren. — Hartnäckig hielten sie an ihren Gebräuchen, und nur wenige Beispiele sind bekannt, daß ein Eingeborner die Sitten seines Stammes verlassen hätte, sei er auch noch so jung von demselben hinweggenommen worden. Sie scheuten alle Arbeit, doch hatten sie ein außerordentliches Unterscheidungsvermögen, durch das sie in den Stand gesetzt wurden, verlorengegangenes Vieh unglaublich schnell wieder aufzutreiben. Auch die Spuren entflohener Verbrecher fanden sie mit Leichtigkeit auf, und selbst wenn der Flüchtling sich in einen Fluß geworfen hatte und denselben eine Strecke hinabgeschwommen war, um die Verfolger von seiner Spur abzulenken, ließen sie sich nie täuschen. Die verschiedenen Stämme der Eingebornen auf Van-Diemensland hatten keine festen Wohnsitze, sondern schweiften nach freier Lust umher, wobei sie immer von einer Anzahl von Hunden begleitet waren, die sie zur Jagd der Kängurus, Opossums ꝛc. gebrauchten. Sie hatten eine so große Vorliebe für diese Thiere, daß man viele Beispiele kennt, wo die Weiber ein Lieblingshündchen statt eines Kindes säugten. Selten setzten sie ihre Wanderungen des Nachts fort, sondern sammelten sich um ein großes Feuer, wo sie in sitzender Stellung schliefen, indem sie den Kopf zwischen die Kniee steckten. Um ihre Kinder bekümmerten sie sich nur wenig, doch wurden sie bei ihren Wanderungen stets von den Müttern rittlings auf den Schultern getragen. Jagd war ihre Hauptbeschäftigung, um den Fischfang bekümmerten sie sich weniger als ihre Stammverwandten in Neu-Süd-Wales, obwohl die Weiber sehr geschickt im Tauchen waren. Wenn sie an der Küste umherzogen, bildeten Krabben, Hummern und Austern, im Innern des Landes aber Opossums und Kängurus ihre Hauptnahrung. Ihre Kochkunst war äußerst einfach; sie begnügten sich damit, ihre Jagdbeute auf's Feuer zu werfen, um die Haare abzusengen und dann Fleisch, Eingeweide und alles einigermaßen Genießbare mit der größten Gier zu verschlingen. Im Klettern waren sie sehr geschickt und erklimmten die höchsten Gipfel der Bäume mit Leichtigkeit. Ihre Waffen bestanden in Speeren und Schleudern. Die von Teakholz gemachten Speere waren gegen 12 Fuß lang, nicht dicker als ein Finger, am Ende im Feuer gehärtet und scharf zugespitzt. Im Speerwerfen waren sie sehr geschickt, wie manche Kolonisten, die sie mit frevelhafter Grausamkeit herausforderten, zu ihrem Schrecken erfahren mußten. Hatten sie früher, wie es nicht selten geschah, einen weißen Mann getödtet, so stellten sie eine Art festlichen Tanz an, bei dem sie ein furchtbares Geschrei erhoben. Den Leichnam ließen sie aber stets unberührt und beraubten denselben nicht einmal seiner Kleider. Unter sich hatten sie keine Trauer-Ceremonien; Altersschwache oder Kranke ließen sie in hohlen Bäumen oder an Felsabhängen liegen und verschmachten. — Viele von ihnen erlagen einem krebsartigen Ausschlag, der von schlechter Lebensart und Nahrung hergerührt haben soll und von den Kolonialärzten als „Buschkrätze" bezeichnet wurde. Außer der Verdrängung durch die Kolonisten scheint aber die Ausrottung der Kängurus am meisten zur Verringerung der Eingebornen beigetragen zu haben, für die dieses Thier die gleiche Bedeutung hatte, wie der Büffel für die Indianer Nord-Amerika's.

2.

Ernst Rietschel.

(Hiezu Porträt Seite 245.)

Zu Anfang des Jahres 1861 hat ein frühzeitiger Tod dem Wirken und Schaffen eines der größten Künstler Deutschlands ein Ziel gesetzt. Ernst Rietschel, Professor der Bildhauerei an der Akademie der Künste zu Dresden, der berühmte Meister der Lessingstatue, der Schiller-Goethe-Gruppe und des Wormser Luther-Denkmals, starb am 21. Februar 1861, in der Blüthe seines Ruhmes und ohne das letztere Werk, das eines seiner größten und gelungensten zu werden versprach, vollenden zu können. Tief und allgemein, im engeren Vaterlande wie in der ganzen gebildeten Welt, mußte daher die Trauer um den Verlust eines Künstlers sein, von dem man noch so viel Schönes und Großes zu erwarten hatte, und der zugleich so volksthümlich, so gehegt im Herzen seiner Verehrer war, wie Wenige vor und neben ihm.

Rietschels höchster Ruhm und größte Bedeutung ruhen darin, daß er als Vertreter und Vollender einer neuen Richtung in der plastischen Kunst gelten kann und hiedurch eine hohe Stelle in der Kunstgeschichte sich erworben hat. Die Zeit ist noch nicht lange vorüber, wo man in der Plastik, auch da, wo es galt, die Helden des Schwertes und des Geistes monumental darzustellen, die antike Anschauungs- und Darstellungsweise der Griechen und Römer beibehielt und die Männer der Zeit mit Darangabe alles individuell Bedeutsamen und Charakteristischen, aller Lebenswahrheit und Treue in eine künstliche Erhabenheit und verschönernde Verklärung hinaufrückte. Ihre Größe ging meist weit über das gewöhnliche Maß hinaus, ihre Gesichtszüge wurden leuchtender, ihre Haltung gebieterischer, und das Zeitkostüm vertauschte man mit dem Faltenwurf der antiken Toga — mit einem

Worte, sie schauten wie unnahbare Götter oder wenigstens wie griechische Helden und römische Feldherren von ihren hohen Postamenten fremd auf ihre Zeitgenossen herab. Doch diese Anschauungsweise, die im Charakter der griechischen Kunst begründet und vom griechischen Standpunkte aus, wo man die höchste Menschlichkeit in den Götterphysiognomien verehrte, wo das Element der Schönheit und Harmonie über das Besondere und Charakteristische herrschte, gewissermaßen eine Nothwendigkeit war, ist für uns eine durchaus unwahre geworden und konnte sich vor den christlichen Begriffen, welche die höchste Menschlichkeit ganz wo anders suchen, vor dem germanischen Triebe, welcher nach Sonderung und scharfer Auffassung des Einzelnen drängt, nicht länger mehr halten. Auch fehlte es dieser Auffassungsweise überhaupt an innerer Wahrheit. Denn die Wirklichkeit verlangt auch in der Kunst ihr Recht und läßt sich nicht ungestraft verleugnen. Man erkannte daher, daß die lebensgetreue Darstellung unserer Helden und geistigen Größen gegenwärtig die einzig richtige und begründete sei, und begann sich von den Fesseln der manierirten antiken Darstellungsweise zu befreien und das Leben in seiner schlichten, unverfälschten Gestalt und nach seiner individuellen eigenartigen Erscheinung wiederzugeben, ohne jedoch das, was man von den Griechen gelernt hatte, den Sinn für ideale Schönheit bei Seite zu setzen; es galt vielmehr die ideale Auffassung, welche dem geschaffenen Werke erst den Stempel der Kunst verleiht, mit der ganzen Wahrheit der irdischen Erscheinung zu verschmelzen. Gottfried Schadow in Berlin (1764 daselbst geboren) war der Bahnbrecher dieser gesunden neuen Richtung, welcher die monumentale Plastik unserer Zeit ihre vollendetsten Werke verdanken sollte. Mit keckem Muth versuchte er es zuerst, seine Helden des siebenjährigen Krieges so wiederzugeben, wie sie leibten und lebten, in ihrer wirklichen Tracht und bis in's Einzelne der äußeren Erscheinung. Auch ein anderer Meister der Berliner Schule, der berühmte Rauch, indem er von der antiken Auffassung immer mehr zur Naturwahrheit und Porträttreue überging, bewegte sich in der neuen Richtung vorwärts. Aber was bei Schadow nur ein gewagter Versuch, eine einzelnstehende Neuerung und bei Rauch noch nicht zur Durchbildung und Vollendung gediehen war, indem er bei seinen monumentalen Standbildern sich von der idealen Gewandung noch nicht lossagen konnte und z. B. seinen Friedrich den Großen noch mit dem antiken Mantel drapirte — das hat Rietschel bis zur letzten Konsequenz durchgeführt. Er ist es, der seine Stimme am kräftigsten und unbeirrtesten für das neue Evangelium erhob und insofern einen neuen Schritt vorwärts that, als er auch die Heroen des Geistes nach ihrem vollen leibhaftigen Dasein uns wiedergeboren hat. Sein Lessing, sein Goethe und Schiller sind aus der Verhüllung der antiken Gewandung hervorgetreten und tragen den Rock, die Schnallenschuhe und die Perücke ihrer Zeit, und doch leuchtet aus dieser Hülle ihr genialer Geist und ihre schöpferische Größe hervor. — Rietschels Name knüpft sich vorzugsweise an seine großen Monumentalstatuen, in denen er das verewigt hat, womit die Nation das Gedächtniß des Höchsten und Besten verbindet, und so ist er ihr Liebling geworden. —

Rietschel ging wie viele Genie's aus dürftigen und ungünstigen Verhältnissen hervor. Sein Vater war ein armer Beutler und zugleich Küster in Pulsnitz, einem Städtchen in der sächsischen Lausitz, wo unser Künstler am 15. Februar 1804 das Licht der Welt erblickte. Schon im zartesten Knabenalter bekundete er lebhafte Lust am Zeichnen und illustrirte oder kolorirte auf Bestellung Geburtstags- und Neujahrswünsche. Doch die Dürftigkeit seiner Familie eröffnete ihm keine Aussicht auf eine künstlerische Laufbahn, und so wurde er, aus der Schule entlassen, bei einem kleinen Kaufmann in die Lehre gegeben. Da ihm dieser aber nach kurzer Zeit alles geschäftliche Talent absprach, so suchte man es doch möglich zu machen, ihn auf die Kunstakademie in Dresden zu bringen, was in Folge der Bemühungen eines besonderen Gönners auch gelang. Im Jahre 1820 trat der sechszehnjährige Jüngling hier als Zögling ein, hatte aber viel mit Sorgen zu kämpfen. Doch bei seiner Begabung durchflog er schnell die unteren Klassen und galt als einer der fähigsten Schüler, dessen Arbeiten die günstigsten Hoffnungen erweckten. Dies bestimmte den Grafen Einsiedel, welcher für seine Eisengießerei zu Lauchhammer einen geschickten Modelleur suchte, ihn als solchen im Atelier des Bildhauers Pettrich in Dresden ausbilden zu lassen. Dieser konnte ihm jedoch wenig lehren, und der junge Künstler mußte hier seine Anlagen selbstständig entwickeln und Auge und Hand nach eigenen Gedanken üben. Was Rietschel geworden, ist größtentheils sein eigenes Werk. Schon im Jahre 1826 modellirte er auf eigene Hand eine in Lauchhammer in Eisenguß ausgeführte, 8 Fuß hohe Neptunsstatue, welche den Marktbrunnen in Nordhausen zu zieren bestimmt war. Diese wohl ausgeführte Arbeit verschaffte ihm die Gunst des Ministers Einsiedel, von welchem unterstützt er noch in demselben Jahre bei Rauch in Berlin in die Lehre trat. Rauch war der Entwicklung des so viele Begabung verrathenden Schülers auf alle Weise förderlich, und von seinem Umgange empfing der junge Rietschel die durchgreifendste Einwirkung. Sein Verhältniß zu diesem Meister wurde ein beglücktes und vertrauensvolles und gestaltete sich in späteren Jahren zur innigsten Freundschaft. Schon nach zwei Jahren befand sich Rietschel unter denjenigen, welche sich um das große akademische Stipendium zu einer Kunstreise nach Italien bewarben. Die Aufgabe bestand darin, in einem Relief den Abschied des Ulysses von der Penelope darzustellen. Rietschels Arbeit wurde für die preiswürdigste erkannt. Da er aber als Ausländer den Preis nicht erhalten konnte, so bewilligte ihm auf Empfehlung des Berliner Senats und Rauchs die sächsische Regierung ihrerseits die zu seiner Ausbildung in Italien nöthige Summe von 400 Thalern. Rietschel blieb inzwischen noch eine Zeit lang bei Rauch und begleitete ihn nach München, um an dem Monumente für König Maximilian Joseph und bei der Ausschmückung des Giebelfeldes der dortigen Glyptothek seinem Meister thätige Hülfe zu leisten. Das Modell des Vasenmalers im genannten Giebelfelde ist von Rietschel. Auch war er mit Rauch bei Goethe, um dessen Büste zu fertigen, und er erzählte gerne davon, wie er den großen Dichterfürsten mit eigenen Augen geschaut habe. „Als mich Goethe zuerst ansah," äußerte er gegen

Berthold Auerbach, „da war's, als ob dessen ganzes Gesicht lauter Augen wäre, solch ein Auge sieht man nicht mehr auf der Welt." — Die italienische Reise trat Rietschel erst im August 1830 an, wurde aber schon im folgenden Jahre nach Berlin in die Werkstatt seines Meisters zurückberufen, um nach dem Ergebniß eingereichter Skizzen das für den Dresdener Zwinger bestimmte große Monument für den verstorbenen König Friedrich August von Sachsen auszuführen. Dem Berliner Aufenthalte gehören übrigens nur die Vorarbeiten zu diesem Denkmale an, Rietschel vollendete es in Dresden, wohin er 1832 als Professor der Bildhauerei an der dortigen Kunstakademie berufen worden war und selbst als Meister an der Spitze einer tüchtigen und rührigen Schule stand. Aus Liebe zum Heimathlande ist er dieser Stadt von da ab bis zu seinem Tode getreu geblieben, selbst ein glänzender Ruf als Direktor der Akademie in Berlin, der im Jahre 1860 vom Minister von Bethmann-Hollweg an ihn erging, konnte ihn nicht verlocken. —

Sein späteres Leben war, wenn ihn nicht ein vorhandenes Brustleiden an der Arbeit hinderte, ein unablässiges Schaffen. Fast jedes Jahr hat neue Schöpfungen oder wenigstens neue Ideen und Entwürfe aufzuweisen. Leider wurden die trefflichen Arbeiten des Künstlers, da sich schon vor längeren Jahren die ersten bedenklichen Anzeichen der Schwindsucht einstellten, die ihn so frühzeitig dahinraffte, durch jährlich wiederholte Badereisen und sechs Jahre vor seinem Tode durch einen längeren Aufenthalt in Palermo zur Kräftigung seiner Gesundheit unterbrochen. Auch suchten ihn anderseitig schwere Schicksalsschläge heim. Dreimal mußte ein Künstler von so feiner und zarter Empfindung am Grabe der Lebensgefährtin stehen. —

In seinem Künstlerberufe war er gewissenhaft und treu, und wiewohl er aus der Fülle seines schöpferischen Geistes frei und leicht hervorzubringen vermochte, so konnte er sich doch in Ausbesserung und Vollendung des Geschaffenen nie genug thun. Die Kunst war ihm ein heiliger Lebensberuf und eine heilig-ernste Liebe für dieselbe durchwehte seine ganze Persönlichkeit.

Rietschel war auch ein edler, liebenswürdiger Mensch. Etwas wortkarg und zurückhaltend, aber sonst freundlich, erfreute er Alle, die ihm persönlich nahe standen, im engeren Verkehre durch sein mildes, liebenswürdiges Wesen. Eine tiefe christliche Religiosität, ein edles, reines Herz bildeten den Grundzug seines Wesens. In kirchlichen und politischen Dingen war er streng konservativ. Für alles Naturgesunde, für alle markigen Erscheinungen in der Poesie hatte er einen feinen Blick. Seine Persönlichkeit zeigte in den letzten Jahren die Spuren einer schwächlichen, den aufreibenden Anstrengungen erlegenen Konstitution.

In seinen Kunstschöpfungen zeigt sich Rietschel als einen Schüler und Geistesverwandten Rauchs. Die Ruhe und Würde, das Gehaltene und Leidenschaftslose spricht sich in den Statuen des Einen wie des Andern aus. Gleich jenen seines Lehrers tragen Rietschels Werke das Gepräge ewiger Jugend und Schönheit und damit das Siegel unvergänglicher Gültigkeit. Waren seine ersten Gestalten auch träumerisch und in sich versunken, so hat er sich doch zu einem kräftigeren Style emporgehoben, weit entfernt von aller empfindelnden Schwächlichkeit wie unplastischen Weichheit. Sein Genius war in einer immer glänzenderen Entfaltung begriffen und das Interesse der Nation an dem ausgezeichneten Künstler war in fortwährendem Wachsen. Bei der inneren Empfängniß seiner Ideen und Entwürfe erschien er wie ein Seher. Eine schöne, innige Verklärung des Gemüths kam in diesen weihevollen Stunden über ihn, und die Augen schließend empfing er seine Gestalten gleichsam wie aus einer göttlichen Eingebung.

Der Kreis seiner Thätigkeit schloß sich aber nicht etwa mit Gegenständen der monumentalen Plastik ab, sondern der äußerst fruchtbare Künstler hat auch hervorragende Werke der idealen oder freigestaltenden Plastik und vortreffliche lebenswahre Porträtstatuen geschaffen.

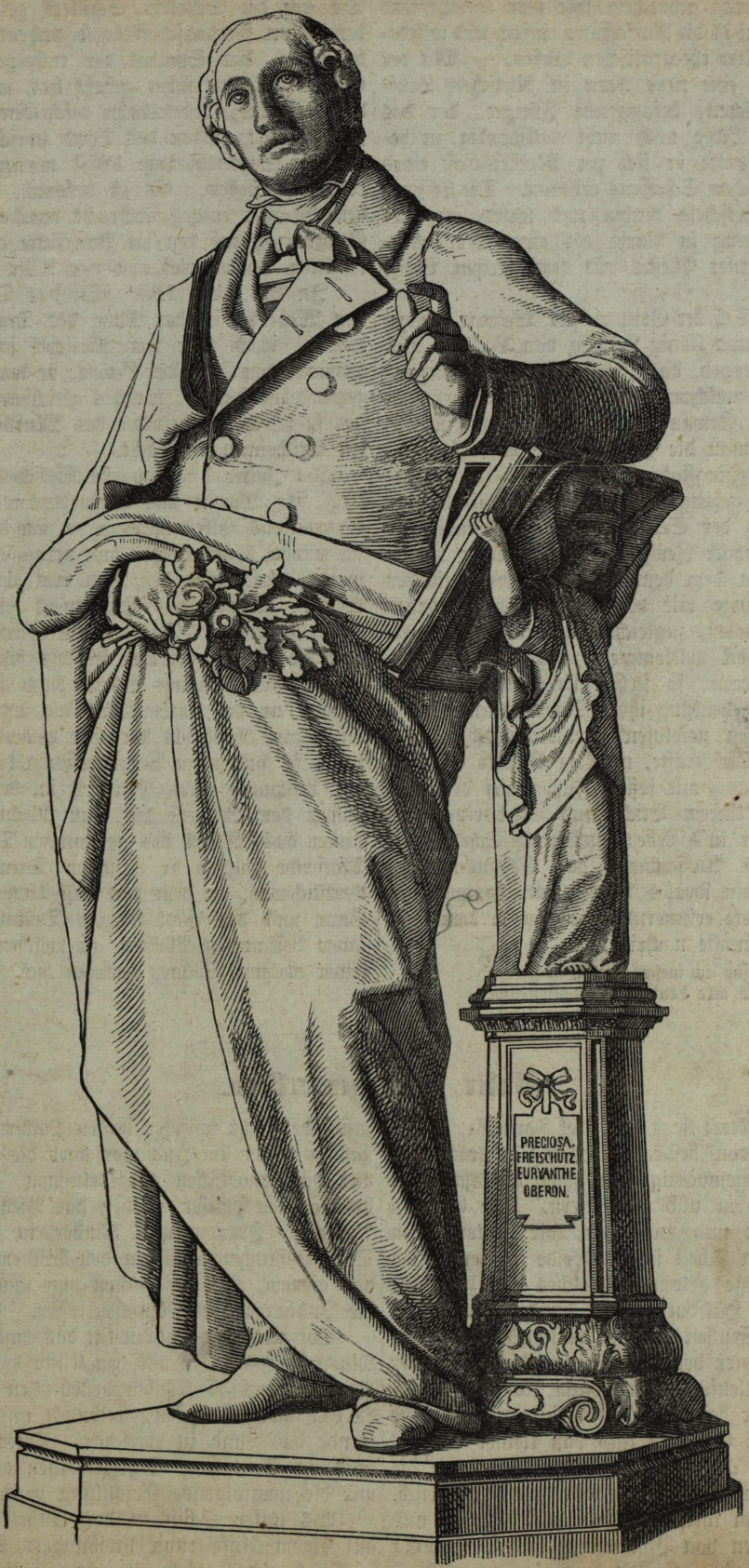
In der Idealplastik sind seine Werke theils von antikisirender, theils von christlich-mittelalterlicher Form. Zur ersteren Art gehören die zwölf umfangreichen Reliefs für die Universitäts-Aula in Leipzig (1835—38), welche die bedeutendsten Ereignisse und Zeitalter der menschlichen Kulturgeschichte in fortschreitendem Zusammenhange darstellen. Sie sind durchgebildet und gehaltvoll und von wahrhaft ergreifender Schönheit. In jedem einzelnen Zeitabschnitte drückt sich im Style der Charakter der jedesmaligen Epoche aus, und trotzdem ist die Einheit des Ganzen gewahrt. Die Gruppen auf den Giebelfeldern des neuen Dresdener Hoftheaters, 1839—40 in Gemeinschaft mit seinem Schüler Hähnel ausgeführt, besitzen zwar nicht die architektonische Strenge der Alten, auch sind sie etwas überladen, doch sind die einzelnen Gestalten untadelhaft. Ferner wollen wir hier noch erwähnen die Modelle für das Giebelfeld des neuen Opernhauses in Berlin (1844—45), die herrlichen Reliefdarstellungen der vier Tageszeiten (1850), zwei Reliefs von Amor auf dem Panther (1852), die Medaillons und Zwickelfiguren, welche er als trefflichen Schmuck dem neuen Dresdener Museum gegeben hat (1851—54), und die kolossale Quadriga für das herzogliche Schloß in Braunschweig mit der klassisch-idealen Gestalt der Brunonia, einem Produkte der reifsten Meisterschaft (1859).

Die Werke des christlich-religiösen Anschauungskreises, welche seinem frommen Sinne am nächsten lagen, bekunden eine warme und innige Auffassung, eine Schilderung der Seelenzustände, wie sie die Plastik nicht leicht aufzuweisen hat, und sind in der Form von individueller Charakteristik und ächt deutsch. — Das Vorbild Peter Vischers scheint in dieser Beziehung tief auf ihn eingewirkt zu haben. Welche Wärme und Innigkeit spricht sich in den Gesichtern der Engel aus, die in dem Relief des Christengels (1845) das Christuskind vom Himmel der Welt entgegentragen! Welche Frömmigkeit und tiefinnerste Empfindung durchdringt das Ganze, und in welchem erhabenen und großartigen Style sind die Formen der Körper und Gewänder angelegt! Das vollendetste Werk dieser Gattung aber ist die von König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen für die Friedenskirche in Potsdam bestellte und 1848 in Marmor ausgeführte Gruppe: Maria am Leichnam Christi knieend, welche dasselbe Werk Michel Angelo's noch weit

Goethe- und Schiller-Denkmal in Weimar.

übertrifft. Wie ergreifend und zugleich erhebend ist hier die Tiefe und Gewalt des Grames auf das Antlitz der schmerzensreichen, vor dem edelsten Sohne knieenden Mutter geprägt! Dem entspricht auch vollkommen die strenge, beinahe herbe Linienführung und Anordnung. Eine unendliche Wahrheit und Tiefe liegt in diesem Vorgange, der sich gleich weit entfernt hält von allem effektvollen Pathos wie von weichlicher Sentimentalität und in seiner ewig-menschlichen Bedeutung aufgefaßt ist. Gyps-Abgüsse davon finden sich in den Museen zu Dresden und Leipzig.

An einer Menge ausgezeichneter Porträts, so an den Medaillon-Reliefs Berthold Auerbachs, Emil Devrients, Moritz Schwinds, an denen Rauchs, Felix Mendelssohns u. A. hat der Künstler bewiesen, wie trefflich er das charakteristisch-individuelle Leben zur Darstellung zu bringen vermochte. Hierher können wir auch die ornamentalen Porträtstatuen rechnen, welche Rietschel für die Nischen des Dresdener Theaters und für die Attika des neuen Museums daselbst ausführte, die Statuen Goethes, Schillers, Glucks und Mozarts (1841—43) und die von Phidias, Perikles, Dürer, Giotto, Holbein und Goethe (1852 — 54). Erstere sind in der Form noch zu starr und gezwungen und stehen hinter dem weimar'schen Jubeldenkmale weit zurück; letztere dagegen zeigen die höchste Schönheit und Vollendung.



Weber-Denkmal in Dresden.

Wie schon erwähnt, wurde der Ruhm und die kulturgeschichtliche Bedeutung Rietschels durch seine Monumentalstatuen begründet. In seinem Erstlingswerke dieser Art, der auf den Promenaden Leipzigs stehenden Statue des Agronomen Albrecht Thaer hatte er die Meisterschaft noch nicht erreicht. Eine stille Beschaulichkeit war für Thaers praktische Natur wenig geeignet; auch hatte der Künstler hier die antike Manteldrapirung noch festgehalten. — Erst in der 9 Fuß hohen Statue Lessings für Braunschweig (1839) hat er seinen Beruf bewiesen, die großen Männer unseres Geisteslebens nach ihrer wirklichen Erscheinung und geschichtlichen Bedeutung dem Volke in Erz und Marmor wieder zu schaffen. Das Zeitkostüm ist hier ohne Umschweif wiedergegeben, die volle Einheit von geschichtlicher wie individueller Wahrheit und idealer Verklärung vollzogen. Ganz wie er im Leben war, steht der kühn reformatorische Geistesheld, der die Bahn

einer neuen Entwicklung gebrochen, wie zum Kampf und Angriff bereit. Dabei ist die Auffassung einfach und würdevoll und frei von allem theatralischen Wesen. — Mit der Lessingstatue begann eine neue Aera in Rietschels Laufbahn. Vom ängstlichen, befangenen Jünger, der das Material durch die Idee noch nicht vollständig zu bezwingen vermochte, hatte er sich zur Meisterschaft eines freien, ächt künstlerischen Schaffens erhoben. Die Lessingstatue begründete Rietschels Ruhm und wurde auf der großen Kunstausstellung in Paris als eines der bedeutendsten Werke moderner Plastik mit dem großen Preise gekrönt.

Als die Goethe-Schiller-Gruppe für Weimar ausgeführt werden sollte und König Ludwig von Bayern, welcher das Erz dazu hergab, das Zeitkostüm als Bedingung stellte, Rauch aber, welchem die Ausführung übertragen war, auf die antike Gewandung nicht verzichten wollte, wem anders konnte man die schwere Aufgabe stellen, als dem Schöpfer der Lessingstatue? Wie Rietschel die Lösung dieser Aufgabe gelang, davon gab der Beifallsjubel und die Begeisterung der Septembertage in Weimar im Jahr 1857 das lauteste Zeugniß. Der Meister hat es vortrefflich verstanden, dem deutschen Volke die Gestalten seiner edelsten Lieblinge mit vollendeter Lebenswahrheit vor die Augen zu stellen, zugleich aber auch den Schönheitsgesetzen der Plastik vollkommen zu genügen. Ganz wie sie im Leben waren, so stehen sie wieder vor uns, zugleich die geistige Bedeutung ihres Strebens und Schaffens und ihren hohen neidlosen Freundschaftsbund vor die Seele rufend. Die straffe, markige Gestalt Goethe's steht in sicherer Haltung mit festen Füßen auf dem Boden, mit ruhigem, klarem Blicke und durchdringendem Verständniß schaut er in's Leben, während Schiller, die Erde vergessend, im Aufschwung der Gedanken halb schwebenden Fußes sein ideales Antlitz zum Himmel emporhebt, an die Worte erinnernd, die Goethe dem früh dahingeschiedenen Freunde nachrief:

„Und hinter ihm im wesenlosen Scheine
Liegt, was uns alle bändigt, das Gemeine."

Die auf die Schulter Schillers gelegte Hand Goethe's, den hohen Freundschaftsbund andeutend, sowie der Lorbeerkranz, das Symbol der ruhmgekrönten Poesie, den Goethe fest und sicher gefaßt hat, während ihn Schiller, dem eine kurze Lebensbahn beschieden war, nur leise streifend berührt, bilden das Band zwischen beiden Gestalten.

Die Septembertage 1857 waren der Glanzpunkt in Rietschels Leben. Es ist bekannt, welch endloses Hoch dem Meister entgegengebracht wurde, und wie ihn der Großherzog auf den im Angesichte des Denkmals aufgerichteten Balkon rief und vor Aller Augen umarmte.

In das Jahr 1858 fällt das Denkmal Carl Maria von Webers, in der Nähe des Dresdener Theaters errichtet. Auch hier hat Rietschel in dem weichen und harmonischen Fluß der Linien, in dem milden, nach Oben gewendeten Haupte, welches gleichsam den Tönen lauscht, den spezifischen Charakter des Musikers fein und treffend zur Erscheinung gebracht.

Im Jahre 1859 wurde Rietschel der ehrenvolle Auftrag, für Worms das Lutherdenkmal auszuführen. Mit Wärme und Eifer unterzog er sich der schönen Aufgabe, die seinem künstlerischen wie religiösen Sinne gleich verwandt war, aber der Tod trat der Vollendung dieses Werkes, welches das Hauptwerk seines Lebens werden sollte, entgegen. Doch ist die Hauptstatue Luthers und auch die Postamentstatue Wiclefs fertig geworden. Noch an der Grenze seines Lebens legte Rietschel im Krankenzimmer an die Lutherstatue die letzte Hand. Und wie am Sarge Raphaels die eben vollendete Transfiguration stand, so hatten am Begräbnißtage die trauernden Schüler den Leichnam ihres Meisters in der Werkstatt zu den Füßen der Lutherstatue, zur Rechten Wiclef und zur Linken das Modell des gesammten Denkmals, ausgestellt. Tausende folgten in stummer Trauer dem Sarge des Verblichenen, an dem das projektirte Arndt-Denkmal für Bonn und das Carl August-Denkmal für Weimar den ihnen bestimmten Meister, an welchem Deutschland einen seiner edelsten Söhne, verloren hat.

Unter Menschenfressern.

Im chinesischen Meere liegt die Insel Formosa, welche einen Flächeninhalt von beiläufig 1200 Quadratmeilen enthält. Sie ist gegenwärtig von zwei Volksstämmen bewohnt, von Chinesen und Indianern. Die Ersteren haben den nördlichen und westlichen, die Letzteren den südlichen und östlichen Theil inne. Beide Völkerschaften sind durch ein Gebirge getrennt, welches die Insel der Länge nach in zwei Hälften scheidet, und beide Theile sind in ihrer Beschaffenheit eben so verschieden von einander wie die Bewohner derselben, indem das Land der Chinesen niedrig, wellenförmig und zum Ackerbau geeignet, das der Indianer bergig und mit einiger Ausnahme unfruchtbar ist. Die Chinesen sind von kleiner Statur, furchtsam und den Künsten des Friedens ergeben, die Indianer von starkem Körperbau, wild und kriegerisch. Die Ersteren leben von ihren Heerden, von Ackerbau und Gewerben, die Letzteren von Plünderung und Beraubung ihrer friedlichen Nachbarn. Ein immerwährender Kriegszustand besteht zwischen beiden Völkern. In starken Heerhaufen gehen die Indianer über die Berge, stürzen sich auf die chinesischen Ansiedelungen, plündern und verbrennen die Häuser, treiben das Vieh weg und schleppen Männer, Frauen und Kinder in die Gefangenschaft. Diese Gefangenen müssen den Wilden entweder als Sklaven dienen, oder sie werden von ihnen aufgezehrt, denn die Indianer sind Menschenfresser.

Vor mehreren Jahren litt das englische Schiff „Walter Musgrave" an der östlichen Küste der Insel Schiffbruch. Von der aus 37 Köpfen bestehenden Bemannung gelang es nur vier Matrosen, halbnackt und im elendesten Zustande das Land zu erreichen. Unter ihnen befand sich auch ein Deutscher, Georg Köthen aus Schleswig, dem wir die nachfolgende Erzählung verdanken:

Als unser Schiff in der Nähe der Insel Formosa auf einem Riffe etwa dreihundert Schritte vom Lande in Stücke ging, glückte es mir, einen Balken zu erfassen,

an dem ich mich mit der Verzweiflung eines Ertrinkenden festklammerte. Drei andere von der Mannschaft ergriffen denselben Balken. Einige Minuten wurden wir mit rasender Schnelligkeit herumgewirbelt, dann erfaßte uns eine ungeheure Woge und warf uns auf einen Felsenvorsprung, der etwas über der brausenden und schäumenden Brandung emporragte. Obschon wir vor Erschöpfung halb todt und an allen Gliedern zerschlagen waren, so gelang es uns doch, mit Anspannung aller unserer Kräfte einen etwas höheren Standpunkt zu erreichen und so aus einer Lage zu kommen, in der wir jeden Augenblick wieder in das Meer zurückgespült werden konnten.

Dies trug sich ungefähr um die Mittagsstunde zu, während der Sturmwind heulte und der Regen in Strömen niedergoß. Wir hatten zwar keinen weiten Ausblick auf die stürmische See, konnten aber doch den Platz wahrnehmen, wo unser Schiff gescheitert war. Von der ganzen Mannschaft waren wir die einzigen Ueberlebenden, und als wir auf die drohenden Klippen über uns und auf die schreckliche Zerstörung zu unsern Füßen hinblickten, den wilden Tönen des Sturms lauschten und unsere fast hoffnungslose Lage auf einer Insel, welche von Menschenfressern bewohnt sein sollte, in Erwägung zogen, so kamen wir beinahe in Versuchung, diejenigen zu beneiden, welche bereits ihren letzten Schlaf schliefen. Ihre irdischen Schicksale waren wenigstens vorüber, während uns die Zukunft vielleicht Schrecken und Leiden aufgespart hatte, gegen die der Tod eine Wohlthat sein würde. Aber die Liebe zum Leben erhielt uns mitten in unserm Elende aufrecht, und Gott für unsere Erhaltung dankend begannen wir an den steilen Klippen emporzuklimmen. Dies ging aber bei unserm elenden Zustande nur sehr langsam von statten und fast jeder unserer Schritte war von Seufzern und Stöhnen begleitet. Endlich erreichten wir die Spitze. Vor uns lag ein dichter Wald. Wir hielten einige Minuten an, um auszuruhen, und dann setzten wir unsern Weg fort. Als wir uns etwa eine halbe Stunde durch das dichte Untergebüsch hindurchgearbeitet hatten, sahen wir zu unserm Erstaunen plötzlich ein kleines nettes Dörfchen vor uns liegen. Dasselbe stand auf einem benachbarten Hügel, an dessen Fuße ein plätschernder Bach vorüberfloß. Wir glaubten auch Gärten, Obstbäume und Rasenplätze unterscheiden zu können. Weiter ab ließen sich dann Weideplätze und Getreidefelder wahrnehmen. Ueberhaupt zeigte das Ganze einen Anstrich von Kultur, wie wir ihn hier nicht erwartet hatten. Dies konnte unmöglich die Wohnstätte von Menschenfressern sein. Wir jauchzten vor Freude, daß uns die Vorsehung zu einem Volke geführt, das uns die Rechte der Gastfreundschaft nicht versagen würde. Gott, wie wenig Ahnung hatten wir damals von dem, was uns bevorstand.

Als wir uns wieder mit erleichtertem Herzen und freudigem Muthe in Bewegung setzen wollten, trat in unserer Mitte ein trauriges Ereigniß ein. Einer unsrer Gefährten, welcher eine ganz besondere Freude über den Anblick des Dorfes an den Tag gelegt hatte, stand plötzlich still, setzte sich nieder und drückte die Hand auf die Brust, indem er sich über ein Erstickungsgefühl beklagte. Fast in demselben Augenblicke fiel er auf den Rücken zurück, und als wir ihn näher untersuchten, fanden wir zu unserm Schrecken, daß er todt war. Der Mann hatte seit längerer Zeit an einem Herzleiden gelitten. Die erduldeten Anstrengungen und die Aufregung hatten ihm den Rest gegeben. Da uns alle Mittel fehlten, ihn zu begraben, so legten wir seinen Körper auf einem vorspringenden Felsen nieder, nahmen die wenigen Kleinigkeiten, die sich in seinen Taschen befanden, zu uns und setzten in gedrückter Stimmung unsern Weg nach dem Dorfe fort, wo wir den nöthigen Beistand zu erhalten hofften, um ihm den letzten Dienst erweisen zu können. Wir nannten ihn damals einen armen Burschen, während uns später sein Schicksal im höchsten Grade beneidenswerth erschien.

Als wir uns dem Dorfe näherten, stießen wir auf einige chinesische Arbeiter, welche während des Sturms auf freiem Felde thätig waren. Bei unserm Anblick stießen sie ein Schreckensgeschrei aus und ergriffen die Flucht. Wenige Augenblicke darauf war das ganze Dorf in wildester Bewegung, der Ton von Hörnern und Tom-Toms ließ sich vernehmen, und Männer, Weiber und Kinder rannten in der größten Verwirrung umher. Wir hielten an, um die Aufregung vorübergehen zu lassen, und bald darauf rückte ein Haufen von zwanzig bis dreißig riesigen Kriegern vorsichtig gegen uns heran. Sie waren mit Bogen, Pfeilen, Speeren, Messern und zum Theil auch mit chinesischen Luntenflinten bewaffnet. Als sie langsam gegen uns herankamen, hielten wir ihnen unsere offenen Hände entgegen und betrachteten sie mit bangem Herzen, denn wir sahen, daß sie die gefürchteten rothen Männer seien, über die wir so schreckliche Berichte gehört.

Ihr Aeußeres war nicht gerade abstoßend zu nennen, indem sie eine hohe schlanke Gestalt besaßen, der es nicht an Ebenmaß fehlte. Ihre Haut hatte eine helle Kupferfarbe und ihr schwarzes Haar fiel in langen dichten Massen auf Nacken und Schultern nieder. Der Ausdruck ihres Gesichts wollte mir dagegen keineswegs gefallen, da sich Wildheit und Sinnlichkeit darin abspiegelten. Ihre Augen waren schwarz und schlangenartig, ihre Stirn schmal, ihre Backenknochen hoch und scharf, ihre Nase groß und gebogen, ihr Mund und ihre Kinnlade breit und sehr stark entwickelt. Um den Kopf trugen sie eine Art Turban und um den Leib einen Streifen Baumwollenzeug. Diese Gegenstände bildeten ihre einzige Bekleidung. Als Zierde hatten sie große, weit herabhängende Ringe in den Ohren.

Sobald sie sich davon überzeugt hatten, daß wir nicht bewaffnet und feindselig gesinnt seien, traten sie uns kühn entgegen, und Einer, welcher eine Art Führer oder Häuptling zu sein schien und durch ein rothes Tuch um die Lenden ausgezeichnet war, fragte uns durch Zeichen, woher wir kämen. Ich antwortete ihm so gut ich konnte, und als ich ihm zu verstehen gab, daß wir Schiffbruch gelitten, war er hoch erfreut und ließ uns eiligst nach dem Dorfe führen, wo wir von den Weibern und Kindern einer genauen und sehr lästigen Besichtigung unterworfen und dann in einem kleinen steinernen Hause, das nur ein Gemach und außer der Thüre keine Oeffnung hatte, eingeschlossen wurden.

Hier blieben wir, eine Beute der verschiedenartigsten

Vermuthungen, bis zum Eintritt der Dunkelheit, wo der Häuptling und mehrere Krieger mit einer Fackel hereinkamen und uns einige Dinge zeigten, welche den Beweis lieferten, daß sie die Trümmer unseres Schiffs aufgefunden hatten. Dann zogen sie uns die Kleider aus und befühlten unsere Glieder, gerade wie die Metzger die Thiere untersuchen, welche sie schlachten wollen. Da wir uns erinnerten, daß wir uns unter Menschenfressern befanden, so zitterten wir vor Schrecken am ganzen Körper und bedauerten nur, daß wir nicht mit dem Schiffe zu Grunde gegangen waren. Meine beiden Begleiter waren größer und kräftiger als ich, und einer davon that sich selbst durch seine Wohlbeleibtheit hervor. An ihm schienen die Wilden ein besonderes Wohlgefallen zu haben. Sie kniffen und patschten ihn und nickten einander mit zufriedenem Lächeln zu, während der arme Bursche mit bleichen Lippen und hervorgequollenen Augen wie ein leibhaftes Bild des Schreckens aussah. Auch mein anderer Gefährte fand Gnade vor ihren Augen. Mir schenkten sie dagegen nur wenig Beachtung, und zum ersten Mal in meinem Leben dankte ich Gott dafür, daß ich klein, mager und knochig war.

Nach dieser Untersuchung entfernten sie sich und nahmen alle unsere Kleider mit. Später brachten sie uns eine große Schüssel voll gekochten Reis und ein Gefäß mit Wasser. Wir fühlten jedoch nur sehr wenig Appetit, und unser unruhiger Schlaf auf dem kalten nackten Boden war von fieberhaften Träumen unterbrochen.

Um Mitternacht ließ der Sturm nach und der Morgen war heiter. Bei Tagesanbruch kamen sechs Wilde mit Seilen in unser Gefängniß und banden uns die Hände auf den Rücken. Sie führten uns dann hinaus auf einen freien Platz in der Mitte des Ortes, wo die meisten Einwohner versammelt waren. Fast jeder Indianer, sowohl männlichen als weiblichen Geschlechts, hatte einen chinesischen Sklaven bei sich. In der Mitte dieses Platzes befand sich eine kreisförmige steinerne Mauer von 5 Fuß Höhe und 60 Fuß Umfang, deren Inneres mit Reisig und Scheitholz angefüllt war. Der stärkste meiner Gefährten wurde nun von uns getrennt und mit einem Chinesen, welcher ihm an Größe und Gestalt glich, mit starken Riemen Rücken an Rücken sehr fest zusammengebunden, worauf man sie unter dem Freudengeschrei der Wilden über die kreisförmige Umwallung hob und das Holz anzündete. Keine Feder vermöchte das schreckliche Schauspiel, das nunmehr folgte, zu beschreiben. Noch heute tönt das Jammergeschrei, das Stöhnen und Wimmern der armen Opfer, als die Flammen ihr Fleisch versengten und sie buchstäblich bei lebendigem Leibe rösteten, in meinen Ohren. So oft einer von ihnen aus dem innern Flammenkreise zurückzuweichen suchte, zog er den andern tiefer in denselben hinein, und ihre dadurch entstehenden Kämpfe verursachten ihren Peinigern ein solches Vergnügen, daß sie durch Gelächter deren Jammergeschrei fast übertäubten. Als sie zuletzt erschöpft zu Boden fielen, ließ man sie liegen und rösten, bis das Feuer ausgebrannt war. Dann wurden die Körper hervorgeholt und jeder der Anwesenden schnitt sich nach Gefallen Stücke davon ab und verzehrte sie mit Wohlbehagen. Als Alles vorüber war, wurden ich und mein Kamerad mehr todt als lebendig wieder in unser Gefängniß zurückgebracht.

Wir blieben hierauf eine Woche lang eingeschlossen, und dann wurde meine Gefährte hinausgeführt und auf dieselbe Weise wie unser Kamerad geröstet. Ich blieb dann allein zurück, der letzte Ueberlebende von der unglücklichen Schiffsmannschaft. Aus Furcht, dem Schicksale meiner Genossen zu verfallen, wenn ich an Körperfülle zunähme, hatte ich mich fast bis zum Gerippe ausgehungert, als man mir nach Ablauf von zwei Wochen ankündigte, daß ich frei sei, aber eine der Squaws zur Frau nehmen müsse. Das Weib, das man für mich ausgewählt, war zwar alt und häßlich, aber ich nahm sie mit anscheinender Freude an, weil ich die Hoffnung hegte, später Gelegenheit zur Flucht zu erhalten, und so wurde ich ein Mitglied der höllischen Bande.

Mehrere Wochen lang wurde ich genau beobachtet und überwacht. Da ich mich aber stellte, als sei ich mit meinem neuen Leben vollkommen zufrieden, so ließ ihre Wachsamkeit allmälig nach und ich gewann die Gewißheit, daß es mir gelingen werde, über die Berge zu einem andern Volksstamm zu entfliehen. Mittlerweile war ich Zeuge von mehreren anderen Menschenopfern, und nur durch allerlei Listen vermochte ich es abzuwenden, daß ich nicht an ihren grausigen Mahlzeiten theilnehmen mußte.

Von den übrigen Menschenfressern der Insel Formosa erhielt ich nur wenige Kenntniß, was ich aber von denjenigen sah, unter denen ich drei Monate lang ein Gefangener war, läßt mich annehmen, daß sich die ganze Rasse noch im vollen Zustande der Wildheit ihrer barbarischen Vorfahren befindet. Es ist wahr, ihre Häuser und ihre Ländereien zeigen einen Anstrich von Civilisation, aber diesen verdanken sie ganz dem Fleiße und der Geschicklichkeit ihrer weißen Gefangenen, die sie ganz nach Laune verwenden und hinschlachten. Gleich den amerikanischen Wilden lieben sie körperliche Uebungen und bringen ihre meiste Zeit mit Jagen, Fischen und Herumschwärmen zu. Sie haben Kriegsgesänge und Kriegstänze; auch eine Art Religion, welche darin besteht, daß sie sich den bösen Geist durch die teuflischen Menschenopfer geneigt zu machen suchen. Einzelne von den Weibern haben ein gutes Aussehen, aber sie sind wild und unlenksam und ihre Moralität steht auf der tiefsten Stufe. Die drei Monate, die ich unter diesen Wilden zubringen mußte, waren für mich in jeder Beziehung schrecklich. Sie haben mir mehr zugesetzt, als alle Leiden, Entbehrungen und harte Arbeiten der früheren Jahre zusammengenommen.

Endlich gelang es mir, während der Nacht zu entfliehen. Zuerst verbarg ich mich zwei Tage lang in einem hohlen Baume, dann setzte ich meine Reise unter mannigfachen Gefahren fort, bis ich in ganz erschöpftem Zustande eine größere chinesische Ansiedelung erreichte. Hier wurde ich freundlich behandelt und gepflegt, und später erhielt ich Gelegenheit, mich nach Canton und von da nach Hamburg einzuschiffen. Ich bin aber seit meiner Rückkehr nicht mehr derselbe Mensch wie zuvor, und die Erinnerung an die schrecklichen Scenen, denen ich beigewohnt, erfüllt mich in wachendem Zustande mit Schauder und verfolgt mich des Nachts in meinen Träumen.

Bez.

Paul Delaroche.

(Taf. 33.)

Paul (eigentlich Hyppolit) Delaroche, geboren im Juli 1797, war der jüngere Sohn des Taxators von Kunstsachen am Pariser Versatzamt und der Neffe des Herrn Joly, Vorstehers der Kupferstichsammlung an der großen Bibliothek. Kunstkennerschaft und Beschäftigung mit der Kunst waren also in der Familie heimisch. Kein Wunder, daß sich die Söhne des Taxators, Jules und Paul, frühzeitig mit ihrem Dichten und Trachten der Kunst zuwandten, und dies um so ausschließlicher, als der Anblick von Kunstwerken — Paul verbrachte den größten Theil seiner Jugendzeit bei seinem Oheim im Kupferstichkabinet — und Gespräche über Kunst beinahe die ganze Grundlage ihrer geistigen Erziehung bildeten, da der Vater zu unbemittelt war, ihnen eine andere zu geben oder geben zu lassen, die Geld gekostet hätte. Jules, der ältere Sohn, trat bald als Schüler in das Atelier des berühmten Malers, Baron Gros, um sich für die Historienmalerei auszubilden; Paul, um nicht mit seinem Bruder zu rivalisiren, wählte die Landschaft. Aber Jules Delaroche überzeugte sich bald, daß er keinen Beruf zum Künstler habe, und verließ, nachdem er ohne Erfolg eine allegorische Figur ausgestellt, eine Laufbahn, auf der ihm keine Lorbeeren blühten, um das Geschäft seines Vaters zu übernehmen und es mit der Zeit bis zum Direktor des großen Mont-de-piété zu bringen. Paul, der immer mehr Neigung zur Historienmalerei hatte, hätte nun, da der Bruder das Feld verließ, und nicht mehr zu fürchten war, daß Nebenbuhlerschaft der brüderlichen Liebe Eintrag thue, in die Lücke eintreten können, aber er war einmal in der Landschaftsmalerei und so beharrte er noch eine Zeit lang in den Studien, die er vorzugsweise nach den holländischen Malern begonnen hatte. Auch war der Moment nicht der Art, um ein freies Verfolgen natürlicher Neigung zu begünstigen. Der Vater starb, die Familie wollte ernährt sein, und Paul Delaroche verfertigte Zeichnungen und Vorbilder für Handel und Industrie. Erst im Jahre 1816 nahm er im Atelier Gros den verlassenen Platz des Bruders ein und machte sich, nach dem Rathe des Meisters, an biblische Studien. Die damaligen Maler kannten noch keine anderen Stoffe, als biblische, griechische und römische; selbst Porträts mußten so viel als möglich romanisirt und gräcisirt werden. Es war das eine Nachwirkung der sogenannten klassischen Tragödie der Franzosen, des römischen Republikanismus, den die Revolution, und des zweiten Römerthums, welches das Empire in Mode gebracht. Louis David, der Maler der „Horatier", der treue Republikaner und das Haupt dieser klassischen Schule, lebte zwar unter den Bourbonen im Exil, aber die heimische Schule blieb noch eine Zeit lang von seiner Regel und seiner Tradition beherrscht.

Doch „les absents ont toujours tort" sagen die Franzosen. Während seiner Abwesenheit wurden die Fundamente seiner Schule doch langsam untergraben, und endlich stürzte diese selbst, unter dem Jubelgeschrei der neuen Generation, zusammen. Goethe, Walter Scott, Lord Byron zeigten den Franzosen, daß es noch eine andere Anschauungsweise und andere Formen gebe, als die von Boileau und den Klassikern erlaubten, und hatten einen unermeßlichen Einfluß. Lord Byron wurde vielfach nachgeahmt, Lamartine suchte sogar ihn fortzusetzen; ebenso suchte man Goethe in Versen und in Prosa nachzuahmen, und Delacroix war der erste, wenn auch barocke, doch höchst eigenthümliche Illustrator des Faust; über einen neuen Roman von Walter Scott schrieben Männer wie Augustin Thierry ausführliche Abhandlungen. Die neuerwachte Geschichtschreibung warf ebenfalls die altklassischen Fesseln ab, zwang ihren Gegenstand nicht mehr in Taciteische oder Sallustische Formen, sondern schuf sich selbst die ihrem Gegenstand angemessene Form, suchte neue Wege in die Vergangenheit, und achtete, nach dem Vorgange Fauriel's und Thierry's, auch Volksdichtung, Sitte, Sage ꝛc. als historische Quellen oder Wegweiser. Der neuen Weltanschauung bot sie neue Stoffe, und man warf sich mit Eifer auf diese, da sie der neuen Anschauung eben so angemessen waren, als man der alten griechischen, römischen und biblischen Stoffe müde war. Die Revolution war in den bildenden Künsten eben so tief greifend und eben so aufregend, wie in der Literatur; das Feldgeschrei „klassisch und romantisch" wiederhallte dort wie hier in zwei Lagern. Gericault war der erste Revolutionär gegen die sogenannte Klassicität, und als sein Nachfolger Eugène Delacroix im Jahre 1822 sein „Dante und Virgil auf der Höllenbarke" (jetzt im Luxembourg) ausstellte, kam es im „Salon" und in der Malerwelt zu ähnlichen Auftritten und wahrhaften Emeuten und Kämpfen, wie im Theater und in der Schriftstellerwelt bei Aufführungen Victor Hugo'scher Stücke.

Gerade während der ersten Phasen dieser Revolution malte Delaroche im Atelier Gros, auf Anrathen seines Meisters, der ihn zum biblischen Maler bestimmt glaubte, ruhig und noch ganz in den Regeln der Schule und in der Tradition befangen, an seinem „Naphtali in der Wüste", den er 1819 ausstellte. Das Bild blieb unbemerkt; trotzdem ging er sofort an zwei andere biblische Bilder: „Joas den Mördern durch Josabeth entrissen" und eine „Kreuzabnahme". Auch diese Bilder machten keinen besondern Eindruck. Ein interessanter Journalist, der darüber berichtete, Herr Thiers, klagt die Kommissäre der Ausstellung an, daß sie ihnen einen unvortheilhaften Platz angewiesen; die eigentliche Ursache des Nichterfolges aber war, daß zugleich mit ihnen eben jene erwähnte

„Barke" von Delacroix ausgestellt war und daß diese — eines der gelungensten und kräftigsten Werke der romantischen Schule bis auf den heutigen Tag — die ganze Aufmerksamkeit des Publikums und der Kunstwelt erschöpfte. Delaroche nahm sich diese Lehre zu Herzen und fühlte, daß er auf einem verlassenen, unzeitgemäßen und abgestorbenen Gebiete arbeitete; dazu kam noch, daß Gericault, der eigentliche Begründer der romantischen Schule, seinen Joas lobte und — eine eklektische Natur wie er war — näherte er sich jetzt den Romantikern. Zwar tritt er im Jahre 1824 noch immer mit einem „heiligen Sebastian" und einem „Traum der Athalie" auf, aber daneben figuriren zwei Bilder, „St. Vincent de Paul für die Findelkinder predigend" und „Philippo Lippi", welche mit ihrem Gegenstande und zum Theil auch mit der lebendigeren Art der Behandlung der neuen Schule angehören, und endlich „Johanna d'Arc, von Kardinal Wincheſter im Kerker verhört". Letzteres entfernt sich bereits so sehr von der klassischen Schule, daß es in vielen Stücken beinahe an den Realismus streift.

Und mit diesen Werken hatte Paul Delaroche die Stellung eingenommen, die für sein ganzes Leben und Wirken bezeichnend bleibt. Er hat zwar sein Lebenlang an sich und an seiner Vervollkommnung gearbeitet, wie kein anderer Künstler seiner Zeit, er hat Vor- und Rückschritte gemacht, er hat geirrt wie jeder Strebende und er hat immer Neues in sich aufgenommen wie jeder Forschende und Suchende — aber diese gewisse Mittelstellung zwischen Klassikern und Romantikern blieb. Diese Mittelstellung, welche allerdings eine Folge seines persönlichen Charakters, seiner natürlichen Mäßigung war, verschaffte ihm, besonders den Uebertreibungen der ersten revolutionären Wuth der Romantiker gegenüber, ein großes Publikum und machte ihn schnell zum berühmten Manne. Er war ein Genie des juste-milieu, wie Frankreich vor und nach der Julirevolution viele hervorbrachte. So wurde Paul Delaroche auch Geschichtsmaler ganz in dem vermittelnden Sinne, in welchem unser Zeitalter die Geschichte zu ihrer Lieblingswissenschaft und Lektüre machte. Zu positiv, um sich an Idealen zu genügen, und doch noch mit einem Reste von Sehnsucht nach dem Idealen behaftet, suchen sie Ideal und Wirklichkeit zugleich in der Geschichte. So hat auch Delaroche schon in seiner Jeanne d'Arc sich und dem Publikum mit einem gewissen Gemische von nüchternem Realismus und Idealismus Genüge gethan und so verharrte er sein Lebenlang bei der Geschichte.

Es ist hier nicht am Orte, die Werke Paul Delaroche's in historischer Reihenfolge aufzuzählen, was auch bei diesem Künstler überflüssiger wäre als bei vielen anderen, da er wohl im Einzelnen, besonders in den Mitteln sich vervollkommnete, im Ganzen aber, in Charakter und Anschauungsweise, derselbe blieb. Betrachtet man das Werk seines Lebens zusammen, so fällt es vor Allem auf, daß die Mehrheit seiner Bilder Sterbe-, Ermordungs-, Hinrichtungsscenen darstellt, oder wenigstens Scenen vor oder nach der Hinrichtung. Man sehe nur die Titel: Ermordung des Präsidenten Duranti, Tod der Königin Elisabeth, Hinrichtung der Johanna Grey, Hinrichtung der Beatrice Cenci, Tod Mazarins, Richelieu mit den zwei zur Hinrichtung bestimmten Edelleuten Cinq-Mars und de Thou, Lord Strafford auf dem Wege zum Schafot, die Kinder Eduards, Cromwell vor dem hingerichteten Carl Stuart, das letzte Gastmahl der Girondisten, Marie Antoinette vor der Hinrichtung, Ermordung des Herzogs von Guise u. s. f. Die Wahl dieser Gegenstände ist für Delaroche im höchsten Grade bezeichnend, obwohl es im ersten Augenblicke auffallen muß, daß ein so gemäßigter Geist, der seine Mäßigung selbst bei Ausführung dieser Katastrophen bewahrt, solche blutige und äußerste Scenen gewählt habe. Zu wenig leidenschaftlich, zu wenig pathetisch, um durch seine eigene Natur zu wirken, muß er Katastrophen, muß er die letzten Scenen der Trauerspiele wählen. In dieser Beziehung ist er ganz und gar Romantiker, wie es die literarischen Romantiker Frankreichs waren, bei denen Beil, Dolch und Gift eine größere Rolle spielten, als Gefühl, Leidenschaft, überhaupt die Psychologie. Sein Herzog von Guise ist vielleicht das einzige historische Bild, das im Shakspeare'schen Sinne tragisch ist und eine ganze Tragödie, nicht nur eine letzte Scene darstellt.

Delaroche's Ruhm war bis zum Jahre 1837 in fortwährender Zunahme, und doch sollte er erst in diesem Jahre an das Hauptwerk seines Lebens gehen, an die große Freske in der Akademie der schönen Künste. Den Auftrag erhielt er von demselben Journalisten, der ihn, den Unbekannten, zuerst gelobt hatte und der jetzt Minister war, von Herrn Thiers, der, ein bedeutender Kunstkenner und Kunsthistoriker, sich um Kunst und Künstler Frankreichs vielleicht größere Verdienste erworben, als um die französische Politik, und dessen Geschichte der florentinischen Kunst, die er in seiner Jugend zu schreiben angefangen, vielleicht auch besser geworden wäre, als seine Geschichte der Revolution, des Konsulates und des Kaiserreiches, in der er mehr schwankender Parteimann und Journalist denn Historiker ist. Der Hemicycle in der Akademie der schönen Künste nahm Delaroche's angestrengte Arbeit durch volle vier Jahre in Anspruch und wurde zu Ende des Jahres 1841 der Bewunderung von ganz Paris und der Kritik enthüllt. Wir haben uns bei Beschreibung anderer Bilder Delaroche's nicht aufgehalten, um den Raum für die kurze Schilderung dieses großen Werkes zu sparen.

Der Hemicycle befindet sich in dem Saale der Akademie, in welchem die Preise vertheilt werden, und dieser Umstand mußte natürlich den Gegenstand der Malerei bestimmen. Der Saal ist ein halbkreisförmiger, und die Wand, die den Halbkreis bildet, ist von dem Bilde bedeckt. Es hat eine Höhe von ungefähr 18 und eine Breite von 80 Fuß. Es lag in der Natur und im ganzen Wesen Paul Delaroche's, daß er auf diesen großen Raum Geschichte schrieb und zwar Geschichte der bildenden Künste, der Malerei, der Bildhauerei, der Baukunst. Aber welche Begebenheit aus der Kunstgeschichte konnte das alles zusammenfassen, was hier zu sagen geboten war? Keine! und Paul Delaroche entschloß sich, lieber gleich die ganze Kunstgeschichte in ihren Repräsentanten zu malen, indem er, nicht chronologisch, sondern verwandtschaftlich, die Meister jeder Kunst und die Vertreter der Hauptrichtungen gruppirte. Zusammengehalten und verbunden sollten diese unzähligen Personen werden durch einen Mittelpunkt, der in rein allegorischen Personen

und in solchen historischen, die gewissermaßen zu Allegorie und Symbol geworden, die beherrschende Idee darstellt.

In der Mitte des großen Bildes erhebt sich ein einfacher Säulengang; in der Mitte dieses Säulenganges, in einer Vertiefung, zu der einige Stufen hinaufführen, auf einer Marmorbank, sitzen drei hehre, verklärte, in weiße Mäntel leicht gehüllte, mit goldenen Diademen gekrönte Gestalten: die mittlere jung, die andern zwei großehrwürdige Greise: Phidias, Apelles, Iktinus, der größte Bildhauer, der größte Maler, der größte Architekt der Griechen. Sie sitzen da, wo die Preise vertheilt werden sollen, als drei hehre Kampfrichter. Eine weibliche (viel zu braune) Gestalt im Vordergrunde bückt sich, um einen Kranz aufzuheben und ihn dem Sieger zuzuwerfen. Zu Füßen der hehren drei Kampfrichter, rechts und links, sitzen zwei antike weibliche Gestalten, ruhig, majestätisch, denen man es ansieht, daß sie die antike Kunst in ihren Offenbarungen, in der griechischen und römischen, darstellen sollen. Ebenso kann man errathen, daß die zwei anderen Frauengestalten, die vorn auf den Stufen aufrecht stehen, die mittelalterliche und die moderne Kunst personifiziren sollen. Sie sehen schon weniger abstrakt und symbolisch aus, als jene anderen, und scheinen dem wirklichen Leben verwandter und enger damit zusammenzuhängen. Die eine blickt gläubig, träumerisch zum Himmel; ein enges, keusches Gewand umschließt sie; blonde Locken fallen in Wellen auf ihre Schultern: es ist eine sehnsuchtsvolle Gestalt, die man leicht in eine verklärte Heilige verwandeln könnte. Die andere sieht etwas keck in die Welt hinein und hat ein höchst weltliches Gesicht und Gebahren, ist reich, prachtvoll, aber unordentlich gekleidet und scheint ein leidenschaftliches, bewegliches, unbeständiges Naturell zu besitzen. — Dies der allegorisch-symbolische Theil und Mittelpunkt des Bildes, der eigentlich, wie alles Allegorische, am wenigsten interessirt, und hier um so weniger, als sich rechts und links wirkliches, sehr lebhaftes und lebendiges Leben ausbreitet und uns Gestalten vorgeführt werden, deren jede einzelne mehr Theilnahme einflößen muß, als die schönste Personifizirung und Anthropomorphisirung der höchsten, aber abstrakten Idee.

Rechts und links sehen wir Menschen, und zwar Menschen, die uns theuer sind und uns nahe und ferne stehen als Lehrer und als Ideale; ein prachtvolles Gewimmel der edelsten Geister mehrerer Jahrhunderte und mehrerer Länder; ein irdisches Elisium. Sie gehen, sie stehen, sie sitzen; sie sprechen und hören und sehen; sie tragen die Trachten ihrer Zeiten; sie haben Fleisch und Blut, und wir sehen in Augen, die die Welt so schön gesehen, und betrachten Stirnen, unter denen schöpferische Gedanken entstanden. Anfangs glaubt man eine zwar schöne, aber schwer entwirrbare Menge zu sehen, doch, je länger man hinblickt, desto mehr ordnet sich Alles zu verständlichen, verwandten Gruppen und ordnen sich die Gruppen zu einem seelenvollen Ganzen, wie sich, vor dem rückwärts blickenden Auge des Historikers, die Geschichte in Epochen, in charakteristische, zusammengehörige Verwandtschaften und endlich zu einer zusammenhängenden Entwicklung ordnet. Betrachten wir diese einzelnen Gruppen.

Da sehen wir zuerst einen ehrwürdigen Greis mit langem Barte, in rothem Sammtpelze, eine durch und durch edle Gestalt, die etwas Magisches hat und aussieht, als ob ihr die Geheimnisse des Himmels und der Erden bekannt wären. Es ist auch in der That eines der umfassendsten Genies, die das Menschengeschlecht hervorgebracht, es ist Leonardo da Vinci. Er, der Lehrer der Zeichenkunde, setzt die Grundsätze seiner Kunst und Wissenschaft auseinander und um ihn versammeln sich die Maler, die man vorzugsweise als „Zeichner" verehrt. Selbst Raphael hört ihm zu wie ein Schüler, Fra Bartolomeo horcht andächtig, Albrecht Dürer, der von der Sache so viel versteht wie er, stimmt bewundernd bei; sogar der seraphische Maler Fra Beato Angelico sucht etwas von der irdischen Wissenschaft zu lernen, um seine himmlischen Visionen wahrer wiedergeben zu können. Eine andere Gruppe, Cimabue, Giotto, Masaccio, die Gründer, Patriarchen und Vorläufer, horchen mit halbem Ohre und sind erstaunt über die neue Welt, die aus dem neuem Wissen entstehen soll, die sie selbst mit ihrem prophetischen Genie nicht geahnt hatten: die Welt der Erkenntniß, die die Welt der holden Einfalt überstrahlen soll. Poussin steht etwas abseits auf der Rechten; obwohl hierher gehörig, blickt er doch aus dem Bilde heraus in den Saal mit väterlichem Blicke auf die Jünger seiner Kunst, die ihm als Landsleute doppelt verwandt sind. Aber ganz einsam, in der Nähe dieser Gruppe, Leonardo den Rücken zugekehrt, auf einem umgestürzten Kapitäl, sitzt Michel Angelo, eine Welt für sich. Er hört Niemand, er schließt sich an Niemand an, er ist in sich selbst versenkt; was er schafft, kommt aus ihm, aus seiner eigenen Gewalt heraus; er ist Niemand verwandt: Er ist Er.

Dann kommt die Gruppe der großen Baumeister. Was den Zeichnern Leonardo, ist diesen Arnolfo di Lapo. Er spricht, und um ihn drängen sich Bramante, Barozzio-Vignola, Palladio, Sansovino, Erwin von Steinbach u. A. Als Franzose hat Delaroche hier mit parteiischem Patriotismus Pierre Lesco und Philibert Delorme eingeschoben, wo die sienesischen und florentinischen Baumeister besser am Platze gewesen wären. Um die Bildhauer Andrea Pisano und Luca della Robbia drängen sich, als um ihre Altmeister, Donatello, der Goldschmied und Erzgießer Ghiberti, Bandinelli, Jean Goujon, Giovanni de Bologna, Benvenuto Cellini, und — weil überall Franzosen sein müssen — Germain Pilon, Puget u. A.

Den Zeichnern gegenüber treten die großen Koloristen auf. Hier spielen natürlich Venetianer, Holländer und Spanier die erste Rolle und führt der Zauberer in Farben, Titian, das Wort. Aber auch diese Seite zerfällt in Gruppen. Erst begegnen wir den Landschaftsmalern in Ruysdael, Paul Potter, Claude Lorraine und Gaspard Poussin. Von Titian aber, der bei den Koloristen das Seitenstück zu Leonardo bildet und ihnen ist, was dieser den Zeichnern, drängen sich heiter und ernst Flandrer und Spanier, vertreten durch Rembrandt, Rubens, Van Dyk, Murillo, Velasquez. (Rembrandt hätte hier füglich ebenso isolirt werden können, wie dort drüben Michel Angelo.) Selbst Van Eyk, eigentlich der Urahn aller Koloristen, hört Titian mit Vergnügen zu und freut sich, seine Kunst so weit gediehen, die Keime, die er gesäet, so prachtvoll zu Blüthen entfaltet zu sehen,

und Giovanni Bellini horcht neidlos und wie ein Schüler seinem Schüler, der ihn so weit überstrahlt; Caravaggio nimmt wohl die Lehre vom Licht und holder Farbe in sich auf, aber nur in dem Gedanken, sie mit der Nacht zu vermählen und Düsteres zu beleuchten. In der Nähe stehen Giorgione, Correggio, Paul Veronese, aber nicht wie Schüler, denn von Licht und Farbe wissen sie so viel, oder beinahe so viel wie der stolze Titian, ja der Maler des heil. Girolamo könnte ihm vielleicht noch manches zarte Geheimniß mittheilen und Giorgione würde vielleicht seinen Platz eingenommen haben, wenn ihm die Parzen die Zeit gelassen hätten.

Hiemit haben wir allerdings mehr den Inhalt des Bildes gegeben, als es beschrieben: aber eine Beschreibung dieses Bildes würde eine Schilderung von unzähligen historischen Physiognomien, von den Bewegungen, Stellungen und Geberden der Künstler geben. Gerade was, abgesehen von der Anordnung, den Vorzug des Bildes macht, die Lebhaftigkeit der Bewegungen und das Individuelle der einzelnen Gestalten, macht es auch unbeschreiblich. Dagegen eingewendet hat man, und unsrer Meinung nach mit Recht, den Mangel an Einheit und Harmonie. Der mittlere, allegorische Theil trennt sich als solcher ganz und gar, äußerlich wie innerlich, von

Die Mutter des Erlösers. (Von Paul Delaroche.)

den übrigen, lebendigen, der Wirklichkeit entnommenen Theilen; diese stehen zu jenem nur in einem theoretischen, reflektirten Bezug; die beiden Gestalten der mittelalterlichen und der modernen Kunst geben sich vergebliche Mühe, eine wirkliche Verbindung zwischen Dichtung und Wahrheit herzustellen. Dazu kommt noch, daß gerade der Mittelpunkt des ganzen Werkes, als ein allegorischer, am wenigsten interessirt und daß sich gerade in diesen Mittelpunkt jene Kränze auswerfende Gestalt vordrängt, gegen deren Formen, Farbe und Bewegung man am meisten einzuwenden hat. Indessen ist der Hemicycle mit all dem eines der bedeutendsten, einnehmendsten Produkte der modernen französischen Kunst, und Paris würde, wenn die Feuersbrunst im Jahre 1855 weiter um sich gegriffen hätte, daran einen Schmuck verloren haben. Glücklicherweise war der Schaden, den das Feuer angerichtet, leicht wieder gut zu machen. Aber als bezeichnend für dieses Werk, wie für die meisten Bilder Delaroche's, müssen wir doch wieder hier hinzufügen, daß der Kupferstich einen befriedigenderen Eindruck macht, als das Original in Farben.

Es kann wie gesagt, unsere Absicht nicht sein, hier alle Werke Delaroche's auch nur zu erwähnen, geschweige zu beurtheilen (sonst dürften wir z. B. „den ausgesetzten Moses", eines der lichtvollsten und colorirtesten Bilder dieses Künstlers, seine „heilige Cäcilia", seine traumhaft phantastische „Märtyrerin" u. a. m. nicht vergessen), wir wollen nur noch erwähnen, daß er in seinen letzten Jahren zur Heiligenmalerei zurückkehrte, und daß er im Begriffe war, eine neue Art von Heiligenmalerei zu finden, die zwischen der sogenannten historischen und dem Genre die Mitte gehalten hätte. „Jesus auf dem Oelberge", „das Begräbniß Christi", die heiligen Frauen aus dem Fenster sehend, da man Jesum auf Golgatha

führt", „Maria, die Dornenkrone betrachtend", sind Bilder, in denen er sich von allen Traditionen und von sich selbst befreite. Er malte diese Scenen im gewissen Sinne so realistisch, wie sie irgend ein großer Holländer gemalt haben würde, als ob er Alles in der Wirklichkeit, in seiner nächsten Nähe selbst miterlebt und angesehen hätte und jetzt eine treue Aufzeichnung davon geben wollte; und doch wußte er, indem er das Gefühlvolle, das Pathetische aller dieser Scenen bescheiden und doch vorwiegend hervortreten ließ, über alle eine ideale Atmosphäre

Der Gollinger Wasserfall.

zu verbreiten, wie sie alle seine anderen Bilder zusammen nicht besitzen.

Auch mehrere treffliche Porträts bedeutender Zeitgenossen hat Paul Delaroche hinterlassen. Das bekannte trockene, doktrinäre Gesicht voll Selbstüberschätzung des Herrn Guizot ist von ihm, ebenso die Porträts Salvandy's, Remusat's, des Herzogs von Noailles, Emil Pereire's (vielleicht das beste), außerdem die gezeichneten Köpfe Charles und Horace Vernet's, Lamartine's, Fould's, Auber's, Robert-Fleury's u. A.

Paul Delaroche's Werke sind seine Geschichte und darum ist von seinem äußeren Leben nicht viel zu erzählen. Es war, dem ganzen Wesen und Charakter des Künstlers entsprechend, zu sehr geordnet und einfach, als daß es viel Abwechslung oder eine sogenannte interessante Biographie bieten könnte. Die Leidenschaften hatten zu wenig, die Ueberlegung zu viel Gewalt über ihn, als daß er sich vom Schicksal auf außergewöhnliche oder gar abenteuerliche Bahnen hätte können reißen lassen. Er war ein Mensch des Maßes und so war auch sein Geschick ein maßvolles. Wiederholte Kunstreisen nach Italien, später aus Gesundheitsrücksichten, einige Besuche in Nizza, waren die Abwechslung in diesem gleichmäßig und in Arbeit hinfließenden Leben.

Im Jahre 1834 beschloß die Civilliste, die Magdalenenkirche mit Bildern ausschmücken zu lassen, und zog Delaroche zu Rathe. Er gab seine Meinung dahin ab, daß die Kirche, der Einheit wegen, von einem Künstler geschmückt werden müsse. Minister Thiers übertrug ihm diese Arbeit und er begab sich sofort, um Studien zu machen, nach Italien und zwar nach Toskana, weil er in der Heiligenmalerei mehr von der Einfalt der Trecentisten, als von der bewußten Meisterhaftigkeit der Cinquecentisten glaubte lernen zu können. Nachdem er sich in Giotto, Gaddi Massaccio, Fra Beato versenkt, zog er sich, um die empfangenen Eindrücke in der Einsamkeit zu begreifen und zu verarbeiten, in das auf der Höhe und in der Oede der Apenninen gelegene Kamaldulenser-Kloster „il sacro eremo dei Camaldoli" zurück. Dort stieß J. J. Ampère, einer der edelsten und liebenswürdigsten Männer des heutigen Frankreich, zu ihm, da er eben, den Spuren Dante's folgend, seine „Voyage dantesque" malte, die er später so schön und so belehrend aufschrieb. Mit diesem, der von nun an sein Freund blieb bis an's Ende seines Lebens, und mit drei älteren Freunden, Bertin, Henri Delabord (dem späteren Biographen des Künstlers) und Odier, verlebte Delaroche in dem einsamen und ärmlichen Kloster eine Zeit, die er mit zu den schönsten Epochen seines Lebens zählte. Daselbst malte er auch das Porträt des Superiors des Klosters, des Padre Bernardo Rigogli, einer Persönlichkeit, die Europa kennt, ohne es zu wissen. Denn dieser Mönch ist die Hauptperson jenes von Robert Fleury gemalten Bildes „Mönche von Räubern entführt", das so populär geworden; er ist derjenige der beiden Mönche, der, vom Dolche des Räubers bedroht, den Brief an den Papst schreibt, daß er das Lösegeld bezahle. Das Bild stellt ein Abenteuer vor, das Padre Rigogli im Jahre 1821 in der That erlebte.

Die Studien, die Delaroche in Italien, und die Vorbereitungen, die er im Kloster machte, waren, wenigstens in Beziehung auf den besondern Zweck, verloren, denn er erfuhr plötzlich, daß die französische Regierung gegen die Verabredung die Ausschmückung der Magdalenenkirche noch anderen Künstlern übertragen. Er eilt sogleich nach Paris zurück, wirft den Ministern ihren Auftrag vor die Füße und schickt ihnen auch die 25,000 Franken wieder, die er zur Bestreitung vorläufiger Kosten erhalten hatte, obwohl davon schon ein bedeutender Theil ausgegeben war. Thiers stürzt sogleich herbei, um sich zu entschuldigen, und bringt auch das Geld wieder, das er, aus dem Atelier laufend, auf einen Tisch wirft. Delaroche, empört über diese Art, ihm sein Recht und das gegebene Wort mit Geld abzukaufen, übergibt die Summe einer öffentlichen Kasse und läßt das Ministerium polizeilich zur Rücknahme derselben auffordern. Louis Philippe mußte sich endlich selbst in's Mittel legen, und während dieser Unterhandlungen wurde ihm die Ausmalung des Hemicycle angeboten. Auch hier zeigte er seine Uneigennützigkeit, indem er ohne Rücksicht auf Zeit, Mühe und Belohnung eine zweimal größere Arbeit ausführte, als eigentlich verlangt war, nur um seiner Idee Genüge zu thun. Dieselbe Summe (80,000 Franken) hätte er in weniger denn der Hälfte der Zeit gewinnen können, wenn er nur ein Gemälde kleiner Dimension, wie es aus Rücksicht auf die Kosten verlangt war, hätte liefern wollen. Er selbst bat, daß man ihm den ganzen Raum überlasse, ohne das Honorar zu erhöhen. Diese Uneigennützigkeit dem Staate gegenüber ist bei einem Franzosen doppelt hervorzuheben.

Und wie er in dieser Beziehung kein Selbstler war, so war er es auch nicht seinen Freunden und Schülern gegenüber; wo es diese zu fördern galt, da trat er zurück und machte gerne auf die Jugend aufmerksam, damit sie nicht unter dem Schatten verschwinde, den seine große Berühmtheit warf. Auch hingen seine Schüler mit großer Verehrung an ihm, sowie er bis an sein Lebensende immer ein väterliches Auge für sie hatte; er theilte ihnen nicht nur die Geheimnisse seiner Kunst, die Errungenschaften seiner Erfahrungen mit, er stand auch nicht an, sie auf seine Mängel aufmerksam zu machen und auf die Klippen, die er nicht hatte vermeiden können. Seine Mühe war nicht umsonst; mit die bedeutendsten Namen der jungen Generation sind aus seiner Schule hervorgegangen. Wir nennen nur Hebert, den Maler der Malaria, Benouville, den frühverstorbenen, den vielseitigen Gérome, den bald tiefen, bald anmuthigen Cabanel, den originellen Comte und den noch eigenthümlicheren, märchenhaften Hamon. Diese Alle, so verschieden von einander, zeugen für die Vortrefflichkeit der Lehrmethode Delaroche's, denn sie Alle, obwohl aus einer Schule hervorgegangen, sind ausgesprochene Individualitäten geblieben und haben außerdem — wie er es wollte — den Mängeln ihres Lehrers, besonders was das Kolorit betrifft, auszuweichen verstanden. Heute sind sie Berühmtheiten und sie wurden es rasch, Dank den Bemühungen ihres Meisters, der sie immer zu empfehlen suchte. Noch als er starb, fand sich bei ihm eine große von Pereire hinterlegte Summe (man sagt 2—300,000 Franken), die ganz zum Ankauf von Bildern — darunter nicht eins von Delaroche — bestimmt war.

Die äußere Erscheinung Delaroche's, sein Benehmen, sein Auftreten war ganz das eines Weltmannes, aber nicht ganz eines französischen Weltmannes, denn er hatte etwas Gemessenes, Zurückhaltendes, das eher an einen Engländer erinnerte. Nur bei genauerer Bekanntschaft und im kleinen Freundeskreise ließ er sich gehen und brachte oft viel Witz und Heiterkeit zum Vorschein. Im Ganzen war sein Gespräch immer ernst und verrieth bei gegebener Gelegenheit eine Grundlage strenger, auf Kunst und Leben bezüglicher Prinzipien.

Verheirathet war Paul Delaroche mit der Tochter

Horace Vernets, einer der liebenswürdigsten und geistreichsten Französinnen ihrer Zeit, aber sie wurde ihm, nachdem sie ihm zwei Söhne gegeben, in der Blüthe der Jahre durch den Tod entrissen — ein Verlust, den er nie verschmerzen konnte. Ihr Porträt sieht man in einer der Nebenfiguren seiner heil. Cäcilia.

In den letzten Jahren seines Lebens litt Paul Delaroche an der Leber, was ihn bewog, wiederholten Aufenthalt in Nizza zu nehmen, aber Nizza konnte nicht helfen, da ihm vor Allem Bewegung Noth that, ihm aber Arbeit zur Gewohnheit geworden war. So machte das Uebel im Stillen raschere Fortschritte, als es selbst seine nächste Umgebung ahnen konnte, da er seine Leiden stets mit wahrem Heldenmuthe zu verbergen wußte. Am 4. November 1856, Abends, empfing er noch mehrere Freunde; als diese nach längerem und lebhaftem Gespräche sich entfernten, zog man auf's Neue die Glocke. — „Geh'," sagte Delaroche zu seinem Sohne Horace, „und sage, daß ich Niemand mehr empfange, da ich noch Briefe zu schreiben habe." — Horace ging; als er zwei Minuten darauf wieder in's Zimmer trat, hatte sein Vater aufgehört zu leben.

Meine Gefahr um Mitternacht.

Nach dem Englischen von **Fr. Coßmann.**

Die Nacht am 17. October — werde ich je ihre pechschwarze Finsterniß, das Sausen des herbstlichen Windes durch den verödeten Forst und das ununterbrochene Herniederströmen des Regens vergessen?! Ich hatte früher von einsamen Wanderern gehört, die sich im Walde verloren hatten; ich hatte sie bemitleidet; aber jetzt erst begriff ich den unbestimmten Schrecken, die nicht zu erklärende Gefahr, welchen der Verlorene sich ausgesetzt sieht.

„Das ist die Folge davon, wenn man, um Zeit zu gewinnen, einen Richtweg einschlägt," murmelte ich leichtfertig gegen mich selbst, als ich mühsam voranschritt, wobei ich mich dicht an die Baumstämme drängte, um die tiefe Schlucht zu vermeiden, in welcher ich in einer Tiefe von 40 bis 50 Fuß einen stürmischen Strom brausen hören konnte. Ein Fieberfrost verbreitete sich durch meinen Körper, wenn ich an die möglichen Folgen eines Fehlschritts oder einer Bewegung in der falschen Richtung dachte. Weßhalb war ich doch nicht damit zufrieden gewesen, auf der Landstraße meinen Weg fortzusetzen!

„Ich würde die Eisenbahnstation schon vor einer Stunde erreicht haben, hätte ich mir nicht thöricht eingebildet, der Fußpfad durch den Wald würde mich in einer kürzeren Zeit dahin führen; nun bin ich, Niemand weiß wie viele Meilen von jeder Civilisation, vorangeschritten, und wenn ich mit heiler Haut und gesunden Knochen davonkomme, so werde ich mich als ein besonderes Glückskind zu betrachten haben. Halt — war das ein Licht, oder spielen meine Augen mir ein eben so falsches Spiel, wie es mein gesunder Verstand gethan hat?"

Ich blieb stehen und hielt mich an den Zweigen eines niedrigen Strauches fest, der am Rande des Abgrunds stand, denn es schien mir wirklich so, als ob der Wind mich ergreifen und den steilen Abhang hinunterstürzen wolle.

Es war ein Licht — Dank der Vorsehung — es war ein wirkliches Licht und kein Irrlicht oder Glühwurm, der mich in's Verderben und den Tod locken wollte.

„Halloh!"

Meine Stimme drang einer Trompete gleich durch den Wald, denn sie wurde durch die Energie der Verzweiflung verstärkt; das Licht zögerte, wandte rückwärts und vorwärts und stand endlich stille. Ich drang durch dichtes Gesträuch und auf dem steinigen Ufer voran, näherte mich dem Lichte mehr und mehr und konnte endlich eine gebeugte Figur erkennen, welche in einen alten Mantel eingehüllt war und in der Hand eine Laterne hielt. Als das schwache Licht auf ihr Gesicht fiel, wäre ich beinahe zurückgewichen. Würde nicht die Einsamkeit und der Wald der Gesellschaft dieses runzligen, häßlichen alten Mannes vorzuziehen sein? Es war aber zu spät zum Zurückziehen.

„Was gibt es?" brummte er mit einer eigenthümlichen Bewegung der Lippen, welche die gelben Stummel seiner Zähne sehen ließ.

„Ich habe mich in dem Walde verirrt; können Sie mich nach der Eisenbahnstation in R. bringen?"

„Ja; die Eisenbahnstation in R. ist zwölf englische Meilen von hier!"

„Zwölf Meilen!"

Ich war ganz verblüfft.

„Ja."

„Können Sie mir in der Nachbarschaft irgend ein Obdach für die Nacht verschaffen?"

„Nein."

„Wohin gehen Sie?"

„Nach Drew, dort unten bei dem Ahorn-Moor."

„Ist es ein Wirthshaus?"

„Nein."

„Würde man mich dort für diese Nacht aufnehmen? Ich könnte es gut bezahlen."

Seine Augen glänzten; seine gelben Zahnstummel zeigten sich von Neuem.

„Ich vermuthe das. Es ist kein Wirthshaus, aber zuweilen übernachten Leute dort."

„Ist es weit von hier?"

„Nicht sehr weit; ungefähr eine Viertelstunde."

„Dann lassen Sie uns eilen, daß wir es erreichen. Ich bin bis auf die Haut durchnäßt."

Wir schritten voran, mein Begleiter fast noch schneller als ich, obschon er wohl 75 Jahre alt sein mochte. Sofort verließen wir den Rand des Abgrunds, drangen in den pfadlosen Wald ein und hielten eine gerade Richtung, bis das Licht aus einer Hütte in einer für mich erfreulichen Weise durch das nasse Laubwerk glänzte.

Es war ein elendes altes Haus, dessen Fenster alle auf einer Seite waren; aber so zerfallen es war, er-

blickte ich es doch mit einer Wonne, als ob Aladdin's Schloß vor mir stehe.

Als mein Begleiter anklopfte, öffnete eine Frau die Thür, welche dreißig oder vierzig Jahre zählen mochte, deren rothbraunes Haar in dicken Zöpfen um ihren Kopf gewunden war; sie hatte sonderbare, halbgeschlossene Augen. Mein Begleiter wisperte ihr ein paar Worte in's Ohr, worauf sie sich an mich wandte und mich mit freundlichen, geläufigen Worten willkommen hieß. Sie bedauerte, daß sie mir nur ein ärmliches Unterkommen und eine geringe Bewirthung bieten könne, aber ich sei ihr willkommen, und was sie besitze, stehe zu meinen Diensten."

„Wo ist Isaak?"

„Er ist noch nicht nach Hause gekommen."

Ich setzte mich auf die hölzerne Bank dicht neben dem Feuer nieder und legte meine Reisetasche neben mich, während die Frau frisches Holz auf das Feuer legte, einen runden tannenen Tisch vor mich schob, auf dem sie Brod, kaltes Fleisch und eine Flasche mit einem spirituosen Getränk setzte. Ich aß einige Bissen Brod, berührte aber die andern Gegenstände nicht.

„Ich möchte mich möglichst bald zur Ruhe begeben," sagte ich, denn ich war außerordentlich müde.

„Recht gern." Die Frau erhob sich rasch.

„Wo wollt Ihr den Herrn schlafen lassen?" fragte mein Führer.

„Oben im Zimmer."

„Bringt ihn in Isaak's Zimmer."

„Nein."

„Es ist das passendste."

„Ich sage Euch Nein!"

Aber hier unterbrach ich das leise geführte Zwiegespräch.

„Ich bin gar nicht verwöhnt; es ist mir ganz einerlei, wo Sie mich unterbringen, nur wollen Sie sich beeilen!"

Die freundlichen Entschuldigungen der Frau waren verschwenderisch. Sie wünschte nur, es mir ganz komfortabel zu machen, und in Isaak's Zimmer war es feucht. So mußte ich denn eine steile Leiter, die in einer Ecke des Zimmers stand, in ein Dachzimmer hinaufsteigen, das durch ein Fenster gelüftet wurde und in dem ein Bett stand. Ein tannener Tisch und zwei Stühle bildeten das ganze Meublement.

Die Frau setzte das Licht — eine Oellampe — auf den Tisch.

„Bedürfen Sie sonst noch etwas, Sir?"

„Nichts, ich danke Ihnen."

„Ich hoffe, Sie werden recht gut schlafen, Sir; wann soll ich Sie wecken?"

„Gefälligst um vier Uhr des Morgens. Ich muß früh fortgehen, damit ich in R. den Zug um sieben Uhr nicht versäume."

„Ich werde Sie pünktlich wecken, Sir."

Sie zog sich zurück und ließ mich in dem kleinen, dunkeln Zimmer allein. Ich setzte mich nieder und sah mich um, aber mit keinen sehr angenehmen Gefühlen.

So müde ich auch geworden war, so fühlte ich doch keine Neigung zum Schlafen; in der That schien es mir, als sei ich in meinem ganzen Leben nie munterer gewesen. Ich ging in dem engen Zimmer auf und ab; ich legte mich auf das Bett und versuchte einzuschlummern, indem ich auf das fortwährende Tröpfeln des Regens auf das Dach horchte; aber Alles war umsonst; mein Gehirn schien in einer ganz unnatürlichen Art thätig.

„Ich will mich hinsetzen und an Berenice schreiben," dachte ich; „das wird vielleicht meine Nerven beruhigen und mich einschlafen lassen."

Ich stieg die Leiter hinab. Das Feuer glühte noch immer im Kamin; mein Gefährte und die Frau saßen neben demselben und unterhielten sich leise, und eine dritte Person saß am Tische und aß, ein kurzer, stämmiger, schurkisch aussehender Mann in einem rothen Flanellhemde und in schmutzigen Beinkleidern.

Ich fragte nach Schreibmaterialien. Ein Tintenfaß, eine stumpfe Feder und ein paar Blätter schmutziges Papier wurden mir aus einem Eckschranke gegeben, und ich kehrte in mein Zimmer zurück, um an meine Frau zu schreiben.

„Meine theure Berenice!"

Ich pausirte und legte meine Feder nieder, als ich diese Worte schloß, indem ich bei dem Gedanken lächelte, was sie wohl sagen würde, wenn sie mein seltsames Quartier sehen könnte, sie, meine kleine, schöne italienische Blume, welche jetzt die verlornen Rosen auf ihren Wangen unter dem balsamischen, blauen Himmel ihres Geburtslandes wiedergewann. Süße kleine Berenice! Ihr wenigstens blieben die Gefahren dieser stürmischen Mitternacht erspart.

Erst als beide Blätter ganz voll geschrieben waren, legte ich die Feder bei Seite und bereitete mich zum Schlummern vor. Als ich das Papier zusammenfaltete, warf ich zufälligerweise einen Blick auf mein ärmliches Lager.

War es der Strahl eines menschlichen Auges, das mich durch eine Ritze in der Bretterwand beobachtete, oder war es blos eine Einbildung von mir? Was es auch sein mochte, es verbreitete eine Eiseskälte bis in das Mark meiner Knochen. Ich nahm mein Licht, um die Sache zu untersuchen. Es war allerdings ein Riß dort in den Brettern, aber hinter denselben die größte Finsterniß; und doch hätte ich darauf schwören können, daß irgend Etwas verderblich auf mich geblickt habe.

Ich zog meine Uhr heraus — es war ein Uhr. Es verlohnte sich kaum der Mühe, mich wegen eines dreistündigen Schlafes auszukleiden. Ich wollte mich in meinen Kleidern niederlegen und versuchen, ob ich Schlaf finden könne. Meine Reisetasche legte ich neben das Bett, verbarrikadirte die Thür, welche kein Schloß hatte, mit den beiden Stühlen, löschte das Licht aus und legte mich nieder.

Zuerst war ich ganz munter, aber allmälig versank ich in eine tiefe Schläfrigkeit, die mich wie mit einem Mantel einhüllte, bis plötzlich eine elektrische Erschütterung durch alle meine Adern drang und ich mich aufgeregt und zitternd im Bette aufsetzte.

Ein sanfter Lichtschein schien zu glühen und durch das Zimmer zu zittern — nie war das Licht des Mondes und der Sterne so sanft oder so durchdringend — und an dem kleinen Fenster erblickte ich Berenice, mein

Art. Anst. v. E. Hochdanz, Stuttg.

Univ. Bibl.
München

Weib, in einem weiten weißen Gewande mit ihrem langen schönen Haar, das mit einem blauen Bande zusammengebunden war. Augenscheinlich winkte sie mir mit ihren ausgestreckten Händen und Augen, in denen sich eine ängstliche Zärtlichkeit aussprach.

Ich sprang auf meine Füße und eilte auf sie zu, aber als ich das Fenster erreichte, schien die schöne Erscheinung in der stürmischen Finsterniß zu verschwinden und ich war allein gelassen. In demselben Augenblicke ertönte der Knall eines starken Pistolenschusses — ich konnte den Feuerstrom über meinem Kopfkissen sehen — gerade durch dieselbe Stelle, wo zehn Sekunden früher mein Kopf gelegen hatte.

Mit dem augenblicklichen Bewußtsein meiner Gefahr schwang ich mich in das Fenster und sprang acht bis zehn Fuß tief in das Gebüsch, und als ich mich in demselben verkroch und den Athem an mich hielt, hörte ich Fußtritte in meinem Zimmer.

„Ist er todt?" rief auf der Leiter die sanfte, betrügerische Stimme der Frau mit den halbgeschlossenen Augen.

„Natürlich ist er todt!" brüllte die Stimme zurück, „dieser Schuß würde zehn Männer getödtet haben. Hurtig ein Licht her und sage Tom, er soll sich bereit machen, den Leichnam schnell zu beseitigen."

Ein kalter Todesschauer ergriff mich, als ich das hörte. In welch eine Höhle von mitternächtlichen Mördern war ich gefallen! Und wie wunderbar war ich mit genauer Noth dem mir bevorstehenden Schicksale entgangen! Mit einer Eile, die nur ein solcher Schrecken und eine solche Todesgefahr geben können, sprang ich in den Wald, der jetzt etwas durch Sternenschein erleuchtet war. Ich weiß nicht, welcher Antrieb meine Fußtritte leitete, ich werde nie erfahren, wie vielmal ich meinen Pfad durchkreuzte oder wie dicht ich an dem Rande jenes schrecklichen Schlundes stand; aber die barmherzige Vorsehung diente mir zum Führer und Beschützer, denn als die Morgendämmerung eintrat und der östliche Himmel, an dem die Regenwolken verschwunden waren, sich roth färbte, war ich dicht an der Landstraße, etwa sieben englische Meilen von der Eisenbahnstation in R. entfernt.

Kaum in der ersten Stadt angekommen, erzählte ich meine Geschichte der Ortspolizei, welche sofort einige Polizeiagenten mit mir an Ort und Stelle schickte. Nach langem Suchen gelang es uns endlich, die alte zerfallene Hütte aufzufinden, aber sie war verödet und leer. Die Vögel waren ausgeflogen; auch blieb meine Reisetasche und meine goldene Uhr und Kette, die ich unter mein Kopfkissen gelegt hatte, für mich verloren.

„Es ist die Drew's-Bande," sagte der erste Polizeiagent, „die uns seit zwei Jahren viel Unruhe gemacht hat. Ich glaube aber, sie wird so bald nicht hierher zurückkehren."

Das bestätigte sich auch.

Aber den merkwürdigsten Theil meiner Erzählung habe ich erst noch zu erzählen. Etwa drei Wochen später erhielt ich einen Brief von meiner Schwester, die mit Berenice in deren Heimath gereist war, der mir das größte Erstaunen bereitete. Sie schrieb mir nämlich:

„Ich muß dir etwas sehr Seltsames mittheilen, was sich hier in der Nacht vom 17. October ereignete. Berenice war seit einiger Zeit nicht ganz wohl gewesen; in der That war sie seit etwa einer Woche bettlägerig. Ich saß neben ihrem Bette und las ihr etwas vor. Es war spät; plötzlich fiel sie in Ohnmacht und ihr Körper wurde steif und kalt wie ein Leichnam. Ich rief schnell Beistand herbei, aber alle unsre Bemühungen, sie wieder in's Leben zu rufen, schienen vergebens. Eben stand ich im Begriff, Antonien zum Doctor zu senden, als ihre Sinne eben so plötzlich, wie sie dieselbe verlassen hatten, zurückkehrten. Sie setzte sich im Bette aufrecht, strich ihr Haar zurück und blickte in einer wilden Art um sich.

„‚Berenice,' rief ich aus, ‚wie hast du uns Alle erschreckt! Bist du krank?'

„‚Nicht krank!' antwortete sie, ‚aber es ist mir so sonderbar zu Muthe. Denke dir, ich war bei meinem Manne!'

„Alle unsre Vernunftgründe vermochten nicht sie von der Unmöglichkeit ihrer Behauptungen zu überzeugen. Sie beharrt noch in diesem Augenblicke dabei, daß sie dich sah, indeß sie in der Nacht des 17. Octobers bei dir war. Wo und wie kann sie nicht erzählen; aber wir denken, sie muß einen besonders lebhaften Traum gehabt haben. Sie befindet sich jetzt besser, und ich wünschte, du könntest sehen, wie schnell sie sich von ihrer Krankheit erholt." —

Das ist meine einfache, ungeschmückte Erzählung. Ich mache keinen Anspruch darauf, das Geheimnißvolle darin zu erklären oder dafür Rechenschaft zu geben. Mögen Psychologen die labyrinthischen Fäden darin entwirren. Ich bin nicht abergläubisch, ebensowenig glaube ich an Gespenster und Erscheinungen; aber so viel weiß ich, daß, während mein italienisches Weib in der Nacht vom 17. October körperlich in Neapel war, ihr Geist sicher in dem Augenblicke neben mir stand, wo eine sehr große Gefahr mein Leben bedrohte. Es mag sein, daß dem scharfsichtigen Instinkt und der Stärke der heiligen Liebe einer Frau Alles möglich ist; aber Berenice rettete mir sicher das Leben.

Die Elster.

(Taf. 34.)

Die Rabenvögel stehen in der Ordnung der Singvögel, obgleich sie gerade nicht die lieblichsten Sänger sind. So rauh und unangenehm indessen ihre Stimme auch klingt, so ist sie doch einiger Modulation fähig, und mehrere Arten sind sogar befähigt, die menschliche Stimme nachzuahmen und einige Worte nachsprechen zu lernen. Sie haben sämmtlich ein dunkles Gefieder, einen geraden, starken Schnabel mit übergebogener Spitze, scharfen Schneiden und von borstigen Federn bedeckten Nasengruben. Die Füße sind stark, Läufe und Zehen mit

Tafelschildern bedeckt, die Schwungfedern zugespitzt und der Schwanz bald abgestutzt, bald abgestuft. Ihre Nahrung besteht nicht nur in Körnern und Sämereien, sondern auch in Insekten, Würmern und Fleisch. Unter den vielen Gattungen, in welche die alte Gattung der Rabenvögel aufgelöst worden ist, gehört die der Elster zu den schönsten und interessantesten.

Die Elster, Pica caudata (Corvus pica *Linné*), kommt im größten Theile Europa's, Asiens und Nordamerika's vor. Noch im höhern Norden ist sie Standvogel und besucht im Sommer auch die Gebirge. Die Wälder liebt sie nicht, sondern mehr offene Landstriche mit kleinen Vorhölzern, Obstgärten, Wiesen und buschigen Flußufern. Sie ist ein allbekannter Vogel, und wer sie noch nicht gesehen hätte, müßte doch auch auf den kleinsten Spaziergängen ihr eigenthümliches „Schak, Schak — Schakerak" gehört haben; denn die Elster weiß den ungefährlichen Spaziergänger wohl von dem Schützen zu unterscheiden, macht sich aus der Nähe des Letztern bei aller Vorsicht gerade nicht viel und fliegt bei einer Störung selten weiter, ohne ihre holdselige Stimme hören zu lassen.

Die Brust, der Unterleib und der untere Theil des Rückens der Elster sind schneeweiß, alles Uebrige, auch Schnabel und Füße, bis auf die weißen Fahnen der großen Schwingen, ist schwarz, schillert aber prächtig in Grün, Stahlblau, Purpur und Violett. Besonders schön glänzen die langen, keilförmig abgestuften Schwanzfedern. Das lebhaft glänzende Auge ist dunkelbraun. Die Länge beträgt 18 Zoll, wovon 10 auf den Schwanz kommen. Zwischen Männchen und Weibchen herrscht kein erheblicher Unterschied. An der lebhaft weiß und schwarzen Färbung, dem langen gehobenen, häufig wippenden Schwanze und den abgerundeten Flügeln ist sie schon aus der Ferne zu erkennen. Ihr Flug ist von dem des Raben verschieden und weit schwerfälliger, mit häufigen Flügelschlägen; auf der Erde aber geht sie schrittweise, ziemlich wie der Rabe, und macht nur zuweilen einige Sprünge. Häufig sitzt sie in der Nähe der Wohnorte auf Bäumen und Zäunen, auch wohl auf Dächern einzelnstehender Häuser und schäkert und balgt sich mit den Gefährten, ohne jedoch einen Augenblick die nöthige Vorsicht zu vergessen.

Die Nahrung der Elster sind Insekten, Würmer, Schnecken und kleine Wirbelthiere, aber auch Feldfrüchte und Körner, Obst und Beeren. Sie leistet hiedurch allerdings einigen Nutzen, der jedoch schon den Verwüstungen gegenüber, die sie im Herbste in den Obstgärten anrichtet, wenig in Betracht kommt, sie ist aber auch ein halber Raubvogel und plündert nicht nur die Nester anderer Vögel, indem sie die Jungen und die Eier verzehrt, sondern sie überfällt auch die älteren Vögel und fängt junge Feldhühner und Wachteln und in Dörfern sogar Gänschen und Küchelchen weg. Dem Bauern stiehlt sie das Fleisch vom Brunnen, den Apfel vor dem Fenster weg, setzt sich auf den nächsten Zaunstecken oder Baum und fängt spöttisch ihr „Schak, Schak" zu krächzen an. Der auf unsern Fluren so unentbehrlichen Singvögel wegen muß ihrer zu starken Vermehrung Einhalt gethan werden, und der gewissenhafte Jäger vertreibt sie, zum Schutze des Kleingeflügels überhaupt, unerbittlich aus seinem Reviere. Sie ist übrigens eben so listig als vorsichtig und läßt sich vom Jäger so wenig, als vom Fuchs und der anschleichenden Katze überraschen. Man muß die boshafte Freude der Elstern gesehen haben, die eine schlafende Eule entdeckten. Mit höhnischem Geschäker umflattern sie dieselbe unter fortwährenden Angriffen so lange, bis sie endlich am hellen Mittag die Flucht ergreift. Vor der Krähenhütte umschwärmen sie auch den Schuhu mit wüthendem Geschrei, bis ein Schuß der lebhaften Scene ein Ende macht. Außerdem haben sie fast nur von größeren Raubvögeln, wie den Habichten, zu fürchten. Wie Naumann erzählt, schreit eine vom Hühnerhabicht ergriffene Elster kläglich und versucht umsonst sich mit grimmigen Bissen zu vertheidigen.

In einigen Gegenden gilt die Elster als Unglücksbote. Es gibt Leute, die ein Unglück fürchten, wenn ihnen eine Elster über den Weg fliegt, und einen Todesfall prophezeien, wenn dieser Vogel auf einem Hause sitzt, in dem sich ein Kranker befindet.

Im Norden, wie in Scandinavien, steht die Elster in ganz anderem Ansehen, sie ist dort gewissermaßen ein heiliger Vogel, den Jedermann, wie bei uns die Schwalbe, in Schutz nimmt. Der verschlagene Vogel zeigt sich deßhalb nicht nur sehr zutraulich, sondern sogar aufdringlich, und baut sein Nest nicht in den Gärten, sondern in den Gehöften selbst, wo man besondere Vorsprünge unter den Dächern für sie anbringt. Sie nistet dort, wie behauptet wird, schon um Weihnachten, bei uns geschieht dies Ende Februar. Sie wählt hiezu hohe Bäume, besonders Pappeln, in der Nähe der Ortschaften oder in Parken. Dürre Reiser und Dornen bilden die Unterlage des Nestes, welche oft ein wahres Flechtwerk bildet, das mit einer Lage von Lehm bedeckt und verbunden wird; hierauf folgt erst die napfförmige, mit Wurzelfasern und Haaren ausgefütterte Nestmulde, die oben noch mit einer Kuppel von Wurzeln und Dornen zum Schutze des brütenden Weibchens versehen ist, während sich der Eingang auf der Seite befindet. Dieses Nest, welches meist einen bedeutenden Umfang hat, enthält 7—8 grüne, braun besprenkelte Eier. Die Elstern sind zärtliche Eltern und beide emsig beschäftigt, ihre Sprößlinge mit Insekten, Schnecken, Regenwürmern und jungen Vögeln großzuziehen. Um das Nest nicht zu verrathen, begeben sie sich nur auf Umwegen und möglichst versteckt in dasselbe, auch vertheidigen sie es bei drohender Gefahr mit dem lobenswerthesten, furchtlosesten Muthe. Im Herbste sammeln sich die jungen Elstern in kleinen Schaaren und streifen von einem Orte zum andern. Die Paare trennen sich nie und leben in der musterhaftesten Ehe. Im Frühling und während des Nistens sind sie am lebhaftesten. Stundenlang schwatzen sie in so verschiedenartigen und mannigfach variirten Lauten, daß Elster eine sprüchwörtliche Bezeichnung allzugroßer Redseligkeit geworden ist.

Die Elster, besonders wenn sie jung ausgenommen wurde, wird bekanntlich in der Gefangenschaft sehr zahm, läßt sich mit allem Genießbaren füttern und kann ein Alter von 10 bis 20 Jahren erreichen. Leicht lernt sie Worte nachsprechen und Stückchen nachpfeifen, wobei man es mit der Deutlichkeit nicht eben genau nehmen darf. Ihre Begabung ist indessen sehr ungleich: manche lernen fast von selbst, während an andern alle Mühe vergeblich

ist; auch will man bemerkt haben, daß sie, wie mißrathene Kinder, Schimpfworte und Schelmenlieder leichter als etwas Anständiges behalten. Ihre Vorräthe, aber auch allerlei glänzende Dinge, für welche sie eine merkwürdige Vorliebe haben, pflegen sie zu verstecken, weßhalb nicht nur die „geschwätzige", sondern auch die „diebische Elster" als sprüchwörtliche Bezeichnung dient. Auch in den Nestern der Elstern auf Pappelbäumen hat man Ringe und andere schöne Dinge gefunden. Wo es Vögel gibt, mit deren Rechtsbegriffen es übel bestellt ist, da gilt es überhaupt aufzuräumen. —

Eine zahme Elster ließ sich aus einem Löffel füttern, lief aber, als der Hunger gestillt war, unter dem Gelächter der Gäste mit dem Löffel davon. Elstern haben aber auch Anlaß zu sehr ernsten Geschichten gegeben. In Paris wurde einst eine unglückliche Magd hingerichtet, welche ihrem Herrn Silberzeug gestohlen haben sollte. Sechs Monate nach der Hinrichtung fand man das Silberzeug bei Ausbesserung eines Daches, wohin eine Elster es geschleppt hatte. Viele Jahre lang wurde nun in der Kirche Jean en Grève eine Messe gelesen, die man die Elstermesse nannte. Aehnliche Geschichten werden auch von Raben erzählt, so in Merseburg, wo das Unglück einen treuen Diener des Bischofs traf, weßhalb noch jetzt im dortigen Dome zur Erinnerung ein Rabe gehalten wird.

C. F. A. Kolb.

Der Talisman.

Nach einer wahren Begebenheit.

(Schluß zu S. 233.)

III.

Zwei Tage später finden wir die beiden Freunde wieder beisammen in Fellers Stübchen.

Es ist Morgen.

Auf dem Tischchen am Sopha steht Fellers Kaffeemaschine, deren blechernen Leib eine mächtige Spiritusflamme umleckt. Die beiden jungen Männer sitzen auf dem Sopha.

Herrmann, der wieder Fellers Schlafrock trägt, schreibt an seine Mutter, berichtet ihr mit möglichster Schonung von dem Unglücke, das ihn am Sonnabend Abend betroffen hat, theilt ihr seinen Entschluß in Betreff der künftigen Existenz mit und spricht die Hoffnung aus, daß ihn das Wohlwollen eines hochgestellten Regierungsbeamten bei Ausführung seines bescheidenen Lebensplanes unterstützen werde.

„Ein Zufall ganz eigener Art," schreibt Herrmann, „führte mich mit diesem menschenfreundlichen Herrn zusammen; du würdest vor Schrecken nicht weiter lesen können, liebe Mutter, wollte ich dir den Hergang der ganzen Sache schriftlich mittheilen, denn der Anfang dieser Geschichte erweckt für den glücklichen Ausgang haarsträubende Zweifel. Ich behalte mir eine ausführlichere Mittheilung darüber bis zu meinem nächsten Besuche bei dir vor. Ich habe am Sonnabend das letzte Colleg gehört und werde nun im Laufe dieser Woche auch formell aus den Räumen der Wissenschaft scheiden, relegirt vom Vorstande der Verhängnisse. Der Abstand zwischen meiner bisherigen Carrière und meinem zukünftigen Wirkungskreise ist entsetzlich, und doch — fühle ich mich nicht so unglücklich mehr. So ernst mich auch das Ungewisse, das Schwankende meiner Verhältnisse in der letzten Zeit immer gestimmt hatte, — die Wahrheit meines Unglücks sah ich erst in dem Augenblicke vor mir, wo fühlende Menschen mir ihr Mitleid ausdrückten. Und kaum hatte ich mir das Trostlose meiner Lage selbst eingestanden, da wurde mir auch schon freundlicher Beistand versprochen, und ich werde mich auf der niederen Bahn, die ich dann sicheren Fußes betreten kann, wohler fühlen, als auf der schwindelnden Höhe, auf der ich ohne Anhalt, ohne Stützpunkt eine aussichtsreiche Ferne vor mir sah." —

Während Herrmann eine Seite nach der andern mit abwechselnd wehmüthigen und heitern Gedanken beschrieb, saß Feller im kurzen Tuchrocke und in Unterbeinkleidern in der andern Ecke des Sopha's, las andächtig in einem medizinischen Werke, überwölkte mitunter die Atmosphäre über dem Tische mit kräftigen Zügen aus seiner Pfeife und warf dann und wann Blicke nach der Spiritusflamme.

Da näherten sich draußen auf dem Gange schallende Schritte, die Thür wurde aufgerissen und der Bediente des Regierungsrathes v. Stein trat mit vornehmer Miene in das Zimmer. Ohne seine Mütze zu lüften, ging er auf die beiden Freunde zu.

„Ein Kompliment vom gnädigen Herrn Regierungsrathe," sagte er und warf ein versiegeltes Billet auf den Tisch.

Während Herrmann mechanisch nach dem Billet griff, das an ihn adressirt war, und es erbrach, war Feller von seinem Platze aufgesprungen und eilte zur Thür, durch welche sich der Bediente eben wieder schnell entfernt hatte.

„Bst, Bst!" rief er dem Enteilenden nach und ging, als er diesen zurückkommen sah, nach seiner Kommode.

Der Diener stand wieder im Zimmer und betrachtete mit merkwürdigem Lächeln den Mediziner, der sich ihm in seinem Stutzerrocke, in Unterbeinkleidern und Stiefeln näherte und ein kleines Packet aufband.

„Rathen Sie einmal, lieber Freund, was wohl hierin sein mag," redete Feller den Bedienten freundlich an und hielt ihm das Packet entgegen.

„Ach! ich merke schon, — Cigarren," antwortete der Gefragte, mit dem Kopfe nickend.

„Ganz recht," entgegnete Feller, „Cigarren, und obendrein ächte Havannah, — schmecken prachtvoll, sage ich Ihnen, kostet das Tausend drei und dreißig Thaler. Riechen Sie einmal."

Der Bediente hielt die Cigarren einige Augenblicke

an die Nase und gab sie mit erwartungsvollem Schmunzeln dem Studenten wieder.

„Sehen Sie," sagte Feller und band das Packet wieder zu, „wenn Sie hübsch artig an meine Thür geklopft, sodann die Mütze abgenommen und nach einem freundlichen ‚guten Morgen, meine Herren' sich Ihres Auftrags entledigt hätten, so würde ich mir's zum Vergnügen gemacht haben, Ihnen eine von diesen trefflichen, ächten Havannahcigarren zu kosten zu geben, so freilich mußten Sie sich begnügen, daran zu riechen."

Feller hatte inzwischen das Packet wieder vollständig zugebunden; der Bediente sah ihm verlegen dabei zu, spielte mit der einen Hand an der Thürklinke und drückte sich endlich etwas unschlüssig zur Thür hinaus.

„Dem Ueberbringer dieser Botschaft hättest du eigentlich nicht so mitspielen sollen," bemerkte Herrmann lächelnd, indem er das Billet auf allen Seiten betrachtete.

„Jedenfalls steht dieser Ueberbringer in sehr indirektem Zusammenhange mit dem Inhalte der Depesche," bemerkte Feller, mit dem Zuschieben des verquollenen Kommodekastens eifrigst beschäftigt. „Zeig' doch einmal her, was es eigentlich ist," fuhr er fort und trat zu Herrmann an das Sopha.

„Da lies," erwiederte dieser und reichte ihm das Billet.

„Herr Herrmann und Herr Feller wollen die Güte haben, heute Mittag ein Uhr an einem einfachen Mahle Theil zu nehmen, und dadurch auf's Freundlichste verpflichten

R. R. v. Stein nebst Familie."

„Schön gesagt, sehr schön gesagt," rief der Mediziner und rieb sich nicht ohne sichtliches Vergnügen die Hände. „Daran ist nur dein Pfeifenkopf schuld," fuhr er fort, während Herrmann die Ellenbogen auf den Tisch gestützt hatte, die Hände über dem Munde zusammenfaltete und mit beiden Daumen seine lächelnden Wangen kitzelte, „o! langersehnter himmlischer Augenblick!" sprach Feller mit nachgeahmtem theatralischen Pathos weiter, breitete beide Arme aus und verdrehte die Augen, „du wirst mich also endlich in die beiden Herzen einführen, die zwei Treppen tiefer in lauten Doppelschlägen vielleicht längst für mich gefühlt haben! Und der Weg zu diesen Herzen führt durch die Wellen einer kräftigen Suppe, hinweg über Braten mit Gemüse oder Compot, hierauf noch ein Gang Braten vielleicht, und endlich ein — doch halt einmal," unterbrach sich Feller plötzlich und suchte in seiner Zerstreuung mit beiden Händen die gewohnten Hosentaschen vergebens in den Unterbeinkleidern, „ich habe ja letzthin meinen Frack verkauft und kann doch unmöglich in diesem Rocke bei Tafel erscheinen?! Das ist faul, sehr faul."

„Mir bleibt ja auch nichts Anderes übrig," wandte Herrmann lachend ein, „auch ich muß mich in meinem Rocke präsentiren, der obendrein dem deinigen um Vieles nachsteht."

„Mit deinen Verhältnissen vertraut, wird bei dir der Herr Regierungsrath den Besitz eines Frackes nicht voraussetzen," erwiederte Feller, indem er in die Buckskinhosen fuhr, „was aber mich betrifft, so muß ich nothwendigerweise im Frack erscheinen, du hingegen sollst meinen Rock anziehen und ich werde jetzt dem Juden einen Besuch machen, der mir den Frack mit einem Spottpreise bezahlt hat. Wehe dem Bummler, wenn er den Frack schon vertrödelt hat."

Unter diesen Bemerkungen hatte sich Feller vollständig angekleidet, nahm in aller Kürze den Morgenkaffee zu sich und verließ heiter und wohlgemuth das kleine Zimmer . . .

Der Glockenschlag Eins war schon seit mehreren Minuten in den Lüften verstummt, welche die Thürme der Residenz umspielten; zahlreiche Equipagen durchrasselten die Straßen nach allen Richtungen, die in das Freie hinausführten, und schaukelten in ihren weichen Polstern lebenslustige Gruppen von Herren und Damen mit buntseidenen aufgespannten Sonnenschirmen; auf manchem Sopha in schattigen Stubenwinkeln dehnte und streckte sich manche Gestalt, die sich mit wehmüthigem Zaudern dem Mittagsschlafe entreißen mußte, und in den Kaffeehäusern klirrten Tassen und Löffel, fielen Dominosteine um, wurden Trümpfe ausgespielt und flogen Wirthe und Kellner hin und her.

Vor einer weißgefirnißten Flügelthüre aber, auf einem breiten, mit weißem Sande bestreuten Treppenabsatze standen zwei junge Männer in weißen steifen Halskrägen und mit weißen Manschetten um die schwarzbehandschuhten Hände.

Der Eine von ihnen suchte eben eine blankgeputzte Messingplatte an der Thüre als Spiegel zu benützen und strich sich einigemal den feinen Schnurrbart. Dann zupfte er noch einmal an dem weißen Taschentuche, das aus einer der hinteren Taschen seines Frackes diskret hervorsah. Der Andere hingegen rückte sich die Halsbinde zurecht und visitirte die einzelnen Knöpfe seines dunkelbraunen Rockes.

„So, nun kann es losgehen," sagte der Herr im Frack, und der Herr im Rock zog die Klingel, deren helles Geläute er eben nicht zum ersten Mal hörte.

Man kam von Innen gegangen, schob einen Riegel zurück und öffnete.

„Gehorsamer Diener, meine Herren," sagte der Bediente des Herrn Regierungsrathes v. Stein, verbeugte sich höflich und öffnete den Gästen eine zweite Thür.

Herrmann und Feller traten in ein niedliches, elegantes Empfangszimmer.

Der Bediente folgte ihnen und verschwand dann in einer Seitenthüre, durch welche bald darauf der Herr Regierungsrath v. Stein eintrat. Er empfing Herrmann mit einem herzlichen Händedruck und begrüßte den Mediziner auf das Freundlichste. Dann führte er die Herren in das Speisezimmer.

In der Mitte stand eine weißgedeckte Tafel mit sechs Tellern, eben so vielen Servietten und Löffeln und einer gleichen Anzahl Messer und Gabeln, wie Feller in aller Geschwindigkeit übersah. Drei Vasen mit duftenden Blumen geziert erhoben sich in gleichen Entfernungen von einander auf dem weißen Linnen. In der einen Fensternische sonnte sich eine Gruppe von drei Damen, in modefarbenen schweren Seidenkleidern, mit goldenen Brochen und Armspangen und kunstvollen Halskrausen mit à jour-Stickerei.

Die Damen wandten ihre Blicke von der Straße ab und dem Eintretenden entgegen. Herr Feller und Herr

Herrmann verbeugten sich und die Damen knixten ihrerseits.

„Herr Feller, Studiosus medicinä," wandte sich Herr v. Stein an die drei Damen, mit einem Wink der flachen Hand auf Feller deutend, und Feller verbeugte sich und die Damen knixten und lächelten. „Meine Gemahlin und meine Töchter," fuhr darauf Herr v. Stein fort und stellte dem Studiosus medicinä seine Familie vor, was natürlich ein erneutes Verbeugen und Knixen zur Folge hatte.

Bald darauf sehen wir den Regierungsrath in einem Gespräch mit Herrmann begriffen, der mit den Fingern auf einem Fensterkissen spielt und im Stillen darüber nachdenkt, auf welche Weise es dem Mediziner wohl gelungen sein mag, mit den Damen in dieser kurzen Zeit ein so lebhaftes, verbindliches Gespräch anzuknüpfen, wobei Feller mit routinirter Grazie bald die Hand in den Busen steckt, dann wieder einmal die Enden des Schnurrbartes dreht und an den schwarzen Glacéhandschuhen herumknöpft.

Endlich setzt man sich zur Tafel. Der Herr Regierungsrath obenan, hierauf seine Gemahlin, den nächsten

Das Heueinfahren im bayerischen Hochlande.

Stuhl erhält Herrmann, seine Nachbarin wird das eine Fräulein v. Stein, das die Ehre hat, von Herrmann für die jüngere Tochter gehalten zu werden, dann folgt Feller, und den Beschluß bildet das andere Fräulein v. Stein, welches, bei all ihrem jugendlichen Aussehen, von Feller für die Erstgeborene gehalten wird.

Unter vielfachem Stuhlrücken breitet sich unter dem Tische eine Serviette nach der andern auf Hose und Kleid aus. Der Bediente in blauem Rocke mit Silberaufschlägen bringt die dampfende Suppenterrine, und die Frau Regierungsräthin theilt eigenhändig die Portionen aus. Hierauf folgt Kalbsbraten mit Spinat und Eierstückchen, eingemachten Pflaumen und Kartoffelsalat, so daß Feller mit sich selbst in den gräßlichsten Streit geräth, welcher von den drei Variationen er wohl den Vorzug geben soll. Endlich ist ein Entschluß reif geworden, und während Herrmann in seiner Unschuld von dem Ersten, das cirkulirt, einige Gabelspitzen nehmen zu müssen glaubt und zu befangen ist, um von dem Kartoffelsalat keinen Gebrauch zu machen, — läßt Feller mit dem Anstande eines Weltmannes zwei Assietten rücksichtslos weiter gehen, bis der Spinat mit den Eierstückchen an die Reihe kommt.

Der Bediente bringt den Wein und der Herr Regierungsrath füllt die Gläser.

„Auf die dauernde edle Freundschaft unserer beiden werthen Gäste!" spricht Herr v. Stein und hebt den blinkenden Becher.

Die Gläser klingen wie Glockengeläute zusammen, und am Schlusse der Ceremonie befindet sich Feller bereits

unter dem Tische und ist glücklich, seiner holden Nachbarin die Serviette aufheben zu können. Ein freundliches Kopfnicken und ein leises Erröthen lohnt den Liebesdienst.

„Als Verehrer der Musik haben Sie gewiß auch die letzte Soirée Rubinsteins besucht?“ fragte das Fräulein, das die Serviette verlor und von der Schwester vorhin Jeannette gerufen wurde.

Feller ist eben im Begriffe, ein Stückchen Ei mit einem starken Anhange von Spinat in den Mund zu stecken, will, da er sich angeredet sieht, die Gabel von dem Munde noch zurückhalten und verliert dabei das Stückchen Ei mit dem Spinat auf die Serviette, die glücklicherweise die Buckskinhosen vor jeder direkten Berührung schützt.

„O weh!“ sagte Fräulein Jeannette mit verbissenem Lachen und der Mediziner bittet um Entschuldigung, während sich der Spinat auf der weißen Serviette etwas breit macht. Mit kühner Entschlossenheit kratzt indessen Feller mittelst des Messers den Klex wieder weg und benützt ein momentanes Abwenden seiner Nachbarin, um die verlorenen Bissen mit der Schnelligkeit eines Taschenspielers unter den Inhalt seines Tellers zu mischen.

Der Herr v. Stein nöthigt Herrmann fortwährend zum Trinken, und Fräulein Louise, seine Nachbarin, hat in ihm eine unverkennbare Vorliebe für Singvögel entdeckt und ein längeres Gespräch über ihre Nachtigall mit dem Juristen eingeleitet, wobei die Erwähnung der Mehlwürmer nicht zu vermeiden ist. Inzwischen kommt der dritte Gang: Geflügel mit Pastete.

Mit großer Virtuosität tranchirt Feller seine Taube, während Herrmann verzweifelte Anstrengungen macht, die Glieder der gebratenen Unschuld möglichst geräuschlos zu zersäbeln, und bei dieser Gelegenheit nicht verhüten kann, daß ein Taubenbeinchen, von dem das Messer abrutschte, auf Fräulein Louisens Teller springt. Die Adressatin dieser Dedikation blickt den verlegenen Urheber mit verzeihendem Lächeln an, Feller schielt nach Fräulein Jeannette und erlaubt sich ebenfalls ein argloses Lächeln, als er diese ihrerseits auch lächeln sieht. Hierauf ißt Jeannette wieder weiter und Feller lehnt sich in den Stuhl zurück und zieht die beiden Zipfel der Weste herab.

Herrmann ist etwas schweigsam geworden, und wer ihn scharf beobachtet hätte, der würde seine Lippen auch in denjenigen Augenblicken in Bewegung gesehen haben, wo sie nichts zu kauen hatten. Sein dankbares Herz hat ihm, während Feller zu dem Juden gegangen war, der glücklicherweise noch keinen Reflektanten für den Frack gefunden hatte, einen kleinen Toast in die Feder diktirt, den er sich soeben im Stillen noch einmal überhört. Schon viermal hat er das Messer in die Hand genommen, um durch einen Schlag an sein Glas das übliche Zeichen zu geben, aber regelmäßig hat er es entmuthigt wieder weggelegt oder schnell ein Stück Fleisch damit zerschnitten.

Jetzt ist er aber zu dem entscheidenden Schritte fest entschlossen; ehe er sich recht besinnt, schlägt die Messerklinge an das Glas und Herrmann erhebt sich.

Das tiefe Schweigen, das plötzlich eintritt, beraubt ihn schier aller Geistesgegenwart. Der erwartungsvolle Blick aus Louisens Auge beklemmt ihm das Herz. Aber er faßt sich und beginnt mit zitternder Stimme:

„Dem Ehrenmann —
Der, nie vom Glanz der Welt geblendet,
Den freien Blick nach abwärts wendet,
Sein Ohr an fremde Herzen neigt
Und freundlich sich zum Unglück beugt,
Der — der — der“

stotterte Herrmann, von einem harmlosen Seitenblick Louisens außer Fassung gebracht; — es half Alles nichts — Herrmann blieb stecken.

Da erhob sich schnell Feller und fuhr, mit dem Glase in der Luft, improvisirend fort:

„Der von der Bosheit gift'ger Tücke
Wohl trennt des Zufalls arg Geschicke,
Und nicht vergilt dem armen Tropf
Was nur verdient sein Pfeifenkopf —
Dem Ehrenmann, wie all den Seinen,
Mag lange noch des Glückes Sonne scheinen.
Sie leben hoch!“

„Hoch!“ stimmte schnell Herrmann ein, der bis hinter die Ohren roth mit erhobenem Glase bewegungslos stehen geblieben war, seine Verlegenheit aber von Fellers entschlossenem Humor und der dadurch allgemein entstandenen Heiterkeit — wohlthuend bemäntelt sah.

Hell und klar klangen die Becher zusammen.

Endlich erschien das Dessert: Torte mit Traubenrosinen und Knackmandeln, welche letzteren der Mediziner mit einer Fertigkeit und Präcision aufknackte, die Fräulein Jeannette in den schmeichelhaftesten Ausdrücken anerkannte, während Herrmann, mit der Behandlung dieser Frucht ganz unbekannt, die erste Knackmandel zwischen die Zähne nahm, um sie wie eine Nuß aufzubeißen. Nummer Zwei dagegen, die der Jurist, gleich den Anderen, mit den Fingern öffnen wollte, entschlüpfte seiner Hand und sprang dem Mediziner in eine Falte seines Vorhemdchens. Rücksichtsvoll nahm sich daher die Frau Regierungsräthin ihres Nachbars an und knackte ihm mit ihren zarten weißen Fingern ein Dutzend auf.

So war allmälig die heiterste und gemüthlichste Stimmung an der Tafel eingetreten. Witzworte flogen herüber und hinüber. Der Regierungsrath, der, wenn er sprach, stets den gläsernen Messerhalter zwischen den Fingern drehte, wandte sein Interesse bald Herrmann, bald Feller zu; seine liebenswürdige Gemahlin nahm bald an der Unterhaltung Theil, welche zwischen Fräulein Louise und Herrmann, dem der ungewohnte Wein rothe Wangen und etwas gläserne Augen gemalt hatte, lebhaft geführt wurde, bald beugte sie sich nach Feller zu, welcher mit der ernstesten Miene seinen geistreichen Unsinn vor Fräulein Jeannette ausschüttete und auf diese Weise fast nie die Grübchen aus dem Auge verlieren konnte, die sich beim Lächeln auf den Rosenwangen der jungen Dame reizend eindrückten.

Die Torte war zur Hälfte vertilgt, der Vorrath der Knackmandeln und Traubenrosinen hatte in Besorgniß erregendem Grade abgenommen, die Zeiger der Alabasteruhr unter der gläsernen Glocke wiesen auf halb Vier, — da füllte der Regierungsrath noch einmal die Gläser.

Mit dieser Funktion fertig, gab er mit Messer und Glas das wohlbekannte Zeichen, erhob sich und begann: „Auf das künftige Wohl unseres jungen Freundes,

des Herrn Herrmann, der als Kopist jedenfalls eine traurige Rolle spielen würde und daher von morgen an wieder die Collegia so fleißig besuchen soll wie seither. Gott segne seine Studia!" schloß der Regierungsrath lächelnd.

Die Stühle rückten wieder, als sich sämmtliche Tafelgäste erhoben und die vollen Gläser zusammenklingen ließen.

Frau v. Stein und ihre Töchter lächelten vergnügt, Feller lächelte den Freund mit einer Art Gönnermiene an und Herrmann färbte sich noch röther als ihn der Wein schon gefärbt hatte. Er wußte nicht, welche Bedeutung er den dunkeln Worten seines hohen Gönners beilegen und was er darauf erwiedern solle.

„Ich will Ihnen eine Mittheilung nicht länger vorenthalten," sagte endlich Herr v. Stein zu Herrmann und spielte wieder mit dem gläsernen Messersatz, „die Ihnen zur Wiederbelebung Ihres Muthes und Ihrer Hoffnungen nothwendig ist. Es ist mir nämlich ohne Mühe gelungen, Ihnen zur Fortsetzung Ihres Studiums ein Stipendium auszumachen. Für alle weiteren Bedürfnisse, welche für Studium und Leben unentbehrlich sind, ist außerdem gesorgt," fuhr der Regierungsrath fort, während Herrmann vor Ueberraschung mit dem Zusammenlegen seiner Serviette innegehalten hatte; „schreiben Sie diese Wendung Ihrer Verhältnisse aber durchaus nicht mir zu, wenn ich bitten darf, sondern nur Ihrem Fleiße und Ihrer Redlichkeit, — zwei Tugenden, die mir sehr glaubwürdige Männer an Ihnen rühmten und die Ihrem Bewußtsein eine schönere Befriedigung geben müssen, als es jede laute Anerkennung meinerseits im Stande wäre. — Ich wünsche gesegnete Mahlzeit," schloß der Regierungsrath und erhob sich von seinem Stuhle, worauf die Uebrigen unter allgemeinem Stuhlrücken seinem Beispiele folgten.

Herrmann hatte keinen Ausdruck für alle die Gefühle, welche das Manifest des edlen Regierungsrathes in ihm emporregte. Er eilte auf Herrn v. Stein zu und erfaßte seine Hand, um sie zu drücken und zu schütteln, und lange blieb er in dieser Situation, ehe er ein Wort über die Lippen zu bringen vermochte.

„Herr Regierungsrath! ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken soll," stammelte Herrmann, während er noch immer dessen Hand schüttelte, „womit habe ich diese Liebe und Aufopferung verdient? Und womit soll ich —"

„Ich habe Ihnen bereits vorhin die Quelle genannt, aus welcher Sie Alles herzuleiten haben," unterbrach ihn Herr v. Stein, „lassen Sie es damit abgethan sein und ringen Sie nicht etwa nach dem Ausdrucke einer Dankbarkeit, die ich nicht verdiene."

Der Regierungsrath ließ die Hand des Studenten los und ging nach einem anstoßenden Gemach.

Aber Herrmann folgte den Regungen seines Herzens, eilte zur Frau Regierungsräthin und drückte ihr stumm die Hand und bedachte in seiner Freude auch die beiden jungen Damen mit einem warmen Händedrucke.

Unterdessen war der Regierungsrath wieder zurückgekehrt und öffnete der Gesellschaft eine anstoßende Flügelthür, welche in das elegante Gesellschaftszimmer führte. Dort mögen die glücklichen Menschen den Rest des Tages froh und heiter verbringen — die Herren im Dufte der feinsten Cigarren schwelgend, die der Regierungsrath seinen Gästen präsentirte, die Damen abwechselnd am Jacaranda-Flügel, dessen Tasten unter ihren wohlgeübten Fingern die schönsten Gedanken des unsterblichen Mozart feierten, während Feller, der über Tische von seiner musikalischen Bildung etwas mehr gesagt hat, als er verantworten kann, den galanten Notenumwender spielt, mit weit aufgerissenen Augen Takt für Takt nachliest und, wenn er im Sturme des Allegro den Faden verliert, den Augen der Spielerin folgt. Scheinen diese über die unteren Regionen der Seite zu gleiten, so faßt er die Ecke des Notenblattes mit zwei Fingern und wendet einige Minuten später die Seite um, wobei es natürlich nicht fehlen kann, daß er bald zu früh, bald zu spät kommt. Ehe er sich nach Beendigung des Spiels an den servirten Kaffeetisch setzt, tritt er erst einmal an's Fenster und wischt sich mit seinem weißen Taschentuche den Schweiß von der Stirn, denn er hat als Notenumwender mehr geschwitzt als die Spielerinnen selbst.

* * *

Der Student jur. Herrmann bewohnt jetzt ein freundliches Zimmer neben Feller, das ihm der Regierungsrath gemiethet hat. Das kleine Eigenthum, das ihm das Feuer raubte, scheint sich wie ein Phönix in schöner, verjüngter Gestalt aus der Asche erhoben zu haben, und die alten geretteten Bücher verschwinden unter zwei Reihen neuer dicker Bände, welche in musterhafter Ordnung auf dem dunkelpolirten, nagelneuen Regal aufgestapelt sind. Fast jeden Sonntag sitzt Herrmann in der Familie des Regierungsrathes zu Tische und hat nicht nöthig, sich Fellers Rock dazu zu borgen.

Wenn Herrmann unerwartet seinem Stubennachbar einen Besuch macht, da überrascht er diesen zuweilen über den eifrigsten musikalischen Studien, die in nichts Anderem als in Notenlesen bestehen und den Mediziner nebenbei zum Notenumwenden ausbilden sollen; häufige Einladungen von unten geben Feller auch Gelegenheit, die Fortschritte zu zeigen, die er in jener Kunst gemacht hat.

Wenn aber der Mediziner mitunter unerwartet in die Klause des Juristen getreten ist, so hat er den jungen Mann oft in der Betrachtung kleiner Pfeifenkopftrümmer überrascht, die in einem Schächtelchen mit Watte ein bleibendes Asyl gefunden haben. . . .

Herrmanns zunehmende Schüchternheit gegen Louise, Fellers wachsende Galanterie für Jeannette eröffnen eine ahnungsvolle Perspektive auf eine engere Vereinigung der beiden Studiosen mit der Familie v. Stein.

Gustav Höcker.

Die Engelsburg (Moles Hadriani).

(Taf. 35.)

Dieses prächtige Mausoleum errichtete Kaiser Hadrian in den Gärten der Domitia für sich und die Glieder seiner Familie nach seiner Zurückkunft von seiner großen Rundreise durch die Provinzen des römischen Reichs; es wurde aber, wie eine Inschrift an demselben bezeugt, erst unter seinem Nachfolger Antonius Pius vollendet (140 n. Chr.). Der runde, aus Travertin-Quadern aufgeführte Massenbau, dessen Durchmesser jetzt noch 200 röm. F. beträgt, erhob sich auf einem großen viereckigen Unterbau ebenfalls aus Travertin-Quadern von 275 F. Seitenlänge, an welchem die Namen der von Hadrian bis auf Caracalla dort begrabenen Kaiser standen. Zu den Zeiten des Kaisers Honorius wurde es durch Schenkelmauern, die es mit der zu derselben führenden Tiberbrücke verbanden, in die Befestigung der Stadt hereingezogen. Nachdem es mehrfache Belagerungen und Eroberungen ausgestanden und endlich von den Römern selbst aus Erbitterung über die unter dem Gegenpapst Clemens VII. von dieser Burg aus erlittenen Drangsale bis auf die Masse des Rundbau's zerstört worden war, ließ Papst Bonifacius IX. (1389—1404) die Veste wieder herstellen, die unter Papst Nicolaus V. noch mehr befestigt wurde. Die gegenwärtig vorhandenen Außenwerke dagegen rühren erst von Papst Urban VIII. (1623—1644) her. Durch die mancherlei Belagerungen und Zerstörungen, die es im Laufe der Zeiten erlitt, ist es äußerlich so von all seiner ursprünglichen Pracht entblößt, daß man sich kaum einen Begriff von seinem ehemaligen Zustande machen kann. Von seiner Basis führte ohne Zweifel eine Treppe zu dem ursprünglichen Eingang des Grabmals, die gerade nach dem Mittelpunkt der Tiberbrücke hin lag. Vor der Bekleidung mit parischem Marmor, die nach Procopius das ganze Gebäude überzog, sind kaum noch Spuren vorhanden. Das Mausoleum war ohne Zweifel reich mit Statuen geschmückt, namentlich sollen auf den vier Ecken desselben vier Pferde aus vergoldetem Erze gestanden haben. Im Mittelpunkte des Gebäudes befand sich die eigentliche Grabkammer, zu der man jetzt mittelst einer unter Papst Alexander VI. angelegten Treppe gelangt. Sie ist viereckig, hält 37 römische Palmi in's Gevierte und 48 ½ Palmi in die Höhe. Rechts und links sind große viereckige Nischen und Bänke zur Aufstellung von Aschengefäßen, in der Mitte ist Raum für die Sarcophage. Das Licht erhält die Kammer durch antike, schräg aufgehende Oeffnungen an beiden Seiten des Gewölbes. Auf der Spitze des Gebäudes, das jetzt theils zu Wohnungen für den Kommandanten der kleinen Veste, theils zu Gefängnissen für Staatsgefangene und einen Theil der in Rom zu Zwangsarbeit verurtheilten Galeerensklaven eingerichtet ist, steht ein kolossaler Engel von Bronze, den Papst Benedikt XIV. nach einem Modell des Niederländers Verschaffelt anfertigen ließ. Dieser Engel ist dargestellt das Schwert in die Scheide steckend, zur Andeutung des Engels, der Gregor dem Großen zum Zeichen des Aufhörens der Pest auf diesem Mausoleum erschienen sein soll, und von dieser Sage scheint das Kastell den Namen Engelsburg (Castello di San Angelo) erhalten zu haben. Die von Hadrian erbaute und von ihm Pons Aelius benannte Brücke, über die man aus der Engelsburg in die Stadt auf dem linken Tiberufer gelangt, ist mit mehreren Statuen geschmückt, unter denen am Eingang zu derselben die beiden Apostel Petrus und Paulus besonders zu erwähnen sind.

Am Vorabend und am Abend des St. Peterstages, am Osterfeste und zuweilen auch zu Ehren fremder fürstlicher Personen wird auf der Engelsburg ein Feuerwerk abgebrannt, das insbesondere durch die sogenannte Girandola (Feuerrad), bei dem 4500, bisweilen doppelt so viele Raketen garbenartig auffliegen und das Bild eines vulkanischen Ausbruchs darstellen — einen großartigen Eindruck hervorbringt.

Die Entdeckung von Australien.

Das Jahr 1869 ist das Säcular-Jahr einer ungewöhnlich großen Menge welthistorisch wichtiger Begebenheiten. Unter Anderem verrinnt auch mit ihm gerade ein Jahrhundert seit dem Beginne der so bedeutungsvollen, bis 1771 dauernden ersten Weltumsegelung Cook's. Nicht daß er auf derselben, in welcher Beziehung wir sie hier ausschließlich in's Auge fassen, den fünften Welttheil unsrer Erdoberfläche entdeckt hätte, aber sie verhalf dazu, uns mit Australien zuerst näher bekannt zu machen. Denn die Entdeckung jenes Inselkontinents der Südsee überhaupt datirt schon aus dem sechzehnten Jahrhundert, ist aber heute noch nicht als beendet anzusehen.

Seit den Zeiten Vasco de Gama's haben ihn nach einander die Portugiesen, Holländer und Engländer besucht und kolonisirt; erst in jüngster Zeit ist das Innere Australiens seiner ganzen Länge nach durchschritten worden; bedeutende Städte haben sich an der Süd- und Ostküste erhoben und sind in raschem Aufblühen begriffen. Und dennoch sind große Theile des Landes noch undurchforscht und der Kultur bis jetzt verschlossen.

Die Geschichte der bisherigen Entdeckungen hinsichtlich Australiens weist eine Reihe von interessanten und heldenhaften Abenteuern, sowie von vielen Beweisen seltener Fähigkeiten, von Ausdauer, Energie und Anstrengungen auf; die Folgen dieser Entdeckungen sind in Anbetracht der Ausbreitung unsrer Rasse und der Bereicherung unsres Wissens nicht weniger bemerkenswerth, und früher oder später dürfte Australien auf unsre Civilisation und auf den Handel Europa's einen eben solchen Einfluß ausüben, wie seiner Zeit die Erschließung Amerika's. Auch die geologischen Verhältnisse Australiens

liefern uns ganz neue Probleme; seine physische Geographie weicht in vielen Einzelheiten von der der andern Kontinente ab, seine Scenerie, seine Erzeugnisse, seine Urbewohner sind eben so sonderbar als merkwürdig.

Australien ist ja sprüchwörtlich das Land der Gegensätze, von denen die folgenden Punkte immer als vorzüglich angeführt werden, sobald es auf die Unterscheidung von Europa und Neuholland ankommt. Zuerst der Gegensatz von Tag und Nacht, denn während wir hier wachen, schläft man dort; dann der Gegensatz der Jahreszeiten, denn während man hier um Weihnachten mit klingendem Schellenspiel über die schneebedeckten Landstraßen dahinfliegt — der Wind darf freilich nicht so anormal wie Ende 1868 sein —, mähet der erschöpfte Kolonist im Schweiße seines Angesichts die üppigen Kornfelder, womit es denn auch zusammenhängt, daß dort der längste Tag in den December, der kürzeste des Winters aber in den Juni fällt. Ferner steht am Mittag die Sonne nicht, wie bei uns, im Süden, sondern im Norden, daher man den heißen, erstickenden Nordwind beklagt, den kühlen, erfrischenden Südwind dagegen und den gesunden Ostwind willkommen heißt, und außerdem bei schlechtem Wetter das Quecksilber des Barometers steigen, bei gutem Wetter fallen sieht; die Thäler sind kühl, die Bergspitzen warm; die ursprünglichen Bewohner gehen nackend, jedenfalls aber entkleiden sie sich völlig, wenn sie zu — Balle gehen, wozu wir in Europa uns gerade noch besonders anzukleiden pflegen; unter den dort wohnenden Europäern gibt es weder Bettler, noch eigentliche Arme. — Als Merkwürdigkeit des Pflanzenreiches gilt es, daß die meisten Blumen keinen Geruch haben, die Bäume so gut wie ohne Schatten sind, weil ihre Blätter der Sonne nicht die obere Fläche, sondern den Rand der einen Seite zukehren; die Kirschen aber haben ihren Kern auswendig sitzen. Die Schwäne sind schwarz, die Adler weiß, und die meisten Vögel ohne Gesang, nur daß der Kuckuck des Nachts, einige Eulen aber am Tage schreien; die Bienen haben keinen Stachel, Säugethiere legen Eier und ein kleiner Vogel (Melliphaga) hat statt der Zunge einen kleinen Besen oder Pinsel im Munde, um Honig aus den Blumen zu gewinnen . . .

Die Frage, wie weit die Existenz Australiens von den klassischen Völkern des Alterthums geahnt wurde, ist kaum der Erörterung werth. Schon Aristoteles hatte kraft seiner genialen Phantasie eine dunkle Vorstellung von einem noch unentdeckten Lande auf der südlichen Weltkugel, welches Asien und Europa korrespondirend gelegen sei. Bekannt sind auch die schönen Verse, in welchen Virgil die Antipoden beschreibt, und Plato, Seneca, Manilius und Andere scheinen an große noch unentdeckte Welten, weit über den Säulen des Herkules gelegen, gedacht zu haben. Die abergläubische Ignoranz des Mittelalters hüllte zwar das Meer in geheimnißvolles Dunkel, aber schon am Ende des dreizehnten Jahrhunderts führten Handelsverbindungen und Forschungseifer den Venetianer Marco Polo tief in das Innere Asiens hinein, wo er, bis China vordringend, fünfundzwanzig Jahre lang verweilte, und in Peking, der Hauptstadt des von den Nachkommen eines Dschengis-Chan beherrschten Tatarenreiches, unermeßliche Schätze und reiche Lebenserfahrungen sammelte. Nachdem er dann, in seine Vaterstadt zurückgekehrt, die Verwandten durch vorgebliche Armuth geprüft und durch Großmuth beschämt hatte, erzählte er den lauschenden Mitbürgern von den Wundern der durchwanderten Gegenden, von der Pracht Pekings und den goldenen Dächern Cipangos, und berichtete dabei von einem großen Südlande, welches er selbst zwar nie gesehen hatte, dessen Existenz aber von den Chinesen schon von Alters her bekannt war.

Man hat freilich behauptet, Marco Polo habe mit dem großen Südlande nicht Australien meinen können, weil er unter den Produkten desselben Gold und Elephanten angeführt, allein auch unter den schwarzen Bewohnern der Nordküste Neuhollands finden sich Sagen, in denen erzählt wird, daß vor alten Zeiten chinesische Seefahrer daselbst gelandet, von den wilden Stämmen jedoch ermordet worden seien, und zum Ueberfluß hat man vor etwa sechzehn Jahren an dieser Nordküste chinesische Ruder und andere zur Seefahrt nöthige Instrumente aus älterer Zeit aufgefunden, die so tief unter angeschwemmtem Sande verborgen lagen, daß man behauptet, es müßten Jahrhunderte verflossen sein, ehe sich Erdschichten von einer solchen Dicke über den Gegenständen bilden konnten.

Dem sechzehnten Jahrhundert war es vorbehalten, nebst Amerika auch die Inseln des Stillen Oceans und Australien zu entdecken.

Die ersten Europäer, welche die australische Küste erreichten, waren höchst wahrscheinlich die Portugiesen, welche bereits das Cap der guten Hoffnung umschifft hatten und bis in's indische Meer vorgedrungen waren. Doch wird ihnen diese Ehre von Frankreich, Spanien und Holland streitig gemacht. Die Holländer traten nach dem Verfall des Reiches Philipps II. die Erbschaft der Spanier im südlichen Ocean an. Manche ihrer Schiffe wurden auf dem Wege nach Indien oder den Gewürz-Inseln an die Felsenriffe verschlagen, welche die Westküste Amerika's einsäumen. Gelegentlich wurden auch von der holländischen Regierung Entdeckungsreisen nach der mysteriösen Küste veranstaltet. Die interessanteste dieser holländischen Fahrten war die, welche 1642 Abel Tasman unternahm und auf der er die Insel Vandiemensland oder, wie man neuerdings angefangen hat sie zu nennen, „Tasmania" entdeckte. Er wußte jedoch nicht, daß das von ihm entdeckte Land eine Insel sei, sondern er hielt es für den südlichsten Theil des Festlandes, den er während einer elftägigen Landung für die Ostindische Compagnie in Besitz nahm und dem gleichzeitigen Gouverneur von Batavia zu Ehren Van Diemensland nannte. Auch Maria, die schöne Tochter dieses Gouverneurs, deren Bild ihn auf den fernsten Reisen begleitet zu haben scheint, finden wir von Tasman überall, im Norden, Süden und Osten Australiens, verherrlicht und geehrt, indem er den geliebten Namen zwar nicht in alle Rinden oder in jeden Kieselstein einschnitt, aber auf neu entdeckte Inseln und Gegenden übertrug und dadurch das Gedächtniß seiner Huldigung für die späteste Nachwelt aufbewahrt hat.

Noch zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts aber war kein einziges Schiff bis zum nunmehrigen Stapelplatz eines großen Handels und dem Sitze einer entwickelten Civilisation, zur östlichen und südöstlichen Küste vorgedrungen. Die Holländer hatten die fixe Meinung,

Neuholland, wie sie das Land getauft, erstrecke sich bis zum südlichen Eismeer und hänge mit Tasmanien und Neu-Guinea zusammen. Auch wußten sie mit den ihnen bekannten Küstenstrichen nichts anzufangen. Sie errichteten keine Kolonien und hatten es bald weg, daß mit den barbarischen Bewohnern kein Handel zu treiben sei. So beschränkten sie sich darauf, zum Zwecke ihrer Schifffahrt Aufnahmen der westlichen Küsten zu machen.

Während dieser ganzen Zeit hatte kein Engländer das Land, welches das große Inselvolk der Civilisation entgegenführen sollte, gesehen oder betreten. Der Pirat William Dampier, der Schrecken der spanisch-amerikanischen Kolonien, war der Erste, welcher die englische Flagge in den australischen Gewässern entfaltete. Im Januar 1688 ging er gegenüber der Westküste vor Anker, und drei Jahre später wurde er von der englischen Regierung zur Erforschung dieser Strecke ausgeschickt.

Allein der ersten Fahrt folgte nicht so bald eine zweite, und keine der seefahrenden Nationen machte Miene, von dem herrenlosen Lande faktisch Besitz zu nehmen. Mit der Macht Hollands ging es bereits merklich bergab, und England wie Frankreich waren durch Kriege fortwährend beschäftigt. So entschwand Neuholland wieder den Blicken Europa's, oder wurde als ein unbekanntes Land von riesiger Ausdehnung mit unwirthlichen Küsten gedacht. Wie nebelhaft die Ansichten über Australien noch ein Menschenalter vor der Gründung der ersten Ansiedlungen waren, geht schon aus der Einen Thatsache hervor, daß der englische Humorist Swift in die Gegend der heutigen Kolonie Victoria als einer außerhalb der Grenze menschlicher Forschung gelegenen Region sein Liliput verlegte.

Erst vor etwa hundert Jahren, wie gesagt, wendeten sich die Blicke der Engländer ernstlich der großen Insel zu. Im Jahre 1768 erhielt James Cook *) von Georg III. den Auftrag, Neuholland zu erforschen. Im Jahre darauf unternahm der berühmte Seefahrer, begleitet von verschiedenen ausgezeichneten Gelehrten, in einem kleinen Schiffe von nur 300 Tonnen die große Reise, durchkreuzte die Südsee und bekam am 19. April 1770 zuerst den südöstlichen Winkel Neuhollands zu Gesicht. An der Ostküste, in der weltbekannten Botany-Bay, wurde die erste Landung ausgeführt und dieser Stelle ein Name beigelegt, den sie dem Reichthum an Pflanzen zu verdanken hatte, mit denen Sir Joseph Banks und der schwedische Botaniker Dr. Solander hier Bekanntschaft machten, und von denen eine Gattung von Sträuchern, Banksia, den Namen des Ersteren, dieses Mäcens jener Zeit, trägt. Der freundliche Eindruck, den dieser erste Landungsplatz auf alle Theilnehmer der Reise machte, bewog den Kapitän Cook, ihn als einen passenden Ort zur Anlegung einer Strafkolonie zu empfehlen, — ein Plan, der, wie wir sehen werden, achtzehn Jahre später von der Regierung ausgeführt wurde. Cook aber segelte von Botany-Bay der Ostküste entlang, nahm von derselben unter dem Namen Neu-Südwales für den König von England Besitz und wendete sich dann durch die Torresstraße nach Neu-Guinea.

*) Eine Tochter Cook's starb erst im September 1867 zu Colchester in einem Alter von 104 Jahren!

Durch Cook's Entdeckungen wurde festgestellt, daß die australischen Südküsten keineswegs bis zum Südpol reichten; daß sie von demselben durch das Meer getrennt, sowie in einigen Theilen bewohnbar seien, und daß eine breite und schiffbare Straße Australien von Neu-Guinea scheide. Auch Cook vermuthete, als er die Südküste umschiffte, daß er sich in der Nähe von Tasmanien befände; diese Thatsache aber richtig zu stellen und die wirkliche Form Australiens zu zeigen, blieb einem Andern überlassen. Natürlich lenkten Cook's Entdeckungen die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich; mehrere französische und englische Expeditionen nach dem großen südlichen Kontinente, welche sie veranlaßten, hatten jedoch keine nennenswerthen Resultate, und der Ausbruch des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges machte diesen friedlichen Missionen bald ein Ende.

Aber indirekt sollte dieser Krieg auch für Australien nicht ohne Wirkung bleiben, denn da er für England unter Anderem auch den Verlust der amerikanischen Strafkolonien zur Folge hatte, so mußten für den Auswurf der englischen Gesellschaft neue Ablagerungsstätten gesucht werden. Da gedachte man des Cook'schen Vorschlages, und so kam es, daß die dunkelfarbigen Wilden von Botany-Bay im Januar 1788 neun fremde Schiffe ihren Ufern zusteuern und eine Schaar weißer Männer ausschiffen sahen, welche Tod und Verderben bringende Waffen trugen und Werkzeuge mit sich führten, um mitten in der Wildniß des Urwaldes eine Reihe von sonderbaren und großen Hütten aufzuführen. Es war dies die erste Kolonie von Sträflingen, Emigranten und Matrosen, welche unter dem Befehle Arthur Philipps, des ersten General-Gouverneurs von Neu-Südwales, das unermeßliche Land in Besitz nahm und den Vortrab jener Armee der Civilisation bildete, die sich in so kurzer Zeit den ganzen Welttheil unterwarf. Diese erste Niederlassung wurde bei Sidney in der Nähe des prächtigen Hafens Port Jackson gegründet, und eben als die ersten Kolonisten an den Aufbau der nunmehrigen Hauptstadt von Neu-Südwales gingen, kamen an der Küste zwei fremde Segel in Sicht und die Ansiedler tauschten mit den Ankömmlingen herzliche Grüße aus. Diese Schiffe gehörten zur Expedition des unglücklichen Lapeyrouse, der, nachdem er Botany-Bay wieder verlassen, spurlos verschwunden blieb. Erst etwa vierzig Jahre später erfuhr man etwas von dem traurigen Schicksale dieser Expedition. Die stolzen Fregatten hatten bei der zum Heiligen-Geist-Archipel gehörigen Insel Mallicolo Schiffbruch gelitten, was aber aus Denen geworden, die sich daraus gerettet, ist bis heute unbekannt geblieben.

Mehrere Jahre hindurch machte trotz jener Ansiedlung die Erforschung Australiens nur geringe Fortschritte; man beschränkte sich auf die leicht zugänglichen Küstenstriche und hielt die hohen, dichtbewaldeten Bergketten, welche sich nicht weit vom Ufer in wilder Schönheit erhoben, für eine unübersteigliche Grenze. Auch die Expeditionen zweier kühner Privatmänner, George Baß und John Flinders, welch' Letzteren Napoleon sieben Jahre lang auf Mauritius gefangen halten ließ, verhalfen trotz ihrer sonstigen werthvollen Resultate zu keinem Aufschluß über das Innere Australiens. Die Natur der australischen Ströme, welche an der Mündung größtentheils nicht

schiffbar sind, machte das Meer zu einer ungenügenden Operations-Basis. Die volle Erschließung des neuen Welttheils mußte auf dem Landwege versucht werden, und dieser Aufgabe unterzog sich seit 1813, wo Wentworth, Blarland und Lawson die das Vordringen hindernden Blauen Berge zum ersten Mal überschritten, eine Reihe von Landhelden, deren Muth und Ausdauer, deren Thaten und Leiden von denen der Conquistadores (der spanischen Eroberer Amerika's) nicht übertroffen wurden. Ihnen gerecht zu werden, dazu fehlt es uns heute an Raum *). Nur so viel kann hier noch bemerkt werden, daß das Werk der Erforschung Australiens auch nach deren Leistungen, wie schon gesagt, noch nicht abgeschlossen ist. Wohl drängt sich jetzt eine geschäftige Menge in den breiten Palaststraßen Sidney's, Melbourne's, Adelaide's u. s. w., allein die Zeit ist noch sehr fern, wo, nach dem Ausspruche Macaulay's, der Reisende aus den dichtbevölkerten, civilisationsmüden Distrikten Australiens die Ruinen der verfallenen Kulturstadt London durchforschen wird.

Dr. H. Schr.

*) Vor Allen wäre bekanntlich ein Deutscher, Dr. Ludwig Leichardt aus Beesow in Preußisch-Schlesien, zu nennen, von dem leider seit December 1848 jede Spur verschwunden ist. Selbst die wiederholentlich von der Kolonial-Regierung zur Aufsuchung Leichardts ausgesandten Expeditionen brachten nach monatlangen, höchst mühevollen und entbehrungsreichen Wanderungen statt irgend eines positiven Resultats über das Geschick des vielbetrauerten Forschers nur die wenig Trost gewährende Vermuthung zurück, daß Leichardt und dessen Gefährten nicht der mörderischen Hand der Eingeborenen, sondern der Unwirthbarkeit der durchforschten Gegend zum Opfer gefallen und wahrscheinlich aus Mangel an Wasser und Nahrung zu Grunde gegangen seien.

Luft, Licht und Wärme in großen Städten.

Luft, Licht und Wärme sind die Erfordernisse und Bedingungen alles Lebens, bekanntlich aber nur in einem gewissen Zustande zuträglich, in einem mittleren Maße, welches weder zu gering sein, noch sich ihren höchsten Potenzen nähern darf.

Es wäre ein Leichtes für bemittelte Leute, sich den Bestandtheil der Atmosphäre, welchen man mit Recht ausschließlich als „Lebensluft" bezeichnet — Sauerstoff — im reinsten Zustande zu beschaffen, wenn er eben als solcher zur Erhaltung und Förderung ihres Lebens zuträglich wäre. Allein ebenso wie wir fortwährend nach „reiner" Luft streben, so haben wir auch alle Ursache, die reinste Lebensluft als uns durchaus schädlich zu vermeiden. Und ähnlich stehen uns Licht und Wärme gegenüber.

Eine Darlegung der zum Theil recht komplizirten Verhältnisse dieser unserer wichtigsten Lebensbedingungen dürfte wahrlich nicht uninteressant erscheinen. Wir beginnen mit der unentbehrlichsten derselben, und um uns über längst bekannte Thatsachen nicht eines Breiteren ergehen zu müssen, wollen wir nur einen bestimmten Punkt hervorheben: nämlich die **Luftverhältnisse** in großen Städten.

Wenn auf einer geringen Fläche Hunderttausende von Menschen zusammengedrängt sind, in vier bis sechs Etagen hohen „Miethskasernen" dicht neben, über und unter einander, so ist's wohl erklärlich, daß die sie umgebende Atmosphäre, in gewaltigen Massen ihres Sauerstoffs entleert und statt dessen mit Kohlensäure beladen, keineswegs als eine reine, der Gesundheit entsprechende Luft betrachtet werden kann. Dazu kommen noch die Ausdünstungen der Stätten menschlicher und thierischer Exkremente, dazu die Dämpfe, Qualm, Rauch und Niederschläge von Schornsteinen, chemischen und industriellen Etablissements aller Art, kurz und gut, diese Luft bildet sich zu einem Chaos, dessen Einathmen für die menschlichen Lungen nichts weniger als naturgemäß ist.

Aus dieser argen Luftnoth jeder großen Stadt vermögen uns immer nur zwei Kräfte zu erretten: erstens der Wind, welcher uns frische, reine Luft zuführt und die üblen Atmosphäre-Schichten verdrängt, mindestens mit besserer Luft vermischt, und zweitens die mit Gewächsen besetzten freien Plätze inmitten des Häusermeeres, deren Pflanzenwuchs die übermäßige Kohlensäure, das Ammoniak, die zu große Feuchtigkeit u. s. w. konsumirt und dafür im Sonnenlicht reinen Sauerstoff ausströmt.

Den ersteren dieser Luftreiniger, den Luftzug, haben wir keineswegs in unserer Gewalt; seine Hülfe bleibt immer dem Zufall überlassen. Menschenthun kann ihn nur insoweit benutzen, als sich dies auf eine zweckmäßige Ventilation in engen, von hohen Mauern umgebenen Höfen oder auf eine solche im Innern der Gebäude erstreckt. Von um so größerer Wichtigkeit sind daher die Pflanzenstätten — die Lungen der großen Stadt. Bevor wir auf dieselben spezieller eingehen, sei uns eine Abschweifung gestattet.

Dr. Berger in Frankfurt a. M. hat den Einfluß der Wälder und Städte auf die Witterung, gestützt auf zahlreiche Untersuchungen in Wald und Feld, in Folgendem erörtert, welches wir einem Referat seines im physikalischen Vereine zu Frankfurt gehaltenen Vortrages aus den „Industrieblättern" (herausgegeben von Dr. Hager und Dr. Jacobsen in Berlin) entlehnen:

1. Die Temperatur des Waldes ist im Sommer bei Tage niedriger, bei Nacht aber höher als die freier Flächen; im Winter ist der Laubwald auch bei Nacht kälter als das Freie. (Die Winterbeobachtungen waren noch nicht beendet; das Folgende beschränkt sich auf den Sommer und wird für den Winter in entsprechender Weise zu modifiziren sein.)

2. Bei Tage strömt ein Wind (Luftzug) aus dem Walde nach dem Freien, steigt über letzterem empor und kehrt in der Höhe wieder nach dem Walde zurück. Bei Nacht vollendet sich der Kreislauf in umgekehrter Richtung.

3. Bei Tage wird daher die von den Blättern verdunstete Feuchtigkeit in das Wald-Innere herabgeführt, dort bei hinlänglicher Sättigung kondensirt oder nach dem Freien befördert, von wo sie emporsteigt und wieder nach

dem Walde zurückkehrt. Bei Nacht wird hierdurch der Luftstrom vom Freien nach dem Walde geführt, kehrt aber von da nicht wieder zurück, sondern wird von den oberen Blättern kondensirt. Daraus erklärt sich die Trockenheit in der Umgebung und die Feuchtigkeit im Innern des Waldes, sowie der durch letztere bewirkte Reichthum an Quellen.

4. Der Wald am Abhange eines Berges kühlt eine daran grenzende Hochebene ab und trocknet sie aus. Der daran grenzenden Tiefebene führt er Feuchtigkeit zu, daher die Schwüle in bewaldeten Thälern.

5. Wo Landstrecken von verschiedener Temperatur an einander grenzen, wie dies bei der Abwechslung zwischen Wald und Flur, Berg und Thal, Wasser und Land der Fall ist, dort entsteht über der wärmeren Fläche ein aufsteigender Luftstrom, welcher die Feuchtigkeit mit emporführt. Die emporgestiegene Luft erkaltet, ihr Wasserdampf wird unter geeigneten Umständen kondensirt und fällt als Regen herab. Die Abwechslung zwischen Wald und Freiem fördert also die Niederschläge des aufsteigenden Luftstromes. Wo eine solche Abwechslung nicht stattfindet, dort entsteht kein eigentlicher aufsteigender Strom, sondern nur eine allmälige Auflockerung der Luft durch die Wärme; es können dort also auch keine derartigen Niederschläge erfolgen. Nach meiner in Poggendorfs Annalen erschienenen Nebeltheorie begegnen sich in Nebel und Wolken immer zwei vertikale Luftströme, ein aufsteigender warmer, gesättigter, dessen Feuchtigkeit beim Erkalten und durch den kalten Strom kondensirt wird, und ein abwärtssteigender kalter, der sich erwärmt und dabei die Feuchtigkeit wieder auflöst. Eine durch den aufsteigenden Strom entstandene Wolke wird sich über den Wald, wo der aufsteigende Strom fehlt, herabsenken und entleeren, da die Feuchtigkeit von demselben nicht mehr emporgerissen wird; daraus erklärt sich der oft gehörte Satz: „der Wald hielt das Gewitter auf." Ein größerer Fluß, z. B. der Rhein, wird sich ebenso verhalten.

6. Indem der Aequatorialstrom durch diese Lokalströmungen herabgezogen, der Polarstrom emporgeführt wird, wodurch verschieden temperirte Luftmassen sich mischen, fördert der Wald auch die allgemeinen Niederschläge. Nicht allein Wälder anzupflanzen, sondern jene Abwechslung zwischen Wald und freiem Felde herzustellen, durch Rodungen ebensowohl als durch Ansamungen und Bestockungen, je nach Bedürfniß, das muß daher als das verständigste Bestreben gelten.

7. Ebenso wie die Wälder wirken auch Städte, besonders Fabrikstädte. Auch hier entwickeln sich ähnliche Strömungen zwischen freien Plätzen und engen Straßen, welche Strömungen aber durch die Brechung des allgemeinen Windes an hohen Gebäuden in mannigfaltiger Weise modifizirt werden. —

Erhellt hieraus nun nicht blos die eigenthümliche Sympathie zwischen dem Walde und der Stadt, sondern auch die große Bedeutung des ersteren für einen ganzen Landstrich, insbesondere aber für die neben ihm liegende große Stadt, so finden wir auch die freilich meistens unbewußte Pietät, ja Vergötterung gleichsam, mit der die Großstädter ihren Wald, Park, Hain oder auch nur ihre Promenaden betrachten, nicht allein erklärlich, sondern zugleich vollständig gerechtfertigt. Und dies führt uns nun zu unserem eigentlichen Thema zurück: zur Beleuchtung dieser neben und in ihr liegenden Lungen der Großstadt und der dieselben bedrohenden Gefahren.

Es bedarf keiner Erörterung, daß große Gewächse, also Bäume, hier von größerer Bedeutung sind, als kleiner Pflanzenwuchs, daß daher ein Hain oder Wald neben einer Stadt wichtiger ist als Blumengärten, in ihr aber Alleen und Baumplätze zweckmäßiger als Blumenstücke oder nur Gebüsche. Leider aber ist aller Baumwuchs innerhalb oder neben größeren Städten fast unabweisbaren Gefahren ausgesetzt. Dieselben sind, neben den üblen Niederschlägen von den Dämpfen aus mannigfachen Fabriken, namentlich in dem tödtlichen Einflusse des Leuchtgases begründet. Außerdem werden die Bäume noch besonders von dem Staube der Großstadt beeinträchtigt, welcher sich in dicken Lagen auf Blatt und Rinde ansammelt und deren Poren verstopft, und schließlich bedroht auch noch mancherlei Ungeziefer, das gerade hier oft sehr üppig wuchert, ihr Dasein.

Alle diese Schäden abzuwehren oder auszugleichen, hat man bereits die mannigfachsten Mittel und Wege versucht. Doch was soll man von der Einsicht und Zweckmäßigkeit solcher Versuche halten, wenn noch in so hohem Grade ohne Sachkenntniß verfahren wird, daß z. B. die Thiergarten-Verwaltung in Berlin noch alljährlich eine bedeutende Summe für das Wegfangen von Maulwürfen ausgibt, von Maulwürfen, die hier im Park doch nicht das Geringste schaden können, dagegen außerordentlich nützlich und zur Erhaltung der Bäume nothwendig sind!

Wo Gasleitungen sich hinziehen, dort durchdringt in kurzer Zeit das Ammoniak überall derartig den Boden, daß die Bäume erkranken und bald massenweise absterben. Bei Alleen innerhalb der Straßen hat man Anpflanzungen in thönernen oder hölzernen Kübeln versucht, doch vergeblich, da das subtile Gas diese beiden Schutzwände zu durchdringen vermag. Etwas bessere Resultate haben Ummauerungen der Baumwurzeln in genügender, dem Wachsthum des Baumes entsprechender Größe aus Mörtel oder noch besser Cement mit Back- oder Feldsteinen gezeigt, wie man sie neuerdings in Berlin unter den Linden ausgeführt hat.

Unter den einheimischen Bäumen zeigen sich sonderbarerweise die Linden am empfindlichsten gegen diese verderblichen Einflüsse. Verfasser sah in manchem Frühjahr ganze Reihen erstorben. Fast ebenso Eichen, weniger noch Pappeln, sonderbarerweise am wenigsten Ahorn und Akazien. Unsere derartigen Beobachtungen sind jedoch noch zu jung, als daß wir sie für feststehende Resultate ausgeben dürften. Solche stehen bis jetzt überhaupt keineswegs weder nach der einen noch anderen Seite hin fest. So hochwichtig die Erhaltung der Baumpflanzungen in und um die Städte für das Wohl Hunderttausender von Menschen auch ist, so leider wenig wirklich Anerkennenswerthes ist in dieser Angelegenheit bis jetzt geschehen.

Möchte daher diese Anregung die Veranlassung zu ernsthaften Erwägungen von Seiten berufener und befähigter Männer geben, zu Beobachtungen und Versuchen, die dann unzweifelhaft zu befriedigenden Ergebnissen führen werden. —

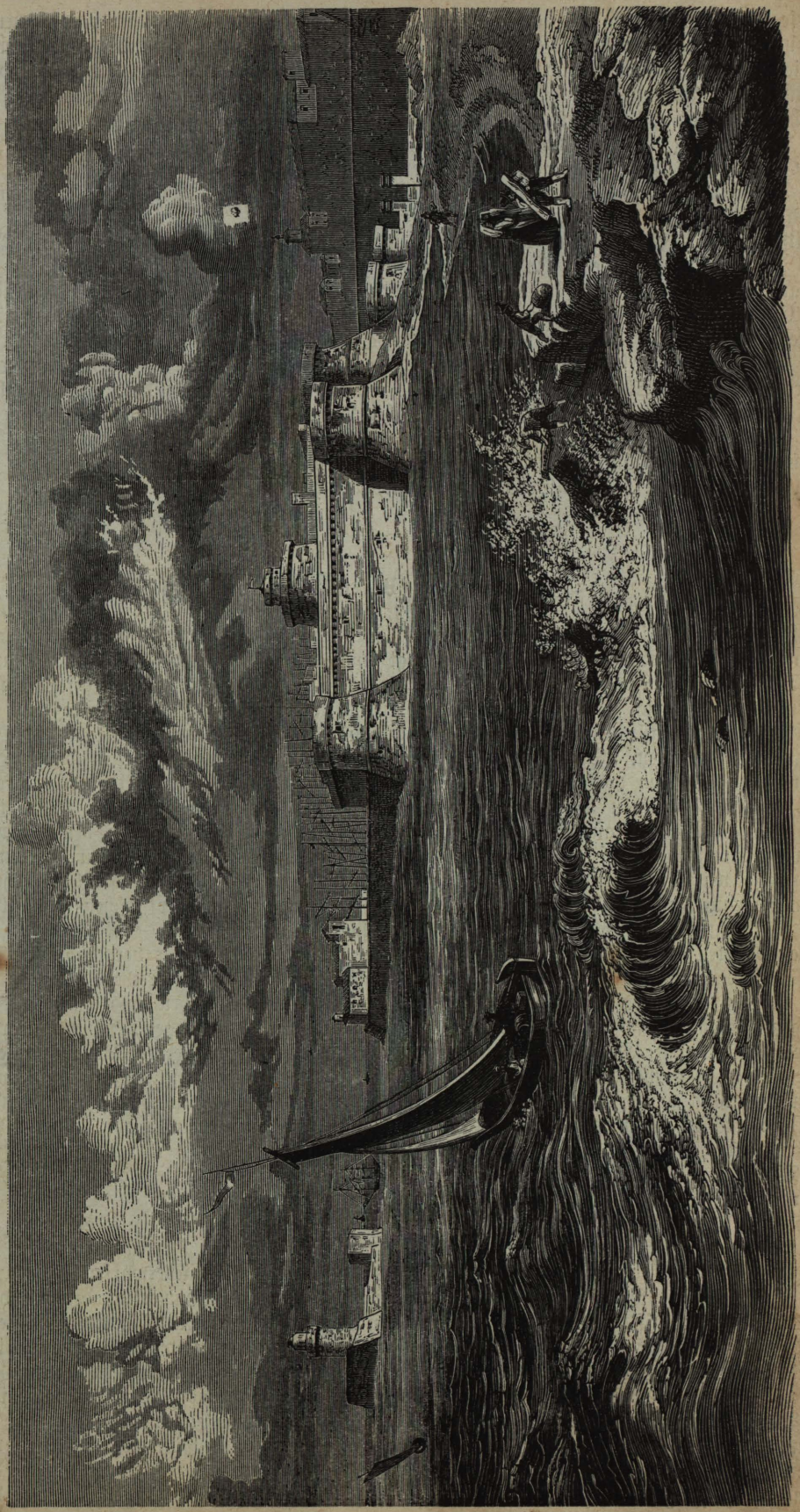
(Fortsetzung folgt.)

Civitavecchia.

Wer von Marseille nach Rom reist und sich Vormittags an Bord eines Dampfschiffes begibt, sieht sich am nächsten Morgen Genua gegenüber und gelangt gegen Mittag in den Hafen von Livorno. Abends geht das Schiff weiter nach Civitavecchia, von wo der langsame Schnellzug der strada ferrata in drei Stunden nach Rom fährt.

Civitavecchia ist der Haupthafen des Kirchenstaats, und sein Zugang, wie unser Holzschnitt zeigt, durch zwei starke Thürme vertheidigt; auch die zur Linken sichtbare kleine Insel mit Leuchtthurm ist befestigt. Die Stadt enthält nicht viel Anziehendes. In ältesten Zeiten war sie ein ärmlicher Flecken Namens Centumcellae, und kam erst zur Bedeutung, als der Kaiser Trajan, hundert Jahre nach Christus, dort einen stattlichen Hafen anlegte, wovon sie Portus Trajanus oder Trajanum hieß. Im Jahr 828 wurde der Platz von den Sarazenen verwüstet, die Einwohner kehrten aber 854 in die „alte Stadt" zurück, daher der heutige Name. Jetzt hat Civitavecchia 8000 Einwohner, ist Bischofssitz mit Arsenal, Schiffswerft, Waarenhaus, Theater, und arbeitet namentlich viel in Alaun; denn in der Nachbarschaft befinden sich die berühmten Alaungruben von Tolfa.

Bei dieser Gelegenheit mag der Leser daran erinnert werden, daß der wichtige Handelsartikel Alaun (alumen) ein Doppelsalz von süßlichem, zusammenziehendem Geschmack ist, aus schwefelsaurem Kali bestehend.



Civitavecchia.

Diese beiden Salze finden sich gemeinschaftlich in dem Alaunstein, einem Mineral, welches gerade hier in Mittelitalien häufig vorkommt und sich zur Gewinnung des Alauns, zur Alaunsiederei, am besten eignet. Die technische Verwendung des Alauns ist sehr vielartig, z. B. zur Vorbereitung von Leder und Zeugen für die Färberei, zum Leimen des Papiers, zur Bereitung der Lackfarben, des Berlinerblau's, zum Klären des Trinkwassers u. s. w. Auch in der Medizin findet Alaun Verwendung zum Blutstillen, als Gurgelwasser bei entzündeten Mandeln und für andere Heilzwecke. Wenn Alaun in größeren Quantitäten in den Magen kommt, so wirkt er als Gift.

Civitavecchia ist schön an einem Hügel gelegen, aber ungesund, weil die Küste der Malaria unterworfen ist, wie das ganze Römerfeld, das hier im Westen vom Meer begrenzt wird, im Süden vom Albanergebirg, östlich von den Sabinerbergen und nordwärts vom Ciminischen Walde. Die böse Luft, aria cattiva, mit ihren blutzersetzenden Miasmen erzeugt gefährliche Fieber, welche hier und anderwärts in Italien (im Po-Delta, in den toskanischen Maremmen, den pontinischen Sümpfen, auf der Küste von Salerno bis Pästum) die Eingebornen so gut heimsucht wie die Fremden, so daß ihr gegenüber keine Akklimatisirung möglich ist. Nur an den Negern, welche in kälteren Klimaten leicht schwindsüchtig werden, hat man beobachtet, daß sie der Malaria kräftig widerstehen. Im Mai beginnen die Leidenstage für die Bewohner der Campagna, die sich nicht, wie die Hirten thun, in's Gebirge zurückziehen können, und sie währen bis zur einfallenden Regenzeit. Das Verdunsten des Wassers in dem zerklüfteten vulkanischen Boden wird als die Ursache der Fieberatmosphäre angesehen, und eine möglichst satte und dichte Kultivirung der Einöden als das einzige Mittel, das Uebel zu beseitigen. Was einzelne Päpste bis jetzt in dieser Richtung angeordnet haben, konnte nicht zum Ziele führen, und es bleibt umfassenderen Anstrengungen vorbehalten, jene Gegenden wieder den Segnungen der Pflugschar zurückzugeben, unter welchen sie einst als altes Latium geblüht hatten.

Die verlassenen Matrosen.

In jener traurigen Gegend des ewigen Eises und Schnee's, welche gegen den Nordpol zu liegt und auf den Karten als eine von den Spitzbergen-Inseln bezeichnet ist, sahen sich vor etwa zwanzig Jahren mehrere russische Matrosen für längere Zeit von der übrigen Welt gänzlich abgeschnitten. Sie waren nach dem nördlichen Eismeer gesegelt, um dort Robben und Walrosse zu fangen, hatten aber ihren Bestimmungsort noch nicht erreicht, als ihr Schiff auf einmal auf allen Seiten von einem schwimmenden Eisfelde eingeschlossen wurde. Glücklicherweise war auf eine Entfernung von einer halben Seemeile eine Insel sichtbar, und da die Eisschollen da und dort zusammenstießen und so eine unregelmäßige Brücke bildeten, so wurde nach längerer Berathung von der Schiffsmannschaft der Beschluß gefaßt, daß vier von den vierzehn Matrosen den Versuch machen sollten, an's Land zu gelangen und zu sehen, ob sich dort kein Platz finde, wo die ganze Mannschaft überwintern könnte, da keine Hoffnung vorhanden war, daß das Schiff, welches jeden Augenblick von dem Eise zerschmettert werden konnte, vor dem nächsten Sommer wieder freies Fahrwasser erhalten würde.

Den vier Matrosen, welche eine Flinte, einen kleinen Vorrath von Pulver und Blei, eine Axt, ihre Messer, einen Kessel, ein Feuerzeug und einige Pfund Mehl mit sich führten, gelang es wirklich, nach schweren Anstrengungen und Gefahren über das unsichere Eis hinweg das schneebedeckte Eiland, welches unter dem Namen Ostspitzbergen bekannt ist, zu erreichen. Es war ein nackter Fleck Erde, ohne Baum oder Strauch, dessen Hauptvegetation in einer Art Moos besteht, welches in jenen Gegenden allgemein verbreitet ist.

Als die vier Männer die Oertlichkeit, wo die Schiffsmannschaft den langen harten Winter, in welchem ununterbrochene Nacht herrscht, zubringen sollte, einer flüchtigen Untersuchung unterzogen, fanden sie zu ihrer Freude, daß die Insel von Rennthieren und Füchsen bewohnt war und daß einige Abenteurer vor ihnen Planken und Bretter an's Land geschafft und davon eine rohe Hütte, einige tausend Schritte vom Strande entfernt, errichtet hatten.

Nachdem sie in dieser Hütte die Nacht zugebracht hatten, begaben sie sich am folgenden Morgen wieder an das Ufer, um ihren Gefährten ihre Entdeckung mitzutheilen und neben den nothwendigen Lebensmitteln diejenigen an's Land zu bringen, welche nöthig waren, um die lange Nacht des bevorstehenden Winters so behaglich, als es unter solchen Verhältnissen möglich war, hinzubringen.

Wer aber vermag ihren Schrecken und ihre Verzweiflung zu beschreiben, als sie keine Spur mehr von ihrem Schiffe sahen und an der Stelle, wo es zwischen Eisbergen gelegen, so weit ihr Auge reichte, die offene rollende See erblickten! Einen großen Theil des Tages standen diese Unglücklichen am Strande der öden Insel und blickten voll Furcht und Hoffnung in das weite Meer hinaus, aber all ihr Spähen, all ihr Jammern und Klagen war nutzlos und vergebens. Ihr Schiff war entweder untergegangen, oder, um nimmer wiederzukehren, davongesegelt.

Langsam, als ginge es zum Richtplatze, und mit trostlosen Herzen kehrten sie zu ihrer Hütte zurück, wo sie sich niederwarfen und auf's Neue ihre unglückliche Lage bejammerten oder mit dem Ausdruck der Verzweiflung in stumpfsinnigem Brüten vor sich hinstarrten. So vergingen viele Stunden, bis allmälig die Liebe zum Leben ihren Einfluß zur Geltung brachte, und dann gingen sie Alle an's Werk, ihr Elend so erträglich als möglich zu machen.

Die Hütte, die jetzt und vielleicht für ihr ganzes Leben ihre einzige Wohnung bildete, war wahrscheinlich schon vor vielen Jahren von Robbenfängern, die hier zu

überwintern gezwungen waren, errichtet worden und deßhalb der Ausbesserung bedürftig. Diese bewerkstelligten sie, indem sie alle Löcher und Fugen dicht mit Moos verstopften. Ein roher russischer Ofen, aus Lehm erbaut, war zwar vorhanden, aber nur sehr wenig Holz, und da die Insel, mit Ausnahme des Mooses, das kaum in Betracht kommen konnte, kein Brennmaterial darbot, so bildete dieses ihre erste und schwerste Sorge. Nach langem vergeblichen Suchen entdeckten sie endlich in einer Einbuchtung der Insel mehrere Baumstämme, welche die Meeresströmung aus entfernten Ländern angetrieben hatte. Diese brachten sie mit unsäglicher Mühe in Sicherheit, indem sie dabei auf die Vorsehung vertrauten, daß sie ihren Vorrath rechtzeitig durch neue Zufuhr erneuern werde. Da sie nun auf diese Weise für die nächste Zeit gegen das Erfrieren gesichert waren, so wandten sie jetzt alle ihre Sorge darauf, sich die nothwendigsten Lebensmittel zu verschaffen. Sie hatten zwar einige Pfund Mehl mit sich gebracht, aber dieses konnte natürlich nicht lange ausreichen und war in der That auch schon halb aufgezehrt. Hätten sie zu ihrer Flinte hinlängliche Munition gehabt, so hätten sie ruhiger in die Zukunft blicken können. Aber ihr ganzer Vorrath betrug nur zwölf Schüsse und damit konnten sie höchstens zwölf Thiere tödten. Was sollte aber aus ihnen werden, wenn diese aufgezehrt waren?

Der Gedanke war furchtbar, aber deßungeachtet ließen sie ihren Muth nicht sinken. Ihre ganze Sorge war für jetzt überhaupt nur den Bedürfnissen der Gegenwart zugewendet. Die Rennthiere waren auf dieser einsamen Insel, die selten ein Fuß des Menschen betreten, im Ganzen nicht besonders scheu. Man konnte sich ihnen so weit nähern, daß jeder Schuß treffen mußte. Da einer von ihnen ein geübter Schütze war, so gelang es ihnen, noch vor Eintritt des Winters zwölf Thiere einzubringen, deren Fleisch durch Gefrierenlassen, bis man es brauchte, aufbewahrt wurde. Da jetzt die lange traurige Winternacht herannahte, so fühlten sie zunächst das Bedürfniß, sich mit einer Lampe zu versehen, um sie beständig brennen zu lassen. Aber wo sollte diese herkommen? Fett konnten sie von den Rennthieren erhalten, aber in was sollten sie es brennen? Das einzige Gefäß, das sie mit an's Land gebracht hatten, war ihr Kessel, und diesen konnten sie zu diesem Zwecke nicht verwenden. Während sie darüber beriethen, fiel es einem von ihnen bei, daß er irgendwo eine Art erdigen Thon gesehen habe, und meinte, daraus könne man vielleicht eine Schale verfertigen und dann brennen. Der Versuch wurde gemacht, aber das Gefäß war nicht haltbar, da das geschmolzene Fett durch die Poren drang. Ein anderes wurde hierauf verfertigt, so gut es ihr Feuer gestattete gebrannt und dann heiß in den Kessel, in welchem Mehl und Wasser kochten, eingetaucht und endlich langsam getrocknet. Dieser Versuch erwies sich als erfolgreich.

Für den Docht rissen sie Streifen von ihren Hemden ab, welche sie zusammenflochten. Auf diese Weise erhielten sie ein einfaches Licht, das sie sorgsam bewahrten und niemals ausgehen ließen.

So mit Nahrung, Feuer und Licht versehen, brachten sie den ersten Winter auf dieser öden Insel unter den schrecklichsten Gefühlen ihrer gänzlichen Verlassenheit hin. Einer von ihnen, welcher kränklich war, litt von Zeit zu Zeit empfindliche Schmerzen und sein Jammern und Wehklagen machte ihre Lage noch unbehaglicher, um so mehr, als sie ganz außer Stande waren, etwas zu seiner Erleichterung zu thun.

So lange der Winter mit seiner ewigen Nacht dauerte, verließen sie ihre Hütte nur selten. Es wäre dies auch nicht leicht möglich gewesen, da die großen Schneemassen, welche indeß ihre Wohnung warm hielten, das Herumstreifen sehr erschwerten. Auch fürchteten sie die Eisbären, die sich jetzt häufiger auf der Insel sehen ließen. Um die Zeit, als das Tageslicht wieder zurückkehrte, gingen auch ihre Vorräthe an Nahrung und Brennmaterial auf die Neige, und damit drängte sich ihnen der schreckliche Gedanke, daß sie dem Hungertode verfallen würden, wieder auf. Denn woher sollten sie Nahrung nehmen, wenn es ihnen gänzlich an Waffen gebrach, womit sie die Thiere auf der Insel erlegen konnten? In der trostlosesten Stimmung machten sie ihren ersten Ausflug an den Strand, und hier entdeckten sie Bretter, Balken, Sparren und Takelwerk von mehreren gescheiterten Schiffen, worunter sich vielleicht ihr eigenes befunden hatte. Durch diesen Fund wurde ihr Muth wieder einigermaßen aufgerichtet. Wenigstens hatten sie jetzt wieder Brennmaterial, und die Nägel, Haken und Eisenstücke, welche sich an dem Holzwerk befanden, erweckten in ihnen die Hoffnung, daß sie sich daraus Spieße und vielleicht auch Bogen und Pfeile verfertigen könnten.

Aus einem der größeren Eisenstücke machten sie sich zuerst mit unsäglicher Mühe eine Art Hammer, wobei sie sich eines Steins als Ambos bedienten, dann hämmerten sie einige Haken in Speerspitzen um, machten sie an Steinen scharf und befestigten sie mit starken Rennthierriemen an Stangen. Mit diesen rohen Waffen ausgerüstet, zogen sie aus, um wo möglich einen der furchtbaren Polarbären, das einzige Thier, das in der Nähe Stand hielt, zu bekämpfen. Es war zwar kein geringes Wagniß, einem solchen Feind mit solchen Waffen auf den Leib zu rücken, aber die Verzweiflung verlieh ihnen den Muth dazu.

Nach längerem Herumstreifen trafen sie auch wirklich eines dieser Ungethüme, das ohne weiters ihre Herausforderung annahm. Ein langer Kampf erfolgte dann, in welchem sie durch ihre größere Zahl endlich den Sieg errangen. Als die Bestie endlich todt vor ihren Füßen lag und sie selbst sich überzeugt hatten, daß sie nur einige leichte Verletzungen davongetragen, knieten sie sämmtlich nieder und dankten Gott für die Errettung von dem gewaltigen Thier und dem drohenden Hungertode.

Als sie den Bären zerlegten, fanden sie, daß einige seiner Sehnen sich zu Bogensehnen herrichten ließen. Eine zähe Kieferwurzel, welche das Meer angetrieben hatte, lieferte ihnen einen Bogen von bedeutender Triebkraft. Für die dazu nöthigen Pfeile hämmerten sie die Spitzen aus Eisen und befestigten sie an einem hölzernen Schaft, an dessen anderem Ende einige Federn von Seevögeln angebracht wurden. Auf diese Weise hatten sie endlich eine Waffe, die in den langen schrecklichen Jahren, die nun folgten, als ihre einzige Rettung sich erwies.

Das erste Rennthier, das sie mit ihrem Bogen und Pfeilen erlegten, erregte in ihnen eine Freude, wie sie

keine Sprache zu beschreiben vermag; sie schrieen, tanzten, lachten, weinten und beteten, denn mit diesem Erfolg verschwand ihre letzte Besorgniß, daß sie nicht im Stande sein möchten, ihr Leben auf der Insel zu fristen. Wie lange sie einander erhalten bleiben und was ihr endliches Schicksal sein würde, wußten sie freilich nicht; wenigstens aber waren sie vor Kälte und Hunger geschützt und die Hoffnung blieb ihnen noch, daß im Laufe der Zeit doch einmal ein vorbeisegelndes Schiff an der Insel anlegen möchte, wie ihr eigenes und vor ihnen andere gethan.

Als aber Monate und Jahre hinschwanden, ohne daß ein einziges Segel sich blicken ließ, schwand auch die Hoffnung allmälig dahin, und als endlich der Schwächlichste unter ihnen starb und in sein eisiges Grab gelegt wurde, drängte sich den Uebrigen der schreckliche Gedanke auf, wer wohl der letzte Ueberlebende sein würde.

Sechs Jahre lang, sechs lange, traurige und fürchterliche Jahre brachten diese Unglücklichen auf der eisigen Insel zu, nur von Fleisch lebend und sich in die Felle der Thiere kleidend, welche ihnen zur Nahrung dienten. Die Hoffnung auf Befreiung hatten sie, wie wir bereits erwähnt, fast ganz aufgegeben, nur der Tod schien ihren Leiden ein Ende machen zu können, als sie eines Tages von dem erhöhten Standpunkte aus, wo ihre Hütte stand, ein Schiff erblickten, das durch ungünstigen Wind in die Nähe der Küste getrieben worden war. Zuerst wollten sie kaum ihren Augen trauen und es dauerte einige Zeit, bis sie ihrer Sinne wieder soweit mächtig wurden, daß sie im Stande waren, Signale und Zeichen zu geben und so die Aufmerksamkeit der menschlichen Wesen aus der lebenden Welt auf sich zu lenken.

Ihre Bemühungen waren endlich erfolgreich, und keine Feder vermag ihr Entzücken zu beschreiben, als sie das Schiff näher herankommen und ein Boot zu ihrer Befreiung aussetzen sahen. So wurden sie endlich erlöst und ihrer Heimath, wo man sie längst als todt betrauert hatte, zurückgegeben. Bez.

Das Kaninchen.

(Taf. 36.)

Die Hasen sind durch eine Eigenthümlichkeit des Gebisses, nämlich durch die zwei kleinen, hinter den obern Schneidezähnen sitzenden Stiftzähne von sämmtlichen Säugethieren unterschieden. Ihre Hinterbeine sind vierzehig und haben die doppelte Länge der fünfzehigen Vorderbeine, die Oberlippe ist gespalten, der Mund inwendig behaart und das kurze buschige Schwänzchen aufgerichtet. Man kennt etliche und dreißig Arten, von welchen fast die Hälfte in Nordamerika, in Europa jedoch nur drei Arten vorkommen: der gemeine oder Feldhase, Lepus timidus, welcher sich in allen gemäßigten Gegenden der alten Welt findet und ein Hauptgegenstand der niedern Jagd ist, der die Hochgebirge bewohnende Schneehase, L. alpinus, welcher im Winter bis auf die Ohrenspitzen weiß ist, und das ursprünglich am Mittelmeere einheimische Kaninchen, L. cuniculus, was einen unterirdischen Gang bedeutet und woraus auch die Namen Kanikel und Kille entstanden sind.

Von dem gemeinen Hasen unterscheidet sich das Kaninchen nicht wesentlich, ist jedoch bedeutend kleiner und schlanker. Der Kopf ist kleiner, die Ohren und Hinterfüße sind kürzer. Der Pelz ist gelbgrau, der Schwanz oben schwarz, unten weiß. Die Körperlänge beträgt 16 Zoll, wovon auf den Schwanz 3 Zoll kommen. Seine Nahrung ist die des Hasen, von dem es aber in der Lebensweise entschieden abweicht. Es hält sich am liebsten in sandigen, hügeligen Gegenden mit Klüften, Felsen und Buschwerk auf, und legt sich hier an sonnigen Stellen einen einfachen Bau mit einer ziemlich tiefliegenden Kammer und mehreren Röhren an, welche im Winkel gebogen sind und mehrere Ausgänge haben. Jedes Paar bewohnt seinen eigenen Bau, aus dem es erst in der Abenddämmerung hervorkommt und seiner Nahrung nachgeht. Nur in einsamen, felsigen oder buschigen Gegenden gehen die Kaninchen auch bei Tage der Aesung nach. Gräser, Kräuter, Wurzeln, Körner und Baumrinde, alles ist ihnen willkommen, und der Schaden, den sie anrichten, macht sie, wo sie häufig sind, zu einer Landplage. An Vorsicht und Gewandtheit übertreffen sie die Hasen weit. Nie verlassen sie die Röhre, ohne sich überzeugt zu haben, daß Alles ruhig und nichts Ungewöhnliches vorhanden ist. Bei der geringsten Störung stampfen sie mit den Hinterläufen und verschwinden sofort in ihrem Bau oder irgend einem Schlupfwinkel. Von dem Hunde verfolgt, verstehen sie das Hakenschlagen und im Zickzackrennen vortrefflich, und während der Hund noch läuft, haben sie bereits in einem Loche oder einer Felsspalte Zuflucht gefunden.

Spanien und die Balearen, Sardinien und Sicilien sind die Heimath der Kaninchen. In Frankreich werden sie in einigen Gegenden der Landwirthschaft so schädlich, daß Landgüter, in welchen viele Kolonien von Kaninchen sind, bis zur Hälfte ihres Werthes im Preise sinken, und man hat berechnet, daß ein etwa einen Sou werthes Kaninchen für einen Louisd'or Schaden anrichtet. Wo sich die Kaninchen zu sehr vermehren, sucht man sie natürlich auf alle Weise zu vertilgen, schießt sie auf dem Anstand und läßt sie durch Frettchen aus den Löchern jagen; im Nothfalle aber legt man vergiftete Wurzeln in die Röhren. Das Frettchen, Mustela furo, vielleicht eine Spielart vom Iltis, ist ein nur gezähmt vorkommendes Hausthier, das ursprünglich aus Afrika stammen soll und nur der Kaninchenjagd wegen gehalten wird. Schon die Alten trieben mit Frettchen die Kaninchen aus ihren Löchern. Auf den Balearen hatten sie einmal so überhandgenommen, daß Augustus von den Bewohnern um militärische Hülfe gebeten wurde, welcher ihnen jedoch statt der Soldaten eine Anzahl Frettchen sandte, von denen die gefräßigen Nager auch wirklich aus ihren Höhlen in die Netze getrieben wurden. Auch in Spanien hatten sich diese kleinen Nager einst so vermehrt, daß man in Rom um Rath und Hülfe bat und zur Vertilgung

Specht gez
Ch. Vetter lith.

Univ. Bibl.
München

derselben „afrikanische Katzen", d. h. Frettchen, erhielt. Auf einer Münze aus der Zeit Hadrians ist die Hispania mit einem Frettchen zu ihren Füßen dargestellt.

Die Kaninchen sollen von Spanien nach Italien gekommen sein, von wo sie sich in Frankreich, Deutschland und England verbreiteten. In den Sandhügeln an der Küste der Nordsee sind sie häufig und kommen bis zum Thüringer Wald vor, während es in Böhmen und Schlesien, Schwaben und in der Schweiz kein wildes Kaninchen gibt. In Bayern sind sie dagegen um München und einige andere Orte ziemlich häufig. Im Wiener Prater sieht man sie sogar in Menge bei Tage weiden, und sie lassen sich weder durch Lärm, noch einen Wurf in ihre Höhlen jagen.

Die Frettchen hält man im Käfig in Moos oder Heu, schützt sie im Winter vor der Kälte und füttert sie mit Semmel und Milch, Fleisch und kleinen Reptilien. Bei der Jagd trägt man sie in einem Korbe vor den Bau, befestigt vor allen Röhren sackförmige Netze und läßt eines der Frettchen durch die Haupträhre hineinschlüpfen, worauf man auch diese verstopft. Kaum ist das Frettchen im Bau, so fahren die Kaninchen, von panischem Schrecken ergriffen, aus den Röhren und gerathen hinter einander in die Sacknetze, in welchen sie erschlagen werden. Erscheint hinter ihnen das Frettchen, so wird es wieder in den Korb aufgenommen, denn läßt man das Thierchen noch einmal in den Bau, so bleibt es gewöhnlich zu lange darin, legt sich nieder und macht ein Schläfchen. Findet das Frett ein junges Kaninchen, so packt es dasselbe, saugt es aus, hält eine Mahlzeit und pflegt sodann in dem warmen Neste der Ruhe. Bleibt das Frettchen, dem man wohl auch einen Maulkorb anlegt und ein Glöckchen anhängt, trotz allem Locken und Pfeifen zu lange in dem Bau, so bindet man ein Kaninchen an eine etwas biegsame Stange und schiebt es in den Bau. In der Regel benützt das Frett diese Gelegenheit, seinen Blutdurst zu stillen, beißt sich an dem Köder fest und wird mit diesem herausgezogen. Geßner beschrieb 1540 diese Jagd, der er zu Montpellier beigewohnt hatte, mit folgenden Worten: „Sy (die Jäger) henkend jhnen kleine schällele an halß, lassend sie in die Löcher der Künele schliefen, spannend Garn für die Löcher, vnd so die Künele von dem thier herauß gejagt, schlahend solche im garn zu tod." Die Frettchen werden nie ganz zahm. Wenn sie entwischen können, so beziehen sie einen Kaninchenbau und verwildern bald, erfrieren aber beim Eintritt der Kälte.

Das weiße, wohlschmeckende Fleisch der Kaninchen ist in vielen Gegenden eine ganz gewöhnliche und beliebte Speise, und den Balg benützt man wie den des Hasen. Wo man sie aufkommen läßt, vermehren sie sich unglaublich. In Belgien sind sie sogar ein wichtiger Handelsartikel geworden. Sie werden besonders in der Umgegend von Gent, Enkloo, Thielt, Ruysselnde von den Landleuten im Großen gezogen, welche wöchentlich mehr als fünfzigtausend, jährlich also über 2 1/2 Millionen enthäutet nach England schicken. In Gent kostet das Stück 1 bis 2 Franken. Auch die Ausfuhr der Felle nach Amerika, Frankreich und Rußland ist so bedeutend geworden, daß die Zubereitung derselben in Gent mehr als zweitausend Arbeiter beschäftigt.

Das von dem wilden abstammende zahme Kaninchen kommt in verschiedenen Farben vor; man sieht schwarze, weiße, rothe, graue, gelbe und gescheckte Kaninchen. Sie sind Lieblingsthiere der Kinder und manche Knaben erhalten eine ziemlich zahlreiche Familie derselben mit Heu, Gras, Kohl, Blättern ꝛc. Sie fressen leicht aus der Hand, werden aber nicht vollständig zahm, lassen sich nicht gerne fangen und kratzen und beißen ihre Herren zuweilen. Häufig hält man sie auch in Ställen, wo sie sich mit dem Abfalle von der Krippe fast ohne weiteres Futter ernähren und sich gerne in den Schlupfwinkeln und durchlöcherten Kästen aufhalten, die man ihnen anlegt. Kaninchen, die ich im Hofe in einem Hühnerhause hielt, durchbrachen den hölzernen Boden, gruben sich in die Erde und machten sich unter einer Mauer hindurch Röhren in die benachbarten Gärten, ohne daß die Nachbarn ihrer habhaft werden konnten. Es war schwer zu sagen, aus wie vielen Stücken die Familie bestand, denn unvermuthet brachte oft ein Weibchen wieder 6 bis 8 Junge herbei, von deren Existenz Niemand gewußt hatte. Die Kaninchen sind zutrauliche und verträgliche Thiere und die Paare halten treulich zusammen. Fremde Kaninchen werden jedoch nicht geduldet. Für die Jungen baut die Mutter ein besonderes Nest aus Moos, Heu, Stroh und füttert es mit Haaren aus, die sie sich ausreißt. Die Jungen sind einige Tage blind und die Mutter verläßt sie nur so lange als nöthig ist, den Hunger zu stillen oder dem Gemahle einen Besuch abzustatten. Stets verrammelt sie hinter sich den Eingang zum Neste, welchen sie bewacht und zu dem sie auch dem Männchen den Zutritt verwehrt. Desto größer ist die Freude des Vaters, wenn er die Kleinen das erste Mal erblickt: er leckt sie, nimmt sie in die Arme und zeigt ihnen, wo sie geeignetes Futter finden. Nach 5 Wochen setzt das Weibchen auf's Neue gewöhnlich 5 bis 12 Junge bis tief in den Herbst, so daß man im Laufe von 9 Monaten von einem Paare 50 bis 60 Junge erhalten kann. Der Naturforscher Lenz machte sich Notizen über die Nachkommenschaft eines Kaninchens im Laufe eines Jahres: Am 9. Januar warf es sechs, am 25. März neun, am 30. April fünf, am 29. Juni vier, am 29. Juli sieben, am 1. August sechs, am 1. September sechs, am 7. October neun, am 8. December sechs, thut also von Januar bis December 58 Junge. Man hat berechnet, daß die Nachkommenschaft eines Kaninchenpaares in vier Jahren die ungeheure Zahl von 1,274,840 Stück erreichen könnte.

Von der Zärtlichkeit und Fürsorge der Kaninchen gegen die Ihrigen gibt es viele Beispiele. Ein altes Männchen hatte sich in den Kopf gesetzt, daß bei der Fütterung die Schafe und Ziegen warten sollten, bis der gnädige Herr die besten Bissen verspeist habe. Geschah dies nicht, so biß er die jungen Ziegen in die Beine, sprang den alten auf den Nacken und biß sie in die Ohren. Als man deßhalb den unverträglichen Burschen in einen Verschlag sperrte, den man durch ein weites Gitter verschloß, trugen die Kaninchen ihrem Stammvater täglich das Futter zu und legten es so nahe an das Gitter, daß er es bequem erreichen konnte. — Ein Kaninchen war durch ein Loch in einen Kasten gekrochen, aus dem es der Höhe wegen nicht wieder herauskommen konnte. Niemand hatte dies bemerkt und das Thierchen

wäre vielleicht darin zu Grunde gegangen, hätte nicht ein anderes Kaninchen Klee und Kohl durch jenes Loch in den Kasten geworfen. Als man dieses Grünzeug wieder herausnehmen wollte, fand man den kleinen Gefangenen, der von der besorgten Familie auf's Freudigste empfangen wurde. — Lenz hatte ein Spitzhündchen, das nur ein Junges besaß, das nicht alle Milch aussaugen konnte. Er holte deßhalb ein junges Kaninchen aus dem Stalle, dem das Hündchen gern gestattete, sich an seiner Milch zu laben. Am dritten Tage brachte Lenz das Hündchen nebst seinem Söhnlein und Pflegekind in den Stall. Sobald aber das Hündchen einmal den Stall verließ, kam das alte Kaninchen in das Hundenest, holte sein Junges heraus und trug es wieder zu seinen Geschwistern.

Man unterscheidet einige Abarten der Kaninchen, von welchen man nicht weiß, ob sie von andern Arten abstammen, oder ob sie durch die Zucht entstanden sind. Das silberfarbige ist blaugrau mit dunklem oder silberfarbigem Anflug. Das russische Kaninchen hat eine herabhängende Kehlwamme und eine graue Behaarung, Kopf und Ohren sind braun. Der Seidenhase oder das angorische Kaninchen ist durch kürzere Ohren und das lange dichte Haarkleid ausgezeichnet.

C. F. A. Kolb.

Ueber Land nach San Francisco.

Nach dem Englischen von **Carl Merz.**

Aus „The Overland Monthly", San Francisco, December 1868.

Ich hatte die beunruhigende Entdeckung gemacht, daß ich einen Magen hatte, und hatte denselben — mit ärztlichem Rathe — während mehrerer Monate in eine Apotheke umgewandelt und meinen Beutel mit jeder Mixtur leichter gemacht. Ich hatte schlaflose Nächte und war traurig und niedergeschlagen. Endlich gab mir der Letzte unter der Reihe von Aerzten, denen ich die Wiederherstellung meiner Gesundheit anvertraut hatte, den Rath, eine längere Reise zu machen und Ruhe von Geschäften und andere Luft und Umgebungen aufzusuchen. Besonders rieth er mir eine Reise mit dem Dampfschiff nach New-York an, und wieder über Land zurück nach San Francisco. Ich hatte diesen Rath während drei Monaten täglich angehört, ehe ich mich entschließen konnte, ihn zu befolgen.

Die Seereise nach New-York dauerte zweiundzwanzig Tage. Ich brachte zehn sehr bewegte Tage in der großen Stadt zu und verließ dieselbe an einem Samstag Abend um fünf Uhr, matt und müde. So müde war ich, daß, als der Zug aus dem Bahnhofe von Jersey City hinausschwirrte, ich mir ein Bett in einem Schlaf-Waggon anweisen ließ und sehr froh war, mich sogleich hinlegen zu können. Es war im Mai und der Abend war wunderschön. Ich lag am offenen Fenster und genoß mit vollen Zügen den lieblichen Anblick der Landschaft von New-Jersey. Das Schauspiel, welches sich den Augen darbietet, wechselt rasch. Man kann diesen beständigen Wechsel in aller Behaglichkeit betrachten, ohne einen Finger zu rühren. Höfe, Häuser, Menschen, Vieh, Städte, Fabriken flogen mit Blitzesschnelle an uns vorbei. Häufig wünschte ich aber, daß die Schnelligkeit in etwas nachlassen möchte, auf daß ich mehr Zeit hätte, die Landschaft zu betrachten. Diejenigen, welche auf der Pacific-Eisenbahn über den Kontinent von Amerika reisen, werden es als die angenehmste Siesta finden, sich in einem Schlaf-Waggon am offenen Fenster hinzustrecken.

Die Höfe und Farmhäuser von New-Jersey haben ein Aussehen der Sauberkeit und reeller Behaglichkeit, die ich auch in dem ländlichen Leben von Californien bemerken möchte. An vielen Orten sehen sie denjenigen von England ähnlich, eine Aehnlichkeit, welche hier und da durch die üppigen grünen Hecken statt der gewöhnlichen starren amerikanischen Fenzen noch größer gemacht wird. Die Farmer von New-Jersey haben nicht den Ruf großer Freigebigkeit, allein sie scheinen das Leben mit Gründlichkeit und Ruhe zu genießen. Sie bebauen ihr Land nach europäischer Landwirthschafts-Methode mit großer Sorgfalt und erzielen die reichlichsten Ernten. Der Boden von New-Jersey ist durchschnittlich mager und arm, allein eine gewissenhafte Kultur hat diesen Staat zu einem der fruchtbarsten in den Vereinigten Staaten gemacht.

Um neun Uhr Nachts hielten wir einige Minuten in einem kleinen Städtchen in Pennsylvanien, wo sich, wie gewöhnlich, nur ungefähr ein Viertheil des erforderlichen Raumes, sowie der verlangten Speisen vorfand. Als ich den Tisch erreichte, hatte sich bereits eine hungrige Menge, wie Wölfe auf ihre Beute, auf die Speisen gestürzt und Alles verschlungen, mit Ausnahme einiger Nüsse und etwas Milch — ein Nachtessen, das durch seinen bloßen Anblick Befürchtungen des Alpdrückens und mitternächtlichen Elendes heraufbeschwor. Allein mein gewaltiger Hunger siegte über jegliches Bedenken.

Ich hatte noch nie eine Nacht in einem Schlaf-Waggon zugebracht. Ich fand die Betten groß genug für zwei Personen, sehr komfortabel und warm. Allein es ist keine besondere Räumlichkeit zum Auskleiden vorhanden, und dieses Geschäft muß in dem engen Wege vollzogen werden, der durch die Mitte des Wagens läuft. Männer können sich darüber hinwegsetzen; für Damen aber ist es sehr unangenehm, und sie müssen zu vielen feinen Kniffen ihre Zuflucht nehmen, um sich nicht den Augen der Anwesenden bloßzustellen. Die Bewegung der Wagen befördert eher den Schlaf, als daß sie ihn stört; es ist etwas Beruhigendes darin. Ich schlief sehr gut, erwachte aber mit einem Gefühle des Bedauerns, denn man sagte mir, daß ich den Anblick der schönsten Landschaft in den Alleghanies verschlafen habe. Es regnete nun; allein die Luft war balsamisch und belebend. Alles, was grün war, hatte eine frische Farbe bekommen. Wir gingen nun durch eine der reichsten Quellen der Kraft, welche der Staat Pennsylvanien besitzt — die

Kohlengegend. Das Land ist nicht reich durch die Landwirthschaft, und nur ein geringer Theil desselben, durch welchen wir kamen, war angebaut; allein es ist reich an Holz auf der Oberfläche und reich an Kohlen unter derselben.

Um zehn Uhr Morgens waren wir in Pittsburg, dessen Aeußeres nie sauber ist. Sogar an dem sonnigen Sonntagsmorgen nach dem Regen war es noch gleichsam in seinen schmutzigen Arbeitskleidern. Nach einem fünfstündigen Aufenthalte fuhren wir um zwei Uhr wieder ab. Einige Meilen weit ging die Eisenbahn durch lange Gassen von Fabriken. Als wir endlich dieselben hinter uns zurückließen, kamen wir in eine der schönsten Gegenden der Welt. Natur und Kunst haben sich vereinigt, um sie wahrhaft reizend zu machen. Der Ohio fließt durch dieselbe. Grüne Felder erstrecken sich dem Flusse entlang und steigen allmälig zu Hügeln und Bergen empor, die mit Sträuchern und Bäumen bedeckt sind. Trauliche Farmhäuser lagen ruhig inmitten von Frucht- und Schattenbäumen, und fettes, zufrieden aussehendes Vieh glotzte uns träge an, als wir vorbeibrausten. Einige der schönsten Landgüter und Landhäuser, die ich je in Amerika gesehen habe, sind in dieser Gegend.

Es waren keine Schlaf-Wagen in diesem Zuge. Eine Nacht schläfrigen, aber schlaflosen Elendes strich langsam dahin. Der Morgen fand uns in Indiana, in einem Lande, dessen Boden fruchtbar ist; allein die Wälder, die Häuser und die Leute sind ärmlich. Die Zäune waren schlecht gemacht und die Höfe waren sehr unordentlich gehalten. Alles erinnerte mich an die vielen vernachlässigten Farmen, die man in Californien sieht. Grünes, stehendes Wasser in der Nähe vieler Häuser bewies, daß das kalte Fieber in dieser Gegend manchen Menschen an Leib und Seele erzittern machte. Der Theil von Indiana, durch welchen wir kamen, stand im grellsten Gegensatze zu der Gegend, die wir am vorhergehenden Abend gesehen hatten. Die letztere Gegend erschien mir wie das „glückliche Thal" des Rasselas; die andere aber als ein Land, in welchem Nebel, Elend und Unzufriedenheit herrschten.

Gegen Mittag wurde das Wetter kalt, rauh und neblicht — einer jener Tage feuchter Unbehaglichkeit, die man in San Francisco so gut kennt. Der Theil von Illinois, durch welchen wir kamen, gefiel mir nicht; er sah Indiana zu ähnlich.

Wir erreichten Chicago um Mittag, dreiunddreißig Stunden, nachdem wir New-York verlassen hatten. Es ist neunhundert englische Meilen von dieser Stadt entfernt. Chicago — der junge Riese des Westens — mit seinen 250,000 Einwohnern, seinen Straßen von Palästen, eben so lärmend wie die Straßen von New-York. Außerhalb New-York gibt es in den Vereinigten Staaten keine so geschäftige Straße wie Lake-Street in Chicago.

Der Michigan-See, den ich von der Höhe der City-Hall (des Rathhauses) sah, erschien mir kalt und düster, gerade wie die Bai von San Francisco, wenn der Wind stark und das Wetter neblicht ist. Chicago ist die Lieblingsstadt der Eisenbahnen. Von allen Richtungen stürmen die Züge heran, mit Allem beladen, was im Binnenhandel bekannt ist. Das Läuten der Glocke auf der Lokomotive und das Rasseln der Wagen wird beständig gehört.

Nach einem kurzen Aufenthalte in Chicago fand ich mich eines Nachmittags um drei Uhr im Bahnhofe der Nordwest-Eisenbahn, mitten unter einer Menge von Deutschen, welche das Vaterland verlassen hatten, um die Kornfelder von Nebraska anzubauen. Ja, hier ist prachtvolles Prairieland. Hier gedeiht das Korn in reicher Fülle. Das sind die Prairien, auf welche der Westen so stolz ist. Ein fruchtbares Land hat gewöhnlich wohlgekleidete Einwohner und wohlgebaute, behagliche Häuser. Hier ist Beides stets zu sehen. Das Erdreich ist durch ganz Illinois und Jowa dunkel und reichhaltig bis zum Missouri.

Um zwei Uhr Nachmittags sind wir bei Council Bluffs, am Missouri. Zeit: dreiundzwanzig Stunden von Chicago; Entfernung: vierhundert vierundneunzig Meilen. Wir gehen nicht durch die blühende Stadt (Council Bluffs), sondern lassen uns in einem Omnibus vom Bahnhof zum Flusse hinunterfahren. Ein keuchender und baufälliger Dampfer brachte uns mühsam pustend nach Omaha in Nebraska.

Der Missouri ist bei Council Bluffs und Omaha einer der elendesten, seichtesten und unzuverlässigsten Flüsse, welche man irgendwo finden kann. Sein Bett ist heute hier und morgen dort, vielleicht eine halbe Meile weit entfernt. Das westliche Ufer, auf welchem sich die Eisenbahn-Schuppen und der Bahnhof nun befinden, war in früherer Zeit das Flußbett gewesen. Regelmäßige Dampfer fahren auf dem Missouri zwischen St. Louis und Omaha und bis nach Fort Benton — eine Strecke von ungefähr dreitausend Meilen.

Omaha ist die Hauptstadt von Nebraska und der Anfangspunkt der Union-Pacific-Eisenbahn. Es hat eine wunderschöne Lage am östlichen Abhange eines mit Wald und Gras bewachsenen Hügels. Seine Bevölkerung ist ungefähr 15,000.

Nebraska hat ungefähr 50,000 Einwohner. Zur Zeit meiner Reise war es von den Heuschrecken heimgesucht. Dieselben waren überall und fraßen Alles auf. Diese Landplage, sowie die Grashüpfer, sind der Fluch der Landwirthschaft in dem ganzen Gebiete, das zwischen dem Missouri und Nevada liegt. In Verbindung mit diesen machen lange anhaltende Zeiten der Dürre und Entfernung von Marktplätzen das Loos des Einwanderers durchaus nicht beneidenswerth, ungeachtet der glühenden Schilderungen der Zeitungsschreiber und Agenten der Union-Pacific-Eisenbahn.

Nach einem Aufenthalte von anderthalb Tagen verließ ich Omaha um fünf Uhr Nachmittags. Fünfundsiebzig Meilen westlich von dieser Stadt gelangten wir in die eigentlichen Ebenen, und von diesem Punkte bis nach Cheyenne war die Reise äußerst einförmig, mehr wie eine Seereise als eine Reise zu Land. Die Gegend war eine beinahe ganz flache Ebene und es wuchs nichts als Prairiegras und Salbeisträucher darauf. Die Atmosphäre war so klar wie ein Spiegel; ja sie war so klar, daß man sich hinsichtlich der Entfernungen leicht täuschte. Niedrige Hügel, die kaum fünf Meilen entfernt zu sein schienen, waren in der Wirklichkeit zwanzig bis fünfundzwanzig Meilen entfernt. Die Luft der Prairien ist

bekanntermaßen trocken und gesund, und eine Reise durch dieselben ist äußerst stärkend und aufheiternd. Allein bei der endlosen Einförmigkeit und dem gänzlichen Mangel an Abwechslung ermüdet das Auge bald, nicht nur östlich von Cheyenne, sondern bis nach Laramie, über das Felsengebirge hinaus. Dieses Gebirge ist auf der gegenwärtigen Ueberland-Route ein bloßer Wahn. Von Omaha bis nach Fort Bridger gibt es keine Höhen, die den Namen von Bergen verdienen, obschon man auf dem höchsten Punkte der Black Hills (schwarze Hügel) 8250 Fuß über dem Meere steht. Das Land erhebt sich in niedrigen Hügeln so allmälig bis zu dieser Höhe hinauf, daß man die Steigung kaum bemerkt. Mit Ausnahme von Rußland gibt es in der Welt keine Eisenbahn, die durch eine so uninteressante Gegend führt, wie die Pacific-Union-Eisenbahn. Das große Thal des Platte-Flusses kann höchstens als Weide dienen und muß sonst als eigentliche Wüste betrachtet werden. Dies ist dem Mangel an Wasser zuzuschreiben. Es hat auch ein so regelloses Klima, wie man dasselbe nicht bald findet. Regen, Hagel, Schnee und Sonnenschein sieht man dort oft zu gleicher Zeit. Nordwinde sind häufig und führen einen Hagel mit sich, dem kaum ein lebendes Wesen Stand halten kann. Es ist schon oft vorgekommen, daß der Hagel das Gras dicht an der Wurzel abgeknickt und der Wind dasselbe vollständig weggeweht hat, so daß auf einer Strecke von fünfzig Meilen kein Hälmchen mehr stehen blieb. Binnen wenigen Minuten verdüstert sich der Horizont und es wechselt die Atmosphäre zu winterlicher Kälte; Sonnenschein und balsamische Luft folgen eben so rasch. Der Regen wird von dem lechzenden Boden so schnell aufgesaugt und verliert sich so rasch als er herunterfällt.

Wie ich bemerkt habe, ist das Thal des Platte nur zum Weiden tauglich und in jeder andern Hinsicht eine weite Wüste. Und doch haben Hunderte, die auf der Pacific-Union-Eisenbahn reisten, für gut gefunden, von demselben eine Schilderung in durchaus entgegengesetztem Sinne zu geben. Ein Schriftsteller äußert sich folgendermaßen:

„Alles, was mit der Pacific-Union-Eisenbahn in Verbindung steht, ist wundervoll.

„Lange, ehe man das Thal des Platte erreicht, breitet es sich vor dem Auge aus wie eine ungeheure Bucht, die sich in ein Meer öffnet, und in ein solches scheint die Eisenbahn zu führen. Die Kornfelder von Europa sind bloße kleine Gartenbeete, wenn sie mit den grünen Meeren verglichen werden, die von Colorado bis nach Indiana hin rollen. Das Thal erweitert sich, wie man vorrückt; die Hügel, die man hinter sich läßt, versinken allmälig in die Ebene, bis der Horizont nicht die geringste Unterbrechung zeigt.

„Man weiß wirklich unter dem Volke sehr wenig von dem Charakter dieses Eisenbahn-Unternehmens. Die meisten Leute glauben, daß eine Gesellschaft von Kapitalisten hastig einen unordentlichen Schienenweg legen lasse, um von der Regierung sich Land und Geld bewilligen zu lassen. Allein es ist Thatsache, daß eine der vollkommensten Eisenbahnen gebaut wird, die man im Lande kennt. Man muß die Märchen des Orients wieder schreiben, um die Wirklichkeiten des Westens zu erreichen."

Wenn man solches Zeug gelesen hat, so fühlt man sich beinahe gezwungen, gegen alle Vernunft und Wahrheit an dem Altare des ungeschminktesten Schwindels zu opfern. Diejenigen, welche — wie der soeben angeführte Schriftsteller berichtet — glauben, daß die Union-Pacific-Eisenbahn ein von einer Gesellschaft von Kapitalisten hastig und unordentlich niedergelegter Schienenweg sei und nur den Zweck habe, von der Regierung Ländereien und Gelder zu erlangen, glauben genau, was der wirkliche Sachverhalt ergibt; denn die Bahn ist wahrscheinlich die schlechtest gebaute, über welche Passagier-Wagen irgendwo in der Welt dahinfahren. Zwischen Cheyenne und Laramie, eine Entfernung von beinahe dreißig Meilen, trafen wir vier Bahnzüge, welche aus den Schienen gelaufen und zertrümmert worden waren. Die Ursache ist einzig und allein in den scharfen Kurven und der schlechten Konstruktion des Schienenweges zu suchen. Als ich den Zugführer in Cheyenne fragte, wann wir wohl Laramie erreichen würden, erwiederte er: „Ungefähr um sieben Uhr Abends, wenn der Zug nicht aus dem Geleise kommt und zertrümmert wird — was eben so wahrscheinlich ist, als daß wir mit heiler Haut ankommen."

Eine andere Schilderung spricht in folgender Weise über die der Eisenbahn entlang entspringenden Städte und Dörfer:

„Fast bei allen Stationen befindet sich ein bedeutendes Dorf, in dessen Nähe sich eine ackerbautreibende Bevölkerung angesiedelt hat; Fremont, Columbus, Grand Island, North Platte, Julesburg, Cheyenne und viele andere Städte haben während des vergangenen Jahres ihre Bevölkerung mehr als verdoppelt oder sind zu bedeutenden Städten herangewachsen, — wo früher nichts als eine wilde Einöde war und kein Ton gehört wurde, als das Gebrüll der Raubthiere und das Kriegsgeschrei des noch wilderen Indianers. Jede dieser Städte hat einen bedeutenden Verkehr mit der umliegenden Gegend."

Die Einbildungskraft dieser westlichen Berichterstatter geht in's Ungeheure. Die erwähnten Städte verdanken ihre hastig in's Leben gerufene Existenz der Eisenbahn, und als der Bau derselben weiter vorschritt, war die Stätte derselben, mit Ausnahme von einer oder zwei Stellen, an welchen Maschinen-Schuppen errichtet wurden, so durchaus den Raubthieren und dem Kriegsgeschrei der Indianer preisgegeben, als sie es vor hundert Jahren gewesen war. Als ich auf der Eisenbahn reiste, war Cheyenne die bedeutendste Stadt; allein eine gottlosere, unordentlichere und zu jedem guten Zwecke unnützere Stadt ist kaum je in der Welt gestanden. Sie bestand ausschließlich aus Trink-, Speise-, Tanz-, und Spielhäusern der verworfensten und gemeinsten Art. Die Eisenbahn-Beamten waren die Fliegen, um welche herum alle jene Spinnen ihre Gewebe ausgespannt hatten.

Zwanzig Meilen auf der Union-Pacific-Eisenbahn geben dem Reisenden einen beinahe eben so wichtigen Begriff von der Gegend, als eine Fortsetzung der Fahrt bis nach Cheyenne. Auf jeder Station befinden sich drei oder vier Angestellte der Eisenbahn, deren Pflichten blos nominell sind, da die Eisenbahn durchaus keinen lokalen Verkehr hat, mit Ausnahme desjenigen, welcher aus der Verproviantirung der Regierungs-Posten entsteht. Auf jeder Station befinden sich zum Schutze derselben gegen

die Indianer zehn Soldaten, die aber durchaus ungenügend sind. Während der Zug anhielt, sah man dieselben stets mit geschultertem Gewehr vor der Station stehen. Sie waren schlecht gekleidet und sahen beinahe erfroren, elend und halbverhungert aus. Von jedem Stationshause ging ein unterirdischer Verbindungsweg nach einem unterirdischen Bau mit rundem Dache, — ein Bau, der einem Biber-Bau ähnlich sah. Diese Gebäude waren in die

Weinbauer

aus dem Albanergebirge bei Rom.

Erde versenkte Pallisaden-Verschanzungen, deren Dach mit Rasen bedeckt war. Sie waren mit Schießlöchern versehen, aus denen gegen angreifende Indianer ein Musketenfeuer unterhalten werden konnte. Ein elenderes oder einsameres Leben als dasjenige dieser Soldaten und Stations-Beamten kann man sich nicht denken. Ihre Kopfhäute sind in beständiger Gefahr. Die Aufregung, in welcher dieselben durch die Erwartung von Angriffen Seitens der Indianer beständig erhalten werden, ist die einzige Bewegung, ich möchte sogar sagen der einzige

Trost, welchen ihre einförmige Existenz kennt. Beinahe Alles ist der Unthätigkeit, zu welcher man in den Prairien verurtheilt ist, vorzuziehen.

Wir machten die Reise von Omaha nach Laramie, eine Entfernung von 575 Meilen, in dreißig Stunden, also ungefähr 19 Meilen die Stunde.

Keines der Hôtels in Laramie-City besaß Einrichtungen zum Schlafen, als ich mich in der Stadt befand. Ich schlief in einem nicht gebrauchten Schlaf-Waggon, der sich zufälligerweise dort befand. Das beste „Hôtel" bestand aus einem großen Zelte mit Tisch und Sitzen (man kann nicht sagen Stühlen) aus rauhen und schmutzigen Fichtenbrettern. In einer Ecke dieses Zeltes wohnte der Eigenthümer mit Frau und Kind, und ebendaselbst waren auch ihre Hausgeräthschaften und ihr Bett. Es waren auch keine Vorhänge vorhanden. Als ich am Sonntag Morgen mein Frühstück verzehrte, saß die Frau des Eigenthümers, ihr Kind auf dem Knie, auf dem schmutzigen und unordentlichen Bette. Sie war von Arbeitern, Spielern, einer Trinkbank, einem Barbierlokal (ohne Wände) und endlosem Schmutz, Koth und bewunderungswürdiger Unordnung umgeben. Sie sah aus, als ob es keine Seele in der Welt gäbe, die ein Mitgefühl für sie hätte, und als ob das Leben nicht den geringsten Trost böte. Das Leben der Frauen in jenen Grenzorten ist entsetzlich, und ich wundere mich gar nicht, daß viele derselben durch ihre vereinzelte Stellung unter den gemeinsten und verworfensten Menschen den letzten Rest zarter Weiblichkeit gänzlich einbüßen.

Nach einem Aufenthalte von ungefähr fünf Tagen in Laramie nahm ich die Ueberlandpost nach dem Salz-See. Es befanden sich neben mir noch fünf weitere Passagiere im Postwagen. Es war daher keine Möglichkeit vorhanden, sich hinzulegen, und vom Schlafen konnte wenigstens während der ersten Nacht keine Rede sein. Unter erzwungenem Wachen und dem Rütteln des Wagens, wenn derselbe in ein Loch gerathen war und wieder hinausgeschleppt werden mußte, und anderem unbeschreiblichen Elende brachte ich eine der erbärmlichsten Nächte meines Lebens zu. Der frühe Morgen fand uns bei der Rattlesnake- (Klapperschlangen-) Station, eine der schönsten Stellen, die wir noch auf der ganzen Reise gesehen hatten. Wir hielten zu Rattlesnake an, um zu frühstücken. An diesem ganzen Tage fuhr ich auf der Außenseite des Wagens, und in der gesunden, trockenen Luft hatte ich bald ein Gefühl der Frische und Belebung, als ob ich in einem Bette geschlafen hätte. Ich brachte den Tag in angenehmer gesellschaftlicher Unterhaltung mit dem Postillon zu. Geschichten von indianischen Gräuelscenen und glücklichem Entkommen aus mörderischen Händen bildeten den Gegenstand unseres Gespräches. Die Postillone und Alle, mit denen ich auf der ganzen Reise sprach, stimmten in der Ueberzeugung überein, daß es nur ein Mittel gegen indianische Falschheit und indianische Mordscenen gebe: Man gebe den Indianern eine nachhaltige Züchtigung, und sie werden sich besser halten. Sie kennen kein Gefühl als dasjenige der Furcht vor ihren Ueberwindern. General Connor, der einzige tüchtige Bekämpfer der Indianer, der seit Jahren auf den Ebenen das Kommando geführt hat, trieb vor ungefähr zwei Jahren die Shoshone- und Bannock-Indianer in die Enge, damals die zwei gefährlichsten Stämme in den Ebenen. Er machte sich nicht des sonst so üblichen Schwindels schuldig, den Rothhäuten eine Rede zu halten über ihren „Großen Vater" in Washington und seine rothen Kinder, und ähnliches Zeug. Die Indianer hatten die Weißen bekriegt, und er zwang sie zum Kampfe, tödtete ihrer über fünfzehnhundert und schlug sie so gründlich, daß sie alle um Gnade baten. General Connor gewährte sie, nachdem sie allen seinen Forderungen Folge geleistet hatten. Diese Indianer haben seither keinen einzigen Weißen belästigt. Sie bekämpfen stets noch andere Stämme; ja, als ich zu Fort Bridger war, hielten sie einen Siegestanz über einige Skalpe, welche sie den Köpfen ihrer Feinde abgenommen hatten. Allein sie lassen die Weißen in Ruhe, obgleich sie — wie einige Zeitungen behaupten — eben so viele Ursache haben, Gräuelthaten zu begehen, wie alle andern Indianer. Die Presse der Staaten des stillen und des atlantischen Oceans hat ganze Meere von Thränen des Mitgefühls über das Unrecht vergossen, welches den Indianern von „diebischen Agenten und schlechten Weißen" zugefügt wird. Dies ist leeres Geschwätz, das aber, wie es scheint, auch von den wahrhaftigsten Zeugen doch nicht widerlegt werden kann. Für ein einziges Verbrechen, einen einzigen Fall der Unredlichkeit, den ein indianischer Agent oder ein anderer Weißer an einem Indianer begeht, lassen sich mit Leichtigkeit fünfzig Fälle indianischer Gräuelthaten, an unschuldigen Weißen verübt, aufzählen. Wenn man den Indianern Lebensmittelvorräthe zuführt, mit ihnen Unterhandlungen pflegt oder sie gar mit Waffen versieht, so richtet man nichts damit aus, als daß man sie in ihrer Faulheit und Unverschämtheit bestärkt und in ihrem Glauben aufrecht hält, daß sie von den Weißen gefürchtet werden. Man muß es ganz anders anfangen. Eine tüchtige Züchtigung wird sich als das Beste erweisen, das für unsere „rothen Brüder" gethan werden kann. Der Indianer ist bis in sein innerstes Lebensmark hinein ein gemeiner, feiger, blutgieriger Schleicher der verächtlichsten Sorte. Er wagt es nie, sich einer Gefahr auszusetzen, wenn er nicht des Sieges und der Uebermacht gewiß ist. Ein Tiger ließe sich eben so leicht zähmen. Die Furcht ist der einzige Herrscher, dem er sich beugt *).

*) Wenn wir auch der hier ausgesprochenen extremen Ansicht des Verfassers hinsichtlich einer passenden Behandlung der Indianer durchaus nicht beipflichten, so dient dieselbe doch dazu, die im Westen in dieser Hinsicht ziemlich allgemein herrschende Stimmung gegen die wilden Stämme zu kennzeichnen. Allerdings ist jetzt manches Wahre an der gegebenen Schilderung, die Weißen allein aber sind schuld an der traurigen Verwilderung der Ureinwohner. A. d. Ueb.

(Schluß folgt.)

Ein stilles Grab.

An einem sonnigen Augustnachmittage vor zwölf Jahren war ich mit dem Dampfschiffe in Friedrichshafen am Bodensee gelandet und schritt nach kurzer Besichtigung dieses eben in der Metamorphose von der unscheinbaren Dorfpuppe zum schillernden Villegiatur- und Kurstadt-Schmetterlinge begriffenen Uferplatzes, mit seinem damals so ruhigen Königsschlosse und seinen aus unschönen Steinhaufen und schwerfälligen Holzlagern emporwachsenden Neubauten, rüstig auf der seeabwärts, der badischen Grenze zuführenden Landstraße weiter. Hier erst, wo der Weltverkehr eigentlich aufhörte und die bildende Kunst des Menschen entweder nie gewirkt oder doch ihre bescheidenen Werke schon abgeschlossen, hier kam auch die vorhin zurückgedrängte Poesie der reizenden Natur wieder zur Geltung, und es kürzte das Spiel des Sonnenstrahles mit den am Ufer gebrochenen Wellen, die von Fahrzeugen belebte weite Fläche des „schwäbischen Meeres", die weißscheitelige Kette der Schweizerberge, das rebenumrankte Gestade den Weg des einsamen Wanderers. Längst war der gelbrothe Grenzpfahl passirt und die Nacht hatte bereits ihre Herrschaft angetreten, als von dem durch den sternreichen Himmel matt erleuchteten Seespiegel sich massig und schwarz die Thürme und Mauern der alten, schon von König Dagobert erbauten Meersburg abhoben, von deren Zinnen Conradin von Hohenstaufen zum letzten Mal auf deutsche Erde geblickt, hinter ihnen aber die lichtschimmernden Fenster des Städtchens gar einladend das erreichte Ziel bezeichneten. „Ja, das ist Meersburg," bestätigte auf meine Frage ein heimkehrender Landmann, dessen ganze Verfassung für die Trinkbarkeit und die Kraft des „Meersburgers", des gerühmtesten Seeweines, zu sprechen schien. Meine weitere Erkundigung nach dem Kirchhofe des Städtchens machte den armen Menschen vor Schrecken nüchtern; als sei ich ein reisender Vampyr, der ein unterirdisches Hôtel hier sucht, prallte er zurück, und selbst als ich ihm meine unverfängliche Absicht auseinandergesetzt, deutete er nur scheu und kopfschüttelnd sich entfernend nach dem seitlichen Bergwege, an welchem wir uns zufällig begegnet.

Ich wußte damit genug, da ich schon gelesen, daß der gesuchte Friedhof hoch über der Stadt liege, und in der That ward derselbe ohne Schwierigkeit erreicht. Nach einigem Suchen unter Kreuzen und Leichensteinen hatte ich trotz der dichteren Dunkelheit bald ein ganz absonderliches Monument entdeckt, ein massives, aufrechtstehendes Steinprisma, welches mein zufühlender Finger an der mir bekannten Gravirung als das erkannte, um dessentwillen ich gekommen. Ja, hier ruht ein Mann, dessen Namen und Schicksale den ganzen Erdball umlaufen, dessen Wirken den spekulativen Philosophen und den spekulirenden Betrüger, den grübelnden Mystiker und den frivolen Weltmann, den ernst forschenden Arzt und die neugierige Menge, den ausschweifenden Panegyriker und den ebenso excentrischen Harlekin gleichmäßig in Anspruch nahm, der Mann von dem richtig gesagt wurde:

„Von der Parteien Haß und Gunst entstellt,
Schwebt sein Charakterbild in der Geschichte."

Ich stand in stiller Sommernacht an dem Grabe von Dr. Franz Anton Mesmer, allenthalben als der Entdecker des thierischen Magnetismus bekannt, der im Jahre 1815 hier sein durch 81 Jahre bewegtes Leben beschlossen. Durch ein zehnjähriges Studium seiner zum Theil höchst selten gewordenen Originalwerke, begleitet von praktischen Erfahrungen und von den Resultaten der modernen Naturwissenschaft, war ich dem Geiste dieses Mannes näher getreten als wohl Jemand zuvor, ja ich nehme keinen Anstand, auch mich einigen Fanatismus' für die Sache schuldig zu bekennen, welchem ich selbst als jugendeifriger Schriftsteller allzuviel die Zügel schießen ließ. Doch finde ich auch heute noch, nachdem die Jahre den schäumenden Spiritus gedämpft und das Urtheil geläutert, nachdem ich mich längst wieder mit aufrichtigem Eifer der rationellen Heilkunde zugewandt, daß mit dem Namen „Mesmer" immer noch eine Ehrenschuld mahnend an das deutsche Volk herantrete, welcher einige Worte der Begründung gewidmet seien. Machen wir uns einen Augenblick los von den Vorstellungen magnetischer Kuren und somnambuler Sitzungen, und sehen wir zu, was Mesmer als Naturforscher eigentlich gelehrt und gewollt! Mesmer, als er zu seiner Mitwelt 1764 erstmals redete, war ein für die damalige, in starren Autoritätsglauben und in philosophische Naturbummelei versunkene Zeit tüchtig ausgebildeter Physiker und Arzt, der seinen eigenen Weg einschlug, welcher naturgemäß zur Opposition führen mußte. Während die übrigen Naturforscher dem „Steine der Weisen", dem „Lebenselixire", welche Phantasmen damals das Endziel aller Naturlehre bildeten, eifrig nachgrübelten, suchte er das Wesen des Nervenprinzipes „in einem direkt auf die Nerven wirkenden Agens", von welchem er schloß: „daß es nicht von der Gattung grober Materie, deren Vorhandensein durch die gewöhnlichen Sinne bemerkt wird, sein könne." Durch Beobachtungen über Ebbe und Fluth, über die Periodizität in der Natur und besonders in Krankheiten durch ärztliche Anwendung des Mineralmagnets und später auch der Elektrizität gelangte er unter stürmischen Krisen zu der Theorie von einem „allgemeinen Einfluß", welchen er „natürlichen Magnetismus" nannte und dessen eine Reihe das menschliche Nervenprinzip, „den thierischen Magnetismus" darstelle. Sein unter eigener Leitung von dem Berliner Professor Dr. Wolfart 1814 herausgegebenes Hauptwerk führt daher den Titel: „System der Wechselwirkungen", der an sich schon anzeigt, wie kolossal seine Gegner geirrt, welche wähnten, Mesmer bediene sich eines wägbaren und verkäuflichen Heilmittels und suche durch fortwährende Hinweisung auf sein System lediglich sein Geheimniß zu bewahren. Mesmer selbst hat sich daher auch nie der Untersuchung seiner Lehre durch eine Akademie unterworfen, denn er verlangte Schüler und nicht Richter, welche ja über eine ihnen unbekannte Sache hätten aburtheilen müssen. Von den in diesen Hospital-Schulen erlangten Resultaten sollten die Regierungen Kenntniß nehmen und alsdann die weitere Entwicklung dieser Methode leiten. „Wenn ich anders handelte," so schließt Mesmer wörtlich, „so würde der thierische Magnetismus wie eine Mode behandelt werden. Jeder würde damit zu glänzen oder mehr oder weniger, als wirklich ist, darin zu finden suchen. Man

würde ihn mißbrauchen, und sein Nutzen würde in eine Aufgabe ausarten, deren Auflösung vielleicht erst nach Jahrhunderten stattfände." Wie in der That begründet diese seine Befürchtungen waren, zeigt die ganze folgende Geschichte seiner Lehre bis auf unsre Tage nur zu deutlich, seitdem Schwindler, Flachköpfe und Phantasten die Sache zum Ekel aller wissenschaftlich Gebildeten ausbeuten. Mesmers Lehre ist verschollen, der somnambule Spuk ist geblieben!

Wenden wir uns aber, jede Polemik und selbst das enorme historische Material ausschließend, noch einen Augenblick der reinen Quelle und deren persönlichem Träger zu, so werden wir zu unsrer Ueberraschung entdecken, daß jene ursprüngliche Lehre in ihren Fundamentalsätzen in der That wiederauferstanden ist, wiedererweckt von den naturwissenschaftlichen Arbeiten des letzten Halbjahrhunderts, und diese Fundamentalsätze mußten wiederauferstehen aus Staub und Schutt, weil eben eine Wahrheit nimmermehr sterblich sein kann! Denn schon nachfolgende kurze Sätze Mesmers (aus dem Eingange zum System der Wechselwirkungen), welche heutzutage jeder Naturforscher willig unterschreibt, reichen hin, Zeugniß von dem gewaltigen, klaren Geiste jenes Mannes zu geben, ja seinen Namen in der Wissenschaft unsterblich zu machen.

„Es gibt im Weltall zwei Grundwesen — Materie und Bewegung." „Die Bewegung bewirkt in der Materie die Entwicklung aller Möglichkeiten." „Die Harmonie der Wechselverhältnisse, worin die Stoffe miteinander zusammen bestehen und die Bewegungen sich folgen, ist dasjenige, was man unter der Natur verstehen muß."

Dieselbe Klarheit spricht sich in der Grundlage von Mesmers physiologischen Anschauungen aus. Schon 1784 schreibt er die denkwürdigen Worte: „Da das Lebensprinzipium ein Theil der allgemeinen Bewegung ist und den gemeinschaftlichen Gesetzen des allgemein flüssigen (d. h. beweglichen) Wesens gehorcht, so ist es auch allen Eindrücken des Einflusses der Himmelskörper, der Erde und jeder besondern Körper, die es umgeben, unterworfen." (Und nun höre man Virchow's „neueste" Theorie des Vitalismus, nach welcher „das Leben zwar gegenüber den allgemeinen Bewegungsvorgängen in der Natur etwas Besonderes sei, allein es bilde nicht einen diametralen, dualistischen Gegensatz zu denselben, sondern nur eine besondere Art der Bewegung, welche, von der großen Constante der allgemeinen Bewegung abgelöst, neben derselben und in steter Beziehung zu derselben hinlaufe.")

Wir finden in diesen wenigen Sätzen die ganze Lehre von der Molecularphysik, von den Dynamiden, von Kraft und Stoff, von der viel ventilirten Frage der „Lebenskraft", überhaupt die Lösung der höchsten Probleme der Wissenschaft mit unübertrefflicher Klarheit in nuce fertig niedergelegt, wie sie erst in den letzten Jahren durch die exakten Forschungen eines Foucault, Arago, Faraday, Brewster, Humboldt, Jolly, Dubois-Raymond, Eckhard, Helmholtz, Baumgartner, Fechner, dann sämmtlicher neueren Physiologen und Pathologen ausführlich begründet wurden.

Betrachten wir ferner den gemehrten Einfluß der Medizin auf das öffentliche Leben in gerichtlicher Medizin und medizinischer Polizei, in populärisirter Diätetik und Prophylaxe, in Erziehung und Unterricht, erkennen wir die Berechtigung von Virchow's Worten an, der verlangt, „daß die Medizin, soll sie ihre Aufgabe wirklich erfüllen, in das große politische und soziale Leben eingreife, daß sie die Hemmnisse angebe, welche der normalen Erfüllung der Lebensvorgänge im Wege stehen, und ihre Beseitigung erwirke," so werden wir auch der längstverhallten Stimme Mesmer's mit Verwunderung lauschen, welcher hierüber an dem angegebenen Orte Folgendes ausspricht:

„Auf solche Weise geschah es, daß sich in Folge meiner Untersuchungen über die Natur und den Menschen das System oder eine Theorie, so ich hier kundmache, gebildet hat, welche auf eine bestimmtere Weise festzustellen trachtet: durch welche Bande der Mensch mit der ganzen Natur, wovon er einen integrirenden Theil ausmacht, verwebt ist, auf welche Weise er ihren Gesetzen gemäß da sei, er erhalten werde, er seine Bahn durchlaufe und endige; worin die Grundtriebfedern und die Hebel bestehen, welche sein Handeln bestimmen; auf welche Weise er auch noch Eindrücke von den ihn umgebenden Wesen erhalte; und endlich wie er von seiner Seite wieder auf den Lauf der Natur durch Veränderungen, deren Schöpfer er mittelst eines ihn belebenden innern Grundwesens wird, einwirke, und worin, was das Wichtigste ist, das wahre Mittel, Krankheiten zu verhüten und sie zu heilen bestehe, oder eine neue Ausübung der Heilkunde, mit der Benennung des thierischen Magnetismus bezeichnet." — — „Es ist gewiß, die wahren Grundsätze der Erziehung und deren Anwendung dürfen nicht eine gewagte und eigenmächtige Erfindung sein; vielmehr sind sie unwidersprechlich durch die Natur also angeordnet und vorgezeichnet, daß man sie einzig und allein durch das Studium der Natur kennen lernen, ordnen und ihren Erfolg sicher stellen kann; denn diese Wissenschaft ist die erste von allen, welche ihm die Verhältnisse zeigt, unter welchen er mit der ganzen Welt sein Dasein hat, welche ihm seine Bestimmnng und die Mittel zeigt, stets besser und glücklicher zu sein und zu werden. Sie vereinet im Physischen und Moralischen Alles, was sich auf das Glück und die Vervollkommnung des Menschengeschlechts bezieht."

„Das Physische des Menschen ist von dem, was man das Moralische nennt, nur darum verschieden, weil die Triebfedern des einen uns weniger bekannt als die des andern sind, und da die Gesetze beiden gemein sind, so denke ich, daß es ebensowohl ein Triebwerk (Mechanismus) der Handlungen, als der Gesundheit gebe. Was dem Einzelnen die Gesundheit ist, das ist die Gerechtigkeitsliebe und die Moralität für den Menschen in der Gesellschaft. Was die Eigenschaften des Stoffs in Bezug auf die Aeußerung der Schwere sind, was die Anziehungskraft und die Spannkraft ist, das ist die Vorstellung des Guten und Bösen als Beweggrund für die menschliche Handlung."

Nach diesem umfassenden Plane handelt Mesmer nun in seinem Werke: von der Naturlehre, vom Menschen, von der Moral, Erziehung, Verfassung, Gesetzgebung und Regierung, von Steuern, Maß und Gewicht, u. dgl. Vielfach klingen hier die Ideen der französischen Revolution deutlich an.

(Schluß folgt.)

Univ. Bibl.
München

Die kleinen Holzsammler.

Ein Bild vom Schwarzwald.

(Taf. 37.)

Die Armuth ist eine harte Schule, und hat doch auch ihre Freuden und sogar ihre Genüsse, und zwar nicht selten größere Genüsse und Freuden, als sich's der Reiche nur denken kann. Schmeckt doch das doppelt und dreifach so gut, was man nur ausnahmsweise zu kosten bekommt! Erregt doch für den, der gewohnt ist, Alles, auch das Nothwendigste zu entbehren, die Gewährung einer Kleinigkeit eine größere Lust und eine innigere Freude, als für den Schlemmer und Prasser der Besitz vom Zehntausendfachen!

Alles dies erfuhr in vollem Maße die Wittwe Martha, die mit ihren drei Kindern, zwei Knaben und einem Mädchen, in einem kleinen Häuschen tief im Schwarzwald-Gebirge wohnte, in einer Gegend, wo die menschlichen Wohnungen schon anfangen seltener zu werden. Es waren von da aus nur wenige fünf oder sechs Stunden bis auf den „Katzenkopf" hinauf, der bekanntlich eine der höchsten Spitzen des Schwarzwaldes ist, und man konnte sogar die „Hornisgründe" mit dem unweit davon gelegenen „wilden See" in einem halben Tage erreichen, wenn man gut zu Fuße war. Man kann sich also denken, daß der Platz, an dem die Wittwe wohnte, schon ziemlich in der Wildniß steckte, und damit der geneigte Leser sich noch gründlicher über die Lage desselben orientire, wollen wir noch hinzusetzen, daß die nächste größere Ortschaft, das Städtchen Bühl, das im „Bühler Thal", am Fuße der alten verfallenen Burg Windeck, zu suchen ist, ebenfalls mehrere Stunden weit entfernt lag. Uebrigens war das Haus der Wittwe Martha nicht das einzige in dieser wilden Gegend, sondern man traf da in theils kürzeren, theils größeren Entfernungen verschiedene ähnliche zerstreute Wohnungen, oder hie und da auch einen beginnenden Thaleinschnitt, also in wärmerer und fruchtbarerer Lage größere Höfe, die sich mit ihren verschiedenen Anbäuen fast wie kleine Weiler ausnahmen.

Eine kleine Hütte also war es, welche die Wittwe Martha mit ihren Kindern bewohnte; die sämmtlichen Räumlichkeiten bestanden aus einer Stube nebst Stubenkammer und einem Boden unter dem Dache! Alles war aus kaum behauenen Balken zusammengefügt, welche man innen mit gehobelten Brettern, außen aber mit Latten und Schindeln überzogen hatte, so daß die Balken unter dem Ueberzuge förmlich verschwanden. Dennoch, trotz seiner Kleinheit und Einfachheit, fiel es der Mutter Martha nie ein, sich über Mangel an Raum zu beklagen, denn ihre Kinder waren ja noch nicht erwachsen (der älteste Knabe zählte etwa dreizehn Jahre, während das Mädchen, das Jüngste unter den Kindern, kaum die Sieben passirt hatte) und bedurften also keiner besonderen Schlafzimmer, für die Tageszeit aber war die Wohnstube sicherlich geräumig genug, und nicht nur dieses, sondern auch freundlich trotz der rauchgeschwärzten gedielten Wände und trotz der kleinen Fensterchen, durch die man kaum den Kopf strecken konnte. Standen diese letzteren doch im Sommer stets weit offen und ließen so das grüne Reisach der draußen in langer Reihe gepflanzten Tannenbäume hereinschimmern, daß man glaubte in einem grünen Garten zu stehen! Drang doch dann durch sie ein so würziger Geruch — wer kennt nicht den herrlichen Tannengeruch, welcher bekanntlich zugleich auch eine große Heilkräftigkeit besitzt? — herein, daß das ganze Zimmer davon erfüllt wurde und man sich von einem förmlichen Wohlbehagen durchdrungen fühlte! Und wie freundlich war's erst im Winter! Wenn's draußen stürmte und tobte, wenn der Schnee in dichten Flocken die Scheiben bedeckte und die alten Bäume ächzend hin- und herschwankten, war's dann nicht überaus behaglich in der getäfelten Stube, deren großer, fast den dritten Theil vom Raume des Zimmers einnehmender Kachelofen eine ununterbrochene Wärme verbreitete, während das auf der Wetterseite bis auf den Erdboden herabgehende Dach die Kälte und besonders den kalten Nordwind gar nicht in's Haus hereinkommen ließ?

Die Wohnung also war schon recht, allein mit dem Uebrigen stand's leider nicht ganz auf die gleiche Weise. Der Ehegatte Martha's war ein Holzhauer gewesen, ein wackerer, fleißiger, thätiger Mann, der von Morgens früh bis Abends spät keinen andern Gedanken gehegt hatte, als für seine Familie zu sorgen, und der es durch seine Unermüdlichkeit auch wirklich dahin brachte, daß er das kleine Anwesen — das Häuschen mit den paar Kartoffel- und Gerstenäckern, die um dasselbe herumlagen — nach den ersten sechs Jahren seiner Ehe beinahe vollständig abbezahlt hatte. Wie fröhlich brachte damals Martha ihre Tage hin, trotz der vielen Entbehrungen, die mit dem Leben einer armen Holzhauersfamilie, sowie mit dem Aufenthalt im Innern des Waldes stets verbunden sind! Wie sorgenlos sah sie damals der Zukunft entgegen, die ihr ja durch den rastlos wirkenden und doch immer froh gesinnten Gatten gesichert schien! Doch „der Mensch denkt und Gott lenkt". Der Holzhauer, ein so überaus sehniger Bursche, daß sich jede Krankheit vor ihm hätte fürchten sollen, legte sich eines Tages, nachdem gerade sein jüngstes Kind geboren worden war, nieder, um nicht wieder aufzustehen. Eine Woche darauf begrub man ihn, und nun stand seine Wittwe allein und verlassen mit ihren drei kleinen Kindern, von denen das älteste damals kaum sechs Jahre alt war. Das war ein harter Schlag und Martha glaubte kaum ihn überwinden zu können; denn wie sollte sie, die einsame Wittib, die nichts ihr eigen nannte, als das kleine Häuschen und die paar

Feldstücke um dasselbe herum (diese waren noch nicht einmal ganz schuldenfrei), und die noch dazuhin nichts gelernt hatte, als spinnen und stricken, wie fast alle Bewohnerinnen des Schwarzwaldes, — wie sollte sie die Ernährung und Erziehung ihrer drei Kinder in's Werk zu setzen im Stande sein? Und doch war sie's im Stande, und doch überwand sie jenen harten Schlag! Aber freilich das „Wie" ist eine andere Frage.

Die armen Kinder mußten viel entbehren, noch mehr Entbehrung aber legte sich die Mutter freiwillig auf. Die Bebauung des wenigen Feldes, das ihr gehörte, lag ihr natürlich allein ob, und dies nahm neben der Sorge für ihre Kinder, sowie für die Haushaltung überhaupt schon eine geraume Zeit in Anspruch; allein damit begnügte sie sich keineswegs, denn wo sollte auch das Geld herkommen, um nur das Allernothwendigste zu bestreiten? Die Güterstückchen gaben allerdings die nöthigen Kartoffeln, aber man mußte doch auch Salz dazu haben und hie und da ein Stückchen Brod und etwas Schmalz und Butter und dergleichen mehr. Auch Kleider und Schuhe kosteten Geld, und überdieß war auch der Zins aus dem Ziele, das noch auf dem Anwesen lastete, zu bezahlen. Somit waren die Ausgaben nicht gering, wenn man auch nur das Nothwendigste in Anschlag brachte. Wie nun aber konnte da geholfen werden? Mutter Martha kannte nur Einen Weg und diesen schlug sie sogleich ein. Sie setzte sich nämlich in jeder Stunde, die sie erübrigen konnte, an ihren Spinnrocken und verwandelte ein Pfund Flachs nach dem andern in dünne Fäden und feines Gespinnst, wie es die Frauen der Reichen und Vornehmen gerne sehen. Ein Glück aber war's, daß es an Absatz nicht fehlte, denn nicht nur gab ihr die Frau Bürgermeisterin in Bühl unten, welcher sie schon von ihrer Jugendzeit her bekannt war, für sie selbst und ihre eigene Familie Beschäftigung, sondern sie empfahl sie auch an andere Frauen der Stadt, so daß Frau Martha bald mehr Aufträge bekam, als sie trotz ihres Fleißes und trotzdem sie die langen Wintermonate hindurch von Morgens früh bis Abends spät gar nicht mehr von der Kunkel aufstand, nur fertig bringen konnte. Das gab doch wenigstens im Frühjahr ein Stückchen Geld, wenn auch der Verdienst an sich noch so gering war und in einem ganzen Tag nicht mehr eintrug, als der Herr Bürgermeister vielleicht für ein einmaliges Eintunken seiner Feder berechnete!

So gingen die Jahre schnell vorüber, schneller als Mutter Martha es nur für möglich gehalten hätte. Die Kinder wuchsen heran gleich Tannenschößlingen und gediehen wie junge Eichbäume. War doch der Aelteste, der jetzt seiner Konfirmation entgegenging, schon ein recht fester und strammer Bursche, während das Mädchen (das Jüngste, wie wir wissen) wenigstens „aus dem Aergsten heraus war", wie man sich auf dem Lande auszudrücken pflegt. Somit hatte die Mutter bereits manche Hülfe, denn nicht nur konnten die beiden Knaben die Sommerabende und den Herbst über in's Holz gehen und die Wintervorräthe sammeln, nicht nur war der Aelteste stark genug, um im Frühjahr bei der Bebauung der Kartoffeläcker mitzuhelfen, sondern auch der kleinen Marie, dem Ebenbilde der Mutter, wurde, trotzdem sie erst sieben Jahre zählte, ihre Beschäftigung angewiesen, indem sie den Anderen die Strümpfe zu stricken hatte. Aber dennoch, trotz allem dem wollte es nicht immer reichen, nicht einmal bei der allerärgsten Sparsamkeit, und darum erklärte der Aelteste, der Christoph (er hieß so seinem Vater nach), eines Tages in allem Ernste Schuhe und Strümpfe für einen Luxus. Auch ging er in der That von da an immer, die strengste Winterkälte ausgenommen, barfuß, sowie er überhaupt in Allem der Mutter jede Ausgabe zu ersparen suchte. War er doch ein Bursche voll Gutmüthigkeit und Aufmunterungslust, dabei aber auch voll Thatkraft und Energie, so daß er nicht blos vor keinem Hinderniß zurückbebte, sondern auch alle Entbehrungen, die er sich auferlegte, mit Freudigkeit trug. Die Mutter sollte gar nicht merken, daß ihm dieses oder jenes, was er that, hart ankam, sondern er wollte sie glauben machen, als thue er dies Alles aus purem Vergnügen; aber — sie merkte es trotzdem und dankte Gott alle Abende, daß er ihrem Sohne einen solchen Charakter gegeben habe. Eine Kümmerniß jedoch konnte Christoph, so sehr er sich auch anstrengte, ihr nicht abnehmen, und diese Kümmerniß war die Sorge um die Erziehung, um das Lernen ihrer Kinder. Ihr Erstgeborner hatte offenbar viel Talent und noch mehr Lernbegierde, aber wie sollte sie es anfangen, dem armen Knaben Unterricht zukommen zu lassen? Der Junge verrieth außerordentlich viel Geschick im Holzschnitzeln und brachte in der That an den langen Winterabenden manch' „Kunstwerk" zu Stande, um das die Mutter dann später immer ihren guten Groschen löste. Doch es fehlte an den nöthigen Werkzeugen und noch mehr am Allernöthigsten, an der Ausbildung im Zeichnen. Wenn er hierin nur wenigstens einigen Unterricht hätte haben können, nur wenigstens „den ersten Elementarunterricht"! Vielleicht könnte es ihm dann doch gelingen, durch eigene Uebung weiter zu kommen und es am Ende so weit zu bringen, daß er regelrechte Bildwerke liefern konnte! Lange Zeit mußte Christoph auf die Erfüllung dieses seines sehnlichsten Wunsches verzichten, allein vor einigen Monaten war ein junger Lehrer nach Bühl gekommen, der sich etwas auf's Zeichnen verstand, und dieser erbot sich, dem Jungen alle Wochen ein paar Stunden zu widmen, wenn dieser ihm, in Ermangelung des baaren Geldes, seine Schnitzwerke dafür an Zahlung gebe. Natürlich ergriff Christoph diese Gelegenheit mit vollen Händen und wanderte nun fast einen ganzen Winter hindurch alle Wochen zweimal unter den unsäglichsten Anstrengungen und oft mit wirklicher Lebensgefahr, wenn's gerade recht schneite und windete (seine Mutter wollte es lange nicht zugeben, allein er hatte sie so lange gebeten und wieder gebeten, bis sie endlich einwilligte) nach Bühl hinab, also eine Strecke von sechs Stunden, nämlich drei Stunden hin und drei Stunden her, um die besagte Unterrichtsstunde zu bekommen.

So stand es mit dem Hauswesen der Mutter Martha, über welches wir nur deßwegen so weitläufig berichtet haben, damit der städtische Leser, der sich das Leben in einer einsamen Schwarzwälder Hütte oft so gar „idyllisch" vormalt, doch auch einen kleinen Begriff davon bekomme, wie in der Wahrheit und Wirklichkeit eine solche „Idyllität" aussieht. Versetzen wir uns nun in das Häuschen selbst, um endlich mit den dort lebenden Personen des Näheren bekannt zu werden.

Es war an einem Frühlingsabend und die Sonne, die heute ungewöhnlich geglänzt, wollte eben in's Meer hinabsinken. Mutter Martha saß an einem der kleinen Fenster, von denen wir oben gesprochen, und hatte wie gewöhnlich den Spinnrocken vor sich, dessen Fülle sich unter dem fleißigen Drehen ihrer Spindel sichtlich minderte. Von ihren Kindern waren nur zwei anwesend, ihr kleines Mädchen, welches, nachdem es seine heutige Strickaufgabe vollendet, zu ihren Füßen spielte, und der zweite Bube, der Martin, der, obwohl erst eilf Jahre alt, doch schon dem Christoph nachahmte und eifrig an einem Holzmaser schnitzelte.

„Mutter," sagte der kleine Martin, „es ist doch noch kein rechter Frühling, denn meine Finger sind ganz steif vor Kälte und ein warmer Ofen würde uns ganz wohlthun."

„Aber du weißt," entgegnete die Mutter, „daß unser Holzvorrath stark auf die Neige geht und daß in den Wäldern weiter oben noch zu viel Schnee liegt, um von dort dürres Abholz zu holen. Auch darf man dem Christoph nicht zu viel zumuthen, sonst überarbeitet er sich, und wenn er krank würde, so wäre das viel schlimmer als das Bischen Kälte."

Der Junge schwieg, rieb sich aber so eifrig die Hände, daß die Mutter doch am Ende lächelnd aufstand, um in die Küche zu gehen und ein Feuerchen zu machen.

„Ich will heute noch die Kartoffeln im Ofen sieden," sagte sie, „ob's wohl mehr Holz kostet, denn 's ist wirklich wahr, wenn's auch den Tag über und in der Sonne warm genug ist, so friert's doch noch am Abende, und ich denke, dem Christoph, wenn er nach Hause kommt, mag eine warme Stube auch willkommen sein."

So stellte sie denn den Topf mit Kartoffeln (das regelmäßige Nachtessen für jeden Abend das ganze Jahr hindurch) in den geheizten Ofen, kehrte sodann in die Stube zurück und zündete sofort, da es inzwischen dunkel geworden war, die Oellampe an, um bei ihrem Scheine emsig weiter zu arbeiten. Eine geraume Zeit war Alles ganz still und man hörte nichts als das Surren der Spindel oder hie und da ein unschuldig Wort von der kleinen Marie. Aber horch, — tönte das nicht wie das Bellen eines Hundes? Hörte man jetzt nicht den Pfiff eines Mannes, der den Hund zurückrief?

Anderswo, in einer belebteren Gegend, sind derlei Dinge ganz alltäglich, und keinem Menschen fällt es z. B. in einer größeren Stadt ein, sich nach dem Bellen eines Hundes umzuschauen; aber hier in dieser Einsamkeit, wo man im Winter vielleicht kaum alle Monate einen fremden Menschen sah, war solch eine Erscheinung ein Ereigniß. Sie lauschten daher alle Drei aufmerksam, die Mutter wie die beiden Kinder.

„Ich kenne den Hund an seiner Stimme," rief jetzt plötzlich der kleine Martin aufspringend und der Stubenthüre zueilend, „es ist der Waldmann des Pathen von der Windeck, und wenn der Hund kommt, so wird der Pathe selbst auch nicht weit sein."

Er eilte hinaus, kehrte aber nach wenigen Minuten schon wieder zurück, aber nicht allein, sondern mit einem älteren Manne, den er ganz stolz an der Hand führte; der Letztere war ganz wie ein Jäger gekleidet und war wohl auch ein solcher, denn er führte Büchse, Hirschfänger und Waidmannstasche bei sich und hatte ein Gesicht wie ein Mann, der gewohnt ist, Wind und Wetter zu trotzen. Uebrigens schien er im Hause gar wohl bekannt zu sein, denn der Hund sprang wedelnd und bellend sowohl an Martin als auch an Frau Martha und dem kleinen Mariechen empor.

„Siehst du, Mutter, daß ich Recht hatte," rief Martin fröhlich, als ich sagte, ich kenne die Stimme des Waldmann? Da ist unser Pathe, den wir nun schon eine ganze Ewigkeit nicht gesehen haben."

„Na, na, Büble," entgegnete der Förster treuherzig, indem er zugleich der Frau Martha die Hand hinstreckte, um sie freundlich zu grüßen, „so lange ist's gerade nicht, aber ein paar Monate her mag's immerhin sein, daß ich nicht mehr hier einsprach. Das macht, ich komme nicht oft auf diese Seite des Gebirges, denn das Wild wird da herum immer seltener, und der Graf jagt daher meist in der umgekehrten Richtung. Aber gedacht habe ich deßwegen während des langen und strengen Winters doch oft an euch, und zum Beweis dessen, Martin, nimm mir einmal den Büchsenranzen ab und hilf deiner Mutter, seinen Inhalt auszuleeren."

Frau Martha war aufgestanden und hatte den treuherzigen Gruß des Försters halb vertraulich, halb demüthig erwiedert, wie es Landleute zu thun pflegen, wenn sie einem über ihnen Stehenden, von dem sie wissen, daß er es gut mit ihnen meint, begegnen; denn natürlich ihres Gleichen war der Förster ja doch nicht, wenn er gleich die Pathenstelle für alle ihre drei Kinder übernommen hatte! Dieses Letztere kam aber einfach daher, daß Frau Martha, die schon sehr frühe elternlos geworden war, gleich nach ihrem zehnten Jahre als Kindsmädchen in die Försterei gekommen und dort bis zu ihrer Verheirathung in Dienst geblieben war. So hatte sie sich wohl ein Herz fassen dürfen, den Herrn Förster zum Gevatter ihrer Kinder zu gewinnen, da sie ja gewissermaßen ein Mitglied seiner Familie geworden war. Auch stand sie, wie wir bereits gemerkt haben, sowohl bei ihm als auch bei seiner Gattin immer noch im besten Angedenken. Dessenungeachtet war die arme Frau sichtlich genirt, als der Herr Gevatter ihr befahl, nach den in der Waidmannstasche mitgebrachten Sachen zu sehen oder vielmehr sie auszupacken und als Eigenthum zu sich zu nehmen.

„Nun, Martha," fuhr der Förster fort, als er dies bemerkte, „warum greifst nicht zu? Mach' doch keine thörichten Umstände, denn 's ist in der That nicht viel und soll dir nur zeigen, daß meine Frau dich eben so wenig vergessen hat als ich."

Frau Martha that nun, wie ihr geheißen war, aber wie sie die Tasche öffnete und den Inhalt sah, fuhr sie halb erschrocken, halb freudig zurück, denn es war doch mehr, als sie glaubte annehmen zu dürfen.

„Ach, Herr Gevatter," rief sie, indem ihr die hellen Thränen über die Wangen liefen, „wo denken Sie hin? Das ist ja ein wahrer Reichthum und die arme Martha kann es in ihrem Leben nicht mehr gut machen."

„Dummheiten, Schnickschnack," entgegnete der Förster, sich bequem auf die Bank am Ofen niederlassend. „Was ist da viel daran? Ein Stück Zeug für dich zu

einem Rock und dann noch eine Kleinigkeit für die Kinder und ein paar Pfund geräucherten Speck, daß du deine Kartoffeln mit schmälzen kannst, das ist der ganze Witz. Wollte, ich könnte mehr thun, aber du weißt, wir gehören auch nicht unter die Wohlhabenden, und mein Dienst trägt kaum so viel, als wir nothwendig brauchen. Doch jetzt kein Wort weiter von der Sache. Sag' mir lieber, wie ihr den Winter zugebracht habt, denn der war lang und hart genug. Haben die Kartoffeln ausgereicht und das Holz, und war sonst nicht gerade Mangel? Du weißt, gegenüber von mir brauchst du kein Blatt vor den Mund zu nehmen."

„Gott sei Dank, Herr Gevatter," erwiederte Frau Martha mit einem dankbaren Blick gen Himmel, „Gott sei Dank, wir sind recht ordentlich durchgekommen. In den Kartoffeln steckte ein wahrer Segen, denn wir haben daran noch bis in den Sommer hinein. Nur das Holz ist arg zusammengeschmolzen, so groß auch der Vorrath war, allein wie ließ sich dies bei einem Winter von solcher Länge und Härte auch anders erwarten!"

„Aber warum ist denn der Christoph nicht in den Wald gegangen, um neue Vorräthe zu holen?" meinte der Förster kopfschüttelnd. „Der Sturm hat doch gar manchen Ast abgerissen, so daß es dürres Holz genug gibt, und daß euch der Herr Graf die Erlaubniß gegeben hat, in seinen Waldungen Holz zu sammeln, das wißt ihr ja auch. Alles ist rein eure Schuld oder vielmehr die Schuld des Christoph, wenn euch eine warme Stube abgeht, ohne die doch sonst ein Schwarzwälder nicht leben kann."

„Ach, Herr Gevatter," rief jetzt Mutter Martha eifrig, „werfen Sie doch dem Christoph keine Trägheit vor. Ich darf ja nur ein Wort sagen, so ruht er nicht, als bis der Holzstall wieder voll ist; aber ich hab' absichtlich bis jetzt nichts gesagt, weil ich den fleißigen Buben nicht von seinen andern Arbeiten abhalten wollte. Ach, wenn Sie wüßten, wie der sich Mühe gibt, um es zu Etwas zu bringen; ja, wahr und wahrhaftig unsägliche Mühe, denn er hat sich's nun einmal in den Kopf gesetzt, daß 'was Rechtes aus ihm werden soll. Drum geht er wirklich alle drei Tage nach Bühl hinunter, wo ihm einer der neugeschulten Lehrer Unterricht im Zeichnen gibt, und was dann die übrige Zeit in der Woche betrifft, so darf er auch nicht eine Stunde müssig gehen, wenn er die vielen Holzschnitzeleien fertig bringen will, mit denen er das Stundengeld an seinen Lehrer auszugleichen hat."

„So steht's mit dem Christoph?" entgegnete der Förster mit freundlichem Nicken. „Nun, das freut mich von Herzen, und ich hoff' auch, er wird seinen Zweck erreichen, denn 's war von jeher ein energischer Bursche und hatte das Herz auf dem rechten Fleck. Aber, aber," setzte er plötzlich wie erschreckt hinzu, indem er der Frau Martha einen ernsten Blick zuwarf, „du willst doch nicht sagen, daß der Christoph eben jetzt in Bühl unten ist? Es ist mir schon vorhin aufgefallen, daß ich ihn nicht in der Stube sah, aber ich glaubte, er sei vielleicht nur auf einen Augenblick abwesend; und nicht wahr, so ist es auch? Er ist heute nicht in Bühl unten?"

„Ei freilich ist er unten," erwiederte Frau Martha, den Herrn Gevatter verwundert anschauend. „Aber ich kann Sie wahrhaftig nicht begreifen, warum Sie so ängstlich fragen. Der Bub ist ja schon dreizehn Jahre alt und kennt jeden Weg links und rechts, so daß er sich unmöglich verirren kann. Ueberdieß hat die Sonne den Schnee bereits überall weggeleckt, außer in den Schluchten oder tiefer im Walde innen, und sein Gang ist also dießmal bei weitem weniger beschwerlich, als er diesen Winter über war, wo er oft bis über die Kniee in den Schnee einsank und nicht selten sechs Stunden brauchte, um von Bühl heraufzukommen."

So wohlgemuth sich aber auch die Mutter äußerte, so wollte doch die bedenkliche Miene des Försters nicht weichen, und eben war er im Begriff, seinem gepreßten Herzen Luft zu machen, als man draußen Tritte hörte und gleich darauf der junge Christoph leichten Fußes in die Stube trat, um von Allen, besonders aber vom Herrn Gevatter auf's Herzlichste bewillkommt zu werden. Dem alten Jäger schien förmlich ein Stein vom Herzen genommen zu sein, so sehr änderte sich seine Miene zum Guten und so fröhlich und leutselig wurde er wieder.

„Bist groß und stark geworden, mein Junge," sagte er, „in den paar Monaten, daß ich dich nicht gesehen, und wie ich höre, hält der Geist gleichen Schritt mit dem Körper. So ist's recht, Bursche, und wenn du so fortmachst, so werde ich mit dem Herrn Grafen wegen deiner sprechen, daß er vielleicht ein Uebriges thut und das Lehrgeld bei einem guten Meister für dich bezahlt, weil du denn doch höher hinaufstrebst, als zur Holzhauersprofession. Aber nun, Mutter Martha, es ist mir gerade als ob sich der Appetit in mir regte, und da du sicherlich Kartoffeln am Feuer hast, die, wie du weißt, mein Leibgericht sind, so wirst du mir wohl erlauben, daß ich an eurem Nachtimbiß theilnehme."

Mutter Martha beeilte sich, den Tisch zu decken und die inzwischen gar gewordenen Kartoffeln aufzutragen, obwohl sie sich natürlich gar sehr wegen der Frugalität ihrer Mahlzeit, „die gewiß anders ausgefallen wäre, wenn sie vorher etwas von dem Besuche gewußt hätte", entschuldigte. Allein der alte Förster lachte nur, denn er wußte wohl, daß Frau Martha nichts Anderes hätte auftischen können und wenn sie ihren ganzen Speisekasten umgekehrt hätte. So setzten sich denn Alle um den großen eichenen Tisch herum und ließen sich das Nachtessen wohl schmecken, obwohl das Zugemüse nur allein aus Salz und der Haustrunk aus frischem Wasser bestand.

„Das hat mir einmal wieder geschmeckt," sagte der Förster, als er fertig war. „Aber nun sehe ich's euch an, daß ihr eure Neugierde nicht mehr bezähmen könnt. Nicht wahr, ihr wollt wissen, wie ich dazu komme, heute Abend so spät noch bei euch einzusprechen? Will's euch sagen, Kinder, und dann wird's der Mutter Martha auch klar werden, warum ich vorhin so in Sorgen war, als ich hörte, daß der Christoph noch nicht nach Hause gekehrt sei. Die Sache ist einfach die: durch die strenge Kälte des vergangenen Winters wurden die Wölfe, die in den Vogesen über dem Rhein drüben hausen, genöthigt, ihre Schlupfwinkel in den unwirthbaren Wildnissen des höheren Gebirgs zu verlassen, weil es ihnen an Nahrung zu mangeln begann, und sie zogen sich daher mehr gegen die Niederungen herab. Ja einige derselben kamen sogar bei Breisach über den gefrorenen Rhein herüber

Seifenblasen.

(Nach C. Böker's Oelgemälde.)

und warfen sich in den oberen Schwarzwald. Natürlich machte man gleich von allen Seiten Jagd auf sie und erlegte sie auch sämmtlich bis auf zwei oder drei, die sich durchstahlen und bis zu uns herunter flüchteten. Die wilden Bestien haben ihre Anwesenheit auch sogleich dadurch kundgethan, daß sie vor drei Tagen dem Schäfer von Saßbach beinahe die ganze Heerde zerrissen und die Nacht darauf im Kappelthal kaum geringere Verwüstungen anrichteten. So hat man denn heute früh ein allgemeines Treibjagen angestellt, zu dem die ganze erwachsene männliche Einwohnerschaft des Rengen- und Kappelthales aufgeboten wurde. Auch gelang es wirklich, des einen der Wölfe habhaft zu werden, aber so dicht und wohlbesetzt auch der Kordon war, in welchen man die zottigen Bursche eingekeilt zu haben glaubte, so wurde es doch bald bekannt, daß wenigstens eine der Bestien entkommen sein müßte, denn schon am Mittag erhielten wir die Nachricht, daß dem Schäfer vom Thalwiesenhof ein jährig Lamm mitten aus der Heerde herausgerissen worden sei, wie denn ohne seine Besonnenheit und ohne den Muth seines starken Hundes sicher noch weit größeres Unglück angerichtet worden sein würde. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat sich also der Wolf in die Berge gegen die Alexandersschanz zu geworfen, oder ist er auch — denn so ein Thier macht unglaublich weite und schnelle Märsche — über's hintere Buhlbachthal den Hornisgründen zu gelaufen; ja möglicherweise kreuzte er sogar den Weg, der von hier nach Bühl hinabführt, und floh nach den Wildnissen der Schwarzmurggründe, auf welchem Wege er möglicherweise dem Christoph hätte begegnen können. Sei dem nun aber wie ihm wolle, das Thier war einmal entkommen, und somit ward beschlossen, daß wir Förster der Umgegend, die wir das Treibjagen geleitet hatten, diese Nacht nach den verschiedensten Richtungen hin eine Streife veranstalten sollten, um so vielleicht den Wolf selbst zum Schuß zu bekommen oder doch wenigstens seine sichere Fährte zu entdecken. Meine Streife nun führte mich über die Windeck, weßhalb ich auch den Gruß von meiner Frau mitbringen konnte, und geht von hier über den Katzenkopf hinüber nach dem Gaisthalwirthshaus, wo wir Streifende uns morgen früh treffen und wohin auch unser Patron, der Herr Graf, der sich für diese Jagd auf's Höchste interessirt, kommen wird, um die weiter zu ergreifenden Maßregeln zu besprechen. So, nun wißt ihr Alles; doch wahrhaftig, jetzt ist's die höchste Zeit aufzubrechen, denn ich habe einen ziemlichen Weg von hier auf den Katzenkopf hinauf und dann wieder hinab in's Gaisthalwirthshaus."

„Aber wenn dir der Wolf begegnet!" sagte jetzt das kleine Wädchen, die Marie, indem sie den Förster bittend ansah. „Bleib' lieber bei uns, denn das böse Thier könnte dich fressen, und dann hätten wir keinen Pathen mehr, der uns so viel schöne Sachen bringt."

„Ich wollte, du hättest Recht, Kind," lachte der Förster, „und der Wolf käme mir wirklich zum Schuß. Es wäre das einträglichste Geschäft, das ich heute Nacht machen könnte, denn es sind vom Herrn Grafen hundert und von den drei Thalgemeinden zusammen hundertundfünfzig Gulden Schußgeld ausgesetzt, so daß, wer den Wolf erlegt, seine zweihundertundfünfzig Gulden einstreifen darf."

„Oh daß ich ein Jäger wäre!" rief jetzt der älteste, der Christoph. „Ich würde nicht ruhen, als bis ich die Bestie erlegt hätte, um das viele Geld zu gewinnen."

„Mach' du nur auf dem Wege weiter, den du betreten hast," erwiederte der Förster, „dann kannst du mit der Zeit deine Mutter ebenfalls unterstützen und erreichst am Ende ein weit höheres Ziel, als dir, wenn du Jäger würdest, je möglich wäre."

Jetzt stand er auf, warf seine Büchse über und machte sich zum Fortgehen fertig. Aber Mutter Martha hatte noch Etwas auf dem Herzen.

„Nicht wahr," sagte sie, „Sie verbieten dem Christoph, in der nächsten Zeit nach Bühl hinabzugehen, denn man kann nicht wissen, ob nicht der Wolf ihm über den Weg käme, und am Ende laufen auch wir in unserem Häuschen hier Gefahr, einen Besuch von dem Thiere zu bekommen."

„Nur nicht allzu ängstlich, liebe Martha," erwiederte der Förster. „Von den menschlichen Wohnungen bleibt der große Schafdieb so fern als möglich, wie er denn überhaupt eine große Scheu vor den Menschen hat, wenn er nicht gerade sehr hungrig ist oder durch eine lange Hetzjagd gereizt wurde. Gewöhnlich zieht er sich bei Tage in das verborgenste Gestrüpp zurück und geht nur bei Nacht auf Raub aus; aber dann sucht er die Thäler auf, da er nur in diesen hoffen kann, seine Beute zu finden. Ihr braucht euch also, so lange die Sonne scheint, nicht im Geringsten um den Wolf zu kümmern; wenn's aber anfängt dunkel zu werden, so könnt ihr ja, um ganz sicher zu gehen, eure Thür zuschließen und in euren vier Wänden bleiben. Uebrigens bin ich sicher, daß Einer von uns, die wir diese Nacht streifen, Kunde von dem Thiere bekömmt, und dann wird's morgen weggeschossen, ehe die Sonne am höchsten steht. Die zweihundertundfünfzig Gulden will Jeder verdienen!"

So ging nun der Herr Gevatter seines Weges in die dunkle Nacht hinein, die Bewohner des kleinen Häuschens aber löschten gleich darauf das Licht und waren bald in tiefen Schlaf versunken, worin sie auch weder ein Wolf noch ein anderes Ungeheuer störte. Den andern Morgen freilich war wieder viel von dem Wolfe die Rede, und trotz der Versicherung des Försters, daß das Thier sich nicht in die Nähe der menschlichen Wohnungen wage, litt es Frau Martha doch nicht, daß Eins ihrer Kinder vor die Hausthür trat. Sie gab vielmehr Allen strengen Stubenarrest, so sehr sich auch die beiden Jüngsten, die gewohnt waren im Freien zu spielen, dagegen sträubten.

„Da seht auf euren Bruder Christoph," pflegte dann die Wittwe bei solchen Auflehnungsversuchen zu sagen. „Der sitzt heute früh unverrückt an seiner Schnitzelbank, und es gibt ihm ein Stück, daß es eine wahre Freude ist, ihm nur zuzusehen; ich selbst aber, nun ich stehe auch nicht von meiner Kunkel auf, obwohl ich's nöthig hätte, meine Schneller zusammenzuzählen und herzurichten, da ich in den nächsten Tagen zur Frau Bürgermeisterin nach Bühl hinab muß, um abzuliefern. Wahr und wahrhaftig, ich wäre heute schon gegangen, wenn nur der leidige Wolf nicht wäre, denn ich hab's sehr nöthig, das Geld für das Gespinnst zu bekommen. Geht uns doch so Manches in der Haushaltung ab, was wir gar nothwendig

brauchen! Aber ich muß mich eben gedulden, und Geduld überwindet Alles. Somit seid auch ihr geduldig und setzt euch ruhig hin, die Marie zu ihrem Strickzeug und du Martin zu deinen Sprüchen, die du für die Schule auswendig zu lernen hast. Besonders aber stört euern Bruder nicht immer in der Arbeit, sondern lernt lieber von ihm, wie man gehorsam und fleißig sein kann, ohne deßhalb mißmuthig zu werden."

So ging es den ganzen Tag fort, ohne daß irgend etwas Besonderes vorgefallen wäre. Gegen Abend aber kam der Knecht des Waldbauern — dies war der Name, den man einem Hof- und Waldbesitzer gab, dessen Behausung eine halbe Stunde weiter oben in einer Bergmulde lag — vorbei und theilte der Mutter Martha mit, daß er den andern Tag in aller Frühe mit einer Ladung Holz nach Bühl hinunter und von da weiter nach Rastatt hinauf zu fahren habe. Solche Gelegenheit pflegte nämlich die Wittwe nicht selten zu benützen, um ihre Geschäfte in Bühl abzumachen, und darum versäumte es der Knecht auch nie, sie jedesmal vorher zu benachrichtigen, wenn er eine solche Fahrt zu machen hatte. Ist man doch auf dem Schwarzwald gewohnt, eine Gefälligkeit und Zuvorkommenheit gegen einander zu haben, wovon man in den Unterlanden und besonders in den Städten lediglich keinen Begriff hat! Frau Martha wäre nun auch dießmal von Herzen gern bereit gewesen, von der morgenden Fahrt zu profitiren, aber auf einmal fiel ihr der Wolf ein, denn wenn sie auch für sich, da sie auf einem Wagen fuhr und jedenfalls bei hellem Tage wieder nach Hause kehrte, keine Angst hatte, so fürchtete sie sich doch davor, ihre Kinder allein zu lassen. Man konnte ja nicht wissen, was passirte, und sie hätte den ganzen Tag lang vor Angst keine Ruhe gehabt.

„Ach Gott," versetzte sie daher nach einigem Besinnen, „es wäre mir ein rechter Gefallen, mitfahren zu können, denn ich hätte nothwendig im Städtchen unten zu thun. Aber der Wolf, der Wolf! Ich kann doch wahrhaftig meine Kinder nicht allein zu Hause lassen, so lange ein solches Unthier in der Nachbarschaft herumstreift!"

„Der Wolf?" rief der Knecht. „Ei, so wißt ihr's denn noch nicht? Der ist ja bis nach Allerheiligen hinübergestreift und dort heut' Vormittag vom selbigen Förster richtig erschossen worden. Es soll ein Kapitalsthier gewesen sein."

„Aber ist's denn auch sicher und gewiß?" erwiederte die Wittwe.

„Ihr könnt euch drauf verlassen," versetzte der Knecht; „es ist gerade so gewiß und verbürgt, als wenn wir selbst dabei gewesen wären, und für Eure Kinder dürft Ihr demnach keine Sorge mehr tragen. Also — ja so, daß ich das Wichtigste nicht vergesse, der Kronenwirth unten hat mir aufgetragen, Euch zu sagen, daß die alte Schmidthuberin in Bühl gestorben und gestern beerdigt worden sei. Ja, er hat mir's eigentlich auf die Seele gebunden, nicht vorbeizugehen, ohne Euch diese Nachricht gebracht zu haben, denn sie werde von Wichtigkeit für Euch sein."

Von Wichtigkeit schien nun allerdings diese Nachricht für Frau Martha zu sein, und zwar von sehr großer, denn sie erschrak sichtlich bis in ihr Innerstes hinein.

„Was sagst du?" rief sie zitternd vor Aufregung. „Die alte Schmidthuberin ist gestorben? Ist das wirklich wahr und keine Täuschung?"

„Der Kronenwirth geht nicht mit Lügen um," meinte der Knecht, der über die Worte fast böse wurde, „so weit solltet Ihr ihn doch kennen. Auch meint er es gewiß gut mit Euch, denn er läßt Euch noch weiter sagen, daß der einzige Erbe der Schmidthuberin, der Assessor in Karlsruhe, bereits in Bühl angekommen sei und ohne Zweifel die ganze Hinterlassenschaft, besonders die Güter und Güterzieler zu baarem Gelde machen werde. Somit wenn Ihr nicht in Verlegenheit kommen wollet wegen Eures letzten Ziels, das noch auf Eurem Hause hafte, so würdet Ihr gut daran thun, selbst nach Bühl hinabzugehen und mit dem Assessor zu reden. Der sei zwar ein strenger und geldgieriger Herr, aber vielleicht lasse er sich doch erweichen und gebe Euch noch längere Borgfrist, da Ihr ja mit den Zinsen nicht zurück seiet."

„Ach Gott, ach Gott!" jammerte nun Frau Martha, „wie wird's mir und meinen armen Kindern ergehen! Ich hab' schon früher von dem strengen Herrn Assessor gehört, und gewiß dringt er darauf, daß ich das Ziel baar bezahle. Es sind zwar nur noch zweihundert Gulden, aber du lieber Himmel, wo soll ich das viele Geld hernehmen? Und wenn ich's nicht auftreibe, so läßt er mir am Ende das Haus nebst den Güterstückchen versteigern, und dann kann ich mit meinen drei Kindern unter freiem Himmel kampiren."

Der Schmerz der armen Wittwe war wirklich ergreifend, aber — wer sollte sie trösten und ermuntern? Der Knecht kratzte sich verlegen hinter den Ohren, denn er wußte nichts zu sagen; die kleine Marie aber fing ebenfalls zu weinen an, weil sie die Mutter weinen sah, natürlich ohne zu wissen, um was es sich handle.

„Mutter," sagte da endlich ihr Aeltester, der Christoph, „Mutter, man muß nicht gleich verzweifeln. Der Herr Assessor ist gewiß kein so hartherziger Mensch, als man ihn schildert. Und wenn er's auch wäre, ist denn dann gleich Alles verloren? Kann denn Gott nicht das Herz eines Andern rühren, daß er den Assessor baar ausbezahlt und dafür uns zu Schuldnern annimmt, gerade wie die Schmidthuberin gethan hatte? Du rühmtest ja immer die Frau Bürgermeisterin wegen ihrer großen Güte, die sie gegen dich habe; könnte nun diese reiche Frau nicht ihren Mann dazu bewegen, daß er das Ziel kaufte und uns dann so lange Borgfrist gäbe, bis ich erwachsen genug bin, um das Geld zum Heimzahlen zu verdienen? Verlieren kann er ja nichts dabei, denn der Zins ist noch immer regelmäßig bezahlt worden, und das Haus mit den Gütern hat sicherlich den dreifachen Werth auch in den schlechtesten Zeiten."

So sprach der junge Christoph und seine Worte fielen auf goldenen Boden. Lag doch so viel einfache Wahrheit darin, daß es der Mutter Martha war, als fiele ihr ein großer Mühlstein vom Herzen!

„Mein Christoph hat Recht," rief sie, indem sie tief aufathmete und die alte Farbe auf die Wangen zurückkehrte. „Auf diese Art kann's gehen, und nun bin ich entschlossen, morgen mit nach Bühl hinunter zu fahren, damit ich der Frau Bürgermeisterin meine Bitte vortrage.

Gewiß weist sie mich nicht ab, und eben so wenig wird ihr Mann ihr die Bitte abschlagen."

In diesem Glauben tröstete sie sich, und zwar um so mehr, als sie auch der Knecht darin bestärkte. Somit ward denn abgemacht, daß die Wittwe die gebotene Gelegenheit benützen und den andern Morgen in aller Frühe, noch vor Tagesanbruch mit dem Fuhrwerk des Waldbauern nach Bühl hinabfahren sollte, worauf sich dann der Knecht entfernte, um nach Hause zu gehen und der Ruhe zu pflegen. Für Frau Martha aber war diese Zeit noch nicht gekommen, sondern sie hatte vielmehr nun genug zu thun, um mit allen auf den andern Tag nothwendigen Anordnungen fertig zu werden. Da sie nämlich blos jedes Vierteljahr in die Stadt hinabkam, so gab's natürlich eine solche Masse von Dingen zu besorgen, daß man wohl ein paar Stunden nöthig hatte, um sich nur alle die vielen Kleinigkeiten zu notiren. Ueberdieß mußte die Abrechnung mit der Frau Bürgermeisterin und den andern Frauen, welche Flachs zum Spinnen hergegeben hatten, besorgt und also das Gespinnst sorgfältig sortirt und für jede Frau besonders eingepackt werden. Doch kam Mutter Martha noch am nämlichen Abend mit Allem glücklich in's Reine, und den andern Morgen, als der Knecht angefahren kam und schon von Weitem laut knallte, um sie auf seine Ankunft aufmerksam zu machen, da stand sie schon fix und fertig unter der Hausthüre und die Minute darauf konnte der Knecht ohne weiteren Aufenthalt weiter fahren. Nicht unterlassen aber hatte es Mutter Martha, ehe sie den Holzwagen bestieg, ihren Kindern gute Ermahnungen zu geben und besonders den Aeltesten, den Christoph, daran zu erinnern, daß er als der Erstgeborne gewissermaßen Vaterstelle an den beiden Andern zu vertreten habe, wogegen aber auch umgekehrt die Letzteren ihm zu gehorchen hätten, wie einem Pfleger und Vorgesetzten.

„Ich weiß nicht," meinte sie plötzlich, als der Wagen sich schon in Bewegung setzte, während ihr Aeltester nebenher ging, um ihr eine kleine Strecke weit das Geleite zu geben; „ich weiß nicht, warum es mir auf einmal so schwer fällt, von Hause fortzugehen. Ja, es ist gerade als ob eine innere Stimme mir zuriefe, dazubleiben und euch nicht zu verlassen. Was meinst du, Christoph, sollte das nicht eine Vorbedeutung sein?"

Doch der Knabe beruhigte sie, so gut er konnte, und bat sie, alle Aengstlichkeit fahren zu lassen. „Ich bin ja doch kein Kind mehr, Mutter," sagte er, „und du weißt, daß ich eher mein Leben ließe, ehe ich zugäbe, daß einem meiner Geschwister ein Leids geschehe. Allein wer soll uns denn ein Leids anthun? Es ist ja kein unrecht Ding in unserer Nachbarschaft auf weit und breit vorgekommen seit Menschengedenken oder vielmehr seit der Zeit, da dem Unwesen des Hannickels und seiner Bande gesteuert worden ist. Also geh' du nur ruhig und komm' heil und gesund wieder zurück; besonders aber merke dir, daß du dich heute Abend nicht mit zu vielen Dingen überbürdest, denn ich kann ja, wenn ich morgen zum Zeichenunterricht nach Bühl hinabgehe, einen Theil deiner Bedürfnisse mit nach Hause nehmen."

So ließ sich denn Mutter Martha geschweigen, aber auf der ganzen Hinunterfahrt wollte ihr der Gedanke nicht aus dem Kopfe, daß sie besser daran gethan hätte, für den heutigen Tag zu Hause zu bleiben, statt die kleine Reise nach Bühl zu machen, die doch, wie sie sich selbst zugestehen mußte, eine äußerst nothwendige war. Doch, einmal in Bühl angekommen, nahmen ihre Gedanken bald eine andere Richtung, denn es galt ja, nicht blos ihre vielen Geschäfte in der verhältnißmäßig kurz zugemessenen Zeit eines Frühlingstages abzuwickeln, sondern auch die Hauptsache, die Umstimmung des Erben der Frau Schmidthuberin zu ihren Gunsten (oder wenn dies nicht gelänge, die Gewinnung der Frau Bürgermeisterin und ihres Gemahls für ihr Interesse) in's Werk zu setzen.

(Schluß folgt.)

Die Thermen des Caracalla in Rom.

(Thermae Antonianae.)

(Taf. 38.)

Zu den Haupterfordernissen des öffentlichen Lebens gehörten bei den alten Römern die warmen Bäder, die von der Kaiserzeit an in keiner nur etwas bedeutenden Stadt fehlen durften. Von den einfachen Bauten für den Privatgebrauch (den Balneis) ausgegangen, entwickelten sich dieselben im Laufe der Zeit derart, daß daraus gewaltige und prachtvolle Anlagen wurden, die bald nicht mehr blos für das Bedürfniß des Badens sorgten, sondern auch den Besuchern derselben Gelegenheit zu aller möglichen Unterhaltung und Erholung, zu Spaziergängen und Gesprächen gaben und mit Bibliotheken und Kunstsammlungen auf's Freigebigste und Reichlichste ausgestattet waren. Die Bäder, die in den Thermen genommen wurden, waren von viererlei Art, kalte, laue, heiße und trockene Schwitzbäder. Die Badezimmer waren gewöhnlich ohne Fenster und wurden durch Lampen erhellt, eine Einrichtung, die durch die Anlage der Thermen unvermeidlich war, in deren Umfang eine fast unzählige Menge von Gemächern ohnehin nur dürftig durch das Tageslicht hätte erleuchtet werden können. Ueberdieß wollte man wohl auf diese Weise auch der Sonnenhitze entgehen. Im Erdgeschoß unter den Badestuben befanden sich die Oefen, die von unten die Räume und das Wasser heizten. Je nach den Ständen, die in den öffentlichen Bädern badeten, waren auch die Lokale in Pracht und Einrichtung verschieden. Kleinere Bäder mitsammt ihrer innern Einrichtung finden sich noch in Pompeji. Die großartigsten Bilder von dergleichen Badeanstalten aber geben die Ruinen der kaiserlichen Thermen in Rom, — deren eines, die Thermen des Caracalla (Thermae Antonianae), unsere Tafel darstellt und deren Erbauung in die Jahre 212—217 nach Chr. fällt. Nach Olympiodor

Univ. Bibl.
München

enthielten diese Thermen sechzehnhundert Sitze aus polirtem Marmor zum Gebrauch der Badenden, und sie wurden hierin nur noch von den Thermen des Diocletian übertroffen, welche deren fast doppelt so viele zählten. Unter den Räumen der Antonianischen Thermen soll sich namentlich ein Saal, die cella solearia, durch eine so wunderbar konstruirte Decke ausgezeichnet haben, daß später Architekten und Mechaniker nicht mehr die Möglichkeit einsahen, auf welche Weise dieselbe so habe konstruirt werden können. Von der übrigen reichen Ausstattung des Innern zeugen mehr noch als die Andeutungen der Schriftsteller die ausgezeichneten Werke der Skulptur, die aus ihren Trümmern hervorgezogen wurden, denn hier fanden sich außer unzähligen andern Monumenten aller Art der farnesische Herkules, der Torso des Belvedere, die berühmte Flora, der farnesische Stier, die beiden kolossalen Wannen von Granit auf der Piazza Farnese, sowie die schönen Urnen von grünem und eisenfarbigem Basalt, die sich gegenwärtig im Cortile des Vaticanischen Museums befinden.

Der ganze Bau zerfiel in zwei große Hauptmassen, nämlich die innern Gebäude und die eigentlichen Thermen des Caracalla, und die weitläufigen Außenwerke, die, von Heliogabalus und Alexander hinzugefügt, jene in Quadratform umschlossen. Wenn auch die Thermen jetzt mit ihren entblößten, zerrissenen und labyrinthischen Mauern einen unerfreulichen Anblick gewähren, so sind sie doch in ihren Ruinen noch Zeugen des Luxus oder an's Unglaubliche grenzender Verschwendung, mit der die Kaiser bei ihrer Errichtung zu Werke gingen.

H. R.

Die Brodpflanzen, Nahrungsmittel und Reizmittel der Bewohner des tropischen Amerika.

Von **Franz Engel.**

1. Lebensweise im Allgemeinen.

Jedermann weiß, daß ein und dieselbe Bodenart nicht jede beliebige Pflanzenart hervorzubringen und am Leben zu erhalten vermag; dasselbe haben zwar unsere Ur- und Urväter schon vor uns gewußt, aber uns sind heute nicht allein die Thatsachen in der Welt der Erscheinungen, sondern auch deren Ursachen in dem ganzen Verlaufe ihrer Wirkungen bekannt; wir wissen, daß sich die Pflanzen — und jede Art nach eigener Weise — ein Gerüste aus anorganischen Stoffen aufbauen, und daß sie ihre ganze Gestalt und fertige Eigenthümlichkeit nur aus der Nahrung empfangen, die sie mittelst Wurzeln und Blättern aus Erde und Luft in sich aufnehmen.

Wir wissen ebenfalls, daß das thierische Leben an gleiche feste Regeln und Gesetze gebunden ist; wenn dieses auch in der willkürlichen Anwendung seiner Kräfte, wie in dem Vermögen freiwilliger Bewegung einer mehr oder minder größeren Modifizirung derselben fähig ist, als das aller Willkür und Freiheit wenigstens scheinbar beraubte Pflanzenleben, so hängt dennoch seine generelle Fortpflanzung und Erhaltung immerhin nur von ganz bedingten, mehr oder weniger eng umgrenzten Ernährungsregeln ab. Welche Veränderungen in einem und demselben Individuum bei einer gleichmäßigen oder veränderten, dem Genus natürlichen oder ihm aufgedrungenen, bei einer reichlichen oder dürftigen Nahrung hervorgehen, wie Temperament, Charakter, Intelligenz, Instinkt, Seele und äußere Gestalt merkliche Umbildungen erleiden, — das lehrt uns täglich die Natur selbst in anormalen Erscheinungen, wie das praktische Leben und das beständige, der Natur trotzende Kulturexperiment. Welch ein Unterschied besteht doch zwischen den blutgierigen Raubthieren und den im Grase friedlich weidenden Wiederkäuern; aber welche wesentliche Umgestaltung geht wieder mit einem jeden dieser Geschöpfe vor sich, wenn sie ihrer natürlichen Lebensweise entrissen und gezwungen werden, ihr Leben und ihr Geschlecht in und aus gänzlich veränderten Elementen weiter zu erhalten und fortzupflanzen; aber auch zwischen einem gut und schlecht verpflegten Pferde 2c. besteht ein wesentlich größerer Unterschied, als zwischen Pferd und Esel, Schaf und Ziege, Hund und Fuchs 2c., sowie ein in Elend, Hunger oder Bestialität versunkener Mensch dem Pavian wesentlich näher steht, als seinem an Leib und Seele sorgfältig gepflegten und edel herangebildeten Mitmenschen.

Ebenso verkehrt, widerwärtig und beschränkt es ist, die beiden mächtigen Gewalten und Grundlagen der beseelten und unbeseelten Schöpfung: Kraft und Stoff als Prinzip, Anfang und Ursache aller Dinge zu betrachten, ebenso ist diesen beiden, allmälig zur ultima ratio aller abstrakten Weisheit erhobenen Elementargewalten die unendliche, in sie hineingelegte und selbstständig agirende Macht und Bedeutung abzuläugnen, dahin auch der formende und umformende, Wesen und Gestalt modificirende Einfluß gehört. Selbst im materiellesten Sinne aufgefaßt, können wir uns der positiven Wahrnehmung nicht verschließen, daß, wie die Kraft im Menschen, wie der Stoff, den er aufnimmt, umbildet und ausbauet, sich so zunächst auch seine physischen und psychischen Funktionen äußern; nur der zum Leben erregten und als Leben fortwirkenden Kraft im Menschen bleibt es überlassen, die physischen Funktionen zu reguliren, sowie es das Werk und Amt der Vernunft, des freien Willens, der höhern und niedern Geistesbildung ist, die Thätigkeit der Seele zu bestimmen. Es ist also klar, daß die Beschaffenheit der Ersatzmittel für die abgenutzte und aufgeriebene Kraft und Substanz, also die tägliche Nahrung, einen großen Einfluß auf die Harmonie des Wesens, auf die Aeußerung der Lebensfunktionen ausüben muß. Kein Studium vermag im höheren Grade die ernste Wissenschaft wie das Dilettanteninteresse in Anspruch zu nehmen, als das-

jenige, das sich mit dem Menschen, seinem Leibes- und Seelenleben beschäftigt; im innigsten Zusammenhange mit diesem steht das große Laboratorium der Natur und des häuslichen Herdes, aus dem er die Stoffe bezieht, die seinen beständigen Aufbau und Umbau, seine Fortpflanzung und intellektuellen Kräfte bewirken. Das tägliche Brod oder der gedeckte Tisch, Speisekammer und Küche sind durchaus keine kleinlichen, unwürdigen, der Beachtung unwerthen Gegenstände, und der häusliche Herd ist mit Recht des Ruhmes werth, den er im Munde und Herzen des Volkes und der Völker genießt.

Schon mancher Denker hat sich der schwierigen Erforschung des Einflusses der Nahrungsmittel auf den Menschen und Volkscharakter hingegeben, immerhin aber ist eine volle Lösung dieser Frage noch lange nicht gefunden worden. Jenen angeregten Diskussionen zu folgen, habe ich weder den Muth, noch die Aufgabe, noch die Absicht; ich habe es hier nur mit der Aufzählung der vorzüglichsten Nahrungsmittel, Getränke und Reizmittel der Bewohner Columbiens zu thun, und wälze damit nur einen jener vielen Bausteine um den Arbeitsplatz herum, aus denen das schwierige Gebäude aufzurichten dem Physiologen und Psychologen vom Fach überlassen bleibt.

Um einen allgemeinen Ueberblick über die Lebensweise und Zeiteintheilung der Tropenbewohner Amerika's zu gewinnen, führe ich die Leser in eine der größeren Posada's (Gasthäuser) einer columbischen Hauptstadt ein; auf diese Weise stellt man sich auf den Boden der durchschnittlichen Lebensweise, die in der Zeiteintheilung, wie in der größern oder geringern Fülle und Auswahl der Speisen je nach den Vermögensverhältnissen, wie nach den städtischen oder ländlichen Berufsgeschäften einige Abweichungen erfährt.

Es ist sechs Uhr des Morgens; in den Schlafzimmern des gewöhnlich einstockigen Hauses, in welchem die inneren Wände nur bis zum Dachstuhl reichen und keine Decke tragen, so daß jedes Geräusch unbehindert von einem Zimmerraum in den andern dringt, sowie auf dem Corredor, der galleriartig unter dem Dache den innern, sauber gehaltenen Hof — den Patio — umläuft, beginnt es überall rege und geräuschvoll zu werden; durch die Fugen des fensterlosen, nur durch die Thür mit dem Corridor in Verbindung stehenden Zimmers fallen einige Lichtstrahlen auf den mit Ziegeln ausgelegten Boden ein; der erwachte Reisende, nur mit einem dünnen Laken bedeckt, springt von seinem Cattre oder aus seiner Hängematte auf, schiebt den Riegel von der Thüre zurück, und durch die geöffnete Thürspalte fällt nun mit dem erwachten Tagesgeräusche auch das volle helle Tageslicht von dem Patio in das fensterlose Zimmer ein. Eine Ueberfüllung von nützlichem oder nutzlosem und zur Bequemlichkeit einladendem Mobiliar fällt dem Gaste nicht lästig; selbst auch die genügsamsten Ansprüche würden nach dem mäßigsten Comfort vergeblich aussehen; etwa zwei mit Leder bezogene Sessel und ein Tisch mit Wasserkanne und Waschbecken stehen zur behaglichen Einrichtung zu Gebote; ein Kleiderriegel, Schrank oder nur ein Nagel in der Wand gehören nicht zu den unumgänglichen Bedürfnissen eines einheimischen Wohnzimmers; der Reisekoffer ist, wie in der Herberge so im Privathause, Kommode, Kleider- und Wäscheschrank zugleich, und zwei solcher Koffer gehören, als eine Maulthierlast, zur ersten und unumgänglichen Ausrüstung eines jeden columbischen Erdenbürgers und der fremden Besucher seines Landes; der niemals überflüssige Gehalt an Wäsche und Kleidungsstücken findet meistens ein hinlängliches Unterkommen in diesem tragbaren Reise- und Hausmobiliar. Riegel und Nägel in der Wand würde der Kreole mit derselben Verwunderung betrachten, wie eine Stute als Reitpferd, denn das Aufhängen der Kleidungsstücke kennt er nicht, weil dieselben auf dem Lehnsessel oder Kofferdeckel nach seiner Meinung eben so gut aufbewahrt sind, als in hängender Stellung im Schranke oder an der Wand.

Eben so wenig, wie der Gast Anstoß nimmt an dem geringen Comfort im Gastzimmer, erwartet er das Eintreten des Zeug- und Stiefelputzers; das Reinigen der Kleidungsstücke bleibt im großen Ganzen nur Sache der Waschfrauen, weil der Leib von oben bis unten fast ausnahmslos in weiße, sorgfältig geplättete und gesteifte Baumwolle gekleidet wird. Ist der Gast so glücklich, Wasser in seinem Waschnapfe zu entdecken, so hat er in wenigen Minuten seine einfache, leichte Toilette gemacht und erwartet nun geduldig, insoferne er keinen eignen Asistente (Leibdiener) mit sich führt, wie der Kreole es eigentlich von jedem Caballero voraussetzt, ob der Zufall oder Geld und gute Worte dem blinden Leder auf seinen Füßen wieder Glanz verleihen mögen, wenn er nicht bereits das landesübliche lackirte Fußfutteral angelegt hat. Soll und muß aber gewichst werden, so ist das nicht so leicht geschehen, denn von dieser Fertigkeit hat selbst der bereitwilligste Hausdiener keine Kenntniß; man muß sich dann in der Weise zu helfen suchen, daß man von dem Orangenbaum, der den Patio durchduftet, einige Früchte abbricht und mit dem sauren Fruchtfleische einigemal über das verstaubte Leder hin- und herfährt.

Wir treten nun auf den Corredor hinaus; mit den goldnen, fröhlichen Strahlen des erwachten Tages und der abgekühlten, erfrischenden Morgenluft weht uns Rosen-, Nelken-, Jasmin-, Lorbeer- und Orangeblüthenduft aus dem beständigen Blumenschmucke des Patio entgegen; an den saftigschwellenden Blättern und leuchtenden Blüthentrauben hängt noch in funkelnden Perlen der Nachtthau, und der schwirrende, schillernde Kolibri nascht den süßduftenden Nektar aus den immer sich neu öffnenden, prangenden, nimmer welken Frühlingsknospen. Neben dem Buffet, das in der einen Ecke aufgeschlagen, führt der Corredor in den geräumigen Gastsaal; auf langen Tischen stehen die Tassen, Milchtöpfe, Zuckerschalen und kleine Kannen mit Kaffee-Extrakt aufgestellt; wir füllen unsre kleine Tasse selbst und nach Belieben, aber wohl kaum öfter als einmal, da die „gute Gesellschaft" den Kaffee zwar nur tropfenweise, aber als Quintessenz des braunen Pulvers einschlürft, während die „untere Gesellschaft" den braunen Saft mehr verdünnt und suppenartig mit Löffeln zu sich nimmt. Wir setzen uns zu einer der muntern Gruppen im duftdurchwehten Corredor und schlürfen bei sorglos heitrer Unterhaltung und entzückender Tropenmorgenfrische langsam die aromatischen Lebenstropfen mit einem unbeschreiblichen körperlichen und geistigen Wohlbehagen ein, wie es das nordische Klima, nordische Sitte und Gesellschaft, nordische Schwerfälligkeit und Abge-

schlossenheit kaum jemals in einer der spärlich gegönnten anmuthigen Sommerstunden bei der vertraulichsten Unterhaltung hervorzurufen vermögen.

Mit dem Kaffee ist der sogenannte Desayuno (die Entnüchterung) abgethan; zwischen zehn und elf Uhr ruft später die Glocke zum Almuerzo, — dem Frühstück; inzwischen ist es lebendiger, munterer im Corredor und Patio geworden; die Tertulia ist im vollen Gange; durch das große Hausportal reiten neue Gäste in den Hof ein, lassen ihre Pferde frei, mit angestrafftem Zügel stehen, erfrischen sich an dem Buffet, tragen sich die Stadtchronik zu, schließen Geschäfte ab, suchen Freunde auf, entladen ihre Gedanken über Handel und Politik — den beiden Haupttriebrädern der Gesellschaft —, steigen wieder in den Sattel und reiten den plaudernden Gästen ihre schönen Pferde in Parade vor. Der schwarze Frack und Cylinderhut gesellen sich zu der leichten, weißbaumwollenen Sommertracht und dem breitrandigen Panamahut; Sorglosigkeit und Lebenslust, leichte Beweglichkeit und freier, feiner Anstand herrschen in dem bunten Kommen und Gehen von Freunden und Fremden, Bekannten und Unbekannten.

Auf den Ruf der Hausglocke wird die Tertulia in den Räumen der Gallerie aufgelöst und an den gedeckten Tischen im Speisesaale fortgesetzt; jedoch auch hier erscheint nur das männliche Personal, denn die Damen zeigen sich nie dem öffentlichen Verkehr im Gasthause; sie verharren, wenn sie überhaupt im Gasthause wohnen, zurückgezogen in ihren Zimmern. Die mittlern und untern Stände schließen ihre Frauen sogar ganz vom Tische aus; der Hausherr läßt sich von ihnen bedienen, während sie selbst in der Küche mit ihrem Teller niederkauern und die Reste von des Herrn Tisch nehmen; die erwachsenen Söhne erwarten erst die Einladung des Vaters, mit ihm am Tische Platz nehmen zu dürfen.

Alle angerichteten Speisen der Küche werden zugleich auf die Tafel gestellt, so daß der Gast sofort einen Ueberblick über das ganze Mahl erhält und seinem Appetit und Geschmack gemäß nach Belieben die Auswahl treffen kann; zahlreiche, in der Aufwartung sehr umsichtige und gewandte Dienerschaft steht hinter den Stühlen und wechselt die Couverts so oft und so lange, als sie benutzt werden; eine Flasche mäßigen Rothweines gehört zu jedem Couvert; der Wein wird aus Wassergläsern, mit Wasser verdünnt, getrunken; eine Tasse Chokolade schließt das Frühstück ab. So läßt sich ein Jeder nach eignem Ermessen bedienen, während er an seinem Nachbar einen zuvorkommenden und unterhaltenden Gesellschafter findet.

Obschon nun der Eßlust durchaus keine Grenzen gesteckt werden, wird dennoch sehr mäßig gegessen und getrunken; der Ausländer zeichnet sich anfangs immer durch seinen hervorragenden Appetit aus; mit der Zeit aber vermindert sich dieser ebenfalls beträchtlich, wenn das Klima erst die Mauserung mit ihm vorgenommen hat; ein Kreole wird sich niemals den Magen überladen. Nach Beendigung der Mahlzeit greift ein Jeder nach dem Wasserglase, spült sich den Mund, gebraucht den Zeigefinger als Zahnbürste und speit das Wasser ungenirt mit springbrunnenartigem Getöse hinter sich oder in irgend eine Ecke aus; Niemand nimmt an dieser gemeinsamen und gesellschaftlichen Rachensäuberung das geringste Aergerniß; aber auch Niemand geht an der immer sprudelnden Handdouche an der Thüre des Speisesaales vorüber, ohne sich, ebenso wie vor Beginn des Mahles, die Hände zu benetzen und abzureiben. Dieser Gebrauch findet sich so allgemein verbreitet, daß sich selbst der schlichteste Landbauer, bevor er sich zu seiner geringfügigen Kost niedersetzt, den Waschnapf reichen läßt, und ebenso, wenn er sein karges Mahl mit einigen Bissen verzehrt hat. —

Nach dem Almuerzo kehren nun die Beschäftigten zu ihren Geschäften zurück, die Müssigen überlassen sich dem Dolce farniente; nach einer Weile kommt auch die Stunde des Bades heran. In den Räumen der Posada aber und auf den Straßen tritt volle Stille und Leere ein, die Sonnenstrahlen fallen heiß hernieder, und wer sich nun in seiner Hängematte schaukeln oder im kühlen Bade erquicken darf, ist ein glücklicher Mensch; die große Mehrzahl der Stadteinwohner gehört denn auch zu diesen Glücklichen. Aber gegen Nachmittag, wenn sich die Sonne wendet, streckt der in schaukelnder Hängematte ausgestreckte Träumer der Siesta die Hand nach der kleinen Comida (dem kleinen Mittagessen) aus, wie die Dulce oder die Fruchtconserve genannt wird, die der dienende Muchacho (Knabe, Bursche) oder die dunkelbraune Moza (Magd), in einer Porzellanschale nebst einem Glase Wasser, auf der nackten Sohle leise und geräuschlos servirt.

Solche kleine Erfrischungen werden hauptsächlich aus den Dulces (Süßigkeiten verschiedener Art) bereitet, die nach keinem Mittagmahle fehlen dürfen und häufig noch zur Nacht genommen werden, so daß wenigstens zweimal bis dreimal täglich ein solches Schälchen mit Süßigkeiten genossen wird; ein ächter Kreole nimmt fast eben so viel Zucker als Fleisch zu sich und ißt denselben wie Brod. Glaubt man doch gewöhnlich, nicht Wasser trinken zu können, ohne demselben etwas Zucker vorausgehen zu lassen oder mit dem Wasser zu zersetzen. Die Arbeitsleute z. B. schicken sich zum Wassertrinken mit den Vorbereitungen wie zu einer Mahlzeit an; sie begeben sich zu diesem Akte gemeinsam an die Quelle, zertheilen unter sich mit dem Messer ein Stück Rohzucker, zerkauen es und neigen sich dann erst mit der Süßigkeit im Munde zur Quelle nieder; zum Unterhalte eines Tagearbeiters gehört eben so gut, wie die Ration an Fleisch und Brod, auch eine Ration an Rohzucker. Sein Almuerzo oder seine Comida zu verzehren ohne einen süßen Nachguß, so ganz trocken, wie man zu sagen pflegt, würde selbst der ärmste Peon für eine unvollständige, indezente Mahlzeit eines Christenmenschen halten; hat er keine Chokolade, so muß es ein einfacher Kakaoaufguß thun, fehlt dieser, so nimmt er Kaffee, mangelt es auch daran, so bereitet er sich wenigstens seinen Guarápo oder die Agua miel, das ist: Rohzucker in kochendem Wasser aufgelöst; aber unmöglich könnte er seine Mahlzeit ohne jede süße Anfeuchtung, indecente, wie ein Perro (Hund) zu sich nehmen.

Ist nun die Zeit bis vier oder fünf Uhr Nachmittags unter gemäßigter Geschäftigkeit oder unter Baden, Schlürfen von Dulces und Hängemattenruhe verstrichen, so belebt sich die Posada auf's Neue; die Comptoirs und Bureaus sind geschlossen, die Leibwäsche des Tages

wurde gewechselt, glatt, steif, weiß, lackirt und zierlich von oben bis unten erscheint ein Freund und Gevatter nach dem andern, Lachen und Scherzen macht in guten und bösen Tagen immer gleich sorglos die Runde, die Politik eifert mit dem Handel um die Wette, Anstand, angenehme Sitte und Wohllaut der Sprache, wie zündende Gedankenblitze und rhetorische Auslassungen berühren wohlthuend und anregend Auge und Ohr, — die Hausglocke ruft zur Comida, und ungefesselt warten während dessen die aufgeschirrten Pferde draußen im Hof und Corredor auf den Spazierritt ihres Herrn.

Die Comida unterscheidet sich von dem Almuerzo nur durch einige Abwechselung in den Speisen; die Tafel ist im Uebrigen wie zuvor bestellt, nur schließt sie statt der Chokolade mit einer Auswahl von Dulces und dann wiederum mit der darauf folgenden Rachenfäuberung ab. Unterdessen ist draußen auf dem Corredor der schwarze Kaffee zu Jedermanns Verfügung und eigner Bedienung bereit gehalten und mischt sein duftiges Aroma in die Jasmin- und Orangendüfte des Patio, welche die herniedersinkende leichte Kühle des Spätnachmittages den lebendiger aufathmenden Blumen entlockt. Die Kavalkade der Caballero's fliegt im kurzen, spielenden Galopp Straße auf, Straße ab, Gruppen von Spaziergängern winken zu ihnen hinüber, und so reitet jetzt ein Jeder seinen Zerstreuungen, Besuchen und speziellen Vergnügungen nach, — denn bereits weht das erste Crepuskel aus dem brennend goldnen Horizonte über die aufduftende Erde, und in den Fensternischen, zurückgelehnt in den Schaukelstuhl, zeigt sich das holde Gestirn des Hauses, die Señora's und Señorita's in anmuthig strahlender Schönheit und Haltung, in vollem Schmucke und reizender Toilette, um die Huldigungen der wandernden Caballero's entgegenzunehmen.

Vor der Nachtruhe, die von allen Gesellschaftsklassen gleich früh und solide aufgesucht wird, da das Klima jegliche Art von Nachtschwärmerei und Uebernächtlichkeit bitter rächt, servirt die dienstthuende Köchin oder der Hausdiener die Cena — das Nachtmahl, das aus einer Tasse Chokolade oder Kaffee oder einem Schälchen Dulce mit etwas Mais- oder Waizenbrod, einer Art von Nachbiß nach dem Mittagessen, besteht, um zu verhüten, daß ebensowenig ein leerer wie ein voller Magen die Nachtruhe belästigen möge; denn grade so wie der Kreole die Völle der Indigestion halber fürchtet, verurtheilt er auch die Leere des Magens, weil dieser sich nach seiner Meinung zu sehr mit Luft ausfüllt und in Folge dessen Flato's (mißmuthige, flaue Gedanken, Vapeurs) verursache. Die Herren bewirthen sich auf ihren Rundgängen während der Abendstunden mit Brandy und Wasser; im Entrée eines jeden respektabeln Hauses befindet sich ein Buffet mit Gläsern und Flaschen voll Brandy und Wasser, vor welchem beim Eingang und Ausgang gemeinschaftlich Front gemacht und je nach persönlichem Belieben in geringerer oder stärkerer Dosis des allgemeinen Wohlseins gedacht wird. Der Kreole bleibt auch im Getränke nüchtern und mäßig; der Ausländer aber gewöhnt sich bei diesem häufigen Zutrinken leider sehr leicht den unmäßigen Genuß der Spirituosen an. Das Trinkwasser wird aus offenen Gewässern — Quellen, Bächen und Flüssen — geschöpft, durch Filtrirsteine in thönerne Kühlgefäße gegossen und am frühen Morgen, wenn die Gewässer die kühlste Temperatur angenommen, erneuert; gegrabene Brunnen finden sich nirgend, hingegen wohl Cisternen in Gegenden, in welchen alles Trinkwasser fehlt und behufs desselben das Regenwasser aufgefangen werden muß, wie z. B. in Maracaibo. Ohne irgend eine Beimischung von Spirituosen oder Süßigkeiten nimmt der Kreole im gewöhnlichen Leben nur selten, auf Reisen aber niemals Wasser zu sich; er hält es in solcher Vermischung für gesünder; da nur Wasser aus offnen Quellen und Flüssen getrunken wird, die häufig über verschiedene Minerale und Vegetabilien fließen und mehr und minder von diesen fremden Substanzen in sich aufnehmen, somit das Wasser an verschiedenen Orten eine oft sehr verschiedene Beschaffenheit zeigt, so ist eine gewisse Vorsicht im Genusse des Wassers bei häufigem Ortswechsel wohl angebracht; ob aber der Zusatz von Spirituosen oder Süßigkeiten seine Wirkungen neutralisirt, ist eine andere Frage.

Das ungefähr ist die Lebensweise und Zeiteintheilung im tropischen Columbien; auf dem Lande wird natürlich mit der Hausordnung zunächst auf den Betrieb des Landwirthschaft Rücksicht genommen, jedoch die Lebensweise an und für sich bleibt unverändert; der kleine Kaufmann, der Landmann 2c. speiset einfacher, aber der reiche Kaufherr und Patrizier, namentlich der Haupt- und Hafenstädte, stattet seine Tafel oft mit reicher und großer Auswahl delikater Schüsseln aus. Dem Klima jener Ländergebiete ist eine solche Eintheilung der täglichen Mahlzeiten, der Arbeit und Ruhe durchaus angemessen; sie vermeidet die volle Sättigung und Anfüllung in einer einzigen Hauptmahlzeit und die Einnahme der Speisen zur Mittagsstunde, in welcher die Hitze ihren Höhegrad erreicht und der Magen am wenigsten disponirt ist, Speisemengen aufzunehmen und umzubilden; wie denn überhaupt die Anhäufung von Speisen zu Einer Tageszeit die langsame Verdauungskraft unter der heißen Himmelszone überbürden würde. Sodann wird durch die vorgerückte Mittagsmahlzeit das späte Abendessen vermieden, das wohl im nordischen Klima durch eine regere, mehr energische Verdauungskraft, nicht aber im heißen Tropenklima durch den langsameren, schlafferen Stoffwechsel vor der Nacht überwunden werden kann. Die Küche bleibt daher den ganzen Tag über in unausgesetzter Thätigkeit, um ein geringes Quantum von Speisen für verschiedene Tageszeiten herzurichten, so daß dem Körper, dem Bedürfnisse und der Zweckmäßigkeit gemäß, die erforderliche Nahrung zu öfteren Malen und gleichmäßig vertheilt zugeführt werde. Fleischspeisen machen den Hauptbestandtheil der beiden Tagesmahlzeiten aus, und zwar ist der Fleisch-Consum in der heißen, der wirklichen Tropenzone, also in den Küsten- und Flußniederungen und den Llanos (Ebenen) größer, als in der gemäßigten und kühlen Zone der Cordillerenregion. Diese Erscheinung beruht zunächst in der größeren Wohlhabenheit und dem daraus entspringenden größeren Wohlleben, in dem lebendigeren Handelsverkehr und den zahlreicheren Hülfsmitteln der Landstriche heißer Zone, während die Verkürzung dieser Vorzüge in der unzugänglicheren, kühlen Bergregion auch das Wohlleben beschränkt; dann aber — es mag Manchem widersinnig erscheinen — weist der Ernährungsinstinkt vorzüglich in der heißen Zone

auf Fleischnahrung hin; wir werden diese Behauptung unten bald weiter verfolgen und vertreten.

Die jedesmalige Speisezufuhr ist geringfügig; auch bei sogenannten starken Essern erreicht sie lange nicht das Quantum eines mäßigen Essers unsrer nordischen Zone; das Wenige aber ist stark mit Gewürzen vermischt; Reich und Arm pfeffert und säuert den Teller noch über dem Tische, wenn auch bereits die Küche schon ihrem

Hirtenknabe

in der römischen Campagna.

Rezepte gemäß vorgepfeffert hat; in jedem Hausstande findet sich ein Gefäß mit einheimischen Mixpickels bei der Hand; der Arriero (Maulthiertreiber), der seine Lebensmittel im Brodbeutel mit sich führt, setzt denselben während der kurzen Rast der Maulthiere in irgend einer armseligen Rohrhütte an der Heerstraße einen Aufguß von Mixpickels zu, den ihm die Hausfrau des Hauses auf sein Ersuchen bereitwillig in einer Flasche zureicht, die vom rußigen Küchengesimse an einem Bastfaden jederzeit hand- und mundgerecht herniederhängt. Es ist er-

staunlich, welche Mengen spanischen Pfeffers, Knoblauchs und anderer scharfer Gewürze in diesem heißen Klima verzehrt werden, wo man glauben sollte, nur kühlende Getränke und reizlose Stoffe genießen zu sehen. Hat die Natur durch ihre Anhäufung von Stimulatoren jeder Art in der heißen Zone bezweckt, durch sie der erschlaffenden Einwirkung des Klima's auf die innern Organe des Menschen entgegenzuwirken? Werden die üblen Folgen dieser künstlichen Gegenreize, nachdem sie ihre Wirkung gethan, durch die enorme Ausdünstung der Haut neutralisirt? Zwecklos und widersinnig schafft die Natur nie und nirgends, aber sie gibt ihre Erzeugnisse dem Menschen ebenfalls unter der Voraussetzung hin, über den rechten Gebrauch derselben wohl nachzudenken und seine Auswahl und den Genießbrauch mit Vorsicht und Ueberlegung zu treffen.

Werfen wir einen Blick auf die Consumverhältnisse zu einander, so finden wir den größten Fleischverbrauch in der heißen Zone, und in der gemäßigten und kühlen Zone den Leguminverbrauch; nach diesen behauptet das Brod aus der Mais- und Bananenfrucht den ersten Rang unter den andern Nahrungsmitteln, und zwar gehört die Maisfrucht mehr den Cordilleren, die Bananenfrucht mehr den Niederungen an; dem schließt sich vor Allem der Verbrauch von Zucker an, gleich stark in allen Zonen, dann ferner die stärkemehlhaltigen Gemüse (Wurzeln, Knollen, Früchte) und die übrigen Cerealien, unter denen letzteren der Reis der hauptsächlichste und mit geringen Ausnahmen auch der einzigste Vertreter ist, wenn man den geringen Verbrauch und die noch geringere einheimische Produktion an Waizen in Abrechnung bringt. Fisch wird zeitenweise namentlich an den Fluß- und Küstenstrichen in bedeutender Menge konsumirt, aber nur in geringer Menge eingesalzen und gedörrt in das Innere versandt; das Huhn ist in allen Zonen — den Paramo's ausgenommen — gleich gut akklimatisirt und liefert in dem Ei, wie in seinem Fleische, ein anderes nicht unerhebliches Nahrungsmittel; Fette, Gewürze und Salz kommen nur als Beimischungen zu den Speisen, aber dennoch wesentlich in Betracht; Kaffee wird namentlich in heißer Zone viel verbraucht, sein Werth als Nahrungsmittel ist aber bisher noch wenig oder noch gar nicht ergründet; in den kühlen Zonen übersteigt der Verbrauch an Kakao den an Kaffee, von denen der eine so wenig wie der andere in ihrem Gebiete selbst der Kultur unterworfen werden kann. Die Spirituosen endlich behaupten, wenn auch nicht als Nahrungsmittel, so doch als Erfordernisse und Bedürfnisse oder als Auswüchse einer gesteigerten Civilisation und Nervenreizbarkeit eine bedeutende Rolle in der allgemeinen Produktion und Konsumtion; ihrem lockenden Genusse huldigen alle Zonen, zunächst und hauptsächlich die Zone jener Produktion — die des Zuckerrohrs.

Das also wären Lebensweise und Nahrungsmittel der Tropenbewohner Amerika's im Allgemeinen, sowie deren Konsumverhältnisse zu einander und zu den beiden Zonen der Tropenregion; gehen wir denn nun von diesen allgemeinen Umrissen zu der Lebensweise und jedem der Nahrungsmittel insbesondere, wie zu den Zubereitungs- und Verwendungsformen derselben über.

(Schluß folgt.)

Ueber Land nach San Francisco.

Nach dem Englischen von **Carl Merz.**

Aus „The Overland Monthly", San Francisco, December 1868.

(Schluß zu Seite 286.)

Nach der ersten Nacht im Postwagen war es leicht zu schlafen und sogar laut und behaglich zu schnarchen — ungeachtet des entsetzlichen Rüttelns und des unaufhörlichen Gerassels der Räder. Der Appetit war ein Ungeheuer, das die Speisetische an den Stationen mit erstaunlicher Wuth wüst und leer machte. Die Forderung von 1½ Dollar für jede Mahlzeit war sehr bescheiden, wenn man den Appetit in Betracht zog, mit welchem die Ueberland-Reisenden sich zu Tische setzten.

Der größere Theil der Fahrt im Postwagen östlich vom Salzsee geht durch das Wyoming-Gebiet, das, soviel ich gesehen habe, nur eine Wüste ist. Allein in der Gegend des Bitter-Creek-Berges stieg die Wüste von gewöhnlicher Unfruchtbarkeit zu einer Höhe der Verödung, die in ihrer Einsamkeit und hoffnungslosem Mangel beinahe großartig war. Das Gras war beinahe ganz verschwunden und sogar der Salbeistrauch kam nicht mehr so reichlich vor. Alkali und Sand herrschten vor. Es waren keine Berge da; nur niedrige Hügel, und Sand in den frühesten Stadien der Petrefaktion. Der Wind wehte mit unbeschreiblicher Wuth. Vereint mit dem Regen hatte er den Hügeln die wunderlichsten Gestalten gegeben. Hier war die Seite eines Hügels so zugeschnitten, daß sie den Pfeifen einer Orgel glich; da hatte er die Gestalt eines zum Sprunge bereiten Thieres; und dort war er in jeder möglichen Weise zerrissen. Tod und Verwüstung thronten überall. Allein Wyoming ist reich an Gold und Steinkohlen, und in einer baumlosen Gegend sind die letzteren eine höchst werthvolle Hülfsquelle.

Die Fahrt nach Bridger's Paß war großartig und schön, und als man uns die willkommene Mittheilung machte, daß wir nun die Wasserscheide des Kontinents hinter uns hätten und daß von hier an alle Ströme dem stillen Ocean zu ihre Richtung nähmen, da kannte unsere Freude keine Grenzen. Als wir an Fort Bridger vorbei waren, wurde auch die Gegend schöner und das Land werthvoll zu Zwecken der Landwirthschaft. Die hohen Wasatch- und Uintah-Bergketten mit ihren schneeigen Gipfeln entzückten unser Auge. Das waren doch endlich Berge, und es waren die ersten, welche den Namen verdienten. Hohe Berge mit Gipfeln, die im Sommer mit Schnee bedeckt sind, dienen als beinahe unfehlbarer Beweis, daß unten an denselben gutes Erdreich ist. Der

Schnee nährt im Frühling und Sommer die Ströme, und wo es viele Ströme gibt, da kann keine Wüste sein. Das Innere unseres Kontinents ist nur darum eine Wüste, weil sich kein Wasser darin befindet. Der Werth des Wassers — des Leben spendenden Wassers — kostbar und wichtig für die Fruchtbarkeit des Landes im Sommer, erklärt sich nirgends so deutlich wie auf einer Reise über Land nach Californien.

Der Echo- und der Weber-Cannyon liegen östlich vom Salzsee und sind vierzig Meilen lang. Die Ansicht dieser beiden Cannyons ist eben so großartig als eigenthümlich und lohnt durch ihren Anblick für alle die vorhergegangenen unangenehmen Erfahrungen in der Wüste. Die Cannyons sind lange und tiefe Klüfte durch hohe Gebirge und gewöhnlich nur breit genug für einen rauschenden Strom und — die Post. Man sieht in diesen Cannyons jede Abwechslung von landschaftlicher Scenerie, und jede ist auffallend und neu.

Wir waren um sechs Uhr Abends am Salzsee, sechsteehalb Tagereisen von Laramie. Die Entfernung zwischen den beiden Punkten beträgt 475 Meilen. Die Schönheiten der Mormonenstadt sind sehr übertrieben worden, sowie überhaupt Alles, was man über die Gegend zwischen dem Missouri-Flusse und Nevada geschrieben hat. Die Natur hat durch eine schöne Lage und einen fruchtbaren Boden besser für jene Stadt gesorgt, als die Mormonen je gethan haben, um dieselbe zu verschönern.

Ich verweilte vier Tage in Utah, von welchem mancher Theil ein wahrer Garten genannt werden kann. Dann wieder westwärts. Zwischen dem Salzsee und Austin ist das Land nicht so arm wie zwischen dem Missouri-Fluß und Utah, weil es beständig von Gebirgen durchzogen wird. Beinahe die ganze Straße führt dort über Berg und Thal. Allein von Austin bis Virginia ist Alles wieder eine hoffnungslose Wüste. Auf dem Wege vom Mormonenlande fanden wir wieder balsamischere Luft, eine reinere und hellere Atmosphäre, als je zuvor auf der ganzen Reise, und die bloße Existenz wurde zu einem wahrhaft üppigen Genusse.

Um ein Uhr Nachts in Virginia. Gesunder Schlaf, befriedigend und belebend! Nun nach der Eisenbahn und um zehn Uhr in den Sierras. Um ein Uhr in Reno. In der folgenden Nacht waren wir auf dem Gipfes der Sierras, und Morgens um drei Uhr ging es bergabwärts nach Sacramento zu. Nichts, das man man auf der Ueberland-Reise sieht, läßt sich hinsichtlich der Großartigkeit mit unsern schneebedeckten Sierras vergleichen. In ihren hohen Bergspitzen, tiefen Cannyons, edeln Wäldern und krystallhellen Wasserfällen und Seen sind die Sierras unübertroffen. Nach der Reise durch die Wüste war die scharfe, belebende Luft des Gebirges ein Genuß, dessen man nimmer satt werden konnte.

Mit der Central-Pacific-Eisenbahn hat der Mensch seinen Namen in so energischen und triumphirenden Zügen in das neunzehnte Jahrhundert gegraben, daß die Zeit dieselben nie wieder auslöschen kann. Es ist eine große und bleibende Heerstraße für die Menschheit und wird alle Schranken niederreißen, welche die Unwissenheit, der Barbarismus und der Absonderungsgeist errichtet haben.

Um ein Uhr Nachts in Sacramento; um neun Uhr Abends in San Francisco. Mein Kreislauf ist vollendet.

Die Total-Kosten der Rundreise, die ich hier geschildert habe, waren ungefähr folgende: Von San Francisco mit dem Dampfer nach New-York 125 Dollars; zehn Tage in New-York ungefähr 100 Dollars; Ausrüstung für die Ueberland-Reise 50 Dollars; Kosten der Ueberland-Reise 280 Dollars; — Summa 555 Dollars Gold. Ich war nur sechsundfünfzig Tage von San Francisco abwesend. Nachdem ich nun den Kontinent durchreist habe, wundere ich mich nur, daß so viele Leute die Reise zur See machen. In jeder Hinsicht, ganz besonders aber im Interesse der Gesundheit, ist die Ueberland-Reise bei weitem vorzuziehen. Alle diejenigen, welche sie gemacht haben, stimmen darin überein, daß es bei den meisten Krankheiten alle und jegliche Medizin, welche je ein Arzt verschrieben oder ein Patient mit schwerer Ueberwindung verschluckt hat, unendlich aufwiegt, einige Tage in einem der Postwagen von Wells, Fargo u. Comp. tüchtig gerüttelt zu werden. Die Reise mit der Post nahm nur ungefähr fünf Tage in Anspruch und wird durch eine Nacht der Ruhe in der Salzsee-Stadt in passender Weise unterbrochen.

Ich habe mich bestrebt, über Alles, was ich auf meiner Reise sah, mich in unparteiischer Weise auszusprechen. Ich weiß, daß viele meiner Schilderungen von denjenigen vieler anderer Schriftsteller, die mir vorangegangen, weit verschieden sind. Es scheint früher die Regel gewesen zu sein, nur zu loben und Alles im günstigsten Lichte zu schildern. Jeder Berichterstatter scheint es nothwendig erachtet zu haben, in die Fußstapfen seiner Vorgänger zu treten, wahrscheinlich aus Furcht, über das Gesehene seine eigene Meinung auszusprechen. Ich bin von keiner solchen Furcht geleitet worden. Ich habe mich bestrebt, Thatsachen und nicht die Phantome der Einbildungskraft zu schildern; ich habe es versucht, mit den nüchternen Farben der Wahrheit zu malen, statt mit den glühenden, aber weniger dauerhaften der Phantasie.

Ich kann diese Arbeit nicht schließen, ohne meine Ansicht auszusprechen, daß es zwischen dem atlantischen und dem stillen Ocean kein Volk oder Land gibt, dessen Verhältnisse günstiger sind als diejenigen des Staates Californien und seiner Einwohner. Ein einziger Bezirk*) wie Nevada-, Placer-, Sacramento- oder Solano-County wiegt das ganze Gebiet vom Missouri bis nach Nevada auf. Colorado ist sehr reich an Mineralien, jedoch nicht reicher als Californien und Nevada, während seine Minen sich wahrscheinlich wegen der hohen Preise des Feuerungsmaterials und anderer großer Auslagen nie mit Gewinn bearbeiten lassen werden. Ueberdieß sind die kostbaren Metalle der Erze von Colorado so fest von andern, gemeinen Metallen umgeben und eingeschlossen, daß sogar die anerkanntesten und kostbarsten Gewinnungsprozesse das Gold nur theilweise herausbringen können.

Eine Rundreise wie diejenige, die ich beschrieben habe, dient dazu, die Californier mit ihrem eigenen Lande zufrieden zu stellen und lokale Vorurtheile zu überwinden.

---

*) Im Original heißt es County, welches Wort sonst gewöhnlich durch „Grafschaft" wiedergegeben wird.

A. d. Ueb.

Es gibt auch außerhalb unseres Staates günstige klimatische Verhältnisse, fruchtbares Land und wohlhabende Bevölkerungen, obschon wir oft in einer Weise sprechen, als ob wir für alle diese und noch viele andere wünschenswerthe Dinge ein ausschließliches Monopol hätten. In unserm bisher noch sehr unvollkommenen kalifornischen Leben fehlt uns noch Manches, was die atlantischen Staaten besitzen und nach welchem wir vielleicht mit größeren Ernste streben sollten.

Nachdem man von einem Ocean zum andern durch unser großes Land gereist ist, hat man das über jedes andere sich erhebende Gefühl gewonnen, daß, während es eine schöne Sache sein mag, ein Californier zu sein, während es ebenfalls gut sein mag, Demokrat oder — je nach Umständen — Republikaner zu sein, es doch weitaus am schönsten ist, ein Amerikaner zu sein! Das schöne und große Land des Westens ist uns zum Erbe gefallen. Unser Gebiet erstreckt sich buchstäblich von Meer zu Meer. Dieser Umstand soll uns jedoch nicht sowohl zum Selbstruhm und zur Prahlerei, als vielmehr zu der Betrachtung führen, daß von demjenigen, dem viel gegeben ist, auch viel verlangt werden wird. Daß wir unsere Größe nicht in kleinlichen Kämpfen für das Uebergewicht irgend einer Partei untergehen lassen sollen, ist die wichtige Lehre, die wir aus einer Ueberlandreise ziehen sollen.

Vorstehende Reiseschilderung ist der December-Nummer 1866 des in San Francisco seit 1. Juli des nämlichen Jahres neu erscheinenden Journales „The Overland Montly" entnommen. Wir können uns nicht enthalten, zum Schlusse hier die bescheidene, kleine, niedliche Vignette oder Devise des genannten Journales wiederzugeben. Wer, der den Namen desselben hört: „Das Ueberland Monatliche Journal", erkennt nicht sogleich in dem bescheidenen Bildchen einen sehr passend und geistreich ausgedrückten, großartigen Gedanken? Auf der großen Pacific-Eisenbahn, welche zwei Meere verbindet und im Sturmesfluge in die sonst nur von Indianern und wilden Thieren durchstreiften Einöden und Wildnisse die Civilisation hinträgt, steht ein grauer Bär (Grizzly Bear), der König der westlichen Thierwelt, und schaut einem daherbrausenden Zuge entgegen. Mit großem Unbehagen scheint er zu ahnen, daß die nahende Civilisation seine bisherige Heimath gänzlich umgestalten und ihm und seinem Geschlechte Verderben und Untergang bereiten wird. In diesem kleinen Bilde vergegenwärtigt sich dem denkenden Leser die Zukunft jenes „großen Westens" schneller und deutlicher, als es in langen und gewählten Worten geschehen könnte, und seine Phantasie schwingt sich auf Adlerflügeln weit, weit in kommende Geschlechter hinein. Denken wir uns die Vereinigten Staaten in fünfzig Jahren! Was wird alsdann die politische und soziale Gestaltung der Welt sein? Wahrlich, unsere Jugend ist berufen, große Dinge zu schauen!

C. M.

Zu der Pacific-Bahn ist am 10. Mai die letzte Schwelle, die letzte Schiene an der Verbindungsstelle gelegt worden. Die Schwelle war auf Seite der von Californien aus begonnenen Strecke vom Holz eines californischen Lorbeerbaumes, auf der von Osten begonnenen Strecke von Mahagony, die Klammern sind von Nevada-Silber, die zuletzt eingeschlagenen Nägel von californischem Golde. Der ganze neue Bahnkörper zerfällt eigentlich in drei Theile: die Western Pacific Railroad von S. Francisco bis Sacramento, die Central Pacific Railroad von Sacramento nach dem Osten zur Verbindung mit der Union Pacific Railroad, welche von Omaha nach dem Westen gebaut wurde. Der höchste Punkt der Bahn ist in den Black Hills, diesseits der Felsengebirge, mit 8542 Fuß. Als Beispiel der Terrainschwierigkeiten, die man zu überwinden hatte, mag angeführt werden, daß allein auf der mit Sacramento beginnenden, 140 Meilen langen Strecke 900,000 Dollars für Sprengpulver ausgegeben wurden, und auf derselben Strecke, auf steilen felsigen Bergabhängen, die Bahn mehrere Meilen weit durch riesige Holzverschläge vor Schneewehen hat geschützt werden müssen, weil sonst der Verkehr im Winter unmöglich gewesen wäre. Einzelne Meilen haben 300,000 Dollars gekostet, der Durchschnit beträgt per Meile 100,000 Dollars. Die Union- und die Central Company, die jetzt neu in's Leben treten, haben einen Fahrpark von mehr als 4000 Lastwagen und 340 vollkommen dienstbereiten Locomotiven. Für den Augenblick ist das Fahrgeld von New-York nach S. Francisco für Auswanderer und Passagiere zweiter Klasse auf 75 Dollars, für Passagiere erster Klasse auf 175 Dollars festgesetzt. Die Eilzüge, die überhaupt nur eine Klasse enthalten, werden mit allen möglichen, hier schon ganz allgemeinen Verbesserungen ausgestattet, also sleeping cars und drawing room cars (Wagen mit Schlaf- und Empfangszimmern) für Damen, und saloon cars für Herren; restaurant cars mit Büchern, mit einem Wort alle erdenklichen Bequemlichkeiten. Es ist sogar im Plan, daß jeder solcher Zug einen printing car habe, wo früh und Abends die auf verschiedenen Stationen von Ost und West eingesammelten Telegramme zu einem Zeitungsblatt hergerichtet, gedruckt und den Passagieren ausgeboten werden, damit sie bei ihren Mahlzeiten auch dieser Gewohnheit nicht entbehren. (Wanderer.)

Die Insekten im Dienste der Natur.

(Taf. 39.)

Man hat sich vielfach darüber gewundert, daß der größte Gelehrte und Naturforscher der Neuzeit, Alexander von Humboldt, der uns den Kosmos gab und dessen eigene Forschungen fast alle Wissenschaften umfaßten, sich eine Zartheit und Wärme des Gefühls und eine Empfänglichkeit für die Schönheit der Natur und ihre leisesten Reize und Töne bewahrte, welche jedem Andern, auch ohne diese vollendete Form des Ausdrucks zu

Univ. Bibl.
München

besitzen, den Ruhm eines reichbegabten Dichters erworben hätte. „Lauscht man," sagt Humboldt in seiner berühmten Schilderung des nächtlichen Thierlebens im Urwalde, dem er die Stille in der schwülen Mittagsstunde entgegensetzt, „lauscht man bei dieser scheinbaren Stille der Natur auf die schwächsten Töne, die uns zukommen, so vernimmt man ein dumpfes Geräusch, ein Schwirren und Sumsen der Insekten, dem Boden nahe und in den untern Schichten des Luftkreises. Alles verkündigt eine Welt thätiger, organischer Kräfte. In jedem Strauche, in der gespaltenen Rinde des Baumes, in der von Hymenopteren bewohnten Erde regt sich hörbar das Leben. Es ist wie eine der vielen Stimmen der Natur, vernehmbar dem frommen, empfänglichen Gemüthe des Menschen." Diese gemüthvolle und andächtige Schilderung wird Niemand mit dem meist gegenstandlosen Sinnen und Träumen vieler Dichter von Waldeinsamkeit und Waldesstille verwechseln: der große Denker und Forscher war mit der Bedeutung auch „dieser schwächsten Töne" in der Natur vertraut, er hat hier jedoch nur einige Laute des stimmenreichen Chores, die schwächsten beginnenden Regungen der Lebenskraft genannt, welche jeden organischen Keim beseelt. Die todte Materie wandert in den manchfachsten Verbindungen und Formen durch eine zahllose Reihe von Geschlechtern. Entstehung, Entwicklung und Tod sind die Hauptmomente alles Lebens und Strebens der organischen Natur. Das leise Knistern der von der schwellenden Knospe gesprengten fallenden Hülle und der durch Zunahme der innern Masse berstenden Rinde, der schwache Flügelschlag der Hymenopteren und Falter, welche die Kraft noch feuchter Flügel versuchen, der zirpende Laut der jungen Brut, welche durch die nährenden Säfte zahlloser Insekten sich ausbildet, das Plätschern des Fischchens, das nach der Fliege hascht oder flüchtet vor dem größeren geflügelten Räuber, diese und andere schwächer oder deutlicher vernehmbare Töne sind Aeußerungen des rastlos umgestaltenden Lebens, das Thier und Pflanze, vornämlich aber die aufgelösten und entfesselten Elemente organischer Körper ergreift und sie in ewigem Kreislauf immer wieder in den Dienst des vielgestaltigen Lebens ruft.

„Das Leben ist nur ein Gang zum Tode," so schrieb der greise Humboldt wenige Tage vor seinem Tode in das Album eines Künstlers; eine schmerzliche Wahrheit, die jedoch schon mit den ersten Athemzügen des Säuglings in Kraft tritt, dem Greise aber am fühlbarsten werden muß. Alle Entwicklung des animalischen Lebens ist an das Athmen, die Aufnahme von Sauerstoff geknüpft und jede Bildung von steter Rückbildung begleitet; und was wir Verwesung nennen, ist nur das sich auch nach dem Erlöschen der Lebenskraft fortsetzende, oxydirende Walten des Sauerstoffs, die langsame Zersetzung des Thier- und Pflanzenleibes in die einfachen Verbindungen, aus welchen er sich aufgebaut hatte, aus welchen sich aber, unter dem Hinzutreten neuer Lebenskeime, sofort wieder belebte Organismen zu neuen organischen Gruppen entwickeln. Nur durch die Zersetzung der Organismen ist der Aufbau neuen Lebens möglich; was die Fäulniß erregte, weckt auch das Leben, und die Trümmer der Verwesung werden zu gehaltvollen Nahrungsstoffen.

Bei der Zersetzung und dem Wechsel der Stoffe ist dem kleinsten organischen Leben, vornämlich den massenhaft auftretenden mikroskopischen Thieren und Pflanzen, den Infusorien und den Schimmelpilzen eine Hauptrolle zugewiesen. Am Abhange eines Waldes liegt eine Wiese, welche kleine Bäche durchschneiden, die sich in einem kleinen Weiher sammeln und zwischen Weiden und Schilf wieder ihren Abzug finden. Einer der Zuflüsse hat aus humusreichen Anschwemmungen eine deltaförmige Bank gebildet, deren Färbung uns ebensosehr auffällt, als der narkotische Geruch, welcher der gährenden Masse entsteigt, der wir uns nähern, um eine Probe zu mikroskopischer Betrachtung zu nehmen. Wir finden, daß der modernde Schlamm aus Millionen von Kieselalgen, Diatomeen, besteht, deren stabförmige Gehäuse deutlich erkennbar sind. Kleine Vertiefungen im Schlamme, in denen der letzte Regen einiges Wasser zurückließ, sind von Atomen erfüllt, welche sich dem bewaffneten Auge als eine Welt eigenartiger Geschöpfe enthüllen, die in rastloser Bewegung sich theilen und umgestalten. Sie bilden den stets gedeckten Tisch zahlreicher, in Entwicklung begriffener Wesen, der Polypen, der Larven kaum sichtbarer Insekten, der zu Millionen im Schlamme steckenden Larven der Eintagsfliegen, der mit ausgebreiteten Membranen im Sande steckenden und ihrer sich selbst darbietenden Azung harrenden Flußmuscheln und der am Wasserspiegel hängenden, durch ein sternförmiges Rohr athmenden Fliegenlarven, die wiederum den Libellen, Phryganeen- und Käferlarven, den Wasserwanzen und Wasserasseln zur Nahrung dienen, die in Menge jene schlüpfrigen Conferven und Algen bewohnen. Da und dort ziehen Mückenschwärme tanzend, summend und sich paarend, Wolken und Säulen bildend, über die Wasserfläche, welche ihre Geburtsstätte war und der sie wiederum ihre Eier einverleiben, die den modrigen Schlamm in neues, fröhliches Leben verwandeln, auf welches wieder eine Reihe von Geschöpfen, selbst von Wirbelthieren, als Nahrung angewiesen ist. So wandern in raschem Umsatze die Stoffe durch die verschiedensten thierischen Formen.

Nach starken Regengüssen eilen die sonst oft so dürftigen Zuflüsse mit Ungestüm in Sümpfe und Teiche, überschwemmen die Ufer und lassen nach kurzer Ueberfluthung die feinzertheilten Verwesungsprodukte auf dem nun üppiger sprossenden Rasen zurück. Auch hier finden sich zahlreiche Freunde der Moder- und Zersetzungsprodukte. Würmer jeder Art beeilen sich, hier ihre Mahlzeit zu halten, und Insekten verschiedener Art kommen angeschwirrt, ihre Eier abzusetzen, wo Wärme und Feuchtigkeit der Entwicklung der Larven so günstig ist, die unter der Grasnarbe ihre Entwicklung erwarten. Hinter ihnen aber erscheint der wühlende Maulwurf. Gewaltig räumt er auf unter dem die Wurzeln benagenden Gewürme, wie unter den Larven und Puppen, reichlich auch den winzigen Jungen zutragend, welche die Mutter bei der Ueberschwemmung des Baues im Maule auf trockenen Grund geflüchtet hatte. Stets guten Appetits ist der Maulwurf kein Kostverächter, verspeist indessen nie vegetabilische Stoffe, sondern die das Wurzelwerk abweidenden Larven, wie die des verderblichen Maikäfers und die verwüstende Maulwurfsgrille. Aber auch sein Stündlein schlägt. Man trifft in Wald und Feld manche, oft

völlig unverletzte Maulwurfsleiche, so daß es schwierig zu sagen wäre, was dem trefflichen Minirer, der die unterirdische Wohnung zur bösen Stunde verließ, den Tod zugezogen.

Man pflegt sich von den Erscheinungen des Todes abzuwenden, und zwar mit um so entschiedenerem Widerwillen, auf je höherer Stufe das Geschöpf steht, an dem er seine unwiderstehliche Herrschaft gezeigt hat. Es ist nicht allein der Gedanke an die eigene Auflösung oder an die widrigen Gerüche der freiwerdenden Gase, was uns die Nähe thierischer Reste fliehen heißt, sondern es ist der Trieb der Selbsterhaltung, denn jene Gase, zumal Schwefel- und Phosphorwasserstoff, haben sich als gefährliche Feinde der Lebenskraft, d. h. als Gifte erwiesen.

Noch ehe das kleine, auf unserer Tafel abgebildete Säugethier, das wir überhaupt als einen Komplex organischer, von der Lebenskraft nicht mehr vereinigter Stoffe betrachten, erkaltet ist, beginnen die Prozesse des anorganischen Lebens. Wie schon der lebende Organismus Zersetzungsprodukte enthält, so birgt er auch die Zersetzung fördernden Parasiten, Infusorien und Pilze, welche sich im Innern waltend oder durch ihre Kleinheit unsern Blicken entziehen. Der erste geflügelte Besuch, der sich bei unserem Maulwurf einstellt, ist die graue Fleischfliege, welcher bald ihre blauglänzenden Verwandten und die goldgrünen Aasfliegen folgen, alle nicht sowohl um sich an feuchten unbehaarten Stellen selbst gütlich zu thun, als vielmehr um die Eier hier abzulegen und ihrer Nachkommenschaft eine geeignete Unterkunft zu verschaffen. Erstaunlich ist die rasche Entwicklung und Vermehrung dieser Zweiflügler, welche schon als Larven geboren, nach 5 bis 6 Tagen ausgewachsen und nach einigen Wochen wieder als Fliege der tonnenförmigen Puppe entschlüpfen. Als winziges Ei oder Lärvchen dem Aase einverleibt, verlassen sie es mit lautem Summen und strotzend von den ihm entsogenen Säften. Leise kommen schwarzglänzende Stutzkäfer (Hister unicolor, cadaverinus etc.), weißgebänderte oder bepunktete Speck- und Pelzkäfer und der kleine Anthrenus (A. museorum), der sich, wenn er kein Aas findet, sittsam in Blüthen setzt. Mühsam, aber sicher kommen einige Fußwanderer, die Witterung des kleinen Vierfüßlers verfolgend, vorbeigewandert, Staphylinen, (Staphylinus olens, similis, pubescens) lang und schmal, von dunkler Farbe, oder auch mit braunröthlichen Decken und gelber Seide herausgeputzt. Sie alle überholt ein gelbzottiger, hummelähnlicher Kollege (St. hirtus), der sich gewandten Flugs auf die willkommene Aesung stürzt. Die gierigen Freßzangen öffnend, die Flügel mit dem auf- und rückwärts gebogenen Schwanze unter die kurzen Decken steckend, fehlt es diesen leicht beweglichen Gästen nur an der entsprechenden Größe, den entsetzlichsten Drachen oder Lindwurm vorzustellen. Trägen Ganges stellen sich auch die eigentlichen, vielleicht von fernen Rübenfeldern gekommenen Aaskäfer (Silpha obscura, tristis) und die mit prächtig rostgelbem Halsschilde prangende Art (S. thoracica) beim Schmause ein.

Der gewöhnlichste und ansehnlichste Besuch aber, der unserem kleinen Vierfüßler die letzte Ehre erweist, ist ein naher Anverwandter der zuletzt angeführten Gäste, ein über einen Zoll langer und halb so breiter Käfer. Er geht glänzend schwarz, wie es bei seinem Metier schicklich ist, oder er ist etwas kleiner mit seidenglänzendem, schildförmigem Halse und drei röthlichen Längsstreifen auf den Flügeldecken. Mit raschem Flug und schwirrend wie eine Horniß ist er herangekommen und umwandelt prüfend die kleine Leiche. Indessen haben sich noch mehrere Käfer dieser Art eingestellt und sie fangen an, das Terrain um den Todten zu untersuchen, das ihnen, weil es hart und steinig ist, nicht zu behagen scheint. Sie kriechen deßhalb unter die Leiche, heben sie auf und tragen und schieben sie mit Rücken und Hals auf weicheres Erdreich. Hier scharren sie mit den Vorderfüßen unermüdlich die Erde unter dem Aase hervor, so daß dieses immer tiefer zu liegen kommt und in einigen Stunden völlig verschwunden, in einigen Tagen aber über einen halben Fuß tief begraben liegt. Jedermann kennt diese auf jeder Wiese häufigen Käfer, die man, weil sie kleine Thiere in die Erde scharren, Todtengräber (Necrophorus vespillo, den größeren schwarzen N. germanicus) nennt. Ist die Bestattung besorgt und der Maulwurf möglichst vor den Schmeißfliegen und andern Käfern geschützt, so kommen sie wieder hervor und paaren sich. Die schwere Arbeit wurde, nicht um sich selbst den leckern Fraß zu sichern, sondern nur der Nachkommenschaft wegen unternommen. Die Todtengräber begeben sich deßhalb wieder in die Erde, aus der sie nach 4 bis 5 Tagen, in der Regel mit rothen Milben bedeckt, wieder zum Vorschein kommen.

Ein weit mannigfaltigeres und gestaltenreicheres Leben entwickelt sich freilich um die Reste größerer Individuen, wie z. B. um die eines verwesenden, von den Füchsen und Raubvögeln verlassenen Rehes, die etwa auf einem einsamen Waldpfade modern. Der Naturforscher nimmt nicht den mindesten Anstoß, sich hier niederzulassen, wo das Leben in so reicher Fülle aus Moder und Verwesung quillt. Ameisen, Mücken, Larven, Maden, Wespen, Käfer der verschiedensten Arten feiern hier summend, schwärmend und schwirrend ihre Feste, sorgen für ihre edle Nachkommenschaft, oder sie verlassen soeben die Larvenhülle. Der emsige Sammler hat nicht Hände genug, das Brauchbare und Seltenere aus dem Gewimmel auszuscheiden und in seine Gläser zu bringen. Er scheut weder unangenehme Gerüche, noch unmittelbare Berührungen, wogegen ihn jedoch die dampfende Cigarre und die Pincette schützt, welche er gewandt als Daumen und Zeigefinger zu gebrauchen weiß, aber er hütet sich vor dem gefährlichen Stiche der Mücken, die aus den Wohnstätten der Verwesung kommen.

Nach Kurzem, wenn nur Feuchtigkeit und Wärme den raschen Konsum begünstigen, bleiben auch von den größten, umfangreichsten thierischen Resten nur die immer loser und zellenreicher werdenden Knochen. Was die Raubthiere zurückgelassen, wird von kleineren Geschöpfen assimilirt. Neues Leben gewinnt Saft und Kraft aus dem Tode und macht die Ruinen zerfallender Organe zum Schauplatz lauten bunten Gewimmels. Anderes löst sich durch Zutritt des Sauerstoffs, dem sichtbare und unsichtbare Gehülfen, Infusorien, Insekten ꝛc., immer neuen und vollständigeren Spielraum verschaffen, in eine Reihe von Zersetzungsprodukten, die rings die Luft entführt oder die der Erde verbleiben, bis üppig sprossende

Vegetabilien die mehr oder weniger entmischten, sich in ewigem Kreislauf trennenden und verbindenden Stoffe wieder in den Dienst des vielgestaltigen Lebens herbeiziehen.

C. F. A. Kolb.

Luft, Licht und Wärme in großen Städten.

(Fortsetzung zu S. 276.)

Es kann nicht leicht eine interessantere Naturbetrachtung geben, als die der Verfolgung des Lichts in seinen Einflüssen auf alles lebendige Sein. Meistens oder vielmehr fast regelmäßig geht man freilich an derartigen Erscheinungen theilnahmlos vorüber, weil sie eben so alltäglich sind — und doch, welche Fülle des Anregenden, ja praktisch und höchst wichtig Belehrenden vermögen gerade sie dem aufmerksamen Beobachter zu bieten! Hier würde es uns zu weit führen, wollten wir alle diese Einflüsse des Lichts eingehend darlegen und nach allen Seiten hin beleuchten. Nur in einigen hervorstechenden Zügen an sie zu erinnern, sei uns gestattet. Wohl einem Jeden unserer Leser ist bereits eine im Dunkeln gewachsene Pflanze aufgefallen. Ein leicht anzustellender Versuch kann uns solche mindestens bald zeigen; wir dürfen nur eine geräumige Kiste oder dergleichen über soeben hervorsprießende Gräser oder Blumen stülpen und nach Verlauf einiger Wochen diesen Pflanzenwuchs untersuchen. Ihm fehlen dann Kraft und Farbe. Selbst bei reichlichstem Luftzutritt durch vorsorglich seitwärts und unterhalb der Kiste angebrachte Löcher hat dennoch keine naturgemäße normale Entwickelung des Pflanzenbaues stattfinden können. Erst nachdem wir diese Pflanzen wieder einer längeren Lichteinwirkung überlassen, verwandelt sich das weißgelbliche, matte Aussehen derselben in lebenskräftige dunkelgrüne Farbe, ihre zarte, wässerige Konstruktion in erstarkten Bau. Daß umgekehrt die Luftentziehung auch auf die bereits erwachsene Pflanze wieder übel einzuwirken vermöge, ist erklärlich und wohlbekannt; weniger bekannt aber wahrscheinlich, daß auch der entschiedene Zusammenhang des Lichteinflusses mit dem Duft und Wohlgeruch der Pflanze bereits festgestellt ist.

Noch viel interessanter ist der durch Priestley's Beobachtungen geführte Beweis, daß das Licht nicht blos die Entwickelung der Pflanzen und Thiere zu beeinflussen, sondern auch zu erwecken und hervorzurufen vermag. Wir schöpfen in zwei ganz gleiche weiße Gläser von einem und demselben Brunnen Wasser, stellen nun das eine an's Licht, das andere an einen dunkeln Ort. Das letztere Wasser bleibt lange Zeit hindurch unverändert; in dem ersteren Glase dagegen bildet sich bald auf dem Boden ein zarter grüner Anflug, der sich schnell ausbreitet und vermehrt. Eine Untersuchung mit dem Mikroskop belehrt uns, daß diese grüne Masse — der Priestley'sche Schleim genannt — aus lebenden Pflanzen und Thieren besteht. Es sind Conferven uud Infusorien, deren Keime unentwickelt in dem Wasser schlummerten, bis sie des Lichts belebende Strahlen zum Leben erweckten.

Nicht aber auf die Pflanzen oder die am niedrigsten stehenden Thiere allein äußert das Licht seinen mächtigen Einfluß, sondern fast allenthalben auch in der höheren Thierwelt können wir ihn verfolgen bis zu uns Menschen hinauf. Höchst interessante Beobachtungen haben den Lichteinfluß nicht blos auf den Respirationsprozeß, auf den Ernährungsvorgang, sowie überhaupt auf das körperliche Gedeihen und die Entwickelung der Thiere, sondern auch auf die Färbung vieler derselben nachgewiesen, haben uns gezeigt, daß alle ihre dem Lichte ausgesetzten Theile dunkler, lebendiger, prächtiger als die übrigen gefärbt erscheinen, während im Gegensatze dazu die unteren und bedeckten Theile matter und unbestimmter gefärbt sind und zugleich alle die in der Erde, im Wasser, also im Dunkel lebenden, sowie auch fast alle nächtlichen Thiere meist völlig farblos oder doch fahl und grau sind. Hieran dürften sich zahlreiche andere Betrachtungen über die ihrer Umgebung stets entsprechende Färbung der Thiere, über weiße Arten im hohen Norden und deren dunklere Geschwister in südlicheren Gegenden u. s. w. reihen. Doch wir dürfen nicht weiter schweifen, da wir sonst zu weit von unserem Ziele abirren. Nur auf einen Einfluß des Lichts müssen wir noch hinweisen: den traurigen seiner Entziehung oder Verkümmerung für Menschen und Thiere, der sich uns in aufgedunsenen, krankhaften Individuen oder, mit dem Mangel an frischer gesunder Luft zugleich, an den sogenannten Kakerlaken, Albino's u. s. w. zeigt.

Wie aber auf das körperliche Gedeihen und Wohlbefinden der Thiere und Menschen, so ist der Einfluß des Lichtes auch für das Seelenleben des Menschen von großer Bedeutung. Moleschott sagt hierüber: „... wer wüßte das nicht längst aus persönlichen Erlebnissen? Wie mancher Gedanke gedeiht uns des Abends in hellerleuchtetem Zimmer zu lichtvoller Klarheit, der bei trübem Kerzenschein aus dem düstern Brüten sich nicht klären wollte! Und wer hätte beim grellen Sonnenschein eines schwülen Sommertages sich nicht eben so sehr gefreut über das die aufgeregten Nerven wollüstig besänftigende Halbdunkel, wie über die erfrischende Kühle eines schattigen Zimmers? Wer hätte nicht schon den Mondschein, den er sonst so gerne Busch und Thal erfüllen sah, verwünscht, weil der zudringliche Folgestern der Erde siegte über das Schlafbedürfniß, das sein ermüdetes Hirn zu befriedigen strebte?"

Um wie viel bedeutsamer muß uns nach allem Obigen nun aber der Einfluß des Lichtes auf jene Stätten erscheinen, in denen viele Tausende von Menschen zusammengedrängt sind!

Ungleich verschieden von den üblen Luftmischungen und dem fortwährenden Mangel der reinen Luft bedrohen uns in Betreff des Lichts, namentlich in den „Miethskasernen" der Großstadt, die Extreme sowohl des Zuviel als des Zuwenig. Vier bis sechs Stock hoch, in den Dach- und Giebelwohnungen, hausen unbestreitbar die fleißigsten aller Arbeiter: kleine Handwerker und namentlich

Nähterinnen oder Handarbeiterinnen anderer Art. Und leider füllen bekanntlich gerade sie mit den schrecklichsten Augenkrankheiten jederzeit die Augenkliniken am massenhaftesten. Sie ist wohl erklärlich, diese traurige Thatsache. Von den thurmhohen weißen Mauern, von den Dächern und Giebelfenstern prallen die Sonnenstrahlen in verstärktem Maße zu ihnen von früh bis spät hinein, reizen, schwächen, ertödten gar oft und bald ihr Sehvermögen. Wie läßt sich da Abhülfe schaffen? Da zeigt sich wieder recht eklatant eine Folge des in den Schulen vernachlässigten naturwissenschaftlichen Unterrichts. Das Licht mit allen seinen Eigenschaften und Wirkungen sollte als einer der allerwichtigsten Unterrichtsgegenstände in sämmtlichen Volksschulen gelten, damit die Leute lernen, durch zweckmäßigstes Reguliren des Lichts sich den unersetzlichsten ihrer Sinne zu erhalten.

Wir steigen sodann tief hinab in die Kellerwohnungen der großen Stadt. Selbst am „hellen", „lichten" Mittag finden wir hier nur trübes Dämmerlicht, und den ganzen übrigen Theil des Tages hindurch herrscht hier „purpurne Finsterniß". Welche üblen Einflüsse diese aber sowohl auf die Augen, als auf das gesammte körperliche und geistige Gedeihen der Bewohnerschaft ausüben mag, das können wir uns nach dem oben Erörterten wohl denken.

Dann kommen die Hofwohnungen. Meistens dicht umschlossen an allen vier Seiten von hohen, nackten Mauern, sind sie noch viel übler daran als alle übrigen. In den Morgen- und Mittagsstunden prallt das Licht von den Wandflächen grell zu ihnen hinein, und späterhin wird's vor der Zeit düster durch den Schatten der Mauern. Dazu sind dergleichen Höfe wohl in den wenigsten Fällen mit zweckmäßiger Ventilation versehen; Dünste und Dämpfe steigen aus ihrer Mitte auf, hüllen die Fenster ein, schlagen sich an ihnen nieder, rauben den armen Menschen, wie die nothwendige „Lebensluft", so auch das nicht minder zum Leben nöthige Licht.

Und wird etwa den Bewohnern der Beletage u. s. w. der vollkommene, unbehelligte Genuß des „Lebenslichtes" zu Theil? Keineswegs. Die luftförmigen Auswürfe der Fabriken und Werkstätten, Rauch, vielerlei Dämpfe u. s. w. werden vom Winde zwischen das Häusermeer getrieben, hüllen dieses in ihr trostloses Gewand; dazu enge Straßen mit hohen Häusern, von denen eins das andere in seinen Schatten hüllt; — kurz und gut, in gewissem Maße leidet auch in Hinsicht des zum Wohlergehen nothwendigen Lichts fast jeder Bewohner der Großstadt mehr oder minder solche Noth, wie sie in höchster Potenz freilich die armen Höfebewohner ertragen müssen.

In der Noth verschlechterter oder durch üble Stoffe verdrängter, also mangelnder Luft gibt es eine recht bedeutsame, gleichsam natürliche Hülfe: jene herrlichen „Lungen" der Großstadt. Eine solche finden wir aber leider in der Lichtnoth keineswegs. Ihr gegenüber können wir uns nur mit künstlichen Hülfsmitteln, also gleichsam nur mit Brillen helfen. Aber auch diese sind bis jetzt fast überall nur zu sehr aus der Acht gelassen. In den niederen und unteren Bevölkerungsschichten ist es als Regel anzusehen, daß die Leute von den Wohlthaten zweckmäßiger Regulirung der Lichtverhältnisse durch Anstrich und Tapeten der Wände, durch farbige Vorhänge oder farbige Fensterscheiben noch keineswegs richtige Vorstellungen haben. Im Allgemeinen finden wir solche aber auch kaum überall in den höheren und gebildeteren Kreisen — mindestens erst höchst selten in wirklicher praktischer Anwendung. Wer weiß z. B. mit gehöriger Rücksicht auf seine Augen und Nerven die wohlthuenden Farben Blau und Grün in seiner Umgebung zur Geltung zu bringen und die schädlichen, Gelb und Roth, gehörig zu vermeiden? Im Gegentheil, man huldigt vielmehr blindlings der Tyrannin Mode, schafft grelle Vorhänge, Tapeten, ja sogar bunte Fensterscheiben an, statt daß man dies Alles mit Rücksicht auf Wohlsein und Gesundheit regeln sollte.

Da wir nun also für die Lichtverhältnisse der großen Stadt keinen einfach naturgemäßen Regulator und Beschützer haben, so wird diese dringende Mahnung an ihre künstlichen Hülfsmittel nicht überflüssig sein. Wo es irgend möglich ist, sollte man bereits beim Bau der Häuser und in der ganzen Anlage der Gehöfte die höchst nothwendige Rücksicht auch auf die Lichtverhältnisse niemals außer Acht lassen. Um des Erdenglückes zahlloser armer, doch braver Arbeiterinnen und Arbeiter willen sollte man dann beim Anstrich der Gebäude gewissenhaft zu Werke gehen; ein lichtes, mattes Blau oder Grün für den hohen Giebel ist gar nicht viel theurer als das bloße Weißabtünchen, — und doch welch folgenschwerer Unterschied für die Augen der drüben arbeitenden Nähterin, ja noch selbst für diejenigen des in der Beletage stickenden Fräuleins!

Wahrlich nicht geringere Aufmerksamkeit verdient die Reinigung der Höfe, die richtige Anpflanzung, respektive das Entfernen hoher schattender Bäume und schließlich die allergrößte Sorgfalt erfordern die Fensterscheiben; niemals sollte man eine Glassorte mit einem Strich oder Schimmer in's Gelbe verwenden, deßgleichen keine derartigen Lampenglocken, Cylinder oder Lichtschirme, vielmehr Fensterglas mit blauer Nüançirung zur allgemeinen „Mode" machen.

Möchten doch auch diese Anregungen beherzigt und weiter ausgebaut werden, — möchte man namentlich nicht an ihnen als „allbekannten Thatsachen" theilnahmlos vorübergehen, wie das freilich allstündlich mit Unzähligem geschieht, das so unendlich wichtig und nothwendig, doch, weil eben so allbekannt und alltäglich, uns meistens gleichgültig ist! —

(Schluß folgt.)

Ein stilles Grab.

(Schluß zu S. 288.)

Wer hätte nach dem Gehörten noch den traurigen Muth, gegen einen Mann, dessen Gesichtskreis so unendlich weit und über den seiner Zeitgenossen so unendlich erhaben war, der in allen Stücken nur einer klar und

Rathhaus in Breslau.

nüchtern erfaßten Naturerkenntniß folgen wollte, das landläufige Geschrei von Betrug, Mysticismus und Aberglauben zu erheben?

Weit entfernt, auf jedes Wort des Meisters zu schwören, geben wir gerne zu, daß sich in seinen Schriften auch sehr Vieles findet, was die fortgeschrittene Erkenntniß als unhaltbar hinstellt, wir geben auch gerne zu, daß Mesmer die Tragweite seines „thierischen Magnetismus" als Heilmittel überschätzt — und welcher Entdecker oder Erfinder verfiele nicht in diesen Fehler, da ja ein gewisser Enthusiasmus den Kämpfer für jede neue Wahrheit stählen muß! —, aber dennoch zieht sich überall jene Nüchternheit und Bestimmtheit hindurch, welche den berufenen Naturforscher charakterisirt. So auch in seinen Aeußerungen über den Somnambulismus und über das extravagante Treiben der sogenannten „Magnetiseure". Mesmer selbst sagt: „daß der Somnambulismus mit seinen wunderähnlichen Erscheinungen nichts Anderes sei, als die Entwicklung gewisser Krankheiten durch einen krampfhaften Schlaf und Traum," und er sucht alle jene Phänomene ohne die Annahme irgend welcher übersinnlichen Begriffe zu erklären. Leider waren später Schwärmer, wie Puységur, Dupotet, v. Mayer, Baader, Eschenmayer u. A., weit häufiger unter den Anhängern des Mesmerismus vertreten, als nüchterne Forscher, wie Wolfart, Kluge, Hufeland, Kieser, Oken, Olbers, Delraze u. A., ja sie fanden sich sogar oftmals in weit schlimmerer Gesellschaft, worüber schon der Meister selbst („Erläuterungen über Magnetismus und Somnambulismus") klagt: „In dem Leichtsinn und der Unvorsichtigkeit Derjenigen, welche meine Heilmethode nachahmten, ohne mit ihrem innern Wesen bekannt zu sein, liegt die Schuld sehr vieler Vorurtheile, die sich gegen dieselbe erhoben haben. Von diesem Zeitpunkte an wurde Somnambulismus und Magnetismus eines für das andere genommen, und man wollte mit einem Eifer, den nicht immer die kältere Besonnenheit leitete, die Wirklichkeit des einen blos durch die überraschenden Effekte des andern bestätigen; ja es mangelte sogar nicht an Solchen, welche mit der Behauptung auftraten, im Besitze der Kunst zu sein, Somnambule machen zu können, die allein als unfehlbare Orakel anzusehen wären, durch die Alles zu erlernen sei, und deren Besitz allein in den Stand setze, Kranke zu heilen; sogar sollte diese in einer, von mir willkürlich gezeigten, von ihnen aber in Regeln eingezwängten Manipulation bestehende technische Kunst die von dem Urheber der Erhaltungskunde aufgestellte Lehre übertreffen, sie reformiren. Einige Gelehrte Teutschlands nahmen sie mit lautem Enthusiasmus auf und huldigten dem Scheine eines Irrlichtes, während sie vor den Strahlen der Wahrheit die Augen fest zudrückten. Bis jetzt ohne richtigen Begriff von dem von mir so genannten Magnetismus und eben so unbekannt mit meiner Theorie, suchen sie in einer einzigen Verfahrungsart eine specifische Kraft und werden dadurch zum blinden Empirismus und Aberglauben verführt. Diese irrige Meinung und der daraus entstandene Mißbrauch bildete in Straßburg eine besondere Sekte, die durch unbescheidenes Experimentiren der guten Sache schädlich wurde, indem sie dieselbe um die Achtung brachte, die ihr gebührte, und Anlaß zu dem allgemeinen Unglauben gab, der in Teutschland Wurzel gefaßt hatte."

Indem wir uns vorbehalten, vielleicht ein ander Mal unsre geneigten Leser in die Geheimnisse des Magnetismus und Somnambulismus einzuführen, beschränken wir uns für heute darauf, noch einige weniger bekannte biographische Notizen über den merkwürdigen Mann hier anzufügen, deren Zuverlässigkeit dem Encyklopädien-Style ihrer Wiedergabe zur Entschuldigung gereichen möge *).

Franz Anton Mesmer, geboren den 23. Mai 1734 zu Tynang bei Radolfszell am Bodensee als Sohn eines erzbischöflichen Försters, erhielt seine erste Erziehung bis zu seinem zwölften Lebensjahre in zwei Klöstern; im sechzehnten Jahre, zum geistlichen Stande bestimmt, ward er zu den Jesuiten nach Dillingen geschickt, wo zufällig durch einen Jugendfreund seine lange unterdrückte Liebe zu positiverem Wissen ergiebige Nahrung fand. Namentlich zogen ihn Mathematik und Physik mehr an als das vorgeschriebene theologische Studium, welchem er wider seine Neigung drei Jahre lang in Dillingen und Ingolstadt oblag. So kam es, daß er, als er nun in den geistlichen Stand eintreten sollte, alle Vortheile aufgab und abermals als Student nach Wien ging (1752), wo er neben dem Brodstudium der Jurisprudenz fortdauernd Mathematik und Physik betrieb. Aber angeregt von den großen Anstalten und den berühmten Lehrern daselbst (van Swieten, de Haën ꝛc.), wandte sich Mesmer nach abermals sechsjähriger Studienzeit endlich zur Medizin, welcher er wiederum sechs Studienjahre widmete. In diesem ganzen Lebensabschnitte, seit er das theologische Studium verlassen, war er wegen seines Lebensunterhalts nur auf sich selbst angewiesen, und er erwarb sich denselben durch Unterrichtgeben in der Mathematik und Physik. Im Jahre 1766 ward Mesmer von der Wiener medizinischen Fakultät zum Doktor promovirt, nachdem er bereits früher den philosophischen Grad erhalten. Schon von da ab trat er mit seinen Ideen und Erfahrungen öffentlich auf und praktizirte fünfzehn Jahre in der österreichischen Residenz, wo er sich, durch seine Verheirathung in Besitz eines bedeutenden Vermögens gelangt, in seinem eigenen Hause ein kleines magnetisches Spital errichtete. Im Jahre 1775 kündigte er seine Entdeckung in dem „Schreiben an einen fremden Arzt" öffentlich an und gab dadurch das Signal zu förmlich weltgeschichtlichen Kämpfen. Vom Kurfürsten Max Joseph III. im gleichen Jahre nach München berufen, machte er durch sein Gutachten den P. Gaßner'schen Teufelsbannereien ein rasches Ende und ward zum Mitgliede der dortigen Akademie der Wissenschaften ernannt, worüber ich in den Akten dieser gelehrten Gesellschaft noch sechs, für Mesmer sehr ehrenvolle Schriftstücke vorfand.

Müde der Kämpfe in Wien, ging derselbe 1779 durch die Schweiz nach Paris, und nach fruchtlosen Verhandlungen 1781 nach Spaa, von wo ihn die Königin Marie Antoinette brieflich zurückberief. Seine Praxis in der französischen Hauptstadt war enorm, und Freunde und Anhänger der Sache subscribirten Beiträge: „um einen schändlich verfolgten Mann von Genie wider seinen Willen

*) Läßt doch sogar eine „Geschichte der Medizin" Mesmer im Jahre 1825 in Merseburg sterben!

vor dem Schicksale zu bewahren, das ihm der blöde Haß seiner Feinde vorbereitete". Das Resultat dieser Sammlungen, mehr als eine halbe Million, nahm Mesmer jedoch nicht an, sondern überwies diese Summe zur Errichtung von dreißig magnetischen Schulen in Frankreich, „zur Harmonie" genannt, welche aber, ihres etwas aristokratischen Ursprungs wegen, in der französischen Revolution bald wieder ihren Untergang fanden. Durch die hiermit verbundene Zerstreuung seiner Schüler ward das bisher streng bewahrte Geheimniß alsbald zum Gemeingute der Welt, aber auch zum Tummelplatze von allerlei unsaubern Elementen. Mesmer selbst zog sich nach Frauenfeld in der Schweiz zurück, wo er in hohem Alter sein Natursystem nochmals niederschrieb und, ohne an weiteren Controversen theilzunehmen, in ländlicher Zurückgezogenheit ganz dem Wohlthun lebte, wie er, noch im Schoße des Glückes, schon zwanzig Jahre vorher versprochen hatte. Seine Mußestunden füllte er mit Zeichnen, Modelliren und besonders mit Musik aus, mit deren Koryphäen, Gluck und Mozart, er persönlich befreundet war.

Im Jahre 1798 ging Mesmer nochmals auf drei Jahre nach Paris, um seine Vermögensangelegenheiten zu ordnen; er mußte sich mit Verlust eines in Staatspapieren angelegten Kapitales von 400,000 Franken mit 3000 Franken jährlicher Rente begnügen, womit er bei der damaligen Wohlfeilheit bequem auskommen konnte.

Erst 1812 erhob Mesmer seine Stimme im „Asklepinion", um gegen die Verkennung und den Mißbrauch seiner Lehre zu protestiren, worauf die preußische Regierung auf Heim's, Reil's und Hufeland's Antrag den Professor Dr. Wolfart an ihn absandte, der dann sich mit vieler Liebe der deutschen Uebersetzung und Herausgabe des „Systems der Wechselwirkungen" unterzog. Doch verscheuchte in jener gewaltigen Zeit das Klirren der Waffen die Musen, und so blieb auch hier der Erfolg nur ein halber.

Von Frauenfeld siedelte Mesmer nach Constanz und später nach Riedetsweiler und Meersburg über, an welch letzterem Orte ihm am 5. März 1815 ein Schlagfluß im Alter von 81 Jahren einen eben so raschen als leichten Tod gab. So bespült derselbe schöne See, der seine Wiege umrauschte, auch das stille Grab des ausruhenden Kämpfers!

Durch Lafayette kam Mesmer mit Washington in freundschaftlichen Briefwechsel, und noch ward ihm die Genungthuung, den in Meersburg residirenden Fürstbischof v. Dalberg aus einem entschiedenen Gegner in einen eben so aufrichtigen Freund verwandelt zu sehen.

Die Ehe Mesmer's war kinderlos geblieben. —

Nachfolgende zwei Charakteristiken mögen hier noch eine Stelle finden. Wolfart schildert den durch Mesmer's Bekanntschaft hervorgebrachten Eindruck wie folgt: „Meine Erwartung fand ich durch die persönliche Bekanntschaft mit dem Entdecker des Magnetismus übertroffen. Ich fand ihn in seinem von ihm selbst ausgesprochenen wohlthätigen Wirkungskreise beschäftigt. In seinem hohen Alter erschien das Umfassende, Helle und Durchdringende seines Geistes, sein unermüdeter lebendiger Eifer sich mitzutheilen, sein eben so leichter als seelenvoller, durch die Behendigkeit der Gleichnisse durchaus eigenthümlicher Vortrag, sowie die Feinheit seiner Sitten, die Liebenswürdigkeit seines Umganges um so bewunderungswürdiger. Nimmt man dazu einen Schatz positiver Kenntnisse in allen Zweigen des Wissens, wie sie nicht leicht ein Gelehrter vereint, und eine wohlwollende Güte des Herzens, welche sich in seinem ganzen Sein, in seinen Worten, Handlungen und Umgebungen ausspricht, nimmt dazu noch eine thätige, fast wunderbare Einwirkung auf Kranke bei dem durchdringenden Blick oder der blos still erhobenen Hand, und alles dieses durch eine edle, Ehrfurcht einflößende Gestalt gehoben; so hat man in den Hauptzügen ein Bild von dem, was ich an Mesmer als Individuum fand." — In gleicher Weise berichtet Dr. Egg aus Ellikon, ein Gegner seiner Lehre, im „Morgenblatte" (1820): „Es war im Jahre 1804, wie ich die nähere Bekanntschaft Mesmer's machte. Er war damals bald 70 Jahre alt; ein schöner, wohlgebauter Mann, von einer starken, kräftigen Konstitution und einem sehr lebhaften, zuweilen etwas heftigen Temperamente. Sein Anstand, die Haltung seines Körpers, seine Weltkenntniß, sein gesellschaftliches Wesen, verbunden mit einnehmender Freundlichkeit, sprachen zu seinen Gunsten und waren hinreichend, Theilnahme zu wecken. Die Laufbahn des berühmten Mannes, verbunden mit seinem Alter, in dem man den schönsten Greisen erblickte, wandten ihm gleichsam unwillkürliche Achtung und Aufmerksamkeit zu."

Unweit der Gruft des Kenners altdeutschen Liedes und Lebens, des Freiherrn von Laßberg, und des Grabhügels seiner Schwägerin, der frommen Dichterin Annette von Droste-Hülshof, erhebt sich auf drei Stufen von weißem Sandstein ein 3½ Fuß hohes und 2 Fuß breites Prisma von rothem Marmor, auf dessen einer Fläche der Name „F. A. Mesmer." unter einem Auge Gottes gravirt und vergoldet angebracht ist, während die zweite Fläche ein Sonnensystem mit der Unterschrift: „geb. 23. Mai 1734.", und die dritte Seite eine als Stern brennende Fackel mit einem Palmzweige und den Worten: „gest. 5. März 1815." in gleicher Weise darstellt. Die früher oben angebrachte Bussole und Sonnenuhr fehlen gegenwärtig. Dies originelle Grabmal stifteten Berliner Aerzte dem originellen Geiste. Aber jetzt pflegt keine liebende Hand mehr dieses schutzlos den Witterungseinflüssen preisgegebene und nur sehr Wenigen bekannte Grab; seine Fugen weichen auseinander, Unkraut umrankt dasselbe, und es bedurfte eines Verbots seitens der badischen Regierung, die Abfuhr der Steine zu anderweitiger Verwendung zu verhindern!

Deutsches Volk, deutsche Wissenschaft, soll dieser Todte für ewig aus deiner Walhalla verbannt sein?

Dr. W.

Früchte des tropischen Amerika.

(Taf. 40.)

Auf beiliegender Tafel bringen wir einige Früchte, welche der neuen Welt ursprünglich eigen sind, während viele von den jetzt dort vorkommenden Arten aus der alten Welt und namentlich aus Ostindien erst später dorthin verpflanzt worden sind und wegen ihres anerkannten Nutzens dort häufig kultivirt werden. In Gegenden, wo unser Obst wegen zu großer Hitze nicht mehr gedeiht und daher dorthin nicht verpflanzt werden konnte, müssen die einheimischen Früchte dem Europäer, welcher sich dort niedergelassen, Ersatz dafür bieten, und wenn auch nach unsern Begriffen von Schmackhaftigkeit dieselben eben nicht besonders schätzbar sind, so werden sie doch von den Eingebornen gern gegessen und häufig kultivirt.

Unser Bild zeigt uns in der Mitte des Vorgrundes die sogenannte Alligatorbirne, Abakato oder Aguakato der Brasilianer. Der Baum, welcher diese Früchte trägt, Persea gratissima, gehört zur Familie der Laurinen oder Lorbeeren, hat etwa das Ansehen eines Birnbaumes und trägt auch Früchte, welche ihrer Gestalt nach großen Birnen gleichen, aber einen ungleich andern Geschmack haben. Die Abakato hat ein butterartiges, wohlschmeckendes Fleisch, und einen Kern, welcher größer als eine Wallnuß, aber ungenießbar ist; sie gleicht in ihrem Geschmacke den Artischocken und wird gewöhnlich auf folgende Art genossen: das Fleisch wird aus der Schale herausgeschabt und, um es schmackhafter zu machen, mit etwas Citronensaft und Zucker gemischt; auf diese Art zubereitet soll es selbst nach dem Urtheile von Europäern einen trefflichen Geschmack haben, doch ist derselbe so pikant, daß eine Person kaum den dritten oder vierten Theil von einer Frucht zu verzehren im Stande ist.

Hinter der Abakato liegen mehrere Anonen, verschiedenen Arten angehörend; es sind theils Bäume, theils Sträucher, welche diese Früchte tragen und zwischen den Wendekreisen Amerika's wild und angebaut vorkommen, sie werden dort ihrer wohlschmeckenden Früchte wegen häufig kultivirt. Diese bestehen eigentlich aus einer größeren Anzahl einsamiger Beeren, welche zu einer apfelartigen, schuppigen Frucht zusammengewachsen sind und daher auch Schuppenäpfel genannt werden; durch diese Beschaffenheit haben sie in ihrer äußeren Form einige Aehnlichkeit mit der Ananas. Die reifen Früchte halten sich nicht und müssen daher sogleich nach der Reife abgenommen und verspeist werden, da sie am nächsten Tage schon den Geschmack verlieren; man schneidet beim Genusse derselben gewöhnlich die Frucht der Länge nach auf und schabt das weiche Fleisch mit einem Löffel heraus; der Geschmack derselben ist sehr fein und säuerlich süß. Auf der linken Seite des Bildes liegt ein Zweig mit Früchten der Anona squamosa, von welchen eine aufgeschnitten ist. Rechts sehen wir die Anona reticulata in zwei Exemplaren, von welchen eine ebenfalls aufgeschnitten ist. Hinter diesen beiden Arten befindet sich eine dritte, die Anona muricata, welche sich durch ihre bedeutende Größe und ihre gurkenartige Gestalt auszeichnet und weiche Stacheln auf ihren einzelnen Beerenabsätzen trägt.

Ueber den eben beschriebenen Früchten sehen wir eine Ranke der eßbaren Passionsblume Passiflora edulis mit Blüthe und Früchten. Die beerenartigen fleischigen Früchte derselben, welche die Größe eines Gänse-Eies erreichen, vertreten dort gewissermaßen unsere Stachelbeeren, doch dürften sie wohl nicht entfernt mit dem Geschmacke derselben verglichen werden, da das Fleisch einen wässerigen süßlichen Geschmack hat; doch werden sie von den Eingebornen gesucht und gern gegessen.

Links im Hintergrunde sehen wir die treffliche Paranuß, eine Frucht der brasilianischen Bertholletia jubia oder Castanha, Bertholletia excelsa, einer riesigen Myrthenpflanze. 60 bis 80 Fuß steigt der prächtige Stamm schnurgerade empor, hier beginnen erst die wagrechten Aeste, deren Enden wie Seile herunterhängen; harsche, lederartige Blätter, deren Länge 1—2 Fuß beträgt, schmücken die Krone, und eine große Anzahl von schwarzbraunen Kapseln, deren jede 10—20 harte, mit mandelartigem, süßem Kerne gefüllte Nüsse enthält und von der Größe eines Kindskopfes ist, vollendet den großartigen Eindruck, welchen dieser schöne Baum macht. Schaaren von Affen, welche nach den wohlschmeckenden Kernen lüstern sind, beleben den Gipfel des Baumes. Aber auch der Mensch hat ihren Werth kennen gelernt. Sie werden nicht allein an Ort und Stelle verzehrt, sondern kommen auch als ein Handelsartikel nach Europa, wo sie von den Apfelsinenhändlern unter dem Namen der amerikanischen Nüsse feilgeboten werden.

Eine Nacht in Gesellschaft eines Panthers.

Als ich vor fünfzig Jahren mich zuerst im westlichen Theile des Staates New-York niederließ, — erzählte uns ein alter Ansiedler, — gab es dort überall noch Wild genug, besonders Hirsche, und die Jagd wurde von den Farmern nicht blos aus Vergnügen, sondern auch als Mittel eines vortheilhaften Erwerbs betrieben. Das meiste Fleisch, das wir im Hause brauchten, zogen wir von der Jagd, und die Häute waren nicht blos für unsere Bedürfnisse werthvoll, sondern auch ein guter Handelsartikel, wodurch wir uns Thee, Kaffee, Zucker, Salz, Pulver, Blei u. s. w. in Austausch verschaffen konnten.

Die Hirsche waren, wie gesagt, das zahlreichste und werthvollste Wild, aber die großen Waldstriche enthielten auch Bären, Wölfe und mitunter einen Cuguar (die nordamerikanische Tigerkatze), welcher zuweilen der amerikanische Löwe, gewöhnlich aber der „Panther" genannt wird. Diese Bestie, welche vier Fuß lang und etwas über zwei Fuß hoch ist, wird wegen ihrer Wildheit und Stärke

mehr als ein anderes Thier von den Jägern gefürchtet. Unter den Zweigen eines dichtblätterigen Baumes verborgen, lauert sie gewöhnlich auf ihre Beute, und wehe dem Menschen oder Thiere, auf die sie mit nie fehlender Sicherheit herabspringt.

Ich befand mich bereits länger als ein Jahr in meiner neuen Heimath, als ich zuerst die Bekanntschaft dieses reißenden Thieres machte, und die Art, wie dies geschah, läßt mich wünschen, daß ich niemals mehr mit einem seiner Sippschaft in Berührung kommen möchte.

Zu dieser Zeit hatte man drei Methoden, den Hirsch zu jagen, nämlich auf der Pürsche, mit Hunden und mit Fackeln. Die erstere war die gewöhnliche Verfahrungsweise. Sie besteht einfach darin, daß man das Thier unter dem Winde und in möglichst gedeckter Stellung anschleicht und es niederschießt, noch ehe es die Gegenwart eines Feindes gewahr wird. Die zweite besteht darin, es mit Hunden aufzujagen und auf dasselbe zu schießen, wenn es seinen gewohnten Pfad einschlägt, um zu entrinnen. Die dritte besteht darin, daß man in einer dunkeln Nacht mit einer angezündeten Fackel in den Wald geht und dabei scharf nach den Augen des Thieres ausspäht, das, festgebannt durch den neuen und eigenthümlichen Anblick, den Jäger so nahe an sich herankommen läßt, daß ein guter Schütze selten fehlschießt. Dieselben Jagdmethoden sind auch heute noch im Westen von Nordamerika gebräuchlich.

Im ersten Jahre jagte ich gewöhnlich bei Fackellicht. Mein Sohn, damals ein Knabe von vierzehn Jahren, trug mir dabei in der Regel die Fackel vor und ich machte auf diese Weise sehr gute Geschäfte, indem ich in einer Nacht meist zwei bis sechs Thiere erlegte. Aber nach dem schrecklichen Abenteuer, das ich jetzt erzählen will, gab ich diese Jagdweise ganz auf und verlegte mich nur auf's Pürschen während der Tageszeit.

In einer dunkeln bewölkten Nacht schritten mein Sohn und ich, ausgerüstet wie gewöhnlich, dem Walde zu, der meine Farm umgab. Der Platz, wo sich das Wild häufig aufzuhalten pflegte, war etwa zwei englische Meilen entfernt. Ich trug meine Büchse und er die harzigen Holzstücke, die wir in der Regel nicht eher anzündeten, als bis wir in der Nähe des Jagdorts angekommen waren. Die Nacht war so finster, daß wir unsern Weg durch den dichten Wald förmlich greifen mußten, und dabei strauchelten wir häufig über Steine und gefallene Bäume, traten in Gräben und Löcher und fielen mehr als einmal zu Boden. Wir brauchten auf diese Weise über eine Stunde, bis wir die zwei Meilen zurücklegten, und ich war in der That nicht wenig ermüdet, als wir den bestimmten Platz erreichten, den wir wahrscheinlich gar nicht gefunden hätten, wäre uns der Weg nicht so genau bekannt gewesen, daß wir stets nach der Eigenthümlichkeit des Grunds und Bodens bestimmen konnten, wo wir uns befanden.

So erreichten wir denn endlich auch den Platz, zündeten eine von den Fackeln an und begannen die Jagd. Es lag für mich stets etwas Feierliches und Ergreifendes darin, wenn ich hinter dem gelben Lichte der rauchenden und flackernden Fackel, in welchem alle Gegenstände ringsum eine gespenstische Gestalt annahmen, durch den dunkeln Wald dahinschritt, nach zwei glänzenden Augen in die schwarze Nacht hinausspähend. Heute aber wirkten diese Eindrücke stärker als gewöhnlich auf mich ein und ich war ungemein niedergeschlagen. Eine unbestimmte Besorgniß hatte sich meiner bemächtigt, die mich vor jedem Geräusch erschrecken und überall eine verborgene Gefahr wahrnehmen ließ. Ich wollte meinem Sohne nichts davon sagen, weil ich glaubte, daß diese Erregung von einer momentanen Verstimmung der Nerven herrühre, die sich bald wieder verlieren werde. Ich bemerkte aber, daß er selbst zuweilen auffuhr, wenn ein dürrer Ast unter seinen Füßen krachte, und vorsichtig mit einem wahrnehmbaren Schauder um sich blickte. Ich fragte ihn deßhalb, was er habe.

„Nichts, Vater," erwiederte er schnell, „nichts."

Kurz darauf wurden unsere Blicke zu gleicher Zeit von zwei kleinen leuchtenden Kugeln angezogen, auf die wir mit Vorsicht zuschritten. Ich machte mich schußfertig, und als wir nahe genug waren, um den schwachen Umriß des furchtsamen Hirsches, der mit Verwunderung das Licht der Fackel anstarrte, unterscheiden zu können, drückte ich los. Aber das Gewehr versagte, und als ich das Schloß untersuchte, zeigte es sich, daß der Feuerstein ausgefallen war. Ich suchte in meiner Tasche nach einem andern, mußte mich aber sehr bald davon überzeugen, daß ich sie alle zu Hause gelassen. Das war keine angenehme Entdeckung, denn Einer von uns mußte entweder nach Hause gehen, um die Steine zu holen, oder wir mußten Beide zurückkehren und die Jagd ganz aufgeben.

„Ich glaube, es ist noch zu bald dazu, um leer heimzukehren," sagte mein Sohn. „Ich denke, ich kann gehen und in einer Stunde, höchstens in anderthalb wieder zurückseín."

„Thue wie es dir gut dünkt, William," sagte ich. „Wenn du gehst, so will ich dableiben, denn es ist sehr unangenehm, wenn wir eine Nacht verlieren. Wir müssen so viele Thiere als möglich tödten, um unsere Wintervorräthe zusammenzubringen."

„Ich werde bald wieder zurück sein, Vater," erwiederte der beherzte Junge, reichte mir die Fackel und war einen Augenblick darauf in der Finsterniß verschwunden.

Während ich so allein zurückblieb, die lodernde Fackel in der Hand und darüber nachdenkend, was die Ursache der Furcht sein mochte, die mich jüngst befallen und jetzt fast ganz wieder verlassen hatte, kamen fünf oder sechs Hirsche bis auf wenige Schritte an mich heran, blieben hier eine Zeit lang stehen, indem sie in der Luft schnupperten und in das Licht blickten, gerade als ob sie wüßten, daß ich ihnen nichts anhaben konnte, dann verschwanden sie auf einmal und brachen krachend durch die Büsche, gleich als würden sie von einem schrecklichen Feinde verfolgt. Ich wunderte mich indeß nicht sehr darüber, sondern bedauerte nur ihren Verlust. Dann setzte ich mich auf einen gefallenen Baum und dachte über das Mißgeschick dieser Nacht nach, als ich zufällig meinen Kopf auf die eine Seite drehte und in geringer Entfernung zwei glühende Augen auf mich gerichtet sah. Wieder fühlte ich, wie mich eine Regung unaussprechlicher Furcht beschlich. Dies bewog mich, die Fackel hin und her zu schwingen und zu schreien, wie

es Kinder thun, wenn sie sich fürchten. Darauf verschwanden die glühenden Augen, während die Blätter und Büsche rasselten, aber im nächsten Augenblicke erschienen sie wieder auf der entgegengesetzten Seite, während gleichzeitig ein eigenthümliches wildes Knurren sich vernehmen ließ.

Blitzschnell sprang ich auf meine Füße. Ich hatte plötzlich Alles begriffen. Es war kein harmloser, furchtsamer Hirsch, mit dem ich es jetzt zu thun hatte, sondern höchst wahrscheinlich der Schrecken des Waldes, der gefräßige Cuguar, der nur durch die instinktmäßige Furcht vor dem Lichte, das ich in der Hand hielt, davor zurückgeschreckt wurde, einen Angriff auf mich zu machen. Was sollte ich nun beginnen? Meine Büchse war nutzlos und meine einzige andere Waffe ein Messer, mit dem ich mich nur schwach vertheidigen konnte, wenn das fürchterliche Thier auf mich einspringen sollte. Und dann mein Sohn, der sich allein im finsteren Walde befand — wie schrecklich müßte sein Loos sein, wenn die Bestie mich verlassen und ihn angreifen sollte! Würde es nicht das Beste sein, den Weg nach dem Hause einzuschlagen und das Thier durch Schwingen der Fackel mir vom Leibe zu halten, bis ich meinen Sohn anrufen und vor der Gefahr warnen konnte?

Dies schien mir allerdings das Gerathenste, was ich unter den jetzigen Umständen thun konnte, und sogleich machte ich mich auf den Weg. Kaum hatte ich aber einige Schritte vorwärts gethan, so bewog mich ein wildes Knurren, das Verschwinden der Augen und das Rasseln in den Büschen, stille zu stehen und mit klopfendem Herzen mein Messer zu ergreifen, um mich gegen einen plötzlichen Sprung der Bestie zu vertheidigen. Sie hatte aber blos ihre Stellung verändert, und als ich mit raschem Blicke meine Umgebung musterte, erblickte ich wieder die zwei feurigen Augen fast in derselben Entfernung wie vorher. Wieder schwenkte ich meine Fackel und schritt langsam vorwärts, und wieder vernahm ich dasselbe wilde Knurren und wieder veränderte das Thier, mir nachfolgend, seine Stellung.

Ich schritt dann wieder weiter, meinen Feind stets scharf im Auge behaltend, wobei es mir vorkam, als ob ich mein Leben in meiner Hand trüge. In dieser Weise langsam vorrückend, wobei ich oft anhielt, weil ich fürchtete, das Thier möchte seinen furchtbaren Sprung gegen mich machen, hatte ich etwa eine Viertelmeile in einer halben Stunde zurückgelegt. Nach und nach war ich aber einigermaßen mit dem Gebahren der Bestie vertraut geworden und ich schritt, ermuthigt durch die Hoffnung, daß es mir endlich doch gelingen werde, sicher meine Wohnung zu erreichen, mit weniger Furcht vorwärts, als ich beim Ueberschreiten eines sumpfigen Grabens über eine Baumwurzel strauchelte und niederfiel, wobei mir die Fackel entgleitete und in der Wasserpfütze erlosch.

„Der Himmel möge sich meiner Seele erbarmen!“ betete ich im Gefühle, wie nahe ich der Pforte des Todes war.

In diesem fürchterlichen Augenblicke hatte ich keine Hoffnung mehr, jemals meine theure Familie wiederzusehen, und die Angst, die mir dieser Gedanke auspreßte, vermag keine Sprache zu beschreiben. Instinktmäßig ließ ich meine nutzlose Flinte fallen und streckte meine Arme empor, wobei ich den Ast eines Baumes erfaßte, der sich über mir ausbreitete. Mit einer verzweifelten Anstrengung, wie sie nur ein Mann machen kann, dessen Leben auf dem Spiele steht, schwang ich mich empor und setzte mich auf dem Aste zurecht. In demselben Augenblicke ließ sich ein Rauschen, begleitet von einem dumpfen Schrei, vernehmen, und gleich darauf erblickte ich unmittelbar unter mir die zwei feurigen Augen, welche mir nur zu deutlich sagten, daß ich mit genauer Noth den Klauen meines Feindes entgangen war.

Der Cuguar wurde jetzt nur noch wüthender, und nachdem er mit winselndem Knurren eine Zeit lang den Baum umkreist hatte, begann er denselben zu erklettern. Ich fühlte nun klar, daß ich auf meinem Platze nicht mehr sicher war. Deßhalb richtete ich mich so schnell als möglich und auf die Gefahr hin hinabzustürzen empor, ergriff den nächsten Ast über mir und schwang mich auf ihn hinauf, gerade noch zur rechten Zeit, um meinem Verfolger zu entgehen, wobei ich aber in der Hast und im Schrecken mein Messer, meine einzige Vertheidigungswaffe, fallen ließ.

So ging es von Ast zu Ast, bis ich zuletzt nicht mehr höher hinauf konnte, weil mich die dünnen Aeste, welche unter meinem Gewichte sich bogen, nicht mehr zu tragen vermochten. Und die ganze Zeit über kletterte mir der Cuguar winselnd und knurrend fortwährend nach und trieb mich immer höher hinauf. Zuletzt, als ich nicht weiter konnte, befanden wir uns auf demselben Aste, nur wenige Fuß von einander entfernt. Ueber alle Beschreibung schrecklich war mir da das Leuchten dieser feurigen Augen, welche, als das Thier in seiner Gier, mich zu ergreifen, seinen Körper längs das Astes so sehr streckte, als es nur immer seine eigene Sicherheit gestattete, mir so nahe kamen, daß ich mich bereits wirklich in seiner Gewalt und nur deßhalb noch unbehelligt wähnte, weil es ihm so gefiel. Von diesem Augenblicke an hatte ich Qualen zu erdulden, wie sie nur irgend jemals über einen armen Sterblichen verhängt worden sind. Man denke sich aber auch meine Lage. Ich befand mich auf einem dünnen Ast, welcher bei der geringsten Bewegung meines Körpers hin- und herschwankte und kaum stark genug war, mein Gewicht zu tragen, weßhalb ich, um meine unsichere Stelle zu behaupten, genöthigt war, mich an den kleinen Aesten neben und über mir fortwährend festzuhalten. Wenige Fuß von mir, so nahe, daß ich mehr als einmal ihren Athem spürte, kauerte die wilde Bestie, mich mit ihren glühenden Augen bewachend, von Zeit zu Zeit durch Knurren ihr Mißvergnügen kundgebend und sich so sehr ausstreckend, daß es mich bedünkte, als wäre ich schon im Bereiche ihres Rachens, dann sich wieder zurückziehend, um zu einem neuen Versuche auszuruhen. Und während der ganzen Zeit heulte schauerlich der kalte Nachtwind durch den dunkeln Wald, gleich als wollte er allen meinen Hoffnungen ein Grablied singen. Wenn, wie es oft geschah, meine Glieder taub wurden, weil ich zu lange in einer und derselben Stellung blieb, und ich deßhalb genöthigt war, meine Lage etwas zu verändern, so setzte ich mich jedesmal der Gefahr aus, von meinem Standpunkte auszugleiten, auf den Boden hinabzustürzen und entweder durch den Fall, oder durch den nachspringenden Cuguar, oder durch beide zugleich den sichern Tod zu finden.

Als ich glaubte, daß mein Sohn nach der Zeit seiner Entfernung zurückkehren könnte, rief ich mit lauter Stimme seinen Namen und wiederholte in kurzen Zwischenräumen diesen Ruf, den der Cuguar mit Murren begleitete, bis ich aus der Ferne eine schwache Antwort erhielt. Dann schlug mein Herz bald vor Freude, daß ich nicht ganz allein war und daß ich ein menschliches Wesen hatte, dem ich mich mittheilen konnte, bald vor Furcht, daß der Knabe zu nahe an den Ort kommen, daß mich der Cuguar verlassen und ihn anfallen möchte. Thun konnte er nichts für mich, ohne die Gefahr auf sich selbst zu ziehen, und als er nahe genug gekommen, um meine Stimme vernehmen zu können, benachrichtigte ich ihn von meiner gefährlichen Lage und befahl ihm, wenn ihm sein und mein Leben lieb sei, sogleich nach Hause zu gehen und Keinem aus der Familie zu erzählen, was vorgegangen. Hierauf bat er mich flehentlich, daß ich ihm erlauben möchte, mir zu Hülfe zu kommen, aber ich war unerbittlich. Zuletzt sagte er mir mit bebender Stimme, in der die ganze Angst seines edlen Herzens darüber ausgedrückt war, daß er seinen Vater in einer solchen Gefahr verlassen mußte, ein zögerndes Lebewohl.

Die Nacht war für mich eine wahre Ewigkeit des Leidens und jede Minute kam mir wie ein Menschenalter vor. Wird denn der Morgen niemals kommen, um mich von meinem schrecklichen Feinde zu erlösen? Und dann, wird er wohl mit Anbruch des Tags sich entfernen oder auch ferner auf der Lauer bleiben? Aber dann würde gewiß Hülfe kommen und ich wäre jedenfalls im Stande, eben so gut als er zu sehen; deßhalb hoffte und betete ich, daß der Tag endlich anbrechen möchte.

O, mit welchem Entzücken sah ich den ersten grauen Lichtschimmer im Osten, und mit welchem Gefühl sah ich ihn immer heller und heller werden und das feurige Leuchten aus den Augen meines schrecklichen Wächters mehr und mehr verschwinden, als sein röthlicher Körper immer sichtbarer wurde. Mit der Rückkehr des Lichts begann er einigermaßen unruhig zu werden und schaute sich öfters vorsichtig um, bis er endlich unter Knurren seinen Rückzug antrat, vom Baume herabstieg und dann schnell aus meinen Augen entschwand.

Mit einem inbrünstigen Dankgebet für meine Rettung begann ich nun auch herabzusteigen, aber meine Glieder waren von der Kälte und der gekrümmten Stellung, die ich so lange eingenommen, derart erstarrt und vom Krampfe zusammengezogen, daß ich meinen Halt verlor und fünfzehn bis zwanzig Fuß hoch herabstürzte, glücklicherweise ohne Schaden zu nehmen. Im nächsten Augenblicke darauf lag ich ohnmächtig in den Armen meines Sohnes, der mit zwei Nachbarn, die er aufgeweckt, so frühzeitig zu meinem Beistand herbeigekommen war. Wahrscheinlich hatte der Cuguar ihr Herannahen gewittert und sich deßhalb so schnell davongemacht.

Es dauerte sehr lange, bis ich mich von den Folgen dieser schrecklichen Nacht vollkommen erholte, und ich kann selbst jetzt nicht daran zurückdenken, ohne daß mich ein kalter Schauder des Todes befällt. Wie bereits gesagt, war es die letzte Nacht, in welcher ich bei Fackelschein jagte.

Bez.

Alois Senefelder,

der Erfinder der Lithographie.

Es ist oftmals der Fall, daß der Erfinder einer nützlichen Sache ihren Segen nicht in dem Maße genießt, wie ihm dies zu wünschen wäre. So erging es z. B. Johannes Guttenberg. Er war derjenige, der die Buchdruckerkunst geschaffen, der ferner als rastlos thätiger Mensch immer neue Dinge zu ihrer Weiterbildung erdachte, der aber doch arm seine Tage beschloß, während Alle, die seine Idee erfaßten und zur Ausübung brachten, schon bei seinen Lebzeiten Reichthümer sammelten. Die Ursache hiervon ist nicht schwer zu finden. Guttenberg war der Geist, die treibende Kraft, aber nicht das ordnende Talent, welches die fortdauernd von Neuem angestellten Versuche zur Ausführung und zur Verwerthung bringt. Daher ernteten Andere auf dem Felde, wo er gesäet hatte.

Ein gleiches Schicksal wurde Alois Senefelder zu Theil, dem Erfinder der neueren Steindruckkunst, der „neueren" Steindruckkunst, denn lange vor ihm hatten bereits Buchmaler und Zeichner die Lithographie auszuüben verstanden; sie war nur wie die Glasmalerei und manches Andere wieder in Vergessenheit gerathen. Noch heute existiren Proben dieser Kunst aus früherer Zeit, z. B. von der Hand des Augsburgers Lorenz Stoer, der 1620 oder 21 starb.

Alois Senefelder war am 5. November 1771 zu Prag geboren; seine Eltern gehörten einer Schauspielertruppe an und er selbst widmete sich dem gleichen Stande. Indessen scheinen seine Leistungen auf der Bühne von keinem besondern Erfolge gekrönt gewesen zu sein, da er, etwa fünfundzwanzig Jahre alt, in München als Chorist lebte. Doch er wirkte nicht nur thätig im Theater mit, sondern schrieb auch Komödien und suchte diese in mühevoll angefertigten Abschriften gegen geringes Honorar unterzubringen. Die meiste und beschwerlichste Arbeit verursachte ihm hierbei jedenfalls die Herstellung der Kopien, welche nöthig wurden, wenn er seine unbedeutende Einnahme nicht noch mit einem Buchdrucker theilen wollte. Er sann deßwegen nach, ob sich keine andere Vervielfältigungsart auffinden ließe. In eigenthümlicher Weise gelangte er zu einer solchen.

Die Liebfrauenkirche in München bietet manches kunst- und kulturhistorisch Interessante. Bei ihrer Betrachtung fielen Senefelder eine Anzahl Grabsteine theils in, theils bei dem Gotteshause auf, an denen seine scharfe Beobachtungsgabe eine ungewöhnliche Herstellungsweise für die Inschriften erkannte. Die Steine waren von sogenanntem „Kellheimer Marmor", einer vorzüglich harten Sandsteinart, und die erhöht darauf befindlichen Buch-

staben konnte unmöglich ein Meißel geschaffen haben, sie mußten vielmehr, wie er sich bald überzeugte, durch Aetzung der Zwischenräume zwischen den Schriftzügen entstanden sein. Es war also klar, daß man die Buchstaben mit einer fetten, durch Säure nicht angreifbaren Masse vorgezeichnet und dann die Aetzung an dem Stein vorgenommen hatte. Diese Entdeckung wurde ihm Hinweis auf den Weg, den er einzuschlagen hatte.

Eigenthümlich ist es, daß fast in derselben Zeit von einem anderen Manne die gleiche Beobachtung gemacht wurde; der spätere Dechant Simon Schmidt in Miesbach kam ebenfalls auf die Idee, die Steinätzung zu vervollkommnen, aber er gab die Sache wegen der großen Schwierigkeiten, welche sich ihm in den Weg stellten, wieder auf. Man könnte nun glauben, daß Senefelder die erste Anregung von dem Gelehrten erhalten hätte. Dem ist aber nicht so, denn beide haben miteinander nie im persönlichen Verkehr gestanden, obgleich sie mittelbar durch einen Dritten in Beziehung zu einander traten. Dieser Dritte war der Hofmusikus Gleißner in München, mit dem Senefelder jedoch erst in nähere Berührung kam, als er mit seiner Erfindung schon hervorgetreten war. Der Dechant Schmidt schrieb in einem Privatschreiben vom Jahre 1810 selbst über diese Angelegenheit: „Du forderst mich im Namen S. K. H. des Kronprinzen auf, Dein Schreiben genüglich zu beantworten, und ich gehorche. Schon zur Zeit, als ich die Stelle eines Reallehrers in München antrat, fielen mir mehrere in der Nähe des Schulhauses zu U. L. F. — (Unsrer Lieben Frauen) — sich befindliche Leichensteine auf, die, mit aqua fort geätzt, sich besonders auszeichneten. Nach einiger Zeit fiel mir ein altes, zu Nürnberg aufgelegtes Kunstbuch (wenn ich nicht irre, unter dem Namen Kunst- und Werkschule) in die Hände, welches eine Anleitung enthält, feinere Zeichnungen auf Stein aufzutragen und zu ätzen. Da ich mich genau an die Vorschrift hielt, machte ich glückliche Versuche. So kamen mehrere Hefte zum Vorschein, eines von dem menschlichen Körper, eines von Giftpflanzen u. a. m. Noch verdient bemerkt zu werden, daß ich mit Herrn Senefelder keinen Umgang pflege, ihn von Person nicht einmal kenne, obgleich ein Bekannter desselben, Herr Hofmusikus Gleißner, sich einige Male bei mir einfand und über dieses und jenes sich besprach. Das ist Alles, was ich nach Treu und Wahrheit schreiben kann."

Da Senefelder sich stets ähnlich ausgesprochen und sich nicht annehmen läßt, daß beide Männer Gründe zur Verheimlichung eines Zusammenhanges mit einander gehabt hätten, so tritt hier der Fall ein, daß es, wie Göthe sagt, „wohl eben die Bewandtniß haben mag, wie mit andern bedeutenden Erfindungen: nämlich, sie waren durch begünstigende Umstände so nahe gebracht und herangereift, daß mehrere Personen ungefähr zu gleicher Zeit Aehnliches bezweckende Versuche anstellten und also dieselbe Sache mehr als einmal erfunden wurde."

Jedenfalls gebührt Senefelder das Verdienst, die verlorengegangene Kunst wieder erweckt und zur Ausübung gebracht zu haben, und dies ohne einer älteren Anleitung folgen zu können, denn bei seiner Mittellosigkeit standen ihm schwerlich die Schriften vergangener Jahrhunderte zu Gebote.

Der junge Mann grübelte, als er die erste Idee erfaßt hatte, fortdauernd über deren Ausführung nach. Eines Tages war ihm aufgetragen worden, im Theater Contremarken abzustempeln. Er saß bei dieser Arbeit am offenen Fenster, als zufällig die Thür des Zimmers geöffnet wurde und der dadurch entstehende Zugwind ihm die Zettel durcheinanderwarf. Um die gleiche Störung zum zweiten Mal unmöglich zu machen, legte er auf die wieder gesammelten Papierstreifen einen gerade in der Nähe befindlichen Rasirschleifstein, und als er diesen wieder abhob, fand er darauf die frische Schwärze eines Stempels abgeklatscht. Dies gab ihm den Gedanken, sich eine Zeichenfarbe von ähnlicher Art wie Druckerschwärze anzufertigen. Er bereitete sich eine Dinte von Wachs, Talg und Terpentinöl und machte hiermit die ersten Versuche auf Papier, wobei sich zeigte, daß er richtig überlegt hatte, denn darüber gegossenes Scheidewasser ließ die mit der Farbe bestrichenen Stellen unversehrt.

Vor Senefelders Geist stand jetzt das einzuschlagende Verfahren klar da, aber es fehlte ihm geradezu Alles, um dasselbe zur Ausführung zu bringen. Er besaß absolut Nichts, nicht einmal so viel Kredit, um die nothwendigsten Materialien, Steine ꝛc. anschaffen zu können. In dieser Verlegenheit beschloß er, als Stellvertreter eines Andern Soldat zu werden, wodurch er das für seine Lage große Kapital von zweihundert Gulden gewonnen hätte. Aber weil er in Oesterreich geboren war, fand er in der bayrischen Armee keine Aufnahme.

Enttäuscht in seiner letzten Hoffnung und niedergebeugt durch die Noth, ergriff ihn die vollste Verzweiflung. Er suchte sich, wie er später selbst erzählt hat, eine abgelegene Stelle an der Isar und wollte sich ertränken. Die Morgensonne schien dabei mit ihren belebenden Strahlen über die Landschaft und gab der ganzen Umgebung einen goldigen fröhlichen Anstrich, er aber setzte sich traurig am Ufer nieder und schaute in die vorübereilenden Wellen, die sein Grab werden sollten. Da fiel sein Blick auf einen grauen unscheinbaren Stein, wie man so viele findet, doch dieser erregte seine Aufmerksamkeit, es befand sich darauf ein Pflanzenabdruck, eine kunstvolle Zeichnung, welche die Natur selbst geschaffen.

Der Stein erinnerte ihn an seine Erfindung, die aufgehende Sonne rief ihm zu, daß der Jugend die ganze weite Welt offen steht, und — er kehrte mit neuer Hoffnung nach München zurück.

Aber die Noth verließ ihn sobald nicht; er hatte nur eine Lehre erhalten, nämlich die, daß der Mensch niemals das Selbstvertrauen verlieren darf. Und so fing er trotz aller Trübsal rüstig an, auf einem andern Wege als bisher seinem Ziele zuzusteuern.

Senefelder wurde jetzt zunächst Arbeiter in einer Münchener Druckerei. Hier verdiente er zwar nur wenig, aber er erwarb durch beharrliche Sparsamkeit und indem er seine Ausgaben auf die allernothwendigsten Bedürfnisse beschränkte, doch die Mittel, sich das für seine beabsichtigte Unternehmung wenigstens zu den ersten Versuchen nothwendige Material anzuschaffen. Er begann nun mit seiner Fettdinte auf Kellheimer Marmor zu schreiben und ätzte die Schrift dann mit Scheidewasser.

Seine Ansicht war dabei gewesen, er werde eine Platte erhalten, ähnlich dem geschnittenen Holzstock der Xylographen. Doch hierin hatte er sich getäuscht: die glatte Steinfläche blieb überall gleich eben — wenigstens für das bloße Auge — und die Buchstaben verschwanden, aber es zeigte sich, daß die von der Dinte freigebliebenen Stellen Wasser einsogen und daß Schrift und Zeichnung allein Druckerschwärze annahmen. Dieser glückliche Erfolg war für Sennefelder selbst unerwartet und spornte ihn zu neuen Versuchen an, welche bald so gelungene Resultate ergaben, daß er damit in die Oeffentlichkeit treten zu können glaubte. Er that dies zuerst 1795 und 1796. Das Jahr 1796 gibt er selbst als das der eigentlichen Erfindung an; auf einem dem Direktor Schlichtegroll, dessen weiterhin noch Erwähnung geschieht, gewidmeten Blatte steht von seiner Hand geschrieben: „Der Steindruck, erfunden in München von Al. Senefelder 1796, durch ihn zur chemischen Druckerei erhoben 1798."

Nachdem also die ersten Versuche gelungen waren, warf sich der Erfinder mit einem rastlosen Eifer auf seine neue Kunst. Natürlich machte sich der an sich excentrische Mann chimärische Hoffnungen, die niemals in

Zigeuner in Ungarn.

Erfüllung gehen konnten; so prophezeite er, man werde die Buchdruckerkunst ganz aufgeben und der Kupferstich habe durch ihn den Todesstoß erhalten. Erklärlich war dies wohl, da die ersten unter das Publikum gebrachten Blätter — hauptsächlich Notendrucke — ungeheures Aufsehen erregten und da die in den nächsten Jahren ausgegebenen Zeichnungen, welche Pflanzen darstellten, an's Märchenhafte grenzenden Anklang fanden.

Obgleich Senefelder sein Verfahren geheim hielt, versuchte doch alle Welt dasselbe nachzuahmen, Leute, die sonst den bildenden Künsten vollständig fern standen, begannen mit einem Male eifrig auf dem Stein zu zeichnen. So faßte unter Anderen Karl Maria von Weber den Entschluß, Lithographie zu treiben und in's Große gehende Versuche anzustellen.

Hätte Senefelder ruhig, bedächtig weiter gearbeitet, so würde er wahrscheinlich Ehre und Reichthum in vollem Maße erworben haben, aber leider war er nicht der Mann hiezu. In sich überstürzender Eile wollte er schnell jede mögliche Art erfassen, die Erfindung zu verwerthen; er sann stets auf Neues, ohne das Alte zur Vollendung durchgearbeitet zu haben. In Folge dessen blieben seine

eigenen Leistungen überall nur mittelmäßig, während seine Nachfolger und Nachahmer bedeutende Erfolge hatten.

Senefelder besaß in seiner ganzen Thätigkeit, trotz großen Fleißes, eine Unruhe, die ihn nicht lange bei demselben Gegenstande verweilen ließ; in gleicher Weise war für ihn im Allgemeinen ein gewisses unstätes Wesen characteristisch, welches die Ursache wurde, daß er gern bei geringen Widerwärtigkeiten seinen Aufenhaltsort wechselte, wie die weitere Geschichte der Lithographie zeigt.

Das Geld zur Veröffentlichung des ersten Notendruckwerkes hatte der bereits genannte Hofmusikus Gleißner hergegeben. 1796 erschien dasselbe, zwölf Lieder mit Clavierbegleitung enthaltend. Die Auflage war nur einhundertzwanzig Exemplare stark, brachte aber doch einen Reingewinn von siebenzig Guldn. Einen Abdruck übersandte Senefelder dem Kurfürsten, der als Gegengeschenk dem Künstler hundert Gulden schickte, während gleichzeitig die Münchener Akademie für die Erfindung zwölf Gulden als Prämie aussetzte. Der Erfinder war hierdurch zu Mitteln gelangt, wie er sie Zeit seines Lebens noch nicht besessen hatte. Mit froher Hoffnung arbeitete er weiter und verdiente bald darauf mit Gleißner'schen Duetten für zwei Flöten abermals vierzig Gulden. Jetzt trat indessen ein Umschlag ein, das Glück schien sich abzuwenden. Die Ursache hiervon war leicht zu erkennen, sie lag in der Unvollkommenheit der Pressen. Ein reicher Kunsthändler legte sich in's Mittel und ließ eine große sauber gearbeitete Presse anfertigen, aber leider wurde hiermit ebensowenig Vortheilhaftes erreicht; die Herstellungskosten der Drucke waren, hauptsächlich durch Ungeschicklichkeit der Arbeiter, so bedeutend, daß der Unternehmer die ganze Sache wieder fallen ließ.

Dieses Mißgeschick trug wesentlich dazu bei, daß der anfänglich ungeheure Erfolg, den die Erfindung gehabt hatte, einer Gleichgültigkeit des Publikums und sogar einer nicht gerechtfertigten Vernachlässigung wich. Senefelder ließ sich dadurch nicht abschrecken, er zog vielmehr seine Brüder mit in das Geheimniß und bewarb sich um ein Privilegium für seine Kunst, welches er im Jahre 1799 auch wirklich erhielt. Er trat nun mit dem Musikalien-Verleger André zu Offenbach in Verbindung, und da dieser versprach, größeres Kapital zur Verfügung zu stellen, so zogen Senefelder und Gleißner in die zuletzt genannte Stadt. Hier wurde eine größere Druckerei angelegt und unter Gleißners Leitung gestellt, während Senefelder auf Kosten der Vereinigung nach London reiste, wo er mit vielen Schwierigkeiten nach sieben Monaten ebenfalls ein Privileg erwarb. Die Gemeinschaft mit André war indessen nicht von langer Dauer, bald erhoben sich Streitigkeiten, die dem Erfinder das ganze Verhältniß so verleideten, daß er auf sein Recht in dem Privileg in England verzichtete und nach Wien ging. André hat später selbst seinen Wohnsitz in London genommen und dort die Lithographie betrieben.

In der österreichischen Hauptstadt trat Senefelder mit dem Kaiserlichen Hofagenten von Hartl in Verbindung. Letzterer verschaffte ein Privileg auf zehn Jahre, welches lediglich auf des Erfinders Namen ertheilt wurde und daher die Brüder desselben, die sich in seiner Begleitung befanden, zur Rückkehr nach München veranlaßte; dort wollten sie das bairische Privileg ausnutzen und von dem etwaigen Gewinne einen Theil an Alois überlassen. Hartl hatte seine Bemühungen ebenfalls nicht ohne Entschädigung, wenigstens nicht ohne Versprechungen, begonnen; da aber Senefelder keine Mittel besaß, diese zu erfüllen, so schloß er mit dem Hofagenten einen Contract, nach welchem der Letztere das Anlagekapital zu einer Druckerei beschaffen und dagegen die Hälfte des Ertrages erhalten sollte. Bald zeigte sich jedoch, daß in Wien keine Aussicht war, das Geschäft in befriedigenden Zustand zu bringen, und arm, wie er gekommen, wanderte deßhalb der Künstler wieder nach München zurück, wo seine Brüder inzwischen einen gewissen Wohlstand erworben hatten.

Das Verhältniß zu den Brüdern war aber nicht mehr das frühere geblieben. Diese hatten vielmehr vergessen, was sie jenem zu danken hatten, und erfüllten nicht allein das in Wien gegebene Versprechen nicht, sondern suchten die Erfindung auch jeder allein und zu der Uebrigen Schaden auszubeuten. So gab unter Anderem der Eine von ihnen, Karl, ohne Vorwissen der Uebrigen ein „Lehrbuch der Lithographie" in Regensburg heraus. Deßwegen schloß Alois Senefelder mit Gleißner und dem Kattundruckereibesitzer Faber in St. Pölten einen Vertrag zur Verwerthung des Steindruckes für die Fabrikation gemusterter Kattune. Dies Unternehmen hatte einen glücklichen Erfolg, wurde aber auch bald wieder aufgegeben, weil der Freiherr von Aretin in München im Jahre 1806 ein vortheilhaftes Anerbieten machte und dadurch Senefelder und Gleißner zur vollständigen Niederlassung in der bairischen Hauptstadt veranlaßte. Mit den Empfehlungen und Geldern des Freiherrn konnte eine neugegründete Anstalt in Gang gebracht und mit Erfolg betrieben werden; Regierungsarbeiten wurden jetzt nur dem Erfinder übertragen und einzelne tüchtige künstlerische Leistungen, besonders die Nachbildung von Albrecht Dürer's Gebetbuch, schafften demselben wohlverdiente Anerkennung. Die Folge hiervon war, daß 1809 die Inspektion der neuangelegten königlich bairischen lithgraphischen Anstalt für Landkarten an Senefelder und Gleißner mit Bewilligung eines lebenslänglichen Jahrgehalts übertragen wurde.

Seit den zuerst veröffentlichten Versuchen Senefelders war das Verfahren bei der Lithographie eigentlich schon lange kein ausschließliches Geheimniß des Erfinders mehr, aber dennoch wurde die Kunst wenig geübt, denn nach dem ersten Anlauf war der Eifer dafür, wie schon gesagt, erkaltet, und man versprach sich nur noch wenig von der Sache. Dies änderte sich bald nach der Einrichtung der Anstalt des Freiherrn v. Aretin, und ganz besonders, als diese einen Mitarbeiter erhielt, der die künstlerischen Leistungen über das Niveau des Alltäglichen erhob. Senefelder hatte in der drückenden Lage, in der er sich seit Jahren befunden, manche schwer zu rechtfertigende Mittel angewandt, um auf sich aufmerksam zu machen. Er erzählte abenteuerliche Wundergeschichten über die Art, wie er zu seiner Erfindung gekommen, aber er erreichte nicht den gewünschten Erfolg damit, sondern wurde deßhalb von Vielen für einen Charlatan gehalten, schadete sich also. Anders war dies mit dem neuen Mitarbeiter, dem Maler Joseph Mitterer, der eigentlich eine Feiertagsschule für Handwerker in München

hielt. Dieser Mann, in seinem Wesen ruhig, still und ausdauernd, besaß gerade die Eigenschaften, die Alois Senefelder abgingen. Als Mitterers Arbeiten bekannter wurden, gewann derselbe so hohe Achtung, daß es seinem Einflusse zu danken war, als der König von Baiern 1808 das Geheimniß von dem Erfinder für den Staat ankaufte und diesen, wie erwähnt, im Jahre darauf in der Staatsanstalt anstellte.

Mitterer erhob die Lithographie wirklich zur Kunst. Nachdem er aufgetreten war, begannen auch andere bedeutende Talente, sich damit zu beschäftigen; so vorzugsweise Johann Nepomuk Strixner, Domenico Quaglio, Ferdinand Piloty, Andreas Borum, Friedrich Hohe, Franz Hanfstengl und viele Andere. Ebenso erhielt die Steindruckerei in einflußreichen Männern manchen wesentlichen Förderer, von denen besonders, außer dem Freiherrn v. Aretin die Directoren v. Schlichtegroll und J. v. Mannlich erwähnt werden müssen.

Betrachten wir die Lithographie in ihrem heutigen Zustande, so finden wir, daß dieselbe nach siebenzigjährigem Bestehen eine ungeheure Verbreitung gefunden hat und nicht allein zur Herstellung werthvoller Kunstwerke, sondern auch massenhaft in der Industrie verwandt wird. Beschauen wir aber die verschiedenen Arten, wie die Steindrücke erzeugt werden, dann finden wir, daß sie alle durch Senefelder erdacht worden. Er konnte in seinem Alter mit Recht sagen, er habe noch kein neues Verfahren gesehen, welches er nicht ursprünglich angegeben habe. Wie unerschöpflich er in dem Auffinden neuer Methoden war, zeigt schon sein 1818 herausgegebenes, mit einem Vorworte von Schlichtegroll eingeleitetes „Lehrbuch der Steindruckerei". Selbst der Farbendruck, der neuerdings so bedeutenden Anklang findet, ist von ihm bereits im Jahre 1826 angewandt worden.

Aber, wie mehrfach erwähnt, das ewig fortgesetzte Grübeln, das immerwährende Haschen nach Neuem ließ Senefelder in keiner Weise Hervorragendes schaffen; seine Arbeiten waren durchgehend mittelmäßig, sie wurden durch die Anderer bedeutend übertroffen. Und darin liegt jedenfalls der Grund dafür, daß er selbst die Früchte seiner Thätigkeit wenig genoß und bis zu seinem Lebensende niemals in wirklich behagliche Verhältnisse kommen konnte. Er war arm und blieb unbemittelt bis zu seinem Tode, denn die Staatsanstellung, die er inne hatte, warf kein hohes Gehalt ab.

Senefelder starb am 27. Februar 1834 in München als Inspektor der Königlichen Steuercataster-Commission.

Wilhelm Angerstein.

Eine Bibergeschichte.

Ein Ansiedler in den kanadischen Wäldern braucht ein starkes Haus und ein muthiges Herz. Wir hatten vor fünf Jahren Deutschland verlassen und uns dort niedergelassen und besaßen eine „Farm", vollkommen für zwei Familien ausreichend. Mein ältester Bruder hatte das Weib seines Herzens geheirathet und war Vater zweier Jungen. Wir hatten dreißig Morgen Ackerfeld, Wiesen, Obst- und Küchengarten. Diese siegreiche Ueberwindung des Waldes machte meine zwei jüngeren Brüder sehr unruhig; sie wollten sich auch eine Welt erobern, und ich erinnere mich noch, wie Walter, der ältere, jetzt achtzehn, zu meinem Vater sagte:

„Gebt Hans und mir zehn Schilling, um uns Aexte zu kaufen, und wir wollen nie 'was Weiteres verlangen, wollen Euch vielmehr den Empfang unserer Erbschaft als voll quittiren."

„Das dürft ihr auch, wenn ihr gesund seid und euch noch eine Weile eure Kost im Hause abholt," bemerkte meine Mutter.

Das Resultat war, daß beide Knaben aufbrachen, jeder mit Axt und Schnappsack versehen, und sich zehn Meilen von unserer Heimath den dichten Urwald an einer Stelle lichteten, wo ein liebliches Thal mit schönem Wasserfalle sie fesselte. Jetzt steht dort ein schönes, wohlhabendes Dorf, — Waldbäume, Biber und geschwärzte Baumstumpen sind längst verschwunden.

Am Mühlbache, da wo die Mühlen meiner siegreichen Brüder stehen, war Jakobs Biber in einer Schachtelfalle eingefangen worden. 's war noch ein ganz junges Thierchen, sonst hätte es sich gewiß nicht auf die bloße Lockung eines Süßapfels in das kleine Stübchen geschlichen, das hernach sein Gefängniß wurde. Die Biberkolonie war da, wo jetzt die Mühlen stehen, von meinen Brüdern ausgerottet worden; es war das ein grausamer, aber sehr einträglicher Handel, denn Biberfelle standen damals gar hoch im Preise. Nicht einer war am Leben geblieben außer Meister Braun, welchen Jakob wegen seiner großen Vorliebe für vierfüßige Spielkameraden zum Geschenk erhielt. Ich ging hinüber, um die Biberhütten zu sehen, erbaut aus weißen und jungen Baumruthen, die sie mit ihren meißelartigen Vorderzähnen abbeißen und kunstgerecht in's Wasser legen. Der Damm, wie von Menschenhänden errichtet, die warmen trockenen Stübchen in ihren Hütten, so sauber ausgelegt, die Schätze an Rinde und Zwiebelwurzeln, die sie sich zum Winterfutter angehäuft — das Alles war mir ein wunderbarer Anblick. Meine Brüder hatten sie einige Tage vor dem Zerstörungswerk an ihrer Arbeit beobachtet, wie sie die Weiden abjägten, um den Schaden auszubessern, den man absichtlich ihrem Damme zugefügt hatte. Sie hatten die Weiden nach der beschädigten Stelle hingeschwemmt, hatten dann Stück für Stück mit dem Vorderbeine herausgehoben, wie der Mensch eine Last auf seinen Arm nimmt, und hatten sie dann so ziemlich wie die Affen es machen an Ort und Stelle angebracht. Viele erzählen, der Biber trage Lasten mit seinem Schwanz und gebrauche diesen wie eine Maurerkelle; meine Brüder hatten keine Gelegenheit gehabt, diese Thatsache zu bestätigen, weil sie zu kurze Zeit zum Beobachten hatten.

Meister Braun wurde allmälig ein dicker, merkwürdig zahmer Biber. Er war das lustigste, anhänglichste Thierchen von der Welt; neben Rinde und Wurzeln bestand

seine Lieblingsspeise in Milch und Brod, und nichts hatte er lieber, als wenn man die Milch etwas zuckerte.

Einer unserer Nachbarn war besonders pünktlich im Auffinden verlaufener Pferde. Als man ihn um das Geheimniß seiner Spürnase fragte, erzählte er: „Ich denke mir immer, ich sei ein Pferd, und frage mich dann, was ich als solches brauchte und wo ich dies bekommen könnte.“ Wenn ich mir denken könnte, ich wäre ein Biber, dann könnte ich am ehesten helfen, einige von Meister Brauns eigenthümlichen Geschichten zu erklären. Er liebte meinen Bruder so zärtlich, daß Lieschen, dessen Frau, fast eifersüchtig auf ihn wurde. Es war rein unmöglich für Jakob, sich von ihm zu trennen oder sich vor ihm zu verstecken. Eines Tags verreiste Jakob nach Plattsburg und Whitehall am Champlainsee. Der See ist nahezu hundert Meilen lang, auf beiden Seiten mit vielen Landungsplätzen für Dampfboote; in der Breite mißt er nicht über sechs Meilen. Der Biber wurde zu Hause gelassen; als aber mein Bruder im St. Albans-Hôtel sein Zimmer aufsuchte — wer kam ihm entgegen? Meister Braun, der ihn ohne eine Spur von Ermüdung mit den ausgelassensten Freudebezeugungeu bewillkommte. Jakob belohnte ihm für seine Aufmerksamkeit durch eine Milchsuppe; das Thier verspeiste die eine Hälfte und legte sich dann auf seines Herrn Felleisen und von da an seines Gebieters Füße, als mein Bruder zu Bette ging. Am andern Morgen war er fort; ebenso der Rest der Milchsuppe. Jakob dachte: „Braun ist heimgekehrt“ und übernachtete dießmal in Plattsburg auf der andern Seite des Sees. Als er sein Nachtessen im gewöhnlichen Wirthslokale eingenommen und sich auf sein Zimmer zurückzog, lag Meister Braun abermals auf seinem Felleisen. Abermals freudiges Wiedersehen und ein hastiges Mahl von Milchsuppe und Süßäpfeln, wobei aber nichts für das Frühstück übrig blieb. Dennoch verschwand Braun früh am andern Morgen und kam erst wieder zum Vorschein, als mein Bruder Whitehall erreichte. Hiebei ist zu bemerken, daß der Biber die ganze Strecke, die er von Haus aus durchreiste, zu Wasser zurückgelegt haben muß; etliche Bäche und Flüßchen trugen ihn bis St. Albans und von dort an hatte er den See. Der Biber ist ein schlechter Fußgänger und wandert lieber bei Nacht als bei Tag, wie denn in den Biberkolonien die meiste Arbeit bei Nacht geschieht; dießmal aber folgte Braun seinem Herrn bei Tag, und zwar eben so rasch wie das Dampfboot; das kleine Thier ist nämlich ein ausgezeichneter Schwimmer, wobei es seinen Schwanz als Ruder gebraucht. Wie das herzige Geschöpf merken konnte, wo Jakob jedesmal landete, das weiß ich nicht; genug daß Braunchen jedesmal da war, um dem Gebieter sein eifriges Kompliment zu machen.

Meine Schwägerin Lieschen hatte gehofft, Jakob werde durch seine Heirath von seiner Passion für vierfüßige Lieblinge geheilt werden; der hatte auch seine Buben und Mädchen von Herzen lieb, daneben aber auch seinen Biber. Eines Tags kam sie mit ärgerlicher Miene und beschwerte sich bei Jakob. „Aber, Männchen,“ sagte sie, „der Braun ist eine wahre Landplage. Im Wohnzimmer hat er einen Damm aufgebaut aus Ofenklammern, Kamingittern und meinem Musikstuhl. Dahinter hat er aus beiden Ottomanen ein Haus mit zwei Zimmern gefertigt und die Stuben mit den Blättern eines Musikheftes austapeziert. Dann hat er meine gedörrten Süßäpfel gestohlen und sie als Winterprovision aufgehoben. Jetzt mag er sie behalten, denn wer wird sie noch essen wollen, nachdem er mit ihnen gewirthschaftet hat! In der That, lieber Jakob, Braun ist eine Plage.“

„Wir Alle sind zuweilen eine Plage, Biber, Knaben, erwachsene Männer und Frauen,“ bemerkte Jakob.

„Von dir und Braunchen laß ich's gelten, nicht aber für mich und die Kleinen,“ lachte das Frauchen.

„Sieh' ihm nur zu!“ rief mein Bruder, während Braun mit den Klauen seines Hinterfußes sich so sorgsam die Haare kämmte, wie nur eine Katze oder selbst eine Dame es thun konnte. Wir betrachteten ihn alle und vergaben ihm gern seine Sünden um seiner Reinlichkeit, seines Scharfsinns und seiner Anhänglichkeit willen. Alle Welt vergibt ja den Lieblingen, wenn sie sich hinreichend nützlich und ergötzlich zu machen wissen.

Braunchen nahm übrigens ein tragisches Ende und nie wurde ein Ansiedler in Kanada aufrichtiger betrauert; bis auf den heutigen Tag kann ich nur mit Wehmuth an ihn denken. Ein Jäger, der mit meinem Bruder in die Hinterwälder zog, nahm ihn fälschlich für einen wilden Biber und so ward er erschossen. Jakob zog ihm das Fell ab und ließ es ausstopfen, und bis heute bildet es eine Zimmerzierde in meines Bruders kanadischem Hause.

Abnahme der Gletscher in der Schweiz.

Die Abnahme der Gletscher in der Schweiz in den letzten Jahren zeigt sich besonders deutlich am Grindelwald-Gletscher. Der Zwischenraum zwischen dem frischen, von jeder Vegetation entblößten Gletscherschutt und dem Gletscherfuß betrug vom Juni bis Ende September 1867 65 starke Schritte. Bis zum Anfang der Wiesen, wo 1854 der damals noch vorschreitende Gletscher angekommen war, zählte man 480 Schritte, um die das Eis in den letzten 14 Jahren abgeschmolzen war. Aehnliche Erscheinungen bieten der Rosenlaui-Gletscher und die Gletscher der Montblanc-Kette. Während ein Herr Payot in Chamoneix das Vorschreiten des Gletschers der Bossons um 31 Meter im Juni 1851 konstatirte, bestätigt er, daß seit 1854 ein Rückwärtsgehen der Gletscher eingetreten sei, welches 332 Meter in der Horizontale und eine Höhenabnahme um 80 Meter betrug. Ein anderer Gletscher zeigt eine Abnahme von 181 Meter, ein dritter sogar 520 Meter im Laufe von 12 Jahren.

Univ. Bibl. München

Teinach im Schwarzwalde.

1859.

41

Bad Teinach

im württembergischen Schwarzwald.

(Taf. 41.)

Von der weitberühmten Industriestadt Pforzheim gelangt man im Nagoldthal aufwärts, an den malerischen Ruinen des Klosters Hirschau vorbei, durch das gewerbsame Calw, in ein waldumgebenes Gebiet, wo sich das krystallhelle Wasser der Teinach mit den Fluthen der Nagold vereinigt, und wo in Kurzem das Geräusch eines Bahnhofs die ragenden Fichten aus ihren uralten Träumen aufwecken wird. Den Lauf des muntern Forellenbachs aufwärts zu verfolgen, ladet eine mühelose Straße, ein grüßendes Rauschen der Wasser und Bäume, laden würzige Lüfte, saftige Wiesen und die reizenden Windungen des Teinacher Thales selbst, das mit nichts weiter als Wald, Fels und Bach immer wechselnde Scenen darbietet.

Nur wenige Schritte jenen röthlichen Felswänden entgegen und wir sind in einem der lieblichsten Winkel des Schwarzwalds verborgen und geborgen. Wie bald vergißt sich das Drängen, Schieben, Stoßen der geschäftigen Welt, wenn man diese Welt und Alles, was an sie erinnert, hinter sich hat, und wie leicht vergißt es sich, wenn man um und um die heilsamen Hauche einer unberührten Natur empfindet. Die Ebbe und Fluth des Marktes, das Gezänke der Meinungen und Parteien, die Mühen des Amtes, die Verdrießlichkeiten des Haushalts, die noch als lastende Wolken mit uns gezogen, sind schon zertheilt und seitab zerflossen. Das glänzende Pfauenauge, das am besonnten Buschwerk hinflattert, der goldstrahlende Ginster, der hochschwebende Falke, der dort oben im Aetherblau seine Kreise zieht, sie wissen nichts vom Norden und Süden, von Hausse und Baisse, von Objektiv und Subjektiv, und nun wir ihre Grenzen betreten, wollen auch wir nichts mehr davon wissen, sondern es ihnen gleichthun an wonnigem Ein- und Ausathmen, an unverfälschtem Lebensgefühl. Und um uns vor einem Rückfall zu bewahren, wird es nicht an gleichgesinnten Genossen fehlen. Sie zeigen sich auch schon, wie sie dort aus dem nahen Dorfe kommen, einzeln und in Gruppen, zu Fuß und zu Esel, um lachend, plaudernd, singend den Berghang hinaufzuziehen. Also sind wir in Teinach.

Wir suchten ein stilles, behagliches Asyl, aus welchem widriger Modeprunk und verzerrende Leidenschaften verbannt wären, und ein erster Blick auf die Badegebäude und ihre Umgebung, noch mehr die Begrüßung der uns empfangenden Wirthe, die Zufriedenheit in den Mienen der Gäste haben uns alsbald überzeugt, daß wir an die rechte Stelle gekommen. Wie in einem erweiterten Familienkreise sind wir aufgenommen, gebettet, gespeist und getränkt, und gleich der erste Abend geselligen Zusammenseins läßt uns völlig vergessen, daß wir für unser Geld am fremden Orte sind. Das nächste Erwachen, wo unsre Morgenträume an den Klängen der Frühmusik hinaufklettern, findet uns nicht blos eingereiht und numerirt — trauriges Fremdenloos! — sondern schon eingelebt und eingebürgert — liebliches Gastgefühl! — und mit allem Seelenfrieden können wir die erste Pflicht der Vernünftigkeit erfüllen, uns in unsrer neuen Wohnstätte zu orientiren, nachdem wir, die Verkehrsanstalt des Bades benützend, dem gestrigen Telegramm ein weniger lakonisches Briefchen an unsre Lieben in der Heimath nachgesandt. —

Eine Ueberschau der Karte zeigt uns den Schwarzwald in seiner größten ostwestlichen Erstreckung vom Thale der Kinzig durchschnitten, die seinen Hauptrücken durchbricht und die ganze Gebirgsmasse in einen südlichen höhern und einen nördlichen niedrigern Theil auseinanderlegt. Der nördlichste Theil dieses nördlichen mit vorherrschendem Buntsandstein fällt fast ganz auf württembergischen Boden und enthält die Bäder Wildbad, Liebenzell, Teinach, die nur einige Stunden von einander entfernt liegen.

Die reichlichen Sauerwasserquellen im Teinachthal bewährten ihre Heilkraft, wenn auch blos zu Gunsten der Umwohner, schon vor einem halben Jahrtausend und wurden im Verlaufe der neueren Zeit von den württembergischen Regenten mit immer umfassenderen Einrichtungen zum Kurgebrauch ausgestattet, weßhalb auch der jetzige Besitzer des Teinacher Bades, in dessen Hände das frühere Staatseigenthum seit 1864 übergegangen ist, das Bad als „königliches“ zu bezeichnen fortfährt. Er selbst hat in der kurzen Epoche seines Betriebs die Herstellungen zum Nutzen und Vergnügen der Besucher so umsichtig erweitert, daß Teinachs Ruf schon über die Grenzen unsres deutschen Vaterlandes hinausgedrungen ist und ein Echo in diesen Blättern verdient.

Den unschätzbaren Mineralquellen, dem Balsam der Atmosphäre, hat hier die Natur als drittes Geschenk das köstliche Trinkwasser hinzugefügt, das in einer musterhaften Wasserheilanstalt seine medizinische Verwerthung findet. Und wenn viele Bäder bei Ankündigung ihrer Kurmittel keine wichtige Krankheitsform zu übergehen pflegen, für die nicht in ihrem Segensbezirk ein Gegengift wüchse, so läßt sich bemerken, daß in der Beschreibung des Bades Teinach von Dr. Wurm fast zu bescheidene Farben angewendet sind. Dieses Schriftchen*) gibt

*) Das königliche Bad Teinach im württembergischen Schwarzwalde. Beschreibung der Landschaft, Mineralquellen und Wasserheilanstalt, mit Krankengeschichten und Kurregeln, von Dr. W. Wurm, früherem Badarzte daselbst. 2. Aufl. Mit 4 Holzschnitten. Stuttgart, Verlag von C. Hoffmann. Gratis für Sachverständige und Besucher des Bades.

jedem Wißbegierigen an die Hand, was in topographischer, historischer, statistischer, sanitärischer Hinsicht hervorzuheben ist, und aus einer angehängten Preisliste mag sich auch der ärmere Erdenbürger überzeugen, daß ihm diese Genesungsstätte trotz ihrer zeitgemäßen Umgestaltung zugänglich bleibt. Uns war es vergönnt, schon im Monat Mai nach Teinach zu kommen, in der Zeit

Da der Himmel gütig lachet,
Da die Erd' ihr Brautkleid machet,
Da sich Feld und Wiese malen,
Da der Bäume Häupter strahlen,
Da die Brunnen Silber gießen,
Da mit Funkeln Bäche fließen,
Da die Vögel Lieder singen,
Und die Fische Sprünge springen —

wie der sinnige Logau gesungen; und es ist keine Frage, daß dieses Schwarzwaldgebiet in dieser Jahreszeit ganz besondere Reize der Farben, Düfte, Klänge entfaltet und einen Erfrischungsuchenden so von Grund aus belebt, daß er sich nach wenigen Tagen Aufenthalts wie neugeboren fühlt. Und da es gleichfalls keine Frage ist, daß, was wir selbst empfunden und genossen, erst seine Weihe empfängt, wenn wir es auch von Andern empfunden und genossen wissen, so versäumen wir nicht, mit diesen Zeilen dazu aufzumuntern.

Das Aquarium in Berlin.

Von **Felix Balden.**

Die Natur ist des Menschen eigentliche Heimath,
In der fremd zu sein, Jedermann Schaden und
Schande bringt.

Roßmäßler.

Wie ein Traum aus der Kindheit Tagen, wie ein zu Fleisch und Bein gewordenes „Mährchen der Tausend und einen Nacht" würde es uns erscheinen, wenn wir plötzlich unsere Augen öffneten inmitten des Naturtempels, welcher vor Kurzem in Berlin erbaut worden.

Doch wir gehen lieber mit offenen Augen, mit klarem, prüfendem Blicke hinein, um die Eindrücke des „Wunderbaren" in der Weise zu empfangen, daß wir dasselbe als etwas recht Natürliches erkennen und ermessen, und damit erst befriedigend genießen können. Unsere Gegenwart, begünstigt von den staunenswerthen Fortschritten und Errungenschaften der Naturwissenschaften und aller ihrer Töchter, steht groß und hehr da in den Schöpfungen solcher Anstalten, welche uns das Natur- und Menschenleben nach allen Seiten hin vor's Auge führen. Sie bringt die Erzeugnisse der fernsten Weltgegenden herbei, sie veranschaulicht uns in ungeheuern und doch ganz naturgemäßen Vergrößerungen die Dinge der allerkleinsten Welt, jener fast fabelhaften Pilzvegetationen u. dgl., sie führt zusammen und verkörpert vor unsern staunenden Blicken alle jene „Wunder" längst verklungener Zeiten — zu sicht-, tast- und wahrnehmbaren Gegenständen, in einfachster und überzeugender Lebenswahrheit.

Die großartigste Schöpfung unserer Gegenwart, welche uns eine fast erschöpfende Uebersicht der gesammten Thätigkeit der strebenden Menschheit gab, war die Pariser Weltausstellung des Jahres 1867. Wer sie gesehen, wird aus vollem Herzen in den Refrain eines Couplé's aus den Mottenburgern einstimmen: „Da hab' ich Respekt vor dem menschlichen Geist". Er wird aber auch in tiefem Ernst die Wahrheit ermessen, daß es nach einer solchen Berührung aller Völker des Erdballs keinen Halt und keinen Rückschritt mehr geben kann — daß der denkende Mensch mit fliegenden Fahnen und unter Triumphgeschmetter der Pauken und Trompeten vorwärts dringt, immer vorwärts auf der Bahn des Fortschritts, daß er siegreich und unwiderstehlich alle Schranken durchbricht, alle Finsternisse durchhellt, und daß Wissen, Aufklärung, Industrie, Kunst und Arbeit die Welt erobern und regieren werden, trotz aller finsteren Gewalten, die sich ihnen entgegenstellen.

Aber auch nach einer andern Seite hin dringt Aufklärung und Wissen tief und immer tiefer in alle Volksklassen. Wäre unser würdiger Vorkämpfer Roßmäßler nicht leider viel zu frühe gestorben, so würde er in unserer Zeit einen Sieg der Naturwissenschaft nach dem andern gesehen haben, einen Schritt nach dem andern vorwärts, auf ihrer rüstigen Wanderung dorthin, wo ihr allmäliges Eindringen dem alten warmen Volksfreunde stets die innigste Freude bereitete — in die mittleren und unteren Volksklassen nämlich.

Die Naturwissenschaft erfreut sich keiner besonderen Begünstigung von Oben herab; sie ist eine freie Tochter der Demokratie — der Liebe zum Volk, der Arbeit für das Volk. Darum aber findet sie auch nur zu viele Hemmnisse auf ihrem Wege, darum vermag sie nur äußerst langsam vorwärts zu dringen — wenn schon ihr endlicher Sieg zweifellos ein unbedingter sein wird. Bedenken wir, welche unendlich wichtige Gaben die Menschheit der Naturwissenschaft auf allen ihren Gebieten, insbesondere aber auf dem der Technik, nur in den letzten Jahrzehnten zu verdanken hat, bedenken wir, in welchem reißenden Fluge die Naturwissenschaft immer weiter arbeitet, kämpft und erobert, so können wir es nur schmerzlich bedauern, daß die große Mehrzahl selbst der gebildeten Menschen noch so sehr fremd in der Natur und ihrer Wissenschaft ist. Insbesondere aber müssen wir es bedauern, daß in den Schulen die Naturwissenschaft entweder noch, wie im nordöstlichen Theile unseres großen deutschen Vaterlandes, geradezu verpönt oder doch mißliebig ist, oder daß doch fast überall, wo letzteres nicht zur Geltung kommt, dagegen wieder eine solche Gleichgültigkeit, Geringschätzung oder wohl gar Verachtung gegen die Naturwissenschaft herrscht, daß auch nur eine Empfänglichkeit oder ein Verständniß dafür leider erst in sehr fernen Zeiten erwartet werden darf. Dies letztere kommt insbesondere den Töchterschulen und damit leider fast der gesammten Frauenwelt gegenüber in Betracht.

Mit desto größerer Freude müssen wir daher jedes Unternehmen, jede Anstalt betrachten, welche sich die Aufgabe gestellt, die Liebe und Lust zu der Natur und ihrer

Wissenschaft praktisch zu erweitern, hervorzurufen oder auch nur anzuregen. Eine solche Naturanstalt ist das Berliner Aquarium, welches uns eben die Veranlassung zu den obigen Betrachtungen gegeben und welches wir nun im Nachstehenden ausführlicher zu schildern gedenken.

Ein großes, stattliches Eckhaus der schönsten und bedeutendsten Straße Berlins „Unter den Linden" genannt, ladet uns durch eine sonderbare Aufschrift ein, seine Räume zu besuchen. „Berliner Aquarium" prangt uns mit goldenen Buchstaben entgegen, uns dahin belehrend, daß wir hier in Berlin nicht etwa ein Pariser oder Londoner Aquarium zu erwarten haben.

Noch mehr aber werden wir überrascht auf der Wanderung durch die großartigen Räume. Denn auf dem ganzen ersten Drittel des Weges ist von den Vorrichtungen, die man als „Aquarium" sich zu denken pflegt, durchaus keine Spur zu entdecken. Greifen wir im Unmuth der Enttäuschung jedoch nicht vor, sondern schildern wir lieber im logischen Zusammenhange die ganze Einrichtung, wie sie allmälig uns entgegentritt.

Zwei Reihen Käfige zu beiden Seiten des Eingangs, luftig aus Eisen und Glas aufgebaut, in der Breite von 6 Fuß, in der Tiefe von 5 Fuß und in der Höhe von 10 Fuß, vom Beschauer durch starke Spiegelscheiben abgeschlossen, bilden die sogenannte Wüstenregion. In ihnen befindet sich die Welt der Kriechthiere oder Reptilien, unter denen nicht allein die interessantesten Schlangen fremder Zonen, sondern auch in größter Mannigfaltigkeit diejenigen zu finden sind, welche die Gauen unseres deutschen Vaterlandes bewohnen. Wir legen ganz besonderes Gewicht namentlich auf die letzteren, welche hier den Blicken Tausender von Besuchern und damit deren Kenntniß und Verständniß entgegengeführt werden.

Links seitwärts wird diese Gallerie durch einen Riesenkäfig abgeschlossen, welcher, in der Höhe von etwa 80 Fuß aus verschiedenem Gestein aufgemauert, uns die hauptsächlichsten Schichten unserer Erde veranschaulichen soll und daher die „Geologische Grotte" genannt wird. Aus der Höhe von 50 Fuß stürzt ein Wasserfall herab, welcher unten einen kleinen Teich bildet, auf dem sich zahlreiches buntes Wassergeflügel, Enten, Möven und dergleichen, tummeln und wiegen, während in den mittleren Regionen Alpendohlen und andere Krähenvögel und ganz oben mannigfaltige bunte Papageien, riesengroße Arra's, beschopfte Kakadu's u. dergl. sich befinden.

Neben der „Geologischen Grotte" wiederum ist ein kleiner Käfig, in welchem ein sonderbarer australischer Flötenvogel herbergt und uns mit dem Liede begrüßt: „Der Sänger hält im Feld die Fahnenwacht".

Auf einigen Stufen treten wir nun in einen Rundgang hinab, der uns zu dem größten und prächtigsten Vogelkäfig führt, welchen man bis jetzt in der ganzen Welt erbaut hat. Diese Volière hat eine Höhe von 28 Fuß und einen Durchmesser von 56 Fuß; sie gestattet durch Glasbedeckung dem directen Sonnenlichte Eingang, ist rings an den Seiten in kleinere Volièren getheilt, bildet in der Mitte einen riesigen Papageienkäfig und buchtet sich nach der einen Seite zu einer Gebirgslandschaft aus, welche die Alpen darstellen und ihre gefiederten Bewohner uns zeigen soll. Im Ganzen birgt dieses vereinigte Vogelhaus jetzt bereits gegen 1500 Köpfe in etwa 200 Arten, und seine Bewohnerschaft soll bis auf 4000 Vögel gebracht werden.

Den Vogelkäfig umgeben ringsum an den Wänden zu verschiedenartigen Käfigen eingerichtete Nischen oder Grotten, welche mit der mannigfaltigsten Bewohnerschaft von Säugethieren, Vögeln, Amphibien, Fischen, Schnecken u. s. w. bevölkert sind. Zunächst fällt uns der sogenannte Krokodilteich auf, welcher bei einer Schaufläche von 20 Fuß ein etwa 10 Fuß hoch ansteigendes Ufer hat und bis in die Amphibienhalle oder Wüstenregion hinaufreicht. Bis jetzt beherbergt er nur einige kleine Kaimans und einige Riesenschildkröten. Weiterhin sehen wir in diesen Behältern Springmäuse, Flugeichhörnchen, Zwergaffen, Hamster, Igel u. s. w., ferner einen schönen Gaukleradler, sodann eine Anzahl verschiedener einheimischer Vögel, bei denen wiederum die Bedeutung zur Geltung kommt, welche wir bei den einheimischen Schlangen hervorgehoben haben.

Unsere besondere Aufmerksamkeit nimmt sodann eine Grotte mit Süßwasser-Schildkröten in Anspruch. Sie ist mit einem Drahtgitter geschlossen, welches zwei gewaltige Spinngewebe darstellt und eine vorzugsweise gute Schau gestattet. Obwohl die Grotte schon eine nicht geringe Anzahl von Schildkröten birgt, soll sie doch noch viel bedeutender gefüllt werden. Auch die Kenntniß dieser sonderbaren, zum Theil bei uns einheimischen Amphibien wird zweifellos manchem Beschauer interessant sein, da er sie wohl schwerlich schon gesehen.

Die große Volière nebst ihrer Umgebung hat man, jedoch nicht recht zutreffend, als die Tropenwelt bezeichnet. Von ihr aus führt ein gewölbter und wie in Gestein gehauener Gang an kleinen Käfigen mit Sumpf-, Wasser- und einheimischen Singvögeln vorüber, zwischen denen einige auch mit fremden interessanten Amphibien, z. B. dem kolossalen Ochsenfrosch u. s. w., bevölkert sind. Hier beginnt sodann erst das eigentliche Aquarium mit einer Anzahl von Becken, welche einheimische Süßwasserfische beherbergen und zwischen denen mehrere vorläufig mit Massen von Goldfischen gefüllt sind, welch letztere in der eigenthümlichen Beleuchtung einen sehr guten Effekt hervorbringen.

Weiter führt uns wiederum ein Felsengang in einen hohen, aus vielgestaltigem Gestein gebildeten Raum, aus dessen durchbrochenen Felswänden ein munterer Quell hervorsprudelt und in einen kleinen Höhlenteich plätschert, welchen ein Biberpaar bewohnt. Diese wunderlichen, in Deutschland bekanntlich fast ausgerotteten Thiere nehmen das Interesse aller Beschauer in hohem Grade in Anspruch, zumal sie sehr keck und ungenirt umherschwimmen und bereits sich häuslich einzurichten beginnen. Sollten sie wirklich irgend einen Bau zu Stande bringen, so wird derselbe mehr, denn irgend etwas Anderes den Beschauern Vergnügen gewähren.

Ueber diesen merkwürdigen Vierfüßlern dürfen wir jedoch eine Einrichtung nicht vergessen und an ihr zu flüchtig vorübereilen. Es ist die künstliche Fischzucht, welche in mehreren Systemen von Brutkacheln nach Dr. Brehm's, Baumeister Luer's und Anderer Erfindung hier dem Beschauer lebensvoll zur Kenntniß und Beurtheilung vorgeführt wird.

Aus dem hinabführenden Gange nimmt uns ein gewölbter Raum von etwa 30 Fuß Höhe auf, in dessen phantastisch und grotesk aufgebauten Felsenhallen wir uns unschwer hineinzuträumen vermögen in alle „Wunder und Schauer" der Unterwelt. An der rechten Seite befinden sich zwei Reihen von großen Becken über einander, welche die Welt der Süßwasserfische enthalten. Hecht, Forelle und Weißfischchen, der über dem Sande dahin sich schlängelnde Aal, der dem Uneingeweihten zweifellos als ein Geschöpf ferner Tropen oder wohl gar als ein Meerungeheuer erscheinende Wels, und alle ihre Verwandten tummeln sich munter hier umher und geben uns Veranlassung, sie auch in anderer Gestalt, als gekocht, gebraten, oder marinirt, kennen und schätzen zu lernen.

Als das größte Becken dieser Grottenhalle erscheint uns dasjenige, welches die Ostsee vorstellen soll und das nach seiner Vollendung und Füllung gewiß einen imposanten Anblick gewähren wird, da es in seinem Inhalt das größte Aquarium der Pariser Weltausstellung bedeutend übertrifft.

Nach der großen Mittelhalle uns wendend, können wir bis jetzt nur die Einrichtung der Aquarien schildern, deren eigentliche Füllung und Bevölkerung wohl erst mit Neujahr 1870 vollendet sein wird. Ein anscheinend wirres Chaos von Pfeilern und Gewölben, Grotten, Nischen und Becken starrt uns entgegen, geheimnißvoll erleuchtet von den kleinen Flammen, welche aus Tritonshörnern, Teufelsklauen, Korallengebilden u. s. w. hervorquellen. Vor uns sehen wir das sogenannte Centralbecken, welches unmittelbar unter dem großen Vogelhause stehend, den Atlantischen Ocean mit seiner Thier- und Pflanzenbevölkerung vorstellen wird. Nebenan eine kleine, nur wenig erhellte Grotte für Seewasser-Schildkröten birgt schon einige Bewohner von 180 bis 200 Pfund Schwere. Diese Grotte ist aus Schieferschichten aufgebaut und wird von einem kühnen Bogen aus dunkelbraunem Felsgestein abgeschlossen.

Die sogenannte Basalthalle, ein Raum, der in naturgemäßer Weise dem Innern eines Basaltberges nachgebildet ist, umfaßt drei Bassins und gewährt im ersten Eindruck einen wahrhaft großartigen Anblick, welcher noch dadurch einen ganz eigenthümlichen Reiz gewinnt, daß von hier aus mannigfaltige Durchblicke in ganz seltsamer Weise einzelne Theile dieser Unterwelt uns erscheinen lassen. Jene drei Becken veranschaulichen uns die zauberhaften „Blumengärten des Meeresgrundes", und wer jemals dies, in seiner Farben- und Formenschönheit unendlich reiche, niedrigste Thierleben kennen gelernt, wer jene zarten, in brillanten Farben wechselnden, in mannigfaltigen Gestalten spielenden Seeanemonen, Seerosen, Seenelken, Rothsterne u. s. w. kennen gelernt, der wird die Verwunderung und das Staunen ermessen, mit denen die Binnenland-Bewohner und Großstädter diese Pracht betrachten.

Die bis jetzt gefüllten Becken dieses eigentlichen Aquariums zeigen indessen noch bei Weitem nicht den Reichthum und die Thiermannigfaltigkeit, welche sie nach der Vollendung des Ganzen aufzuweisen haben werden. Insbesondere die Bewohnerschaft der kleinen See-Aquarien, in Seeaalen, Seeeschen, Hummern, Krabben, Austern, Muscheln u. s. w. bestehend, ist bis jetzt noch kaum in Betracht zu ziehen.

Um so großartiger ist dafür aber gerade jetzt der Eindruck, welchen die Poesie, die geniale Auffassung und Ausführung des ganzen Riesenbaues auf uns macht. Einige Stufen emporsteigend, stehen wir vor dem untersten Theile der Geologischen Grotte und, zunächst zurück uns wendend, haben wir einen Anblick, wie er seltsam schöner kaum gedacht werden kann. Vor uns, unterhalb die pfeiler- und zackenreiche Mittelhalle, oberhalb durch eine Felsenöffnung ein Durchblick in das sonnige Vogelhaus, rechts und links Grotten, Gewölbe, Schluchten, Pfeiler und Gebilde aus natürlichem Tropfstein, und durch das Ganze ein lustiges Bächlein rauschend.

In dem kleinen Teiche, in welchen der Wasserfall sprühend und schäumend hinabstürzt, bemerken wir jetzt außer dem fremdländischen Entengeflügel ꝛc. auch noch einen sonderbaren dickköpfigen Riesenfischer, einen der seltsamsten Vögel Australiens.

Vorwärts uns wendend kommen wir wieder an einem noch nicht vollendeten Bassin vorbei, welches demnächst das Mittelmeer veranschaulichen soll und dessen Spiegelscheibe die längste aller Aquarien der Welt ist. Zu beiden Seiten befinden sich mehrere ebenfalls noch nicht eingerichtete Seewasser-Aquarien. Links von uns schimmert in gelbröthlichem Lichte eine Tropfsteingrotte mit Stalaktiten und Stalakmiten in durchaus naturgetreuer Nachahmung, von deren grotesken Gebilden sogar Wassertropfen herabrieseln, da hier oberhalb die Rinnen der Dächer ausmünden und ein Bassin bilden. Indem wir uns zum Ausgange wenden, wird uns noch ein überraschender Anblick zu Theil. Als ein außerordentlich effektvolles Schlußtableaux befindet sich hier nämlich eine Nachbildung der blauen Grotte auf der Insel Kapri, welche in etwa Einsechstel der natürlichen Größe ausgeführt ist, und wirklich jenes Wunderwerk der Natur täuschend genug darstellt.

Zum Schluß habe ich den Lesern nur noch kurze Notizen über die Gründung dieser großartigsten Naturanstalt unserer Zeit mitzutheilen. Nachdem fast alle größeren Städte Europa's sich bereits jener interessanten Natur-Schauanstalten erfreuten, welche man „Aquarien" nennt, hielt man es an der Zeit, daß auch Berlin mit einem solchen Institute ausgerüstet werde. Die Idee ward von verschiedenen Seiten angeregt, aber erst im Jahre 1866 trat in Berlin eine Aktien-Kommandit-Gesellschaft unter dem Namen „Berliner Aquarium" mit der Absicht zusammen, eine derartige Anstalt zu gründen. Sie hatte eine schlechte Zeit getroffen, denn der deutsche Krieg mit allen seinen Nachwehen trat derartigen Unternehmungen nur zu störend entgegen. Dennoch ließ man sich nicht beirren, es wurde für den Entwurf der baulichen Einrichtung der geniale Baumeister Luer aus Hannover, „ein Poet in Eisen und Stein", wie man ihn mit voller Berechtigung geheißen, und für die technische Leitung als Director der bekannte Schriftsteller und frühere Thiergarten-Director in Hamburg, Dr. Alfred Brehm, gewonnen. Das Unternehmen schritt rüstig vorwärts, trotz aller Schwierigkeiten, die sich ihm auch in der Ungunst der Boden- und anderer Verhältnisse entgegenstellten, so daß im August 1867 der Grundstein

Armen-Speisung.

Nach dem Oelgemälde von Siegert in Düsseldorf.

gelegt und im April 1869 diese Anstalt, wenigstens theilweise vollendet, dem Publikum eröffnet werden konnte. Somit ist die Stadt Berlin, und eigentlich ja, in Anbetracht unserer sich immer mehr vervollkommnenden Verkehrs-Verhältnisse, unser ganzes deutsches Vaterland, mit einem Institute bereichert worden, welches seines Gleichen in der ganzen Welt nicht weiter hat. Wir dürfen uns seiner immer mehr erfreuen, je weiter es in seiner Vervollkommnung fortschreitet und je besser es seiner Aufgabe genügt, welche in den Eingangs dargelegten Bestrebungen und Zielen beruht.

Die kleinen Holzsammler.

Ein Bild vom Schwarzwald.

(Schluß zu S. 296.)

Während nun die gute Frau Martha auf diese Weise in Bühl unten thätig war, verbrachten ihre Kinder den Vormittag ganz friedlich und ruhig in der Wohnstube ihres Häuschens. Christoph hatte sich zu seiner Schnitzelei niedergesetzt und seinen Bruder Martin bewogen, ihm in der Arbeit so gut er konnte beizustehen; die kleine Marie aber strickte auf's Eifrigste darauf los, um die Mutter bei deren Zurückkunft mit recht viel fertigen Maschen zu überraschen. Gegen Mittag ging der Aelteste daran, für das Mittagessen zu sorgen, und machte zu diesem Behufe ein kleines Feuer in den Ofen, um die Kartoffeln darin zu sieden. Natürlich entdeckte er nun, daß das Brennholz sehr stark auf die Neige zu gehen beginne, und verwunderte sich darüber nicht wenig.

„Darauf hätte mich die Mutter wohl aufmerksam machen können," sagte er zu seinem jüngeren Bruder, der ihm beim Feuermachen behülflich gewesen war.

„Ja, weißt du, warum sie's nicht gethan hat?" erwiederte Martin mit einem altklugen Gesichte. „Nur ganz allein um dich von deiner Schnitzarbeit nicht abzuhalten. Ich hab's gar wohl gehört, wie sie dies dem Pathen, als er vorgestern hier war, auseinandergesetzt hat. Aber weißt du, was wir thun? Wir gehen nach dem Essen in den Wald hinaus und schleppen so viel dürres Holz herein, daß wir wieder auf vierzehn Tage ausreichen. Gewiß bereiten wir hiedurch der Mutter eine große Freude."

„Aber die Marie?" wandte der ältere Bruder ein. „Wir können doch diese während dem nicht allein zu Hause lassen?"

„Ei bewahre," entgegnete Martin. „Wir nehmen sie mit uns, denn wenn sie uns auch nicht viel helfen kann, außer vielleicht beim Zusammenlesen des dürren Reisachs, so ist sie doch dann ganz sicher aufgehoben und kann sich nicht verlaufen."

Dieses letztere Argument leuchtete dem Christoph ein, und auch Marie war herzlich erfreut, ihren Beitrag zu einer Bescherung für die Mutter liefern zu dürfen. Sie setzten sich also wohlgemuth zu ihrer frugalen Mahlzeit nieder, und gleich nach Tische ging es an die Ausführung ihres Vorhabens. Christoph suchte ein paar alte Stricke hervor, womit sie das gesammelte Holz binden wollten, und bewaffnete sich dann mit dem großen Holzmesser, dessen sich schon sein Vater beim Holzmachen bedient hatte. Nunmehr ging's fort in den Wald hinaus, und trotzdem daß der Wind ziemlich schneidend blies, während die Kinder (besonders der Christoph) nur sehr ärmlich gekleidet einhergingen, so gab es doch nicht leicht eine fröhlichere Gesellschaft als die der drei Geschwister. Sie lachten und sangen und tanzten und sprangen, als hinge der Himmel voll lustiger Geigen und als wären die Worte Noth und Trübsal für sie gar nicht vorhanden. Das machte, sie hofften eine recht gute Ausbeute zu gewinnen, denn der Christoph wußte eine Stelle im Walde, wo es dürr' Holz in Masse gab. Allerdings war die Stelle etwas abgelegen und man mußte in eine tiefe sumpfige Klinge hinabsteigen, um dahin zu gelangen; allein was lag daran? Sie hatten ja einen ganzen Mittag Zeit, und durch die scharfen Frühlingswinde waren die Wälder schon etwas ausgetrocknet, so daß sie sich vor dem Sumpfe nicht zu fürchten brauchten.

Nach einer Wanderung von einer halben Stunde hatten sie den gesuchten Ort erreicht, und in der That gab es hier des dürren Holzes eine große Menge. War doch der Weg dahin so schwierig, daß man mit einem Wagen oder Schlitten nicht beikommen konnte, und daß es sich also von Seiten der Herrschaft der Mühe nicht lohnte, das Holz schlagen zu lassen! Wäre doch das Fortschaffen höher zu stehen gekommen, als man nachher auf dem Markte aus dem Holz gelöst hätte! So blieb hier der Wald in seinem Urzustande, und eben deßhalb konnte es nicht fehlen, daß es der abgestandenen Zweige, Aeste und Stämme nicht wenige gab. Christoph hatte also nur eine geringe Mühe, einige Bündel zusammenzubringen, und schon nach einer halben Stunde konnten die Kinder mit ihrer Last auf dem Rücken den Heimweg antreten. Allein natürlich — die Bündel, die sie zu tragen vermochten, gehörten nicht unter die schwersten, und sie mußten demnach, wenn sie dem Holzstall wieder einige Fülle geben wollten, das Experiment zum mindesten drei- oder viermal wiederholen. Allein sie ließen nicht nach, und hatten sie die eine Last nach Hause getragen, so kehrten sie schnell wieder um, eine andere zu holen. So wurde es nach und nach Abend, eben als sie daran waren, zum fünften Mal mit ihrer Holzlast nach Hause zu kehren; allein die kleine Marie, die sich bis jetzt recht wacker gehalten, fing nun an über Hunger und Müdigkeit zu klagen, was auch kein Wunder war, denn sie stand seit Mittag ununterbrochen auf ihren Füßen und hatte in dieser ganzen Zeit lediglich nichts über den Mund gebracht. Ihr zu lieb setzten sie sich also auf einen Augenblick nieder, um auszuruhen (denn sie betrachteten ihr Tagewerk so gut wie vollbracht, da sie nichts mehr zu thun hatten, als die letzte Ladung heimzutragen), und

verspeisten die paar kalten Kartoffeln, welche vom Mittagessen übriggeblieben waren und die Christoph das letzte Mal von Hause mitgenommen hatte.

Es lag eine merkwürdige Stille über der Natur, denn man hörte weder die Stimme eines Menschen noch eines Thieres. Ja nicht einmal das Zirpen oder Zwitschern eines Vogels ertönte, indem der Schwarzwald gar arm an Singvögeln ist und überdieß damals die Jahreszeit für diese lustigen Thierchen noch zu kalt sein mochte. So wagten es die Kinder beinahe ebenfalls nicht, laut zu sein, sondern saßen ganz still und schweigsam, und man sah's ihnen wohl an, wie abgemattet von der vielen Arbeit sie waren. Doch endlich dünkte es dem Christoph Zeit zum Aufbruch, denn die Sonne war im Scheiden begriffen und sie wollten daheim sein, wenn die Mutter, die nun unmöglich mehr lange ausbleiben konnte, von Bühl zurückkehrte. Er unterbrach also das Stillschweigen und wandte sich an seine kleine Schwester, die hart an seiner Seite ruhte:

„Bist du noch so müde, Mariechen," sagte er, „oder meinst du nun den Rückweg antreten zu können? Ich würde dich gerne tragen, aber dann müßte ich ja mein Holzbündel liegen lassen, und das wirst du doch nicht haben wollen?"

„Nein, nein," erklärte das Kind, „ich kann schon gehen, aber laß mich nur noch vorher eine kleine Weile sitzen. Es ist gar so weich und angenehm auf dem Moosgrund da."

„St! St!" flüsterte jetzt Martin, der ein außerordentlich scharfes Gehör hatte. „Es ist mir als vernähme ich die Tritte eines Thieres, das sich durch den Wald hinschleicht. Und horch! Klang das nicht wie der Anschlag eines Hundes, der auf die richtige Fährte gekommen ist?"

Sie lauschten aufmerksam, und richtig, der kurze Anschlag des Hundes wurde bald Allen vernehmbar. Dagegen ließ sich von den Tritten eines wilden Thieres nichts hören.

„Du hast dich getäuscht, Martin," sagte Christoph leise, „es ist kein Thier in der Nähe. Aber auf alle Fälle wird's gut sein, wenn wir uns jetzt auf den Weg machen."

„Ich habe mich nicht getäuscht," schrie Martin, indem er mit beiden Beinen zugleich aufsprang und vor furchtbarem Erschrecken die Arme weit ausstreckte.

Und richtig, er hatte sich nicht getäuscht, denn in diesem Augenblicke trat aus dem dichten Gebüsch, welches mit Schilfgras vermischt den ganzen Untergrund bedeckte, ein Thier hervor, dessen Erscheinung, obwohl es nicht im Sprunge, sondern eher schleichend herankam, nicht blos Kinder, sondern auch ältere Personen mit Entsetzen erfüllen mußte. Sah es doch stärker, größer und wilder aus, als der stärkste, größte und bissigste Hund! Standen ihm doch die langen zottigen Haare fast borstenartig vom Leibe, so daß eine Wildkatze keinen grauslicheren Anblick gewähren konnte! Funkelten doch seine kleinen Augen wie vergiftete Dolche, und stand doch sein über und über mit Zähnen besetzter Rachen so weit offen, daß man jeden Augenblick befürchten mußte, mit Haut und Haar von ihm verschlungen zu werden!

So kann man sich denn nun wohl denken, von welcher Art der Eindruck war, den die plötzliche Erscheinung dieses furchtbaren Thieres auf die armen Kinder machte. Die kleine Marie und der Martin waren vor Entsetzen fast außer sich, und selbst der Christoph, obwohl er, wie schon oben gesagt, ein Knabe von besonderer Entschlossenheit und Kraft war, konnte sich eines Grausens nicht erwehren, besonders da er das Thier aus einer Beschreibung, die ihm dereinst in der Schule gegeben worden war, im Augenblick erkannte.

„Ein Wolf! ein Wolf!" schrie er und seine Haare sträubten sich empor; in der nächsten Sekunde schon wußte er, was er zu thun hatte. Somit stellte er sich mit Einem Sprunge dicht vor seine beiden Geschwister hin und schwang mit der Rechten sein großes Holzmesser, während er die Linke über seine Schwester und seinen Bruder, diese gleichsam damit beschützend wie eine Henne ihre Küchlein, hinbreitete.

Es war ein furchtbarer Moment! Hart vor den Kindern hielt der Wolf, den Kopf heulend emporstreckend und den Rachen dazu aufreißend, wie wenn er im Augenblicke zuschnappen wollte; vor seinen beiden Geschwistern aber stand der Christoph, wilde Verzweiflung im Gesichte, aber dennoch keinen Fuß breit weichend und die Augen starr auf das Unthier gerichtet, damit er augenblicklich mit seinem hoch emporgehobenen Messer darniederfahren könne, wenn der Feind den Sprung zum Angriff mache. Offenbar war der Knabe fest entschlossen, lieber sein Leben zu opfern, ehe er seinen Geschwistern ein Leid anthun ließe!

Jetzt schien der entscheidende Augenblick gekommen zu sein. Das wilde Thier machte eine rasche Bewegung nach vorwärts; aber — niederfuhr das Hackmesser Christophs und spaltete dem Wolfe beinahe die ganze Schnauze, so daß er brüllend vor Schmerz zurückfuhr! Doch den Augenblick darauf war das Thier zum neuen Sprung bereit, und die Wuth über die erhaltene Wunde stachelte es offenbar zur gedoppelten Anstrengung auf. Mit furchtbarem Satze sprang es an dem Knaben hinauf, diesen durch seine Wucht beinahe über den Haufen werfend; allein zum Glück hatte sich Christoph vorgesehen und sich so nach vorwärts gebeugt, daß er den Stoß aushalten konnte. Auch traf sein zweiter Hieb nicht minder gut, als der erste getroffen hatte, und er brachte dem Wolfe eine tiefe Wunde im Genicke bei. Allein freilich, das hatte der tapfere Junge nicht verhindern können, daß die scharfen Zähne des Thieres sich in seine Schulter eingruben und ein großes Stück Fleisch ausrissen, als er es durch seinen zweiten Hieb zum nochmaligen Rückzug nöthigte. Uebrigens — für den ersten Augenblick wenigstens — spürte Christoph gar nichts davon, so sehr er auch blutete, sondern stand vielmehr immer noch aufrecht und unverzagt, den dritten Anlauf seines Feindes erwartend. Da, in diesem nämlichen Augenblicke, hörte er eine Stimme hinter sich flüstern, die ihm wie Musik in die Ohren tönte.

„Bücke dich, Christoph," flüsterte die Stimme, „bücke dich auf die rechte Seite hinüber, daß ich dem Wolfe in's Auge sehen kann."

Augenblicklich, so zu sagen mechanisch, gehorchte der Knabe, und in der Sekunde darauf fielen hinter einander zwei Schüsse, welche den Wolf im Momente zu Falle

brachten, so daß er alle Viere von sich streckte. Christoph sah es noch, wie das Thier umstürzte, aber dann vergingen ihm selbst die Sinne und für die nächste Viertelstunde wußte er nicht, was mit ihm vorging. Die Anstrengung und Aufregung, verbunden mit dem Blutverluste, waren zu stark gewesen, als daß sein junger Körper hätte länger widerstehen können.

Die Ohnmacht dauerte übrigens nur eine kurze Zeit; allein wie er erwachte, fand er die ganze Scene verändert. Zwar allerdings die Gegend war dieselbe geblieben und auch der Wolf lag noch auf der nämlichen Stelle, auf welcher er niedergestürzt war; aber die Stille und Oede, die vorher hier geherrscht, hatte einer merkwürdigen Belebtheit Platz gemacht. Eine Menge Jäger und Jägerbursche standen im Kreise herum, und Christoph selbst sah sich von Vieren oder Fünfen von ihnen umringt, während ihn sein Pathe, der Förster von der Windeck, auf dem Schooße hielt! Im ersten Momente war der junge Bursche verwirrt; dann aber kam ihm eine dunkle Erinnerung dessen, was vorgegangen war, und unwillkürlich machte er eine Bewegung, um nach seiner Schulter, die ihn sehr zu schmerzen begann, zu greifen. Allein sein Pathe hielt ihn mit eiserner Hand fest.

„Halt, mein Junge, halt," sprach der alte Mann in rasch befehlendem, aber doch überaus freundlichem Tone. „Nur noch ein klein wenig Geduld, bis der letzte Verband angelegt ist, denn bei einer Wunde, die von einem Wolfe herkommt, kann man nicht vorsichtig genug sein. Sollte man doch fast meinen, die Bestien hätten Gift in ihren Zähnen, so eiterig und langwierig wird ein Wolfsbiß, wenn man nicht mit der Sache umzugehen versteht! Aber sei ohne Sorgen, mein Bursch, ganz ohne Sorgen; denn bei dir ist Alles geschehen, was nur irgend geschehen kann, um das Gift gleich im ersten Momente auszuziehen, und ich stehe dir dafür, in vier Wochen gehst du wieder so gesund herum, wie du je vorher warst."

Jetzt erst kam Christoph zum vollständigen Bewußtsein, und nun natürlich war sein erster Gedanke der an seine Geschwister.

„Marie! Martin!" rief er mit angsterfüllter Stimme und suchte sich mit aller Gewalt, obwohl vergeblich, emporzuschnellen, um sich nach ihnen umzuschauen. Allein seiner Angst sollte er gleich enthoben werden.

„Da sind wir, Christoph," entgegnete ihm alsobald der kleine Martin, der das Schwesterchen an der Hand hielt und dicht hinter ihm stand. „Da sind wir und ganz gesund, denn der Wolf, den du todtgeschlagen hast, hat uns gar nichts gethan."

„Gott sei Dank, Gott sei Dank," hauchte Christoph, „ich habe der Mutter mein Versprechen gehalten; den Geschwistern ist kein Leid geschehen."

Nunmehr ließ er sich ruhig vollends verbinden und gab auch nicht einen einzigen Schmerzenslaut von sich, obwohl das Gefühl offenbar kein wohlthuendes sein mußte. Im Gegentheil, sein Auge blickte wie dankerfüllt gen Himmel und in seiner Miene lag ein Lächeln der Zufriedenheit. Doch jetzt waren die Jäger, die sich bisher mit ihm beschäftigt hatten, fertig und sein Pathe wollte ihn nun sachte emporrichten.

„Wir wollen's probiren, mein Junge," sprach er, „ob du stark genug bist, auf deinen Füßen zu stehen, denn du hast viel Blut verloren und bist schwer verletzt worden. Aber die Kraft wird schon wieder kommen und bälder als du jetzt glaubst."

Doch der Junge schien keineswegs so schwach zu sein, als der Förster voraussetzte, denn kaum fühlte sich derselbe nicht mehr von den starken Armen seines Pathen festgehalten, als er mit Blitzesschnelle aufsprang und mit Einem Satze neben seinen Geschwistern stand, die er nun nach einander mit seiner Linken umfaßte und nach Herzenslust liebkoste.

„Gesund, gesund," jubelte er, „alle Beide gesund und gänzlich unverletzt. Aber jetzt kommt, Marie und Martin; laßt uns schnell nach Hause eilen, damit die Mutter nicht vor uns dort eintrifft und über unsere Abwesenheit in Aengsten geräth."

Ohne Zweifel war es ihm ernst, mit seinen Geschwistern schnellstens fortzueilen; allein sein Bruder Martin zupfte ihn am Wamms und deutete stumm nach einem hohen Herrn, welcher der ganzen Scene bisher stillächelnd zugesehen hatte. Es war dies ein gar stattlicher Mann, in feiner Waidmannstracht, dem die übrigen Jäger mit großer Ehrerbietung begegneten, in dessen Gesicht aber das größte Wohlwollen lag. Dessenungeachtet hatte Christoph kaum in der bezeichneten Richtung hingesehen, so schlug er sein Auge wieder zu Boden und blieb nun in der tiefsten Verlegenheit stehen.

„Hierher, mein junger Freund," ergriff nun der Herr das Wort und winkte zugleich dem Christoph in äußerst gewinnender Weise. „Komm' nur ungescheut zu mir her, denn ein Bursche, der solchen Heldenmuth besitzt, wie du, und der mit der Kühnheit noch ein vortreffliches Herz verbindet, ein solcher Bursche dürfte keck vor einen König oder Kaiser treten und wenn er zehnmal kein hochzeitlich Kleid anhätte. Gib mir deine Hand, mein Junge, und schau mir voll in's Gesicht, denn ich liebe solche Kameraden, wie du einer zu werden versprichst. Nun, meine Herren," fuhr er nach einer Pause fort, indem er sich an die sämmtlichen anwesenden Förster und Jäger wandte, „wer hat nach Ihrer innersten Ueberzeugung das Schußgeld, welches auf die Erlegung des Wolfes ausgesetzt war, verdient? Derjenige, welcher das Thier nur allein mit einem Hackmesser bewaffnet angriff und mit dieser geringen Waffe so verwundete, daß dasselbe ohne Zweifel an den Folgen dieser Wunden draufgegangen wäre, oder derjenige, welcher die paar Schüsse losknallte, durch welche der Wolf zu Falle gebracht worden ist? Sprechen Sie sich aus, meine Herren, und zwar ungenirt und unverholen, denn nach Ihrem Entscheid soll verfahren werden."

„Herr Graf," erwiederte alsobald der alte Förster von der Windeck, „da ist der Entscheid leicht zu geben und ich bin gewiß, daß alle meine Kameraden in diesem Punkte denken wie ich. Die zwei Kugeln, die ich dem Wolfe aus meinem Zwieling in den Leib jagte, haben blos zur Folge gehabt, daß derselbe eines schnelleren Todes verstarb, als er sonst verstorben wäre, wenn ich nicht geschossen hätte; der wirkliche Bekämpfer und Erleger des Thieres ist aber sicherlich der junge Bursch da, der Christoph, mein Pathe, auf den ich ganz hochmüthig bin, und somit kann wohl nicht der geringste Zweifel darüber obwalten, wem das von Eurer Erlaucht und von

1869. Art Anstalt v. E. Hochdanz, Stuttg. 42.

Univ. Bibl.
München

den drei Thalgemeinden ausgesetzte Schußgeld zukommt. Oder ist vielleicht Einer da, der anderer Meinung wäre? Der trete hervor und sag's frei heraus, dann will ich ihn gleich widerlegen."

Aber es gab keinen Einzigen, der anderer Meinung gewesen wäre, sondern Alle stimmten unbedingt dem bei, was der Förster von der Windeck sagte.

„Gut also," erklärte jetzt der Graf, welcher über diesen Entscheid sichtlich erfreut war. „Gut also, das Schußgeld gehört dem Jungen und diesem ganz allein. Das ist Ihre Meinung und auch die meinige, denn der Bursch hat es wahrhaftig doppelt und dreifach verdient. Deine Mutter," fuhr er dann gegen Christoph gewandt fort, „kann dasselbe in den nächsten Tagen erheben und sie wird's wohl brauchen können. Was nun aber dich selbst betrifft, mein tapferer Bursch, so werd' ich dich jetzt in deine Wohnung geleiten lassen, und dort angekommen wirst du dich sogleich zu Bette begeben, damit dir das Fieber keinen Schaden thue. Morgen schicke ich meinen eigenen Arzt herauf, daß er nach der Wunde sehe, und in vier Wochen, hoffe ich, bist du wieder so gesund als vorher. Dann aber, sage ich dir, sei dein erster Ausgang nach Lichtenau herab, wo du dich alsbald bei mir im Schlosse melden lassen wirst, dann will ich dich meinen eigenen Buben zeigen, daß sie ein Beispiel an dir nehmen."

Mit diesen Worten stand der Herr auf und trat, nachdem er noch einige Befehle ertheilt, mit seinen Begleitern den Heimweg an; der Förster von der Windeck aber nahm seinen Pathen an der Hand, während ein paar andere Jäger die Marie und den Martin führten, und nun gings wie im Triumphe der Hütte der Mutter Martha zu, wohin die Forstdiener auch den getödteten Wolf zu schaffen hatten. Jetzt erst erwachte Christoph aus der Betäubung, in welche ihn die Freude über die letzten Vorgänge und besonders auch über die Worte des Grafen versetzt hatten.

„Juchhe!" rief er. „Nun ist meiner Mutter geholfen, denn wir können das letzte Ziel auf unser Häuschen bezahlen, ohne Jemanden um Hülfe angehen zu müssen."

Was sollen wir nun noch weiter hinzusetzen? — Einige wenige Worte werden genügen, den Leser über den kommenden Verlauf oder vielmehr über das Ende dieser Geschichte aufzuklären.

Mutter Martha hatte in Bühl ihre Geschäfte besorgt, aber sie war nur wenig zufrieden mit dem Resultate derselben. Zwar der Lohn für ihr Gespinnst war ihr richtig geworden und sie hatte auch ihre sämmtlichen nothwendigen Einkäufe gemacht; allein mit der Hauptsache, mit dem Hausziele, wollte es ihr nicht recht glücken. Der Assessor sagte, als sie ihm ihre Bitte um Borgfrist auf ein paar weitere Jahre vortrug, weder Ja noch Nein, und der Bürgermeister erklärte, derzeit nicht so bei Kasse zu sein, um Güterzieler kaufen zu können. „Sie sollte übrigens später wieder kommen, vielleicht gehe ihm einstweilen Geld ein." Das war natürlich ein schlechter Trost, und die gute Martha trat daher ihren Heimweg mit recht schwerem Herzen an. Je weiter sie aber kam, desto ärger wurde ihre Beklemmung, und am Ende überfiel sie wieder dieselbe Angst, welche sie vor ihrem Abgang heute Morgen verspürt hatte. So ging sie denn von Minute zu Minute schneller, um ja recht bald nach Hause zu kommen, und am Ende verwandelte sich das Gehen fast in ein Rennen. Aber — wer beschreibt ihr Entsetzen, als sie endlich ankam und die Kinder nicht zu Hause traf! Schon befürchtete sie das Aergste; allein wer beschreibt nun umgekehrt ihr Frohlocken, als gleich darauf der Pathe mit allen Dreien ankam und sie eins nach dem andern in ihre Arme schließen konnte! Ja, wer beschreibt vollends ihre vollständige Verzückung, als der Pathe erzählte, wie sich der Christoph gehalten, was der Graf über ihn geäußert und welche Belohnung er ihm zugesprochen habe!

Die zweihundertfünfzig Gulden Schußgeld wurden geholt und das Ziel damit bezahlt. Auch stattete Christoph, nachdem er vollständig hergestellt, dem Herrn Grafen in Lichtenau richtig seinen Besuch ab; aber dieser begnügte sich nicht damit, ihn seinen Buben zu zeigen, sondern er sandte ihn vielmehr in eine bessere Schule zu seiner weiteren Ausbildung und sorgte überhaupt von nun an auf's Väterlichste für die ganze Familie. Seither sind nun verschiedene Jahre vergangen, aber die betheiligten Personen leben zum großen Theile noch, und wenn der geneigte Leser einmal in's Kappelthal hinabkommt, so lasse er sich's nicht gereuen, die Schwarzwälderuhrenfabrik daselbst zu besuchen, schon deßwegen, weil die Gehäuse dieser Uhren meist von wunderschönem Schnitzwerk sind, noch mehr aber deßwegen, weil der Vorstand, Inhaber und Leiter dieser Fabrik Christoph heißt und einer und derselbe ist mit dem Wolfskämpfer in unserer Geschichte.

(Feierstunden.)

Das Känguru.

(Taf. 42.)

Die australischen Säugethiere gehören — den Dingo, einige Nager und Fledermäuse abgerechnet — hauptsächlich der Ordnung der Beutelthiere an, unter welchen sich die Familie der Springbeutelthiere und in dieser das Känguru, Macropus major, durch Größe und Nutzbarkeit auszeichnet.

Schon Cook entdeckte 1770 an der Küste von Neu-Südwales das Känguru und gab ihm, wie die Eingebornen, den Namen, mit welchem später die ganze Familie bezeichnet wurde. Das Känguru, das mit dem Schnabelthier, dem Ameisenfresser, dem schwarzen Schwan und dem Kasuar zu den Charakterthieren Australiens gehört, ist nicht nur häufig beschrieben worden, sondern auch in den meisten unserer größeren zoologischen Gärten zu sehen. Es ist das größte Säugethier Australiens, mit dem fast 3 Fuß langen Schwanze 8 Fuß lang, hat ziemlich die Höhe eines Mannes und ein Gewicht von 200—220 Pfunden. In der Gestalt ist es, etwa nur mit Ausnahme

der Springmäuse, von allen andern Säugethieren verschieden. Die Hinterbeine und der Schwanz sind die auffallendsten Theile dieses Thieres. Die ersteren sind weit stärker als die Vorderbeine, und der Schwanz, der zur Stütze dient, ist an der Wurzel sehr dick. Die Behaarung ist sehr dicht, weich und fast wollig; die Färbung ist bräunlichgrau, unten weißlich. Die im Verhältniß zu den Hinterfüßen sehr kleinen, fast zarten Vorderfüße haben fünf mit runden Krallen versehene Zehen und werden fast wie Hände gebraucht. Die Hinterschenkel sind weit stärker als Hals und Nacken, und die langen Fußwurzeln haben vier starke, lange Zehen, deren mittlere mit einem gewaltigen hufartigen Nagel endigt. Was den Kopf betrifft, so ist derselbe ein Mittelding zwischen dem eines Hasen und einem Hirschkopfe. Der interessanteste Körpertheil des Känguru's ist übrigens derjenige, von welchem die ganze Familie ihren Namen erhielt, nämlich der Beutel. Derselbe bedeckt die Milchzitzen und gleicht einer Tasche mit schlitzartiger Oeffnung. Die Jungen aller Beutelthiere, selbst die der Känguru's, werden nach einer Tragezeit von weniger als 40 Tagen als winzige Embryo geboren und erhalten erst in dem Beutel die nöthige Reife und Ausbildung. Ein junges Känguru ist nach der Geburt nur 14—16 Linien lang, weich, durchscheinend und die Sinnesorgane nur angedeutet. Von der Mutter mit dem Munde in den Beutel gebracht, saugt sich das Junge an einer der Zitzen fest und wird nun durch die anschwellende, die Lippen umschließende Saugwarze selbst festgehalten. So vegetirt das junge Thier noch sieben Monate im Beutel, und erst im achten Monat, wenn es behaart ist und die schlaffen Ohren aufzurichten vermag, verläßt es bisweilen die Zitze, steckt die Schnauze aus dem Beutel und sieht sich um. Will die Mutter einige Sprünge machen, während das Junge herausschaut, so gibt sie ihm mit der Hand einen leichten Schlag, der es zurücktreibt. Später verläßt es auf Augenblicke und dann immer häufiger und auf längere Zeit den schützenden Beutel, in den es, so oft es Gefahr fürchtet, sich wärmen oder schlafen will, in großen Sprüngen zurückkehrt. Kopfüber stürzt es sich in den Beutel der aufrechtsitzenden Mutter, dreht sich um und schaut mit den hellen Augen mit komischem Ausdruck heraus. Man hat häufig gesehen, daß verfolgte Känguru's das schon herangewachsene Junge aus dem Beutel nahmen, um ihre Flucht zu beschleunigen oder ihrem Sprößling das Leben zu retten.

Die grasreichen Ebenen im Innern Australiens sind die Weideplätze der Känguru's, doch werden auch in lichten Waldungen und in bergigen Gegenden Heerden derselben angetroffen. An ein eigentliches Gehen nach Art anderer Säugethiere ist bei dem eigenthümlichen Bau dieses Thieres nicht zu denken. Beim Weiden stützt es sich auf die Handflächen und den Schwanz und schiebt so die langen Hinterläufe vor sich. Gewöhnlich aber sitzt es auf den Mittelfüßen, läßt die Arme herabhängen und hält sich mit dem Schwanze im Gleichgewicht. Schlafend sitzen sie auf allen vier Füßen mit unter den Leib zurückgeschlagenem Schwanze. Hören sie ein Geräusch, so stellen sich die Männchen auf die Zehenspitzen, indem sie sich mit dem Schwanze im Gleichgewicht erhalten, und schauen so, einen Augenblick zu einer abenteuerlichen Höhe aufgerichtet, umher. Sitzend vermögen sie plötzlich durch das Strecken der zusammengeschlagenen Hinterbeine in einen Sprung überzugehen, der sie 10 Fuß hoch und 25 bis 30 Fuß vorwärts schnellt und keinem andern Säugethiere möglich ist. Die Vorderbeine auf die Brust gedrückt und den Schwanz hinter sich ausgestreckt, setzt es die langen Hinterbeine auf, schnellt sich empor und schießt in einem weiten Bogen dahin. Hiebei tritt es nie mit den Vorderarmen, sondern nur auf den Zehen der Hinterbeine auf, und der Schwanz, der den Sprung verstärkt, wogt auf und nieder. Selten vermag ein Jagdhund ein Känguru einzuholen, am wenigsten in einer buschigen Gegend, da der Hund die Felsblöcke, liegenden Stämme und Sträucher umgehen muß, über die das Känguru mit Leichtigkeit hinwegsetzt.

Den Ureinwohnern des Landes war das Känguru, als das größte und fleischreichste Thier ihres Landes, das wichtigste aller Geschöpfe, und alles Denken und Streben bezog sich bei ihnen auf das Känguru, wie bei den Lappen auf das Rennthier. Die Kenntniß der Sitten und Gewohnheiten des „Boomers", wie sie die größeren Arten der Beutelthiere nennen, und die Kunst, sie zu beschleichen und zu tödten, war deßhalb ihr wichtigstes Studium. Der einzelne Wilde bediente sich bei der Verfolgung der Känguru's des Bumerang, eines knieförmig gebogenen Stück Holzes, das geworfen einen Bogen beschreibt und wieder an die Stelle zurückfliegt, von welcher es abgeworfen wurde. Es ist dies dasselbe Instrument, mit welchem sich seit einigen Jahren unsere Knaben statt des Balles vergnügen, zu welcher Unterhaltung jedoch ein großer freier Raum erforderlich ist. Die Art, wie die Schwarzen das Känguru zu jagen pflegen, hat im Uebrigen Aehnlichkeit mit der Büffeljagd der Indianer Nord-Amerika's. Sie suchen sich unbemerkt an eine Heerde weidender Känguru's anzuschleichen und sich dann einiger Thiere zu bemächtigen, oder sie treiben die zerstreuten Trupps von verschiedenen Seiten aus in die Enge oder auch in einen geschlossenen Raum, worauf sie mit Keulen und Speeren getödtet werden. Auch bei den geselligen Unterhaltungen der Eingebornen spielt das Känguru eine Hauptrolle. Zwei Wilde stellen ein Känguru-Pärchen vor und ahmen alle Gewohnheiten dieser Thiere nach, wobei sie einander bald liebkosen, bald bekämpfen. Zuletzt wird das Paar von einigen Jägern beschlichen und überfallen; es sucht zu fliehen, auch wohl einen der Jäger zu fassen, wird aber endlich mit Keulen niedergeschlagen oder von den Lanzen erreicht und verendet zappelnd und grunzend am Boden.

Von den Europäern wird die Känguru-Jagd ebenfalls eifrig, leider oft nur zum Vergnügen, betrieben, wodurch diese schönen, auf den weiten Grassteppen völlig unschädlichen Thiere immer seltener werden. Zu dieser Jagd werden eigens Hunde dressirt, welche zwischen den Bullenbeißern und Schweißhunden die Mitte halten, die jedoch, wenn sie das Känguru einzeln angreifen, häufig den Kürzern ziehen. Findet ein Känguru-Männchen Gelegenheit, sich durch einen Baum den Rücken zu decken, so zieht es vor, den Kampf mit dem Hunde aufzunehmen, und sucht denselben, sich mit dem muskulösen Schwanze hebend, mit einem Schlage des Hinterfußes zu tödten. Noch besser wissen sich diese Thiere im Wasser zu

vertheidigen, welchem sie, wenn es erreichbar ist, sofort zueilen und darin den Angriff des Feindes erwarten. Sobald ein Hund bei ihnen ankommt, der schon schwimmen muß, während sie feststehen, halten sie ihn mit den Vorder- und dann mit den Hinterfüßen unter Wasser und ertränken ihn, wenn ihm nicht ein zweiter Hund zu Hülfe kommt. Ein Hund, der einmal von einem Känguru untergetaucht wurde, kann auf keine Weise zu einem zweiten Angriff im Wasser veranlaßt werden. Erfahrene Hunde hüten sich deßhalb, einem Känguru und zumal den Beinen desselben einzeln nahe zu kommen, während sich jüngere nicht halten lassen und häufig unterliegen. Meist aber fassen drei bis vier Hunde das Thier gleichzeitig und halten und würgen es, bis die Jäger zur Stelle kommen. Weibliche Känguru's versuchen sich nur zu vertheidigen, wenn sie in die Enge getrieben werden, und suchen gewöhnlich ihr Heil in der Flucht, die ihnen auch, wenn ihr Verfolger kein ausgezeichneter Reiter ist oder demselben Hindernisse oder gar ein Unfall zustoßt, auch gelingen kann.

Gould erzählt von einem Känguru, das, von Hunden verfolgt, in der Zeit von zwei Stunden einen Weg von 14 Meilen zurücklegte und sicher entkommen wäre, wenn nicht ein Meeresarm ihm den Weg abgeschnitten hätte. Das Känguru warf sich zwar sofort in die Wogen, mühte sich aber vergebens gegen eine frische Brise ab, welche ihm die Wellen entgegentrieb. Zur Umkehr genöthigt, würde das abgemattete und entkräftete Thier nun die Beute seiner Verfolger.

Weit hinter den blauen Bergen, wo die Hütten der Kolonisten stundenlang auseinanderliegen und nur da und dort halbwilde Pferde oder Rinder weiden, wurde in der Frühe durch die Hunde einer Jagdgesellschaft ein Känguru-Pärchen aufgetrieben, das nun in langen Sätzen über die Ebene dahinstob und anfangs, des vielen Gestrüppes wegen, gegen die Hunde im Vortheil war, die jedoch bald, da die Ebene nun ziemlich abschüssig wurde, dem Wilde wieder näher rückten. Man sah, wie das Weibchen zurückblieb, sich umschaute und sodann ihr Junges aus dem Beutel nahm und die Flucht fortsetzte, die aber auf dem abschüssigen Boden immer weniger fördern wollte. Das Thier überschlug sich öfters, rannte auch, während des Sprunges sich umsehend, mehreremal an Baumstämme an. Das gehetzte Thier konnte endlich nicht mehr weiter. Schäumend und athmend setzte es sich an einem Baume und machte sich zum Empfang der Hunde bereit. Der erste, der dem Känguru nach der Kehle sprang, erhielt von demselben einen Schlag mit einem Hinterbeine, der ihm den Leib aufriß; die übrigen Hunde aber umringten das müde Thier von allen Seiten, stürzten zu gleicher Zeit auf dasselbe los und rissen es nieder, noch ehe die Jäger auf dem Platze waren. — Das Männchen war seitab gekommen und von einem Theil der Jäger und der Meute verfolgt worden. In schnurgerader Richtung rannte es den großen Wasserlachen zu, welche in jener Gegend der Steppe glänzten, und setzte schwimmend seine Flucht in denselben fort, bis zwei der stärksten Hunde ihm nahe kamen. Rasch wandte es sich nun um, erfaßte seine Feinde und hielt sie so lange unter Wasser, daß ihre Herren schon den Verlust derselben beklagten. Das Känguru ließ die Hunde jedoch wieder los, und weder sie noch die Jäger hatten Lust, die Verfolgung in diesen Sümpfen fortzusetzen.

Anders und großartiger wird die Känguru-Jagd im Innern in den Gegenden betrieben, wo dieses Wild noch häufiger ist. Ein großer Raum in der Steppe wird umzäunt, in dem man, um dem Gehege den Anschein der Höhe und Festigkeit zu geben, Bäume und Aeste an der Umzäunung aufstellt. Lange, weite Gassen führen in diesen geschlossenen Raum, der jedoch erst später sichtbar wird. Soll nun eine Jagd unternommen werden, so begeben sich die zahlreichen Theilnehmer in aller Frühe, mit einem Zaume versehen, in die an die Höfe stoßenden Pferdegehege, um sich dort beritten zu machen, und begeben sich hierauf auf die Sammelplätze. Hier wird die Mannschaft in Kompagnien getheilt, welche mit militärischer Kürze ringsumher in die verschiedenen Weidegründe gesandt werden.

„Große Heerden Känguru's," erzählt ein Reisender, der sich einer solchen Treibjagd angeschlossen hatte, „erhoben sich von Zeit zu Zeit aus ihrem Mittagslager. Als nun allgemach unsere Jagdgenossen umher sichtbar wurden, hatten wir eine zusammenhängende Masse erschreckter Thiere vor uns. Die lange Linie der Reiter schloß, in ziemlich gleicher Entfernung von einander, die fliehenden Schaaren immer enger ein. Der westliche Flügel der Umzäunungen wurde jetzt sichtbar. Die Oeffnung zwischen beiden Flügeln betrug 500 Yard und verengerte sich rasch. Auf einen Wink des kommandirenden Kapitäns stellten sich fünfzig Reiter an der Hecke auf, ein anderer Theil blieb hinter den Thieren und bildete eine ununterbrochene Linie hinter denselben. Die hinteren Thiere drückten geängstigt auf die vorderen, denen, auf beiden Seiten eine Hecke und hinter sich die lärmenden Treiber, keine andere Wahl blieb, als vorwärts zu gehen. Nun entstand eine furchtbare Verwirrung. Dutzende der jüngeren Thiere wurden durch das Gewicht und das Ungestüm der älteren über den Haufen geworfen und die ganze Heerde stand trampelnd in einem dichten Staubwirbel. Wenn in diesem Moment eine Heerde durchbricht oder ihre Flanke auswärts kehrt, so sind tausend Pferde nicht im Stande, sie zum Stehen zu bringen, und die Tagesarbeit ist vergeblich gewesen.

„Man bewaffnete sich nun mit Stöcken, Säbeln und Speeren, und es begann ein wildes, entsetzliches Metzeln, bei welchem die Viehwächter, die auch im massenhaften Tödten von Kälbern große Praxis besitzen, sich als die geübtesten Thierschlächter erprobten. Kaltblütig wurde Alles niedergemacht, denn dieser Tag hatte für viele dieser Leute die Bedeutung einer Jahresernte, und das Wohlergehen der Männer, Weiber und Kinder mußte dem dieser Thiere, wie harmlos sie auch sein mögen, vorgezogen werden.

C. K.

Nach und auf dem Amoor*)-Fluß.

Nach dem Englischen**) von **C. Merz.**

Im Winter 1865 traf ich einen Herrn, der die meisten Länder der alten Welt kannte. Da ich eine Reise nach dem nördlichen Asien zu machen beabsichtigte, fragte ich:

„Wie kann ich nach Sibirien gelangen?"

„Oh" — sagte er lächelnd — „es gibt zwei Wege dorthin; Sie können hin gehen oder sich hin senden lassen. Wenn Sie das Erste wählen, so stehen Ihnen verschiedene Reiserouten offen, während im letztern Falle es nur eine einzige gibt."

Ich beschloß von Osten her den Boden von Russisch-Asien zu betreten. Zur Mittagszeit an einem Julitage im Jahre 1866 machte der Kapitän des Schiffes, auf welchem ich von St. Francisco abgesegelt war, seine gewohnte tägliche nautische Beobachtung. Als er seine Berechnungen beendigte, sagte er: „Wir sollten diesen Nachmittag Land erblicken und morgen früh im Hafen einlaufen."

Ungefähr um vier Uhr Nachmittags zeigte sich ein scharfer Bergkegel über dem Horizonte, und bald erschienen noch einige andere. Bei Sonnenuntergang konnten wir eine lange Küstenlinie sehen. Als die Sonne hinter

Petropavlosk, Hauptstadt von Kamtschatka.

den Bergen unterging, übergoß sie die schneebedeckten Gipfel mit Purpurschimmer, der endlich in das graue Zwielicht eines nordischen Sommers überging. Ein sanfter Wind wehte uns während der Nacht in der Richtung des Landes hin; bei Tagesanbruch wurden die Feuer angezündet, die Maschine in Gang gebracht, und um neun Uhr dampften wir in die Avatcha-Bai hinein. Wir befanden uns im Gebiete Seiner Majestät des Kaisers von Rußland.

Die Avatcha-Bai war ein willkommener Hafen nach unserer dreißigtägigen Reise über den stillen Ocean. Die Bai ist beinahe zirkelrund und hat einen Durchmesser von ungefähr zehn Meilen, mit einem Zugange vom Ocean her, mehr als eine Meile breit. Bei Sonnenuntergang an einem Sommertage betrachtet, wenn ein sanfter Wind vom Meere her weht und die Schatten der Berge nach Osten hin weisen, bietet sie ein Bild, das man ohne das geringste Gefühl der Ermüdung lange und aufmerksam betrachten kann. Ueberall steigen Berge empor in der Runde. Ihre Farben sind mannigfaltig und stechen oft scharf von einander ab. Die höchsten Gipfel sind weiß von Schnee; andere zeigen das Braun kahler Felsen; wieder andere tragen dunkle Wälder. Einige Abhänge sind mit üppig grünem Grase bewachsen, und hier und da erstreckt sich ein schmaler Streifen grauen Strandes weit am Ufer hin und die winzigen Wellen brechen sich spielend daran. Scheinbar nahe bei, aber in Wirklichkeit zwanzig (engl.) Meilen weit entfernt, strebt ein Vulkan empor, von welchem damals eine kleine, oft kaum bemerk-

*) Sprich Amuhr.
**) Von einem amerikanischen Reisenden erzählt.

bare Rauchsäule aufstieg. Bisweilen erwacht er zu heftiger Thätigkeit und ist ein ebenbürtiger Nebenbuhler des Vesuv und Aetna. Kapitän King, der Nachfolger des berühmten Cook, erzählt, daß im Jahre 1779 Asche auf die Verdecke der in der Bai vor Anker liegenden Schiffe herabgefallen und kleinere Steine mehrere englische Meilen weit vom Vulkan geschleudert worden seien. Ein amerikanischer Kaufmann, der in Kamtschatka wohnt, sagte mir, daß im Jahre 1861 häufige Erdbeben einem Ausbruche vorangegangen seien. „Das erste," sagte er, „warf Kamine herunter und stürzte Tische und Stühle um. Beinahe eine Woche lang gab es täglich im Durchschnitt ungefähr zwanzig Stöße, die aber keinen erheblichen Schaden anrichteten."

Die ganze Halbinsel Kamtschatka wird von vulkanischem Feuer erwärmt, so daß der Boden nie tief gefriert. Bisweilen schmilzt der Schnee, wo er mit der Erde in Berührung ist, während seine Oberfläche den winterlichen Anblick beibehält. Der Anbau des Winterweizens wurde für unmöglich erklärt, weil die Hitze des Bodens das Wachsthum des Korns zu früh entwickelt.

Ein halbes Dutzend kleinere Hafen umgeben die Bai und werden nicht unpassend „Avatcha's Kinder" genannt. In eine derselben lief unser Dampfer ein und ankerte vor Petropavlosk (Hafen des heiligen Peter und Paul). Eine russische Korvette begrüßte uns mit amerikanischer Musik, und mehrere unserer Landsleute kamen an Bord, sobald wir auf unserem Ankerplatze ruhig vor Anker lagen. Ich begleitete einen derselben bei seiner Rückkehr an's Ufer und landete wohlbehalten auf russischem Boden, achttausend (engl.) Meilen von der kaiserlichen Hauptstadt. Ich stand in Kamtschatka, von welchem ich in meiner

Ich versuchte eine kleine Fahrt auf dem Flusse ꝛc. (S. 335.)

Jugendzeit gelesen und gehofft hatte, es eines Tages zu sehen.

Der Schnee, der dieses Land beinahe ewig bedecken soll, war, ausgenommen auf den höchsten Bergen, verschwunden und an seiner Stelle fand ich ein üppiges Grün. Die strenge Winterkälte war der schwülen Sommerhitze gewichen. In dem Thale, wo die Stadt stand, hatten die Strahlen einer Julisonne freien Spielraum, ohne ein Lüftchen, um sie abzukühlen. Als ich von dem kleinen Hafendamme wegschritt, wo das Boot mich ausgesetzt hatte, strömte der Schweiß aus allen Poren und ich fragte mich häufig: „Bin ich wirklich in Sibirien?"

Petropavlosk, die Hauptstadt von Kamtschatka, hat eine Bevölkerung von ungefähr vierhundert menschlichen Wesen und fünfzehnhundert Hunden. Die meisten der vierfüßigen Einwohner waren auf ihren Sommer-Residenzen auf dem Lande und nur ungefähr hundert derselben waren in der Stadt geblieben. Die zweifüßige Bevölkerung — eine Minorität nach der Zahl, aber eine Majorität dem Einflusse nach — besteht aus Russen und Mischlingen (unter denen die Russen vorwiegend), mit einem halben Dutzend Amerikanern und einem einzigen Deutschen. Die Kamtschadalen reiner Abkunft leben nicht dort, und ihr nächstes Dorf ist ungefähr zwanzig (engl.) Meilen entfernt. Russische Sitten und Gebräuche bestehen in diesem Ende des Reiches in der nämlichen Reinheit wie in St. Petersburg oder Moskau, und die Sprache hat mit Ausnahme einiger hier einheimischen Wörter keine Aenderung erlitten. In jedem Hause, das ich besuchte, erfuhr ich die Gastfreundschaft, durch welche sich die Unterthanen des Czars rühmlich bekannt gemacht haben. In vielen Fällen war ich nicht im Stande, mich mit

meinen Wirthen zu unterhalten; allein dieser Umstand beeinträchtigte ihre Gastfreundschaft nicht.

Es ist die Sitte des Landes, Fremden, die einen gelegentlichen Besuch abstatten, einen Trunk zu reichen. Dieser ist stets stärker als Wasser — es mag Thee sein, und es mag auch kräftiger sein als Thee. Der Samovar, oder die Thee-Urne, ist beinahe in jedem russischen Hause vorhanden, von der Beringsstraße bis zur Nordsee, und wird vom Morgen bis zur Mitternacht in ziemlicher Thätigkeit erhalten. Es ist einfach ein tragbarer Ofen zum Sieden von Wasser — ein Kamin, das aufrecht durch einen Wasserbehälter geht und unten der Luft freien Durchzug gewährt. Ein Kohlenfeuer bringt das Wasser in kurzer Zeit zum Sieden.

Wenn uns unsere Wirthe nicht Thee anboten, so konnte man darauf zählen, daß sie geheimnißvolle Flaschen zum Vorschein brachten, die Genever oder sonst ein berauschendes Getränk enthielten. Ehe ich eine halbe Stunde am Lande gewesen war, lehrte mich ein Russe die Worte petnatzat capli (fünfzehn Tropfen), den bescheidenen Namen, der dem Ausdrucke „Trunk" entspricht. Ich muß gestehen, daß ich weder einen russischen Wirth, noch einen amerikanischen Gast sich je auf fünfzehn Tropfen beschränken sah, wenn die Etiquette von Kamtschatka zur Ausübung kam. Ein Offizier unseres Schiffes kehrte eines Abends spät in sehr „biegsamem" Zustande an Bord zurück und suchte sein Gesicht in einem Theer-Eimer zu waschen und mit einem Tauende abzutrocknen. Er erklärte feierlich, daß er bei keiner Gelegenheit mehr als fünfzehn Tropfen nehme; gab aber die Erläuterung, daß die Leute sehr gastfreundschaftlich seien und ihn auf's Freundlichste und sehr oft bewirtheten.

Petropavlosk ist wie ein Hinterwäldler-Dorf in einem der westlichen Staaten Nordamerika's, das man an ein sanft abfallendes Ufer gesetzt hat. Die meisten Häuser liegen an einer ungepflasterten Straße und die übrigen sind am Abhange in bunter Unordnung zerstreut. Alle Gebäude sind nur ein Stockwerk hoch und die ärmlicheren mit Gras gedeckt. Die besseren Häuser haben eiserne oder bretterne Dächer, die zur besseren Erhaltung gemalt sind. Die Häuser der Beamten und fremden Kaufleute sind bequem und von behauenem Holze erbaut; allein alle Thüren müssen niedrig und massiv sein, um die Winterkälte abzuhalten. Jede Wohnung muß einen Backstein-Ofen enthalten, der zwei oder drei Zimmern je eine Seite darbietet. Im Winter unterhält dieser Ofen eine Temperatur von ungefähr 66 Grad Fahrenheit in allen Zimmern, die er erwärmen soll. Die Ausstattung besteht in Stühlen, Tischen, Betten und Sopha's, nebst einer Bank, die sich längs einer oder mehrerer Seiten der Hauptgemächer hinzieht. Ein wichtiges Möbel in einem russischen Hause ist das Ikon oder Heiligenbild in einer Ecke beinahe jeden Zimmers.

„Nehmen Sie stets Ihren Hut ab, wenn Sie in ein Haus, Magazin oder in einen andern Ort treten, wo Leute wohnen," sagte ein Herr zu mir, der mit russischen Gebräuchen bekannt war, und begleitete seinen Rath mit folgender Erklärung:

„Man findet überall einen geweihten Gegenstand, gewöhnlich das Bild eines Heiligen, in einer Ecke, wo dasselbe auf Alles, was sich im Gemache befindet, herunterblicken kann. Es würde als Geringschätzung der Leute und ihrer Religion ausgelegt werden, wenn man in Gegenwart dieses Symbols ihres Glaubens mit bedecktem Haupte bleiben würde. Ein wahrer Gläubiger bekreuzt sich, wenn er in's Haus eintritt; von einem Fremden verlangt man aber die Beobachtung dieses Gebrauches nicht. „Das Bild beschützt oft das Eigenthum des Besitzers. Ein orthodoxer Russe fürchtet sich, in dessen Gegenwart zu stehlen, mag er sonst auch noch so unredlich sein. Oft findet man, wenn ein Diebstahl verübt worden ist, ein Taschentuch oder einen Schleier vor dem Gesichte des Heiligen im geplünderten Gemache."

Am Abende nach unserer Ankunft fand eine Doppelhochzeit statt, bei welcher zwei Schwestern als Bräute figurirten. Eine sibirische Hochzeit erfordert einen Ceremonienmeister, der in den meisten Fällen ein Freund oder entfernter Verwandter des Hauses ist. Nicht der unwichtigste Theil seiner Verrichtungen ist, daß er die Kosten des Festes aus eigenen Mitteln bestreiten muß; daher sind die Hochzeitsleute stets darauf bedacht, einen Mann zum Ceremonienmeister zu ernennen, der Geld vollauf hat. Ein Bekannter erzählte mir, daß er bald nach seiner Ankunft in Kamtschatka die Einladung erhielt, bei einem Hochzeitsfeste die honneurs zu machen. Von der vermeintlichen Ehre auf's Höchste geschmeichelt, nahm er die Einladung an und leitete das ganze Fest. Alles ging auf's Fröhlichste von Statten, besonders beim Mittagsmahle, bei welchem viele Verwandte und Bekannte zugegen waren und herrlich und in Freuden lebten. Man kann sich aber die Ueberraschung des Ceremonienmeisters am nächsten Morgen denken, als man ihm die Rechnung einhändigte und ihn belehrte, daß er dieselbe bezahlen müsse.

Die Kirche zu Petropavlosk ist ein ansehnliches, aus Holzstämmen erbautes Gebäude mit einer Kuppel. Sie hat ein Geläute von sehr unharmonisch klingenden Glocken, die sich in einem kleinen, ganz vom Hauptgebäude abgesondert stehenden Schuppen befinden. Es sind keine Sitze im Innern; und es sind deren in der That keine in irgend einer orthodoxen Kirche im ganzen Reiche. Nach dem griechischen Glauben sind Alle vor Gott gleich und Niemand darf in Seinem Tempel sitzen. Man machte einmal den Versuch, in einer Kirche zu St. Petersburg Sitze anzubringen; allein die Priester verboten es strenge.

Die Hochzeitsfeierlichkeit fand in der Kirche statt und die Hochzeitsgesellschaft schritt in feierlichem Zuge zu einer bestimmten Stunde des Nachmittags vom Hause des Brautvaters nach der Kirche. Ich wurde eingeladen und stand nahe bei der Thüre des Haupttheiles der Kirche. Zwei Priester verrichteten den Dienst und stimmten den üblichen Gesang an, während ein Chor männlicher Stimmen in passenden Zwischenräumen einfiel. Die Priester der östlichen Kirche tragen Haare und Bart ungestutzt, und oft wallt der üppige Wuchs bis auf die Hüften hinab. Um ihre Stellung behaupten zu können, müssen sie verheirathet sein, dürfen aber nicht wieder heirathen, wenn sie Wittwer geworden sind. Wie die Priester der katholischen Kirche, genießen sie viele gesellschaftliche Vorrechte und erhalten zahlreiche Geschenke, die in den jährlichen Besoldungen nicht eingerechnet sind.

Beinahe alle Fremden, die in Petropavlosk wohnten,

waren am Hochzeitsfeste gegenwärtig. Der Ceremonienmeister war ein russischer Kaufmann, der im östlichen Sibirien einen bedeutenden Handel treibt und jährlich die Häfen von Kamtschatka besucht. Da der Vater der Braut einer seiner Kunden war, so lehnte er die Leitung der Hochzeitsfestlichkeiten nicht ab, obschon ihm diese Ehre eine Ausgabe von sechshundert Dollars verursachte.

Der Pelzhandel ist der hauptsächlichste und beinahe der einzige Reichthum von Kamtschatka. Er hat während der letzten zehn Jahre bedeutend abgenommen. Die besten Sorten sibirischen Zobels kommen aus Kamtschatka, wo die Pelze von den Jägern gekauft werden. Ungefähr sechstausend Zobelfelle werden jährlich ausgeführt, von denen einige nach Amerika gehen und die übrigen über Land nach St. Petersburg gesandt werden. Die Kaufleute führen einen Tauschhandel mit den Eingebornen und verkaufen ihnen Waaren, die für ihre Bedürfnisse passen.

Ich verließ die Avatcha-Bai in einer russischen Korvette. Wir beabsichtigten, durch die erste Meerenge südlich von Kamtschatka zu gehen; allein ein dichter Nebel verhinderte uns daran und nöthigte uns, den größern Durchpaß zwischen der dritten und vierten Insel zu wählen. Als wir auf denselben zu dampften, umgab uns der Nebel und wir fuhren in der Irre herum. Der Mann im Mastkorbe verursachte einige Aufregung, indem er Land hart am Steuerbord meldete, und wir mußten plötzlich umkehren. Wir hatten eine preußische Brigg im Schlepptau, welche uns lästig zu werden drohte. Der Kapitän stationirte Leute mit Aexten, um die Schlepptaue zu kappen, sobald es nöthig erachtet würde; allein glücklicherweise mußte es nicht geschehen. Im Augenblicke der größten Besorgniß stieg der Nebel empor und ließ uns die Inseln zu beiden Seiten sehen. Eine Stunde später hatten wir die Meerenge zurückgelegt. Da der Kurs der Brigg von dem unsrigen gänzlich abwich, so banden wir dieselbe los, als wir in der Chotsk-Bai *) eingelaufen waren.

Sieben Tage später ankerten wir in der Ghijiga-Bai und ich betrat das Gebiet des Gouverneurs des nordöstlichen Sibiriens. In der langen schmalen Bai stieg die Fluth um zwanzig Fuß, und die Tiefe des Wassers zwang uns, zwölf Meilen unterhalb des Dorfes, bei welchem wir landen wollten, vor Anker zu gehen. Spät Abends kletterte ich an der Seite der Korvette hinunter in ein Boot, um die Bai hinauf zu fahren. Die Sonne schlich von Westen nach Osten, nur wenige Grade unter den Horizont, und sank nie tief genug, um gänzliche Dunkelheit eintreten zu lassen. Um Mitternacht stand sie gerade im Norden. Ihre Stelle wurde von einem schimmernden Zwielichte bezeichnet, stark genug, um die Umrisse der die Bai begrenzenden Hügel sichtbar werden zu lassen und den Horizont mit den warmen Farben des Tagesanbruches zu schmücken. Die Sterne der Ursa major waren kaum sichtbar und verschwanden lange vor Sonnenaufgang. Wäre ich zwei Monate früher hier angekommen, so hätte ich das Tageslicht vierundzwanzig Stunden lang andauern sehen.

Die Ufer der Ghijiga-Bai steigen ziemlich schroff empor und erstrecken sich in flachen Ebenen, die mit üppig wachsendem Moose, Gras oder Sträuchern bedeckt sind, in's Binnenland hinein. Von der Küste aus kann man eine Reihe von Hügeln sehen, die aber in der dunstigen Atmosphäre nur undeutlich erscheinen. Die Hügel und Berge sind gewöhnlich von Bäumen entblößt und außerhalb der Flußthäler findet sich sehr wenig Bauholz. Auf einem Vorgebirge nahe der Mündung des Ghijiga-Flusses haben die Russen eine kleine Hütte erbaut, welche sie einen Leuchtthurm nennen. Es ist ein sechseckiges Gebäude, ungefähr zehn Fuß hoch, und hat ein flaches, mit Erde bedecktes Dach, auf welchem ein Feuer angezündet werden kann.

Wir landeten bei einem kleinen Dorfe nahe am Fuße des Vorgebirges, auf welchem der Leuchtthurm steht, und wurden von einigen Offizieren der russisch-amerikanischen Telegraphen-Expedition empfangen, welche ihr Hauptquartier zu Ghijiga hatten. Der Gouverneur war von seiner zwölf Meilen entfernten Residenz hergekommen, und die ganze Gesellschaft wurde in einem Hause einquartiert, welches der russischen Marine angehörte. Unser Frühstück bestand aus Schweinefleisch und hartem Brode und mehreren Tassen heißen Thees.

Während eines Aufenthaltes von vier Tagen auf diesem Punkte konnte ich nicht so ausgedehnte Beobachtungen anstellen, als ich es wünschte. Die Verkehrsmittel waren sehr beschränkt. Die flachen Ebenen waren voll von Wasser, das in offenliegenden und verborgenen Löchern lag. Jedes kleine Büschel Moos war wie ein vollgesogener Schwamm. Ich kehrte von einem Ausfluge zu Fuß mit völlig durchnäßten Stiefeln zurück. Es war kein Räderfuhrwerk aufzutreiben und fünfzig (engl.) Meilen in die Runde gab es nur drei Pferde. Es war auch kein Dampfschiff auf dem Flusse.

Ich versuchte eine kleine Fahrt auf dem Flusse in einem von Hunden gezogenen Boote. Es waren kamtschadalische Hunde, welche den von Dr. Kane beschriebenen Eskimo-Hunden ähnlich sahen. Sie werden während der Jahreszeit des Schnees im nordöstlichen Sibirien gebraucht, mit Ausnahme einiger Bezirke, in welchen das Rennthier ihre Stelle einnimmt. Viele Stämme von Eingebornen gebrauchen sowohl Hunde als Rennthiere, je nach der Art und Jahreszeit der Reise und der Gegenden, die besucht werden sollen. Auf langen Reisen und in Gegenden, in welchen Lebensmittel nur spärlich zu finden sind, halten sich die Rennthiere besser als Hunde. Sie suchen ihr Futter unter dem Schnee hervor und finden gewöhnlich Moos genug zu ihrem Unterhalt. Die Vorräthe für die Hunde muß der Reisende selbst mitnehmen, wenn solche nicht in Dörfern unterwegs zu finden sind. Auf einer langen Reise wird das Gewicht der für die Hunde mitzuführenden Nahrungsmittel denselben beschwerlich und hinderlich.

Ich sah viele solche Hunde in Kamtschatka und Ghijiga und stand mit mehreren derselben auf „freundschaftlichem Fuße". Sie sind nicht bösartig und ich sah niemal einen derselben Muth an den Tag legen. Ein kleiner Rattenfänger, der auf unserem Schiffe gehalten

*) Diese Bai wird im ganzen vorliegenden Reiseberichte Chotsk-Bai genannt, während sie auf geographischen Karten Ochotsk-Bai, auf amerikanischen Karten aber sogar Okhotsk-Bai heißt. A. d. Ueb.

wurde, jagte eingeborne Hunde in die Flucht, welche zehnmal schwerer waren als er selbst; und es war oft lächerlich zu sehen, wie er trotzig einen riesigen, zitternden Hund umkreiste, der ihn ohne Gefahr der Indigestion mit Stumpf und Stiel hätte auffressen können. Kamtschadalische Hunde bellen nicht, sie können aber entsetzlich heulen. Auf meinem Wege über den stillen Ocean hieher prophezeite man mir, daß ich in der ersten Nacht, die ich auf kamtschadalischem Boden zubrächte, nur wenig schlafen würde.

Mein Glück wollte es, daß die meisten Hunde auf dem Lande waren, und ich hörte nur wenig von der berühmten Hundemusik. Sie heulen am meisten vor der Fütterung, ungefähr bei Sonnenuntergang. Während der Nacht finden ebenfalls häufige Uebungen der verschiedenen Hunde-Chöre statt.

Fünf Hunde genügen als Zugthiere für einen leichten Schlitten, der nur eine einzelne Person nebst seinem Gepäcke führt. Auf guten Straßen kann ein solches Gespann wochenlang fünfzig engl. Meilen täglich zurücklegen, und im Nothfalle hundert Meilen, ohne auszuruhen. Vor einigen Jahren legte ein einzelnes Gespann hundert und dreiundzwanzig Meilen in wenig mehr als vierundzwanzig Stunden zurück. Hunde können mit halben Rationen reisen und sogar im Zustande der Ermüdung viele Meilen weit angetrieben werden. Rennthiere stehen still, wenn sie müde sind, weigern sich, vorwärts zu gehen, bis sie gefüttert sind und ausgeruht haben. Man sagte mir, daß ein müdes Rennthier sich niederlege, wenn man versuche, es vorwärts zu nöthigen, und daß es sich eher bis auf den Tod schlagen ließe, als die Reise fortzusetzen.

Meine Reise im Boote war mir etwas Neues, dauerte aber nicht lange. Eine Bärenhaut auf dem Boden des Bootes diente als Sitz und die Hunde waren vermittelst einer langen Leine von Hirschfell an's Boot gespannt. Ein Kosak im Hintertheile desselben steuerte, ein solcher im Vordertheile beaufsichtigte die Zugleine, und ein dritter trieb die Hunde am Ufer hin. Der Führer hatte große Schwierigkeit mit den Hunden, welche sich ziemlich ungeberdig anstellten, bis sie endlich durch reichliche Hiebe zum Gehorsam gebracht wurden. Die Hunde zogen das Boot mit einiger Schnelligkeit gegen die Strömung, so daß der Führer rasch gehen mußte, um mit denselben Schritt zu halten. Der Steuermann wich den im Flußbette steckenden Baumstämmen und den Untiefen mit Gewandtheit aus.

Häufig wechselte der Pfad von einem Ufer zum andern. In solchen Fällen nahmen wir die Hunde in's Boot und fuhren sie hinüber. Sie hatten eine sehr unangenehme Gewohnheit, sich während der Ueberfahrt zu schütteln, und ich werde stets eines zottigen Burschen gedenken, welcher mich gerade im Augenblicke, als ich eine frische Cigarre anzündete, mit Koth und Wasser bespritzte. Eine Gießkanne hätte mich kaum gründlicher durchnässen können.

Die Eingebornen im Bezirke von Ghijiga sind Korjäken und Tschuktschen. Die Ersteren halten sowohl Rennthiere als Hunde, die Letzteren aber blos Rennthiere. Ich sah mehrere Korjäken, und wenn mir die Mittel zum Fortkommen zu Gebote gestanden wären, so wäre es mir möglich gewesen, einen ihrer Lagerplätze zu besuchen, wo ihre zahlreichen Heerden versammelt waren. Einige dieser Heerden sind sehr groß. Einige Eingeborne besitzen fünf-, zehn- bis fünfzehntausend Rennthiere und stehen deßhalb in großer Achtung. Ich hörte von einem glücklichen Korjäken, einem eingebornen Crösus, der vierzigtausend Rennthiere besaß.

Rennthiere bilden das Tauschmittel des Landes und alle Summen werden in Tauschmitteln ausgedrückt. Ein Rennthier durchschnittlicher Größe kostet vier Rubel. Der Preis steigt bis auf fünfzig Rubel, wie man sich dem Amoorflusse nähert.

Der Major Abasa, Befehlshaber der asiatischen Abtheilung der Telegraphen-Gesellschaft, theilte mir einige merkwürdige Einzelnheiten über die Ureinwohner des Landes mit. Er hatte damals ungefähr ein Jahr unter denselben zugebracht, manche Nacht in ihren Wohnungen geschlafen und war mit ihnen über die weiten und baumlosen Ebenen oder tundras gereist. Bisweilen stand der Thermometer auf 60 Grad unter Null, und oft wurden die Reisenden von heftigem Sturme überfallen. Obschon sie indessen sehr von der Kälte litten, trug doch keiner von ihnen bleibenden Schaden davon.

„Meine Standhaftigkeit," sagte Major Abasa, „wurde oft hart geprüft, wenn ich eine Korjäken-Jurte oder Wohnung betrat. Diese Gebäude bestehen aus Baumstämmen; um sie herum wird die Erde festgestampft und der obere Theil ist trichterförmig. Sie werden zur Hälfte in die Erde hineingesenkt, so daß es keiner großen Anstrengung bedarf, um von außen das Dach zu erreichen. Ein Loch in der Mitte dient zugleich als Thüre und Kamin, und eine Stange mit Einschnitten dient als Leiter.

„Man steigt gerade über dem Feuer in die Jurte hinab, schließt die Augen und verläßt sich auf sein gutes Glück. Die Hitze ist groß und von dem dichten Rauche wird der Fremde beinahe blind und erstickt. Ich bin nie ohne Schaudern in eine dieser Wohnungen gegangen und habe es oft vorgezogen, draußen zu bleiben und im Schnee zu schlafen. Ventilation ist in den Jurten unbekannt und der Rauch hängt in einer Wolke unter dem Dache und durchdringt das Innere ganz. Die Augen der Eingebornen haben daher ein rothes und entzündetes Aussehen."

Die Korjäken halten Rennthiere und beschäftigen sich mit der Jagd und dem Fischfang. Die Tschuktschen halten ebenfalls Rennthiere, gehen auf die Pelzjagd und handeln mit den Eingebornen der Küsten von Nord-Asien und Amerika. Sie waren lange gegen Rußland feindlich gestimmt und behaupteten ihre Unabhängigkeit; allein in den letzten Jahren haben sie sich mit ihren Herrschern ausgesöhnt und bezahlen für den Schutz, den ihnen der Kaiser gewährt, einen Tribut. Einige derselben bringen ihr ganzes Leben damit zu, indem sie jährliche Handelsreisen machen. Sie bringen Pelze nach den russischen Handelsposten und tauschen dieselben gegen Tabak, Messer, Korallen und andere von den Eingebornen gesuchte Artikel aus.

(Schluß folgt.)

Art. Anst. v. F. Hochdanz, Stuttg.

1860

Univ. Bibl.
München

Fontana di Trevi in Rom.

(Taf. 43.)

Die nach dem Berichte des Anastasius von Papst Hadrian I. unternommene Erneuerung der alten Aqua Virgo (deren Quelle in einer sumpfigen Gegend der Collatiner-Straße 14,105 Schritte von Rom liegt) war nur von kurzer Dauer, und nach einer Reihe von mehreren Jahrhunderten unternahm erst Nicolaus V. im Jahre 1450 ihre abermalige Wiederherstellung und die Errichtung eines Brunnens zu derselben, welcher von den drei Quellen, aus denen sich das Wasser ergoß, durch Verstümmelung des Worts Trivio den Namen Fontana di Trevi erhielt. Nach den eingetretenen Stockungen des Wassers, die sich unter dem Pontificat Sixtus IV. und dann nach der von diesem Papst veranstalteten Ausbesserung der Röhren im Jahre 1559 einstellten, erfolgte die dauerhafte Wiederherstellung des Aquädukts unter den folgenden Päpsten Pius IV. und Pius V. Das Wasser desselben ließ nachmals Gregor XIII. auch nach den auf seine Veranstaltung auf den Plätzen del Popolo, Colonna, della Rotonda, Navona und Campo de Fiori errichteten Brunnen leiten. Das heutige Gebäude der Fontana di Trevi, des größten und prächtigsten der römischen Brunnen und vielleicht des wasserreichsten der ganzen Erde wurde unter Clemens XII. nach der Erfindung des Niccolà Salvi angefangen und unter Clemens XIII. vollendet. Es ist mit der Querseite des nach Angabe des ältern Martino Lunghi erbauten Palastes verbunden, der, ursprünglich im Besitz der Herzoge von Ceri, jetzt dem Fürsten Piombino gehört. In der mittleren und größten der drei zwischen vier korinthischen Säulen befindlichen Nischen erscheint Neptun auf einem mit zwei Seepferden bespannten Wagen, deren Zügel zwei Tritonen ergreifen, in einer von Pietro Bracci aus weißem Marmor gefertigten Gruppe. Die in den beiden andern Nischen stehenden Bildsäulen, der Gesundheit und der Fruchtbarkeit, die beiden Bassi rilievi über denselben und die Statuen auf dem Gebälk und dem Giebel des Gebäudes sind Werke verschiedener Bildhauer der damaligen Zeit. Das Wasser ergießt sich aus mehreren Felsen in so reichen Strömen in ein großes Becken von weißem Marmor, daß es in 24 Stunden 66,000 Kubik-Meter liefert. Ungeachtet des nicht bedeutenden Kunstwerths der Skulpturen und des dem Geschmacke der beiden letzten Jahrhunderte entsprechenden Styls der Architektur gewährt dieses Werk doch durch eine gewisse, in der Anlage des Ganzen herrschende Großartigkeit und Phantasie einen imposanten Eindruck und erhebt sich dadurch bedeutend über die meisten in den letzten Jahrhunderten in Rom entstandenen Bauwerke.

Die Brodpflanzen, Nahrungsmittel und Reizmittel der Bewohner des tropischen Amerika.

Von **Franz Engel.**

(Schluß zu S. 302.)

2. Fleischnahrung.

Der Ernährungsinstinkt in der tropisch-amerikanischen Bevölkerung spricht sich nach keinem Nahrungsmittel so kategorisch aus, wie nach der Fleischnahrung; das (befriedigte oder unbefriedigte) Bedürfniß nach derselben macht sich bei allen Alters-, Berufs- und Standesklassen gleich geltend; in jedem Hausstande, dem der Genuß des Fleisches zugänglich und erreichbar ist, bildet dieses den Hauptbestandtheil der Mahlzeiten; es wird nicht so sehr das Fleisch als Beilage zum Brod oder Gemüse, als vielmehr umgekehrt dieses als Beilage zum Fleisch betrachtet. Bevor sich ein Arbeiter in den Plantagen zur Lohnarbeit verdingt, wird er sicherlich die Bedingung stellen, wenigstens täglich einmal mit Fleisch beköstigt zu werden; die Fleischverpflegung ist aber in vielen Gegenden im Innern des Landes der großen Kostspieligkeit halber im Verhältniß zu dem geringen Umfange der Produktion und Betriebsamkeit, wie hinsichtlich der Schwierigkeit des Fleischbezuges gar nicht durchzuführen; daher diese besonders betonte Bedingung, und es ist leicht wahrzunehmen, daß sich die Arbeitskraft aus den Gegenden, wo der Fleischverbrauch gering ist, zurückzieht und sich den Gegenden zuwendet, wo die Fleischverpflegung leichter herzustellen ist, wenn daselbst auch ein geringerer Lohn gezahlt werden sollte. Der Fleischtopf ist die beste Werbetrommel für die Arbeitskraft. Unbemittelte, denen der tägliche Fleischgenuß versagt ist, sprechen immer ein großes Verlangen nach demselben aus und geben zur öfteren Erzielung desselben den größten Theil ihrer mühsam angelegten Ersparnisse hin.

Der Kreole versteht unter Schlachtvieh im engern Sinne des Wortes nur das Rind, und zwar das männliche, den Ochsen; weibliche Thiere werden selten, nur wenn sie alt und nicht mehr gebären, abgeschlachtet; die Kuh wird zur Anzucht geschont, und da die Zucht des Rindes nur die Erzielung von Fleisch im Auge hat, wird auch der Kuh die Milch nicht genommen und diese als ein Gegenstand von Werth und Nutzen für die Wirthschaft nicht geachtet; aus gleichem Grunde wird auch kein Kalb geschlachtet; der Kreole würde sich für einen Verschwender und schlechten Spekulanten halten, wollte er ein Thier schlachten, bevor es erwachsen, also das größte Fleischquantum hergeben kann. Carne — Fleisch — heißt er schlechthin nur das Fleisch vom Rinde; wird auch die Schweinezucht in ansehnlichem Maßstabe betrieben, so erhält doch das Fleisch vom Schwein nicht eigentlich Werth und Nennung des Fleisches; man spricht nur von dem

Marano, einem Dinge, das ganz etwas Anderes ist als Carne und weit unter dessen Werth steht, so viel es auch gegessen wird. Bei der Anzucht des Schweines hat man hauptsächlich die Gewinnung des Speckes und Schmalzes im Auge, deren man in der Küche bedarf, da diese über keine Butter gebietet; beides, Schmalz und Speck, steht immer in gutem Preise; das Fleisch vom Schweine aber wird viel billiger als die Carne verkauft und keiner weitern Behandlung zur Konservirung unterworfen, sondern nur so lange hinzuhalten gesucht, bis es verkauft und möglichst schnell verbraucht ist.

Die Jagd ist nicht in dem Grade reich an Beute, wie man sie sich vielfach diesseits der Wendekreise in den tropischen Urwäldern und den vom Jaguar durchpirschten Llanos vorstellt; in der unangetasteten und alleinherrschenden Wildniß allerdings streifen noch ungezählte Massen von Wildschweinen, Affen, Hirschen, Murmelthieren und hühnerartigen Vögeln umher, und auch dort, wo die Menschenhütten wie vereinsamte Kultur-Inseln in das wilde Waldmeer einzeln zerstreut sind, birgt dieses in seinen Tiefen, an seinen mit Lianen und Dornenruthen umsponnenen Flußufern ein zahlreiches, wenn auch dem Menschenauge meistens entzogenes Thierleben; allein in den vorherrschend kultivirten, von Wäldern theilweise entblößten, von dem Menschen bewohnten und ihm unterworfenen Gebieten ist der Fang eines mühsam nachgestellten Wildes ein seltenes und froh begrüßtes Ereigniß, und mit der ganzen Gier eines lange zurückgehaltenen Genusses und Bedürfnisses fällt die ganze Familie und Gevatterschaft des Jägers über die erlegte Beute her. Gezähmtes Geflügel, besonders Enten, Kuhnen und vor allen Dingen Hühner greifen bedeutend an Zahl und Verbreitung in die einheimische Viehzucht ein; sie fallen beträchtlich in's Konsumgewicht, können aber dennoch dem Verbrauch an Carne lange nicht das Gegengewicht halten und müssen im Allgemeinen nur als Lückenbüßer, wo diese mangelt, betrachtet werden. Die Märkte der Städte, welche über Verkehrs- und Hülfsmittel gebieten, stellen eine beständige Auswahl von allen diesen verschiedenen Fleischarten, und die Küche der Privaten und Gasthäuser bemächtigt sich ihrer weit mehr, als das Bedürfniß erheischt; aber anders verhält es sich in den Ortschaften im Innern des Landes und auf dem größten Theile der Hacienda's; spricht man vom Fleischverbrauch im Allgemeinen, so bleibt hauptsächlich der Verbrauch an Rindfleisch darunter zu verstehen.

Es ist also der gehörnte Wiederkäuer, der Verwandte jenes gemähnten Riesen der Prairien, welchen der Guancho oder der unbeugsame Skalpenritter des nordischen Westen auf seinem schnellen Rosse mit der Würgschnur, dem Lazo, zu Boden reißt, der mit seinem Fleische heute hauptsächlich den Menschen unter der senkrechten Sonne ernährt; es thut nichts zur Sache, wenn ein großer Theil der Bevölkerung sich den Genuß desselben nicht verschaffen kann, der Begehr nach demselben ist überall gleich, und das genügt, die allgemeine Nachfrage, das Bedürfniß nach Fleischnahrung zu konstatiren. Das Bild von dem paradiesisch-bedürfnißlosen Leben im Schatten der Bananenbäume ist doch nur theilweise wahr und schmeichelt sich nur zu leicht mit trügerischen Farben in die Phantasie und mit halbwahren Voraussetzungen in die Beweisgründe der Theoretiker ein; Theorie und Praxis können oft beide im Rechte sein und sich dennoch widerstreiten; die Argumente zu jener bekannten Bananenphraseologie mögen in Ziffern und Tabellen wahrheitsgetreu und mathematisch korrekt entworfen und ausgeführt sein; aber das wirkliche Bild weicht dennoch in seinen Conturen mannigfach von der Darstellung desselben ab. Mag der Frucht- und Nahrungssegen auch unter dem Schatten der Bananenblätter hervorbrodeln, wie Manna vom Himmel, so stellt die Kultur dieses Mannabaumes doch immerhin ihre Bedingungen, wie sie jede Kultur für ihre Ziele stellt; auch sie findet in mannigfachen Verhältnissen Hindernisse und in manchen Momenten beträchtliche Einbuße in ihrer Segensfülle; nicht überall, wo nach der Theorie ein Faktum sein könnte und sein müßte, ist es. So auch hier; Boden und Klima, Wasser und Luft verhalten sich doch nicht überall gleich und sind nicht allerorten gleich geeignet für eine produktive Bananenkultur; aber es sei so, dann erfordert sie bei allen bescheidenen Ansprüchen an Zeit, Mittel und Kraft dennoch immerhin ihr ganz bestimmtes Maß an Hülfsmitteln und Arbeitskraft; aber ein meilenweites Gebiet des fruchtbarsten Landes bleibt ein todtes Gut, wenn es Niemand beackert; doch auch dies vorausgesetzt, daß jedes einzelne Menschenhaupt unter der senkrechten Sonne behaglich Schatten finde in seinem hinlänglich großen Bananengarten, so wechseln doch, mit wenigen Ausnahmen, in dem ganzen Gewächsreiche die Zeiten des Wachsthums und der Reife, der Saat und der Fruchternte, und die Bananenfrucht ist nicht dauerfähig, sie reift sofort in den Mund und Magen ihres Züchters hinein oder verfällt dem Verderben. Sei es aber auch, daß der Züchter — wie es in der That den größten Theil des Jahres über geschieht — beständig zu gleicher Zeit säe und ernte, so vermag dies Manna doch nicht, ihn allein zu ernähren. Sowie auch wir uns unter dem „täglichen Brode" nicht allein unser Weiß- und Schwarzbrod denken, ja, uns nicht allein von demselben ernähren können, sondern unsre Gesammtnahrung in diesem Ausdruck zusammenfassen, so ist dem Tropenbewohner die Bananen- und Maisfrucht ebenfalls nur das Brod im engern Sinne des Wortes, das Zubrod zu den blutbildenden Speisen, zu denen ihn, und wenn er auch im wirklichen Bananenparadiese lebt, das gefühlte Bedürfniß, der Ernährungsinstinkt unausgesetzt hintreibt. Er begehrt das Fleisch zu seiner Banane, und kann er es nach Begehr erlangen, so ißt er das Fleisch nicht als Beilage zu seiner Banane, sondern umgekehrt das Bananenbrod als Beilage zum Fleische. Andernfalls lebt der Mensch unter der senkrechten Sonne trotz der tropischen Vegetationsfülle, trotz der unversiegbaren Frucht- und Nahrungsquelle oft nur ein kümmerliches, mehr hungriges als gesättigtes Dasein.

Bevor die Sonne mit brennendem Farbendunste aus dem unbegrenzt gleichförmig ausgedehnten Grasmeere der Llanos emportaucht, erhebt sich der Llanero in seinem aus Rohr, Palmenblättern und trocknen Häuten zusammengestellten Rancho von der harten Ochsenhaut, ruft durch ein bekanntes Zeichen sein weidendes Pferd herbei, wirft ihm den Sattel auf und reicht ihm ein paar Hände voll Maiskörnern, die sein getreuer und zuverlässigster Gefährte ihm aus dem Hute frißt. Bevor er sich in den Sattel

schwingt, um mit seinem mächtigen Scepter, dem Lazo, das weite Revier seiner ungezählten Heerden zu durchschweifen, gibt er an dem Schleifsteine Dolch und Messer schneidende Schärfe, nimmt darauf aus der zusammengeschlagenen blutigen Haut eines unlängst abgestochenen Rindes ein großes Stück saftigen Rückenfleisches, steckt es auf einen hölzernen Bratspieß, streut Salz darüber und läßt es langsam über dem zusammengefallenen Kohlenfeuer rösten, während er dazwischen die frisch abgestreifte Ochsenhaut mit kurzen, zugespitzten Holzpflöcken über den Boden ausspannt, um sie an der Sonne auszutrocknen. Das duftig und saftig schmorende Fleisch am Holzspieße ist nun sein erster Imbiß am frühen Tage; mit einem Schälchen Kaffee oder Kakao spült er es hinab und verzehrt dazu einige wenige Bissen Mais- oder Bananenbrod. Und fort saust er auf seinem Rosse, seine Heerden zusammentreibend, auseinanderjagend, musternd, und in die Kniee stürzt unter dem sausenden Lazo der flüchtige Stier; nur ein Stück braunen Rohzuckers zum Trunk an der Quelle hat der Mann zu sich gesteckt; erst am späten Nachmittage, wenn er heimkehrt auf dem schweißtriefenden, keuchenden Rosse, steckt er wieder ein ansehnliches Stück Fleisch an die Holzruthe, und so zehrt er Tag für Tag, Jahr aus Jahr ein aus der ihm ergiebig zufließenden Nahrungsquelle — der Carne. Die Llaneros führen den Ruf eines wilden, trotzigen, unbeugsamen, muskelzähen und voll gesunder Kraft strotzenden Volksstammes und sind von dem Montauero — dem Bewohner der Cordilleren — mit sanfteren Sitten und reicherer Sinnesart nicht ungefürchtet.

Seine ausgesonderten und eingefangenen Heerden treibt der Llanero aus den Grassteppen der Llanos an den Flüssen oder über rauhe Gebirgspfade in das Cordillerengebiet hinauf, zum Verkauf an die ihm an Charakter und Gesittung schroff gegenüberstehende, wenn auch von demselben politischen Verbande umfaßte Bevölkerung des Ackerbaues, Handels und der Industrie. Mehrstentheils jedoch kaufen die Spekulanten der Fluß- und Küstengegenden die Heerden selber in den Llano's auf, wo sie an Ort und Stelle pro Haupt ein Billiges zahlen, sie rund und fleischig austreiben, aber mager, elend und durch Stürze gelichtet eintreiben in ihre eigenen Weideplätze; daselbst lassen sie das abgemattete Rind erst eine geraume Zeit lang ruhen und sich herausfressen, um es dann mit hohem Gewinne in den Schlachthäusern der großen und kleinen Ortschaften auf dem Blocke wieder zu verkaufen.

Zahlreiche Stücke der ausgeführten Rinderheerden bleiben schon unterwegs, ehe sie an den Ort ihrer definitiven Bestimmung gelangt, bei den Händlern der kleinen zerstreuten Gemeindesitze, der Dörfer und Städte an der Heerstraße zurück. Dann wird bald hier, bald dort ein ausgefuttertes Haupt geschlachtet; meilenweit im Umkreise spricht sich die Kunde von diesem Ereignisse aus; der eine Gevatter trägt sie zur einsamen Thalhütte des andern Gevatters; in den Hacienda's setzt sie den ganzen Arbeitertroß in Bewegung, der seinem Herrn oder Verwalter unaufhörlich das dicke Rind in's Gedächtniß zurückruft mit deutlichem Hinweise darauf, wie solch kräftiger Bissen Nerven und Muskeln erstarken müsse; der Sold wird vorweg genommen, um eine Arroba (25 Pfd.) im Vorrath zu kaufen. Der Indio auf den feuchtkühlen Bergen rafft einen Scheffel Erbsen zusammen, um sie auf seinem Esel in die Tierra caliente niederzutreiben zum Verkauf oder Umtausch gegen die gierig begehrte Carne; allerorten regt sich die in Städten, Dörfern und Hütten zerstreute Bevölkerung, in welcher ein so weit tragendes Ereigniß, wie die Schlachtung von einigen Rindern, die sonstige Eintönigkeit des alltäglichen Lebens rührig unterbricht. Derartig drückt sich das Verlangen nach Fleischnahrung aus, daß der Volksmund Reichthum und Glück eines Menschen mit den drei Worten bezeichnet: er ißt Fleisch.

Aus den Llano's fließt die Hauptquelle des Fleischverbrauches; aber auch die Savannen der Cordilleren bergen andere ergiebige, wenn auch minder massenhaft produzirende Fleischquellen. Dennoch aber lebt der Montañero nicht so ausschließlich wie der Llanero von der Fleischnahrung; die Verhältnisse liegen hier anders. Die Rindviehzucht auf den kalten Grashöhen der Cordilleren wird nicht ausschließlich der Fleischproduktion halber, sondern auch wegen der Gewinnung von Käse, namentlich aber von Last- und Zugochsen für den Ackerbau betrieben; daher wird eine im Verhältniß zum Stamm nur geringe Anzahl von Rindern auf dem Blocke zerhauen. Die Hato's (Stammzüchtereien, Meyereien) sind in der Regel von größeren Grundstücken abgezweigte und ihnen anzehörige Parzellen unter besonderer Verwaltung; die Zucht wird über den eignen Bedarf der gesammten Gutsverwaltung hinaus selten einmal ausgedehnt; außerdem geht die Vermehrung in der kalten Gebirgsregion träger und langsamer vor sich, und die Weide bildet nicht eine derartige unerschöpfliche Futtergrube wie in den Llano's; die Zerklüftung des Bodens macht die Weide für das Vieh auch mühevoller und angreifender; auf den Abhängen, in den Schluchten und den vielen örtlichen Verstecken der Gebirgsmasse zerstreut sich die Heerde und verliert sich leichter aus dem Auge und der Hütung des Hatéro; es stürzt, kommt um, verläuft sich, und vervielfältigt sich spärlicher; bei schlechter oder nachläßiger Wartung erhebt es sich (se alza), d. h. es verwildert, und schweift weit umher auf den unzugänglichen, vielen oder gar keinen Besitzern zugehörigen Gebirgskämmen. Das Rind der Llano's schweift freilich ebenfalls mehr in wilden, denn in gezähmten Heerden umher, es vermehrt sich und stirbt, ohne daß der Eigenthümer seinen Bestand nach Namen, noch Zahlen kennt; aber die ebene, meerartige Bodenfläche verhindert seine Zersplitterung und gibt der Ueberwachung und Massenvereinigung vollen Raum; der Hirte sitzt den Heerden beständig im Sattel auf den Fersen, jagt sie und umkreist sie mit seinem Lazo ganz nach seinem Ermessen. Auf den Gebirgssavannen wird die Kuh gemolken, das Kalb in den Händen der Menschen zurückbehalten; die beständige Wartung und Auferlegung des menschlichen Willens zähmt die wilde Natur des Thieres, lähmt aber auch damit die ursprüngliche Unabhängigkeit von der menschlichen Wartung, die ursprüngliche Kraft und Fruchtbarkeit. Mit der geringeren und nicht als Hauptaufgabe gestellten Fleischproduktion muß auch der Verbrauch gleichen Schritt halten.

So oft die Tödtung eines Rindes für den Gebrauch der Hacienda bevorsteht, rüstet diese eine kleine Expedi-

tion von mehreren Männern und Packthieren mit Lebensmitteln, Waffen, Pulver und Blei nach dem gewöhnlich entlegenen Hato auf den Bergsavannen aus, um mit Hülfe des dortigen Hatéro das von diesem bezeichnete Rind einzufangen, abzustechen, zu zerlegen und das zerstückte Rind in Ledernetzen auf den Packthieren in die Hacienda zu schaffen. Schnelle Zubereitung des Fleisches und darum viele Hände sind des schnell zersetzenden Klima's halber geboten. Hat sich aber die Heerde erhoben, d. h. ist sie verwildert, so wird eine Kugeljagd auf das kostbare Wild gemacht. Zu diesem Zwecke werden Hunde mitgeführt, die auf das Einfangen wilder Rinder abgerichtet sind; die Rasse dieser Ochsenfänger ist groß, dickknochig, dickköpfig, stumpfschnauzig, von straffem, kräftigem Gliederbau; sie erscheinen gewöhnlich träge, schwerfällig, schläfrig und gutmüthig; jedoch in ihrer Arbeit sind sie leicht, elastisch, sehr lebendig und von einer unüberwindlichen Kraft und Kühnheit; während sie am Tage kaum den Kopf umwenden, zeigen sie sich in der Nacht als unerbittliche Wächter, die selbst den bekannten Angehörigen des Hauses ohne Pardon den Paß verlegen und nur die Stimme des Herrn respektiren, an welchem sie ihre ganze Lebenszeit hindurch mit jener rührenden Treue hängen, wie sie in der Fabel Homer's der sterbende Sauhund noch seinem königlichen Herrn, dem Ulysseus, bis zum letzten schwachen Schwanzwedeln bewahrt.

Still, geräuschlos hebt der Hund die Jagd mit der Verfolgung des flüchtigen Stieres an, umkreist ihn, haut ihm sein Gebiß mit voller Kraft in die Schnauze ein und hält ihn so mächtig gepackt und in seinem wüthenden Schmerze mit gesenktem Haupte nieder, bis die Schützen zu Fuß oder zu Pferde, je nach der Beschaffenheit des Jagdrevieres, herbeikommen und den Gefangenen niederschießen. Das erlegte Thier wird sofort an Ort und Stelle zerlegt und nach einem behaglichen Mahle von den leckersten Roststücken in die Hacienda fortgeschafft. Die Expedition läßt sich ihren Lohn statt in Geld in Fleisch auszahlen; die Arbeiter der Hacienda strömen sämmtlich herbei, um sich ebenfalls ihren Wochenlohn in Fleisch zu erbitten; die Nachbarn drängen sich ungestüm zum Kauf einiger Arroba's herbei, und wer über eine Pezetta verfügen, eine solche leihweise auftreiben oder irgend einen Tauschhandel eintreiben kann, strebt mit vollen Segeln dem Genusse der Carne zu.

Das Fleisch des gejagten wilden Stieres ist weder wohlschmeckend, noch der Gesundheit besonders zuträglich; das Thier wird durch die Hatze zur äußersten Wuth gereizt, es stirbt mit blutigem Wuthschaume vor Maul und Nüstern, Blut und Säfte erleiden dadurch eine förmliche Vergiftung, das Blut selbst findet keinen Abfluß, das Fleisch nimmt eine dunkle, fast schwarzrothe Färbung an, und weniger robuste, mit zarteren Verdauungsorganen ausgerüstete Menschenkinder, als Neger und Indier, empfinden nach dem Genusse eines solchen Fleisches eine bleierne Lähmung, eine fieberhafte Abgeschlagenheit der Glieder; ich wenigstens habe diese Erfahrung an meinem eigenen Körper wiederholt gemacht; daß gewaltsame Reizung, Aerger und Wuth die thierischen Säfte in außergewöhnlicher Weise umwandeln können, ist eine bekannte Thatsache, wie sie z. B. der Biß eines wüthenden Hundes, Fuchses, einer Katze ꝛc. lehrt, deren Speichel eine giftartige Wirkung in der Wunde des Verletzten hervorbringt. Schon der Anblick des Fleisches von einem gehetzten wilden Stiere flößt Widerwillen ein; ich bekam sofort nach dem Genusse solchen Fleisches einen peinlichen Fieberanfall; dieselbe Wahrnehmung wurde mir auch von andern Leuten versichert, die ich den Genuß desselben meiden sah; wieder Andere aßen davon mit bestem Appetit ohne die geringsten Nachwehen.

Außer diesem offiziellen Fleischverbrauche der Hacienda wird noch manche Arroba desselben Fleisches unbezahlt bei Seite geschafft und als ungegönntes Brod gewiß erst mit rechtem Appetite verzehrt. Gar Mancher pirscht da oben auf den Savannen ohne Jagdkarte, und nicht die ungeschicktesten, noch der Gegend unbekannte Schützen sind es, die mit ihrer sichern Büchse dem kostbaren Wilde nachstellen; gewiß die Hälfte des Bestandes, der unter der Rubrik „verloren, gestürzt, erwürgt u. s. w." gestrichen wird, fällt dem edlen Waidwerke der schlauen Hochland-Indianer zu, die es denn auch mit Alter und Geschlecht nicht so genau nehmen, während die Hacienda selbst möglichst schont; gar manches Roastbeef läßt sich der Hatéro wohl selbst mit seinen wackern Compadres und Amigo's schmecken; die Ausfüllung obiger Rubriken macht ja weniger Schwierigkeit, als die Kontrole und Ausübung des Rechtes und Gesetzes in jenen weiten, öden, unzugänglichen und unbeschirmten Gebieten. Der Herr oder Verwalter sieht oft genug einen ungewöhnlich lebhaften Rauch aus diesem und jenem Rancho seiner Hacienda aufsteigen, aus denen ihm das saftige Roastfleisch gar lieblich entgegenduftet; seine Betrachtungen, die er im Stillen über die schönen Leckerbissen seiner schwarzen Colonen anstellt, sind gewiß mehrstentheils wahr und gerechtfertigt, und auch seine beiläufigen Nachfragen und Anspielungen entspringen den gerechtesten Motiven; aber sie frappiren keineswegs, denn der schwarze Colone, wenn er auch niemals eine Pezetta in der Tasche und nirgends Ansprüche an ein saftiges Schulterblatt oder Rückenstück zu erheben hat, hat dennoch natürlich Alles baar und ehrlich im Schweiße seines Angesichtes erstanden.

Den Städtern, namentlich in den Fluß- und Küstenniederungen, wo Handel, Gewerbe und Verkehr am regsten blühen, wird die Befriedigung des Fleischbefürfnisses in vollem Maße zu Theil; die Schlachthäuser und Märkte sind immer der starken Nachfrage gemäß ausgerüstet. Aber hier, in der heißen Zone, ist außerdem, daß die Verhältnisse den Fleischverbrauch begünstigen, auch das Bedürfniß nach einer schnell blutbildenden, leicht umgebildeten Nahrung dringender vorhanden; mag sich auch der Montañero mit seinem Erbsenteige im Magen ganz wohl befinden, so würde ein solcher dem Bewohner der Tierra caliente doch mehr als lästig fallen, und ebenso jene Massenzufuhr von Reis, Mais, Knollen, Wurzeln und andern Fett- und Wärmebildnern, welche zur Neubildung der verbrauchten Körpersubstanz erforderlich sind. Solche Quantitäten ersetzt nun ein kleines Stückchen Fleisch, und die Schlachthäuser, welche von den Llano's gespeist werden, sind in Folge dieses natürlichen Fleischgelüstes stets gefüllt und stets wieder geleert.

Die Hausfrauen Deutschlands würden meistens in sittliche Entrüstung gerathen über die geringe Sparsamkeit, welche bei dem Fleischverbrauch der kreolischen Küche

Richard III. und die Söhne Eduards.

(S. S 345.)

beobachtet wird, und möchten solchen Verbrauch nicht selten als eine gewissenlose Verschleuderung betrachten; beide Tagesmahlzeiten — Frühstück wie Mittagstisch — sind nur aus Fleischspeisen zusammengesetzt, im Hause der Vornehmen und Bemittelten in der Anzahl von drei bis vier Schüsseln, am Tische des Unbemittelten in geringerer Auswahl; das Quantum wird nicht portionsweise nach der Anzahl der Essenden eingetheilt, und die Bestimmung der Fleischspeisen ist weniger, verzehrt zu werden, als nur zur Auswahl und zur beliebigen Benützung vorgesetzt zu werden; nachdem ein Weniges abgenommen, wandern die Speisen wieder hinaus, ohne daß nach ihrem weiteren Verbleib gefragt wird; es darf aber ein Rest von abgetragenen Speisen nicht wieder zum Vorschein kommen, denn es würde für den Gast wie für den Kostgänger und jedes andere Mitglied der Tafel ein übel vermerktes Zeichen der Geringschätzung sein, ihm eine bereits angerührte und wenn auch wirklich nur berührte Speise noch einmal vorzuführen; die Reste sind für die Domestiken und deren Familien; es ist nicht Sitte, diese aus einem besondern Topfe zu speisen. Der Hausstand kennt gar nicht die Einrichtung von Speisekammern und Vorrathsräumen; seine Speisekammer ist der Markt, das Feld, der Garten; von hier aus füllt die Köchin ihren Kochtopf an, und eben so wenig wie die Speisekammer die Mahlzeit herrichtet, gehen die berührten oder unberührten Schüsseln zu einer Speisekammer zurück; sie haben mit ihrer Erscheinung ihren Zweck erfüllt und um ihre weitere Verwendung kümmert sich die Hausfrau sodann nicht mehr. Die Gemüse kommen neben Weizen-, Mais- und Bananenbrod zwar in großer Mannigfaltigkeit auf den Tisch; aber von diesen allen wird nur ein im Verhältniß zum Fleisch geringes Quantum verzehrt.

Der Arme kann freilich über dergleichen Almuerzo's und Comida's nicht gebieten; dennoch folgt er, wie der Hund, dem Fleischgeruche und weiß sich, wie jener, Thüren und Wege zu dem begehrten Knochen zu öffnen. Entweder steht er in nahen Beziehungen zu den Küchendamen, Stuben-, Wasch-, Plätt- und Schneiderzofen der reichen Häuser, oder er weiß sich die verzweigten gevatterschaftlichen Verbindungen nutzbar zu machen, oder er umkreist wie Fuchs und Marder die Schlachthäuser, wo er sich den Abfall, als: Eingeweide, Kopf, Pfoten 2c., zusammenbettelt oder für einige Kupferlinge ersteht, und stellt überhaupt nicht das Licht seiner natürlichen Talente unter den Scheffel, indem er auf ächt groß- und staatsmännische Weise ohne Vorliebe für feste moralische Prinzipien sich jeden Umstand zur Erreichung seiner Zwecke auf jede Art und Weise dienstbar macht.

Betreten wir denn nun das Schlachthaus selbst, um sogleich auf die Tödtung des Thieres, die Zerlegung und Zubereitung des Fleisches zwecks seiner Konservirung für das Tropenklima in Augenschein zu nehmen. Zunächst sei erwähnt, daß die Abschlachtung des Viehs in abgesonderten Schlachthäusern außerhalb des Ortes, selbst in den kleinsten Pueblo's gesetzlich geboten ist, — eine durch allgemeine Gesundheitsrücksichten jener Länder im höchsten Grade gebotene und lobenswerthe Maßregel. Ein freies Gehege in der Nähe nimmt das zusammengetriebene Vieh auf, von dort aus wird es auf den Schlachthof getrieben, niedergeschnürt und mittelst Oeffnung der Schlagader am Halse durch Verblutung getödtet. Kaum hat das Thier geendet, so wird die Haut abgestreift, und während noch die Muskeln unter dem entweichenden Leben zittern und zucken, schneidet das Messer bereits in's Fleisch ein und löst es in langen, dünnen, flachen Streifen von den Knochen ab; auf diese Weise werden die Knochen förmlich herausgeschält, und nur jene Theile, wie Rippen, Kopf 2c., die von einem kompakten Fleische nicht umgeben, werden mit dem Beile zerhauen; Stück für Stück wird es nun auf dem blutigen Fell stark mit feingepulvertem Salze durchrieben, an Luft und Sonne aufgehängt und so lange derselben ausgesetzt, bis es möglichst von seinem Wassergehalte befreit und so hart und steif wie altes Leder gedorrt ist; die Haut selbst wird mit kleinen Pflöcken straff über der Erde in der Sonne ausgespannt oder auch zu Lederlazo's, Riemenzeug 2c. in Spiralstreifen aufgeschnitten. Ungesalzen bleibt nur eine solche Quantität Fleisch zurück, als sogleich frisch verkauft und als Carne fresca — frisches Fleisch — in der Küche verarbeitet werden kann. Die sofortige Zerlegung und Einreibung mit Salz ist in dem Tropenklima nothwendig, in welchem schon nach ein bis zwei Stunden nach erfolgter Tödtung die Zersetzung beginnt.

Begeben wir uns nun zu den Markthallen, wo der Fleischverkauf stattfindet; zu dem Zwecke folgen wir am besten der Dame vom Küchenherde selbst, welche den Einkauf auf dem Merkado übernimmt; unser Appetit wird freilich beim Anblick der Fleischhallen nicht besonders angeregt werden; keineswegs aber wird uns unsre Begleitung vor den Augen des Publikums in Verlegenheit setzen, denn nicht etwa in ihrem wenig anziehenden Küchenornate, sondern von weit aufgebauschter Gewandung luftiger, leichter Gewebe umhüllt, als ob es zu einem frohen Ballfeste ginge, mit dem wehenden Fächer in der Hand und allen Blumenessenzen im Haare, — so wallt in langsam gravitätischem Schritte die Señora vom Herde durch die Verkaufsreihen des Merkado, erkundigt sich bei dieser und jener Kollegin und Gevatterin, deren Congohaupt und Arm- und Fußextremitäten eben so rabenschwarz und duftreich wie die ihrigen aus der weißen Gazewolke luftiger Gewänder hervortreten, mit höflichster Aufmerksamkeit nach dem Wahlbefinden von Großmutter, Mutter und Kind, beantwortet mit gleich huldvollem Danke dieselben an sie ergangenen Kundgebungen sublimster Theilnahme, ergeht sich weiterhin mit ihrem derzeitig dienstthuenden Kavalier beim amorosen tête à tête in eine derartig schwulst- und phrasenvolle Unterhaltung, wie sie kein Vaudeville in den Ländern der Orangen und Oliven bombastischer vorführen kann, oder schlägt im stolzen Bewußtsein ihres blendenden Eindruckes bewundernswerth kokette Augenräder im ganzen Planetenkreise ihres Sonnensystemes umher nach den lackirten und weiß gesteiften Caballero's des Merkado, die geschäftig hin und her eilen, feilschen, Verträge abschließen oder Dulces schlürfen und nach abgeschlossenem Geschäfte über Rumpf und Flügel der schönen Schmetterlinge Revue abnehmen. Bei den Fleischhallen angelangt, — und da wir nur mit diesen zu thun haben, so beschränken wir auch unsern Besuch auf diesen Theil des Merkado allein, — nähert sich die weiß umwolkte schwarze Grazie äußerst behutsam den fettigen und

blutigen Latten und Brettern, von denen das Trockenfleisch — die Carne seca — in langen, übelriechenden, grün- und schwarzschillernden Streifen herabhängt und so durstig und dürre zusammenklappert wie altes Sohlenleder; daneben an der Erde liegt auf der blutigen Haut des eben abgestochenen Rindes, auf einen Haufen geworfen, die Carne fresca, zwischen welcher der Verkäufer mit seinen blutigen Händen herumwühlt und sie gemeinschaftlich mit der Carne seca durch allen Schmutz hin und her reißt und zerrt, zerstückt, über den schmierigen Ladentisch schleift und so pikante Düfte aufwühlt, daß sie den Aasgeier herbeilocken, der dicht darüber auf dem Dache näselnd nach dem einladenden Bissen schielt. — Señora läßt die Waare vor sich ausbreiten, mustert sie, ohne sie zu berühren, mit geschultem Blicke in würdevoller Hoheit per distance und reicht mit ausgestrecktem Arme über die Wölbung ihres Gewandes den Korb mit der Münze, den sie bis dahin auf den fünf Fingerspitzen der aufgehobenen hohlen Hand balancirt, zu dem Fleischhacker hinüber, um die Waare einzupacken; dann aber befrachtet sie die fünf Fingerspitzen nicht etwa wieder mit dieser groben Last, — der Anstand würde ebensosehr wie die ätherische Hülle mit dieser gemeinen Verrichtung in Konflikt gerathen; ein gebieterischer Wink wirbt für einige Kupferlinge oder für ein Douceur in Rohmaterialien einen schmutzigen, herumlungernden Negerbuben, der mit dem unästhetischen Korbe auf dem harten Schädel seiner derzeitigen Gebieterin folgt, die gravitätisch voranschreitet, die perlende Stirne mit dem Fächer kühlt und sich mit der umfangreich hin und her schaukelnden Crinoline wieder den Rückweg durch das geschäftige und schaulustige Marktpublikum zu ihrer rauchigen und schwarzgerußten Küche bahnt.

Dem üblen Eindrucke gegenüber, welchen wir in den Fleischhallen empfangen haben, müssen wir dem Hausstande doch die volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß in der Küche Alles der gründlichsten Reinigung unterworfen wird, ebenso wie die Bereitung selbst unter Beobachtung sorgfältigster Sauberkeit und aller Regeln der Decenz geschieht. Wir mögen deßhalb unsre Beobachtungen ungehindert bis zur Küche fortsetzen, um auch der ferneren Zubereitung des Fleisches zuzusehen. Die Küche der Creolen besitzt unendlich wenig Recepte oder macht doch nur von einer sehr geringen Anzahl derselben Gebrauch; die eine Mahlzeit erscheint wie die andere, kaum in der äußern Gestalt etwas verschieden untereinander; Carne seca und fresca — je nach den Umständen — bildet das Fundament der jedesmaligen Mahlzeit, und fast immer gleich in Form und Farbe. Der Creole ißt und ist zu mäßig, als daß er für einen großen Aufwand von Küchenrecepten viel Interesse zeigen sollte; er will die wenigen Bissen, die er zu sich nimmt, schmackhaft, kräftig und dezent, sonst in einfach ungekünstelter Weise zubereitet haben. Große Braten, von jenen Dimensionen, wie wir sie in Deutschland am Sonntag Mittag in jedem soliden Bürgerhause in Augenschein nehmen können, finden wir dort auf keinem Tische, es sei denn vielleicht in den Häusern europäischer, resp. deutscher und englischer Handelsherren und in den Gasthäusern der Großstädte nach europäischem Muster; wie bereits in den Schlachthäusern gesehen worden, ist die Zerlegung des Schlachtviehes nicht auf Erzielung von Bratenkeulen und dergl. angelegt. Das größte und von den Zungen der Gourmands am meisten bekrittelte Kunstprodukt des Kochkünstlers: die Sauçe, findet dort gar keine Anerkennung, noch Anwendung; beißender Essig mit Cayennepfeffer nimmt die permanente Stelle aller Saucen ein.

Die gewöhnliche Behandlung des Fleisches über dem Feuer ist eine dreifache: die des Röstens, Backens und Kochens; das, was der Creole Braten — Carne asada — nennt, ist Rostfleisch; dasselbe wird in kleineren oder größeren Streifen am Spieße oder auf Rosteisen über Kohlen langsam geröstet, während dieses Aktes mit Salz, Gewürzen, vielleicht auch mit etwas Fett oder Oel betupft, gewöhnlich aber nur in seinem eigenen Safte geröstet; da die besten, saftreichsten Stücke zu der Carne asada gewählt werden, so muß dieser einfache, kräftige Bissen jeder Zunge behagen, deren Geschmacksnerven noch nicht durch tausend künstliche Essenzen und Quintessenzen abgestumpft worden sind. — Die zweite Behandlung ist das Backen; dazu wird das Fleisch in kleine Würfel zerschnitten oder zerfasert, und dann in Fett, also gewöhnlich in Schmalz oder Oel gebacken; kommt es aus der Pfanne auf den Teller, so wird es mit Tomates, Knoblauch, Pfeffer, Orleans u. s. w. reichlich verziert und gewürzt, dem dann ein Jeder noch die immer bereiten Mixpickels nach Belieben zusetzt; auch diese Carne frita ist nicht zu verachten. — Die dritte Behandlung: das Kochen, ist wohl überall dieselbe; die gewonnene Brühe wird nicht vom Teller gelöffelt, sondern zum Fleisch und Gemüse aus Tassen getrunken; das Würzen und Salzen geschieht auf dem Tische. Das sind die drei Gestalten, in denen die Carne wieder und immer wieder bei Tische erscheint; beim Almuerzo ist es gewöhnlich die Carne frita (gebackenes Fleisch mit gebackenen Bananen) oder der Sancocho (gekochtes Fleisch mit einem Quodlibet von Gemüsen); bei der Comida die Carne asada (Rostfleisch), die das Gros der Mahlzeiten bilden, begleitet von gebackenen Eiern und Tortillas (Eierkuchen) und dem sekundären Zubrode, als: Maisbrod, Waizenbrod, Bananen, Knollen, Gemüsen, Hülsenfrüchten, Kaffee, Kakao und Dulces.

In den Städten, wo täglich geschlachtet wird, findet die Carne fresca — das frische Fleisch — den größten Verbrauch; dennoch aber findet die Carne seca — das Trockenfleisch — vielen Anhang; in den Gegenden aber, wo weniger oft oder nur selten einmal geschlachtet wird, bildet die Carne seca die beständige Nahrung. Vor ihrer Zubereitung wird diese lange und tüchtig gewässert, behält aber dennoch immer viel Salz, bleibt bei allem Kochen doch etwas zähe, hat stets etwas Hautgout an sich, und kann bei der sorgfältigsten Behandlung mit dem frischen Fleische nicht an Milde, Saft und Wohlgeschmack wetteifern. Der ächte Creole gibt aber seiner Carne seca immer den Vorzug; er ist zu sehr daran gewöhnt und hält sie für kräftiger und nahrhafter; da ihr der Wassergehalt in bedeutender Menge — über die Hälfte ihres ursprünglichen Gewichtes — entzogen ist, sie mithin nur die feste, verdichtete Fleischfaser vorstellt, so genügt allerdings ein viel geringeres Quantum von ihr, als von dem frischen Fleische, zur Sättigung; sie steht aus demselben Grunde aber auch im Preise viel höher. Das verlorene Gewicht und namentlich das verbrauchte Salz — und

Salz ist im Innern ein kostbarer Artikel — muß durch den erhöhten Preis wieder gewonnen werden.

Das einzigste Medium zur Erhaltung des Fleisches ist: Salz und Luft; alle Einlagen in Essig und Lake, Pökel und Räucherung widerstehen dem zersetzenden Klima nicht; hingegen fertige Produkte dieser Art, wie Schinken und Mettwürste, aus der Fremde, namentlich aus Nordamerika eingeführt und sorgfältig in Staniol eingeschlagen, durchlaufen als große Delikatessen ebenfalls das Innere des Landes und erhalten sich längere Zeit unverdorben; die Anfertigung im Lande selbst gelingt nicht. Es setzt also das Klima nächst der Mäßigkeit der Menschen wohl der Mannigfaltigkeit des Speisezettels und der Fleischbereitung eine enge Grenze, aber nicht dem Fleischverbrauche selbst.

Diese Erscheinung steht mit der allgemein verfochtenen Theorie von der Ernährung unter den verschiedenen Klimaten in direktem Widerspruche; es waltet die Meinung vor, daß der Ernährungsinstinkt des Tropenländers mehr auf die kühle, milde Pflanzenkost, als auf die reizende Fleischnahrung gerichtet sei; nicht selten aber widersprechen Thatsachen und Erfahrungen allen theoretischen Belegen und bestehen doch zu Recht. Die Thatsache des großen Fleischverbrauches im tropischen Amerika läßt sich sowohl durch statistische Tabellen belegen, als auch physiologisch begründen. In dem heißen Klima ist die Verbrennung und der Stoffwechsel durch die Athmung der Lungen gering und langsam, die Funktion der Verdauungswerkzeuge schleppend und schlaff; um so mächtiger aber ist Athmung der Haut, die Durchschwitzung eine enorme, Aufzehrung und Umsetzung der Körpersubstanz gehen in beschleunigtem Maße ununterbrochen vor sich; die Natur arbeitet mit großer Energie, im Vergleich zu ihrer Wirksamkeit unter nordischem Himmel gewaltsam; ein heißerer Strom geht auflösend, verdampfend durch die Gefäße des Organismus, das Temperament zehrt gierig an dem Stoffe, aus dem es hervorquillt. Demzufolge muß der Ernährungsinstinkt auf leicht umzubildende, dem Organismus möglichst verwandte und gleichartige Nahrungsstoffe gerichtet sein, damit eine langwierige, schwerfällige und vielseitige Stoffumwandlung vermieden, die Abnutzung der Körpersubstanz auf dem kürzesten Wege ausgeglichen, zugleich eine Anhäufung unverbrennbaren Materiales nicht zugelassen werde. Das magere Fleisch genügt allen diesen Anforderungen; bei einer geringen, unbelästigenden Zufuhr ersetzt es nach einer leicht bewerkstelligten Verdauungsoperation ohne Ueberhäufung unverbrennbaren Materiales die abgenutzten Bestandtheile des Organismus durch seine, diesem gleichartige Substanz, während die vegetabilischen Nahrungsmittel einen vielseitigen und langsamen Umbildungsprozeß bis zu einem, dem Organismus gleichartigen Ersetzungsstoffe durchzumachen haben, zu diesem Behufe eine große, belästigende Zufuhr bedingen, um bei ihrem geringen Gehalte an blutbildender Nahrung eine hinreichende Menge derselben zu liefern, dadurch die Funktion der Verdauungswerkzeuge beschweren, verlangsamen und zu sehr überbürden und eine überschüssige Menge von durch die Athmung unverbrennbarer Kohle (Fett) ablagern.

Das Rind im tropischen Amerika liefert ein zu solcher Ernährung durchaus geeignetes Fleisch; die Mastung desselben (Zufuhr von Fettbildnern) fällt dort fort; es nährt sich einzig und allein von Gräsern und Kräutern; bei der Mächtigkeit des Wachsthums verholzen dort alle Gewächse, die bei uns als saftreiche Gräser und Kräuter auftreten, so daß wir unsre Stauden dort als kleine Gebüsche und Gestrüppe wiedersehen; das Futter der Weide ist hart und trocken; das Vieh setzt ein fettloses, mehr zähes als zartes Muskelfleisch an und korrespondirt in dieser Hinsicht mehr mit unserem Wilde, als unserem fettgemästeten Schlachtvieh; das also magere Fleisch ohne Fettdurchwuchs liefert nun den primärsten, am leichtesten umzubildenden, blutbildenden Nahrungsstoff.

Als weiterer Beleg für den großen Fleischverbrauch im tropischen Amerika mögen nun noch einige Zahlen aus den statistischen Mittheilungen Codazzi's vom Jahre 1839 entnommen werden. Darnach wird angenommen, daß etwa $^3/_{10}$ der Gesammtbevölkerung Venezuela's, die im Jahre 1839 995,348 Seelen betrug, Rindfleisch, $^2/_{10}$ Theile Ziegen- und Schaffleisch; $^2/_{10}$ Theile Schweinefleisch, und noch ein mäßig angenommener Bruchtheil Federvieh, als Hühner, Enten, Kuhnen ꝛc., verzehren; so würde also auf $^7/_{10}$ bis $^8/_{10}$ Theile der Gesammtbevölkerung zu vertheilen sein der festgestellte Verbrauch von:

172,442 Haupt Rindvieh,
im Mittel zu 18 Arroba = 450 span. Pfd.,
macht 77,589,900 Pfd.

1,512,522 Haupt Ziegen und Schafe,
im Mittel zu 1 Arroba = 25 span. Pfd.,
macht 37,813,800 Pfd.

344,998 Haupt Schweine,
(Fett 2 Arroba, Fleisch 3 Arroba) = 5 Arroba
= 125 span. Pfd., macht 43,124,710 Pfd.

7,500,000 Stück Federvieh, à 2 Pfd.,
macht 15,000,000 Pfd.

in Summa:
9,429,9992 Stück Vieh = 173,537,410 Pfd. Fleisch.

Demnach würden also bei $^7/_{10}$ Theilen der Bevölkerung im Betrage von 661,745 Seelen jährlich circa 262 ½ spanische Pfund, bei der Gesammtbevölkerung von 995,398 Seelen jährlich ca. 183¾ span. Pfd. Fleisch auf den Kopf kommen. In den preußischen Staaten vor der Annexion kommen bei der Gesammtbevölkerung von 18,475,550 Seelen jährlich durchschnittlich auf den Kopf 37–40 Zollpfund; nehmen wir bei der nicht erheblichen Differenz beider Gewichte beide Pfunde zu einem gleichen Gewichte an, so würde das Verhältniß sich in runden Zahlen herausstellen wie: 40 : 184, also der Verbrauch pro Kopf in Venezuela 144 Pfd. mehr, das ist über 3 ½ mal so viel Fleischgewicht betragen, als in den preuß. Staaten.

Der Verbrauch an Wildpret ist in diese Berechnung überdieß nicht aufgenommen; eine Ermittelung desselben würde sehr gewagt sein und zu keinem nur einigermaßen zu verbürgenden Resultate führen; ein nicht unerhebliches Quantum könnte aber mit Sicherheit angenommen werden.

Aus der gegebenen Darstellung wird nun zur Genüge hervorgehen, daß der Fleischgenuß dem Tropenländer keinen Widerwillen einflößt, daß im Gegentheil ein bestimmt ausgeprägtes, physiologisch begründetes und durch Zahlen belegtes Bedürfniß nach demselben thatsächlich vorhanden ist. Der Ochse ist der wichtigste und hauptsächlichste Ernährer des Menschen in der heißen Zone Amerika's.

J. Specht
C. Votteler lith.

Univ. Bibl.
München

Richard III. und die Söhne Eduards.

(Hiezu die Abbildung auf S. 341.)

Unser Holzschnitt folgt einem Bilde des Historienmalers Stilke, welches jetzt dem Nationalmuseum zu Berlin angehört. Dasselbe bringt eine Scene zur Darstellung zwischen Richard III. und seinen Neffen, den jungen Söhnen Eduards IV., bevor diese von dem Thronräuber im Tower eingesperrt und umgebracht werden. Der Charakter der Hauptpersonen ist mit großer Wahrheit und Energie ausgedrückt. Uns fesselt zunächst die boshaft-heuchlerische Geberde, die krallende Handbewegung des Herzogs von Gloster, vor welchem die Königin in verzweifelndem Schmerze niederkniet. Der ältere Prinz gibt den Schrecken und Abscheu zu erkennen, den ihm sein tyrannischer Oheim einflößt, während sich der jüngere mit rührender Angst an seine Mutter klammert. Beide Verfolgte sind von der Ahnung des schrecklichen Schicksals erfüllt, welches ihnen bevorsteht. Die Gruppen im Hintergrund ergänzen die Hauptscene und vollenden die Wirkung der interessanten Komposition.

Das Meerschweinchen.

(Taf. 44.)

Das Meerschweinchen, das seit Jahrhunderten überall gehalten wird und mit dem sich besonders die Kinderwelt so gerne befreundet, kommt nur im gezähmten Zustande vor, ohne daß sein ursprüngliches Vaterland bekannt wäre, was jedoch auch in Betreff mehrerer unsrer größten und wichtigsten Hausthiere der Fall ist. Lange begnügte man sich mit der Annahme, dieses artige Thierchen sei aus Südamerika gebracht worden. Erst später sah man sich dort nach seinem wilden Stammvater um und glaubte ihn in dem brasilianischen Aperea, Cavea Aperea, gefunden zu haben. Dieser unserem Kaninchen in der Lebensart ähnliche Nager ist besonders am La Plata sehr verbreitet, scheu und flüchtig in der Freiheit, im Hause ziemlich zutraulich; im Uebrigen aber finden sich so bedeutende Verschiedenheiten, die keineswegs als Folgen der Kultur anzusehen sind, daß der Aperea und das Meerschweinchen nicht wohl eine und dieselbe Species sein können. Dazu kommen noch andere Umstände. Man kennt auch in Brasilien das Meerschweinchen nur als ein fremdes, aus Europa gekommenes Thier, das sich mit dem Aperea so schlecht verträgt, daß an eine Paarung gar nicht zu denken ist. Die ersten Meerschweinchen wurden kurz nach der Entdeckung Amerika's in Europa eingeführt und Meerschweinchen genannt, weil sie grunzen und über Meer gekommen waren. Da man nun das Meerschweinchen seit mehreren Jahrhunderten in Guinea und ebenso auf den Antillen als Hausthier kennt, so glaubt man, daß es von Guinea zu uns gebracht wurde, wie denn auch der englische Name Guinea-Pig lautet, oder auch, daß die wilde Stammart, wenn Amerika angehörig, dort erloschen sein müßte.

Das Meerschweinchen, Cavia cobaya, mißt 8 bis 9 Zoll und ist unregelmäßig weiß, schwarzbraun und rothgelb gefleckt, während der Aperea größer und stets einfarbig graubraun ist. Es wird 7 bis 8 Jahre alt und wirft dreimal jährlich 4 bis 6 sehende und behaarte Junge, welche sich nach sechs Monaten wieder fortpflanzen, woraus leicht zu berechnen ist, zu welch bedeutender Anzahl ein Pärchen dieser Thierchen in wenigen Jahren anwachsen kann. Im Benehmen erinnern sie an die Kaninchen, haben jedoch auch Manches mit den Mäusen gemein. Wenn sie ruhen oder schlafen, sitzen sie mit gebogenem Rücken auf allen vier Füßen, im Laufen sind sie ziemlich behende und lieben es, hinter einander so oft an den Wänden des Stalles oder Hofes hinzugehen, daß hier ein glattes, festgetretenes Wegchen entsteht. Die Nahrung bringt es wohl auch mit den Vorderfüßen zum Munde, und wenn es spielt oder sich putzt, steht es zierlich auf den Vorderfüßen. Ihre Nahrung besteht in allerlei Grünem, Kohl, Salat, Rüben, Erdäpfeln, Obst. Bei saftiger Pflanzenkost pflegen sie nicht zu trinken; gibt man ihnen aber Körner oder Brod, so haben sie Wasser nöthig, welchem sie allerdings die Milch vorziehen. Wenn nur immer der Tisch für sie gedeckt ist, wenn auch nicht gerade mit Leberbissen, und die Wohnung trocken und gegen Frost geschützt, so haben sie keine weitere Pflege nöthig.

Die Meerschweinchen sind die gutmüthigsten und deßhalb beliebtesten Nagethiere. Sie empfehlen sich hauptsächlich durch ihre Genügsamkeit und Reinlichkeit. Sobald der eigene Pelz geputzt ist, wird auch die Toilette des Nachbars besorgt. Die Pärchen liebkosen einander und lieben es, im Schlafen und Wachen einander abzulösen. Schläft der Gemahl zu lange, so wird er fortwährend geleckt und gekratzt, bis er aufwacht, worauf sich das Weibchen sofort unter seiner Obhut dem Schlafe überläßt. Auch gegen andere ihrer Art zeigen sie sich sehr verträglich. Gibt es einmal Streit, so handelt es sich um einen guten Bissen, der nicht für alle reicht, oder um ein Lieblingsplätzchen, das von einem andern in Beschlag genommen wurde; wichtigere Interessen aber sind im Spiele, wenn bisweilen zwei Männchen hinter einander gerathen. — Mit komischem Zorne fangen sie an zu kämpfen, ertheilen einander höchst ungraziöse Tritte mit den Hinterbeinen, knirschen und beißen einander so heftig, daß es Blut gibt, bis der Besiegte quiekend in eine Ecke läuft. Den Pflichten gegen die Nachkommenschaft leistet nur das Weibchen Genüge. Es säugt die Jungen 10 bis 14 Tage lang, obgleich diese sich schon am zweiten Tage am Milchteller und selbst am Grünzeug gütlich thun. Der Vater kümmert sich nicht das Geringste um die Kinder, es mißfällt ihm, daß ihnen die Mutter jetzt mehr Aufmerksamkeit als ihm selbst erweist; wenn ihm daher einmal eines seiner Kinder

ungeschickt in die Quere läuft, gibt er ihm einen Biß, und es kommt sogar vor, daß er ein Junges todtbeißt und auffrißt. Die Mutter nimmt sie allerdings nach Kräften in Schutz, kämmt und putzt sie, schiebt ihnen Futter zu und schenkt ihnen überhaupt die zärtlichste Liebe, und das sogar nicht selten drei Wochen lang, — denn es sind jetzt bereits wieder Junge vorhanden, und die Liebe der früheren Sprößlinge, die schon ziemlich selbstständig und in acht Monaten ausgewachsen sind, ist nun auch ihrerseits erkaltet.

Wer den Kindern lebendiges Spielzeug geben zu müssen glaubt, kann allerdings keine geeigneteren Geschöpfe hiezu wählen, als Meerschweinchen, denn die guten, angenehmen Thierchen lassen sich Alles gefallen und beißen und kratzen nie; überhaupt hat die Natur dieselben mit einem beneidenswerthen Gleichmuth ausgestattet. So zahm sie aber auch werden, so macht sie doch die gütigste Behandlung nicht anhänglich. Sie zeigen sich gleich gutmüthig gegen Jedermann und können niemals auch nur annähernd die Liebe und das Interesse erwecken, welche wir andern Hausthieren, ja selbst vielen Vögeln schenken, da die Meerschweinchen ebenso stumpfsinnig als gutmüthig und ohne alle geistige Begabung sind.

C. F. A. Kolb.

Luft, Licht und Wärme in großen Städten.

(Schluß zu Seite 308.)

Während eine beträchtliche Menge lebender Wesen das Licht, mindestens bedingungsweise, doch zu entbehren vermag, ist dies mit der Wärme — gleichwie mit der Luft — keineswegs der Fall. Nur eine verhältnißmäßig geringe Zahl von Thier- und Pflanzenarten können in der niedrigsten Temperatur ihr Dasein fristen, unter denen der Gletscherfloh (Desoria glacialis) beiläufig als eins der bemerkenswerthesten Beispiele erwähnt sei. Allen andern gegenüber gilt fast unbedingt das, was der Volksmund so bezeichnend sagt: Wärme ist Leben, Kälte ist Tod.

Nicht minder interessant, als die Verfolgung der Luft und des Lichts in ihren Einflüssen auf die Entwickelung und das Gedeihen alles Lebens, muß die der **Wärme** uns dünken; allein die Wirkungen und Erscheinungen, welche Wärme oder Kälte in diesen Beziehungen uns bieten, sind ja, selbst bis ihre Details, allbekannt. Wir wenden uns daher, ohne Abschweifung, sogleich zu der Bedeutung der Wärme für das Menschenleben.

Es sei uns zunächst vergönnt, ein paar Worte hierüber dem leider kürzlich eingegangenen, höchst empfehlungswerthen naturwissenschaftlichen Volksblatte des Professors Roßmäßler in Leipzig „Aus der Heimath" zu entlehnen:

„Die Flamme schlägt durch das dürre, lockere Heizmaterial. Und in der Stube verbreitet sich wohlthätige Wärme, die bleichen Gesichter der Armen röthen sich freudig, sie sammeln sich am warmen Ofen und sehen nicht mürrisch darein, selbst wenn heute Abend das Brodstückchen auch noch kleiner als sonst ist. Sie hungern weniger, weil sie nicht frieren, die dürren brennenden Reiser ersetzen ihnen theilweise das Brod. Man braucht keine Lobrede auf die Wärme zu halten; gehet nur hinaus, mit leerem Magen und spärlicher Kleidung, suchet draußen in feuchter, kalter Luft euren körperlichen Erwerb, und dann kommt, braun und blau gefroren, vor Hunger unwohl und mürrisch nach Hause und tretet in die warme Stube — ah! eine Tasse warmen Kaffee's, und wäre es auch nur Cichorienbrühe, einige Minuten am heißen Ofen — — so, und dann erst Speise. Man muß den Armen so gesehen haben, muß das womöglich selbst gefühlt haben, um in der Miene, die plötzlich das Gesicht des Eintretenden verklärt, wenn ihm die warme Stubenluft entgegenströmt, die ganze Bedeutsamkeit der Wärme ausgedrückt zu sehen, um in dem Ah!, das seinen blauen zitternden Lippen entströmt, Alles das ausgesprochen zu hören, was wir brauchen, uns angeregt zu fühlen — nicht zu einem gemüthlichen Excursus über die Wärme, um dies und jenes Ueberraschende und Neue gelegentlich uns anzueignen, sondern zu ernstlichem Studium dieses wichtigen, Alles bedingenden Lebenselementes, damit wir, seine Macht begreifend, umfassendste Rücksicht auf dasselbe nehmen und nicht unfähig bleiben, für unser wirkliches Wohl kräftigst zu sorgen."

Bedenken wir nun, daß die Wärme mindestens einen gleichen, wenn nicht noch höheren „wohlthuenden" Einfluß auch auf unser Seelenleben zu äußern vermag, als der des Lichtes ist; bedenken wir ferner alle die zahlreichen, sinnigen, symbolischen Bedeutungen, deren sich die Wärme im Volksleben erfreut: so haben wir wohl alle Ursache, ihre Verhältnisse in dem Häusermeere unserer vollsten Aufmerksamkeit zu würdigen — zugleich aber auch die Wärmeverhältnisse als „das Herz der Großstadt" aufzufassen.

Kluge Fürsten sollten im großartigsten Maßstabe Wälder ansamen, bis diese aber zum Ertrage anwachsen, stets dafür sorgen, daß im Winter die Nahrungsmittel recht billig sind; — und auf diesem Wege kann am praktischsten allgemeiner Unzufriedenheit vorgebeugt, können Revolutionen für immer unmöglich gemacht werden. Doch, Scherz bei Seite, eine sachgemäße und durchgreifende Belehrung, schon in der Schule, über die Wärme in allen ihren Beziehungen und Eigenschaften, als Heizmaterial für Wohnungen wie für technischen Gebrauch, in ihren Wechselwirkungen mit der Ernährung, in den Bedeutungen der guten und schlechten Wärmeleiter u. s. w., müßte als eine wahre Wohlthat für das Volk erscheinen; denn sie würde ihm nicht blos große Vortheile bieten, sondern oft genug thatsächlich bittere Noth mit geringen Hülfsmitteln zu lindern vermögen.

Bei der Darlegung der Wärmeverhältnisse der großen Stadt haben wir ebenfalls nach zwei Seiten hin zu blicken: dem Zuviel und dem Zuwenig. In den Hundstagen, wenn jeder Wohlhabendere und Freie längst dem Häusermeere den Rücken gekehrt hat, tritt die Hitze als beängstigendes Phantom an die ungleich zahlreicheren Armen

oder durch Amt und Geschäft Gefesselten. In den von Miethskasernen eng eingerahmten Straßen, die dem Luftzuge oft kaum zugänglich sind, erzeugen die herabprallenden Sonnenstrahlen eine Hitze, die, mit dem entsetzlichen Staube gepaart, im wahrsten Sinne des Wortes schrecklich ist. Da erscheint das Sprengen als eine unendliche Wohlthat; denn es unterdrückt nicht blos den Staub, sondern kühlt auch die Luft ein wenig ab und bewirkt einen mindestens geringen Luftzug. Leider aber geschieht das Sprengen vielfach nicht ausreichend, und in den ärmeren Stadttheilen, deren Bewohner ja gerade am meisten an die Scholle gefesselt sind, wird häufig genug gar nicht gesprengt. Welche unverantwortliche Schuld sich aber die Väter der Stadt durch eine solche übel angebrachte Sparsamkeit aufladen, das könnten nach jedem heißen Sommer die Armenärzte jener Stadttheile ihnen wohl in grauenerregender Weise vor Augen führen.

Betreten wir aber gar jene von hohen Gebäuden eingeschlossenen, der Luft und meistens auch den größten Theil des Tages hindurch dem Licht völlig unzugänglichen Höfe, wie sie die Großstadt als Regel besitzt — o wehe! Die „afrikanische" Gluth der Straße hat sich hier in eine volle Höllengluth verwandelt, die mit der unventilirten dicken Luft, den gräßlichen Ausdünstungen der Auswurfstätten u. s. w. zusammen nur als scheußliche Gifthöhlen richtig bezeichnet werden können — und die dennoch leider nur zu oft der bedauernswerthen Jugend als Spielplatz dienen müssen.

Wenden wir uns jetzt zu den Gegensätzen. Frost muß so gar manche arme Familie leiden — und doch, wie leicht könnte ihre Noth um ein gar Bedeutendes gemildert werden. Statt der leidigen, ebenso verhältnißmäßig theuren, als durchaus gesundheitsschädlichen eisernen Oefen sollte jeder Bauunternehmer stets von vornherein nicht die billigsten, sondern die am zweckmäßigsten konstruirten Oefen anschaffen. Aber ach, wie unendlich viel wird in dieser Hinsicht gesündigt! Jene alten Ofenkolosse, die auf hölzernen Beinen standen und zwecklos ungeheure Holzmassen verschlangen, hat der praktische Sinn unserer Zeit längst verbannt. Doch wo fänden wir, namentlich in den Miethskasernen, bereits überall oder doch in der Mehrzahl völlig zweckmäßig konstruirte Oefen, wo hermetisch schließende Ofenthüren, um wenigstens die Unglücksfälle durch Kohlenoxydgas unmöglich zu machen?! Nicht einmal die Sorge um das Leben, geschweige denn um die körperliche und geistige Gesundheit kommt in dieser Beziehung in Betracht. Lieber will man höchst geringe Summen sparen, als sich, die Seinigen oder gar fremde Menschen vor grausamem Verderben bewahren.

Wer wohlhabend genug ist, sollte die herrliche Sitte offener Feuerstätten (Kamine) in seinen Baulichkeiten unbedingt wieder einführen. Zweckmäßig eingerichtet bieten sie, gegen den Nachtheil der allerdings ungleich kostspieligeren Heizung, durch ihre Behaglichkeit, namentlich aber gesundheitsdienliche Regelung der Ventilation und Reinigung der Luft doch entschieden überwiegende Vortheile.

Dem hochstrebenden Sinne unserer Zeit, dem Hochwogen der Humanität und Bildung sollte es überhaupt endlich angemessen sein, daß der Mensch in einer der wichtigsten Beziehungen seines Thuns nicht hinfort noch länger blindlings den Fußtapfen seiner Vorgänger folge. Wir meinen den Aufbau seiner Wohnungen, welche nicht länger mehr nach altem Brauch oder nach neuerer Spekulation, sondern nach den Regeln der Gesundheit, den Ansprüchen der Wohlfahrt ihrer Bewohner gemäß errichtet werden sollten. Keine thurmhohen Kasernen mit schwankenden Wänden und schwankenden Etagen, feuchten Mauern, dumpfen und unventilirten Räumen, grellen Tapeten oder Wandfarben und eben solchen Fenstervorhängen oder Rouleaux, mit unsinnigen, gesundheitsschädlichen und theuer heizbaren Oefen, deren undichte Thüren noch regelmäßig in jedem Winter traurige Opfer fordern; ferner mit engen, völlig abgeschlossenen, von Dünsten, Gestank und Gluth verpesteten Höfen, mit luft- und lichtberaubten, dumpf-nassen Kellerwohnungen u. s. w.

Man sollte im Gegensatz hierzu bei jedem ferneren Bau Lungen, Augen und Herzen berücksichtigen, nur ihnen oder vielmehr ihrer Wohlfahrt angemessene Wohnungen zu errichten suchen. Dazu strebe man nach der Erhaltung der so unendlich wichtigen Baum- und Gewächspflanzungen innerhalb der Stadt, sorge für fleißiges und allenthalben gleichmäßiges Sprengen der Straßen, und schließlich werde endlich allgemein in der Volksschule praktischer naturwissenschaftlicher Unterricht ermöglicht, — und in der That: Armuth, Elend, Noth, Krankheit und Weh werden in ganz überraschendem Maße abnehmen, vornämlich in den niederen Volksschichten, doch naturgemäß rückwirkend auch gar beträchtlich in den oberen.

Karl Ruß.

Der Landarzt.

Nach dem Französischen der Frau von Arbouville.

„Ei, wer kömmt denn da?" riefen mehrere Personen, die in dem Speisezimmer des Schlosses Burcy am Fenster standen.

Die Gräfin von Moncar hatte kürzlich durch den Tod eines entfernten und gerade nicht tief beklagten Verwandten ein altes Schloß geerbt, das sie noch nicht besucht hatte, obschon es nur wenige Stunden von ihrem gewöhnlichen Sommeraufenthalt ablag. Die Gräfin, welche zu den elegantesten und schönsten Frauen von Paris gehörte, war keine sonderliche Freundin des Landlebens, und wenn sie gegen das Ende des Juni die Hauptstadt verließ, um zu Anfang Octobers wieder dahin zurückzukehren, pflegte sie einen Theil der Genossinnen ihrer Winterbelustigungen nebst einigen Freunden nach den Bergen von Morvan mitzunehmen. Der Graf, ihr Gatte, war viel älter als sie und ließ ihr nicht allzu häufig den Schutz seiner Gegenwart zu Theil werden; doch mißbrauchte sie die ihr gegönnte Freiheit nicht über Gebühr. Sie ließ sich gern gehen in anmuthiger Geselligkeit und eleganten Tändeleien, konnte sich glücklich fühlen ob einer Kleinig-

keit, einem Kompliment, einem liebenswürdigen Wort, war eine Freundin des Tanzes, weil er ihr Gelegenheit gab sich zu putzen, und hatte eine Freude daran, wenn man sich beeilte, eine Blume aufzulesen, die ihrem Ballstrauße entfallen war. Wenn darüber manche von ihren älteren Verwandten ihr mit wohlweisen Ermahnungen zusetzten, so pflegte sie dieselben mit den Worten abzuwehren: „Oh, gönnt es mir, wenn ich lache und das Leben von seiner heiteren Seite auffasse; dies ist viel weniger gefährlich, als wenn ich in der Einsamkeit dem Klopfen meines Herzens Gehör schenke. So weiß ich nicht einmal, ob ich ein Herz habe.“ In der That wußte die Gräfin von Moncar nicht, an was sie sich in dieser Beziehung zu halten hatte; für sie war nur von Belang, während ihres ganzen Lebens über diesen Punkt zweifelhaft zu bleiben, und sie hielt es für klug, sich keine Zeit zu lassen, um darüber nachzudenken.

An einem schönen Septembermorgen machte sie sich mit ihren Gästen auf den Weg in der Absicht, auf dem unbekannten Schlosse einen Tag zuzubringen. Man hatte ihr gesagt, daß die Benützung einiger Gemeindestraßen sie um ein paar Stunden früher an Ort und Stelle bringen werde. Dieser Rath erwies sich nicht als der beste; der Weg war entsetzlich schlecht. Die Reisegesellschaft verirrte sich im Walde, einer der Wagen zerbrach, und die Ausflugslustigen, denen dadurch alle Freude der malerischen Landschaft verderbt wurde, erreichten erst gegen Mittag im höchsten Grade ermüdet das Schloß Burcy, dessen Anblick für die Beschwernisse der Reise einen schlechten Ersatz zu bieten schien.

Es war ein mächtiger Bau mit altersgrauem Gemäuer, vor dem ein zur Zeit ungepflegter, terrassenartig ansteigender Gemüsegarten sich ausbreitete; denn da das Schloß an dem Abhange eines Hügels lag, so fehlte es an einem ebenen Vordergrund. Von allen Seiten schlossen sich Berge an, deren Felsen und dunkles Laubwerk nur einen traurigen Anblick boten. Die Verwahrlosung des Platzes erhöhte noch die Unordnung dieser wilden Natur. Die Gräfin Moncar blieb bestürzt auf der Schwelle des alten Herrenhauses stehen.

„Das sieht nicht gerade wie eine Lustpartie aus,“ sagte sie. „Man möchte eher weinen bei dem Anblick dieses traurigen Platzes. Und doch haben wir hier herrliche Bäume, großartige Felsen und ein rauschendes Bergwasser, so daß man sich des Gedankens nicht entschlagen kann, es lasse sich dem Platz ein gewisser Zauber abgewinnen. Freilich hat Alles einen viel ernsteren Charakter als ich,“ fügte sie lächelnd bei. „Treten wir ein, um uns das Innere zu betrachten.“

„Ja,“ entgegneten die ausgehungerten Gäste; „sehen wir, ob der Küchenwagen, der gestern vorausgegangen, glücklicher angekommen ist als wir.“

Bald hatte man die frohe Ueberzeugung gewonnen, daß man auf ein reichliches Frühstück nicht lange zu warten haben werde, und in der Zwischenzeit schickte man sich an, im Schlosse umherzuwandeln. Die alten, mit verbrauchtem Zeug bedeckten Möbel, die Lehnstühle, die zum Theil nur drei Beine hatten, die schwankenden Tische, die Mißtöne eines Piano's, das seit zwanzig Jahren nicht mehr gestimmt worden, alles dies gab Anlaß zu tausend Scherzen. Die Heiterkeit stellte sich wieder ein, und statt des Jammerns über den unbehaglichen Aufenthalt nahm man sich vor, über Alles zu lachen. Außerdem erschien der müssigen jungen Gesellschaft dieser Tag in dem Lichte eines Ereignisses, eines fast gefährlichen Feldzugs, dessen Originalität ihre Einbildungskraft anzusprechen begann. Man hatte in dem großen Kamin des Salons ein Reisigfeuer angezündet; aber es verbreitete durch das ganze Gebäude einen solchen Rauch, daß man sich wohl oder übel vor demselben in den Garten flüchten mußte. Dort sah es nun auch wunderlich genug aus. Die steinernen Bänke waren mit Moos überwachsen; zwischen dem schlechtfügenden Gestein des theilweise verfallenen Terrassengemäuers schoß wilder Pflanzenwuchs auf, der sich bald gerade in die Höhe streckte, bald nach Art der Schlinggewächse auf seiner Unterlage weiterkroch. Die Wege waren unter einem Grasteppich verschwunden; in den Blumenbeeten wucherten wilde Blüthen überall, wohin der Himmel einen Regentropfen und einen Sonnenstrahl sandte; die weiße Winde erstickte fast mit ihrer Umschlingung den Rosenstrauch; der wilde Maulbeerbusch mengte seine Früchte mit den rothen Johannisbeerträubchen; Farrne, die wohlriechende Pfeffermünze und Disteln mit ihren Igelköpfen wuchsen Seite an Seite mit einigen vergessenen Lilien. In demselben Augenblick, in welchem die Reisenden den Garten betraten, flüchteten sich Hunderte von kleinen Thierchen, die an ein solches Geräusch nicht gewöhnt waren, unter das Gestrüpp, und die Vögel verließen ihre Nester, um von Zweig zu Zweig zu flattern. Das Schweigen, das so viele Jahre über dieser stillen Stätte geherrscht, wich jetzt dem Klang menschlicher Stimmen und den Ausbrüchen heiteren Gelächters. Niemand verstand diese Einsamkeit; Niemand fand darin Anlaß zu innerer Sammlung; sie wurde gestört und rücksichtslos entweiht. Man erzählte sich bunt durcheinander Einzelnzüge aus den Lustpartieen des letzten Winters, unterwoben mit neckischen Anspielungen, verborgenen Komplimenten und den tausend Kleinigkeiten, in welchen man sich zu ergehen pflegt, wenn der einzige Zweck darin besteht, sich zu vergnügen, und kein Grund vorhanden ist, ernst zu sein.

Nachdem der Hausmeister vergeblich die Schloßmauern nach einer Glocke umspäht hatte, welche zum Zweck des Zusammenrufens benützt werden konnte, mußte er sich begnügen, mit lauter Stimme von der Vortreppe aus anzukündigen, daß der Tisch bestellt sei. Das halbe Lächeln, mit welchem er seine Worte begleitete, verrieth, daß er gleich seiner Gebieterin an diesem Tage darauf verzichtete, dem unter Leuten von Stand üblichen Brauch gerecht zu werden. Man begab sich voll Heiterkeit zu Tisch, und Niemand dachte mehr an das alte Schloß, die Einöde, in der es lag, und das Düster, das über demselben schwebte. Es wurde bunt durcheinander geplaudert und man trank auf die Gesundheit der Schloßherrin oder vielmehr der Fee, deren Anwesenheit allein genügte, um den Platz zu einem Zauberpalast zu machen. Da richteten sich plötzlich Aller Augen nach den Fenstern des Speisezimmers.

„Wer kömmt denn da?“ klang es aus dem Munde mehrerer Gäste.

Vor den Fenstern des Schlosses sah man ein grün angestrichenes Korbwägelchen mit Rädern, die fast so hoch

Bacharach

am Rhein.

waren als das Fuhrwerk selbst, vorbeifahren und Halt machen; die Bespannung bildete ein grobknochiger kurzer grauer Gaul, dessen Augen stetig durch die Lanne bedroht zu werden schienen, welche eine entschiedene Neigung verrieth, sich himmelwärts einzustellen. Das Dach des Wägelchens war vorgeschoben, so daß man nur die Aermel einer blauen Blouse und eine Geißel zu Gesicht bekam, deren Schnur gegen die Ohren des grauen Rößleins niederhing.

„Ich habe Ihnen mitzutheilen vergessen, meine Damen," rief die Gräfin Moncar, daß ich es nicht umgehen konnte, zu unserem Frühstück den Arzt des Bezirks einzuladen, einen alten Herrn, welcher der Familie meines Verwandten Dienste geleistet hat und dem ich selbst schon ein- oder zweimal begegnet bin. Sie brauchen ob diesem Gast nicht zu erschrecken, denn er ist sehr schweigsam. Hat man einige höfliche Worte an ihn gerichtet, so können wir uns benehmen, als ob er gar nicht da sei; auch glaube ich nicht, daß er seinen Besuch sehr lange machen wird."

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür des Speisezimmers und Doktor Barnabé trat ein. Er war ein Greis von kleiner, schmächtiger Figur, mit mildem, ruhigem Gesichtsausdruck. Er hatte die weißen Haare über dem Scheitel zurückgestrichen und nach alter Mode hinten in einen Zopf zusammengebunden; auf seinen Schläfen und der gefurchten Stirne lag ein Anflug von Puder. Seine Bekleidung bestand in einem schwarzen Frack und Beinkleidern von derselben Farbe mit Stahlknöpfen. Ueber seinem linken Arme lag ein Regenrock von flohfarbigem Wachstafft, während er in seiner Rechten einen großen Stock und den Hut trug. Der ganze Anzug des Landarztes bekundete, daß er für den heutigen Tag eine besondere Sorgfalt auf seine Toilette verwendet hatte; aber die schwarzen Beinkleider und der Frack waren mit großen Kothflecken bespritzt, als ob der alte Mann mit einem Straßengraben Bekanntschaft gemacht hätte. In seinem Erstaunen, eine so große Gesellschaft zu treffen, blieb er betroffen auf der Thürschwelle stehen. Ein verlegenes Roth überflog für einen Augenblick sein Antlitz; doch faßte er sich schnell wieder und machte ohne zu sprechen seine Verbeugung. Ob der seltsamen Erscheinung fühlten die Güste eine große Lust zu lachen, und es gelang nicht Jedem, derselben Einhalt zu thun. Nur die Gräfin, die als Hausfrau der gebührenden Höflichkeit nichts vergeben wollte, bewahrte ihren Ernst.

„O Himmel, Doktor, sind Sie umgeworfen worden?" fragte sie.

Ehe Doktor Barnabé antwortete, ließ er seinen Blick über die jungen Leute hingleiten und bemerkte, obschon die Einfachheit seines Gesichtsausdrucks nichts davon verrieth, die durch seine Ankunft hervorgerufene Heiterkeit.

„Nein, ich bin nicht umgeworfen worden," entgegnete er. „Ein armer Kärrner war unter die Räder seines Fuhrwerks gefallen, und da ich glücklicherweise dazu kam, so half ich ihm wieder auf."

Sofort ging der Doktor auf einen der Sessel an der Tafel zu, nahm eine Serviette auf, steckte einen Zipfel davon durch ein Knopfloch seines Frackes und breitete dieselbe über seine Brust und seine Kniee aus.

Ob diesem Anfang flog ein neues Lächeln über die Lippen der Gäste und da und dort ließ sich ein leises Kichern vernehmen. Der Doktor aber, der kein Auge aufschlug, schien auch dießmal nichts zu sehen.

„Gibt es viele Kranke in der Gegend?" fragte die Gräfin, während ein Lakai den Doktor bediente.

„O ja, gnädige Frau, ziemlich viele."

„So ist der Distrikt wohl sehr ungesund?"

„O nein, gnädige Frau."

„Aber woher kommen denn diese vielen Krankheiten?"

„Von der großen Hitze während der Erntezeit und von der Kälte und der Feuchtigkeit im Winter."

Einer der Gäste mischte sich nun mit einem anscheinend ernsten Gesichte in's Gespräch. „Es scheint also, daß man in Ihrer gesunden Gegend das ganze Jahr hindurch krank ist?"

Der Doktor richtete seine kleinen grauen Augen auf den Sprecher, betrachtete ihn und zögerte, als ob er eine Antwort suche oder zurückhalte. Frau von Montcar kam ihm gutmüthig zu Hülfe.

„Ich weiß," sagte sie, „daß Sie hier die Vorsehung aller Bedrängten sind."

„Oh, Sie sind allzu gütig," erwiederte der alte Mann und machte sich über ein Stück Pastete her, das man ihm eben angeboten hatte.

Fortan überließ man den Doktor sich selbst und die Unterhaltung nahm wieder ihren Gang.

Wenn die Blicke zufällig sich dem friedlichen Greis zuwandten, erlaubte man sich vielleicht einen Scherz über ihn, welcher, wie die Gäste meinten, im Laufe des Gesprächs von dessen Gegenstand nicht bemerkt wurde. Wir wollen damit nicht sagen, daß die jungen Damen und Herren einen Verstoß gegen die Höflichkeit beabsichtigt hätten oder herzlos gewesen wären; allein die Reise, die Art wie das Frühstück begonnen, ihr Zusammensein, die Lachlust, welche schon bei den Beschwernissen des Wegs ihren Anfang genommen, Alles wirkte zusammen, um eine gedankenlose Fröhlichkeit, eine ansteckende Spottsucht herbeizuführen, welche ohne Gnade über jeden Gegenstand herfiel, der eben in den Würf kam. Der Doktor aß ruhig fort, ohne die Augen aufzuschlagen oder ein Wort zu sprechen, dem Anschein nach nicht einmal hörend, was um ihn vorging; er machte den Eindruck eines Taubstummen, und das Frühstück nahm zwanglos seinen Verlauf.

Als man sich von der Tafel erhob, trat Doktor Barnabé einige Schritte zurück und ließ jeden Herrn die Dame wählen, welche er nach dem Salon führen wollte.

Eine von den Begleiterinnen der Gräfin blieb allein zurück; der Landarzt näherte sich schüchtern und bot ihr nicht den Arm, sondern die Hand. Die Finger der jungen Dame wurden kaum berührt von denen des Doktors, der sich achtungsvoll verneigte und gemessenen Schritts dem Salon zuging. Seinen Eintritt begrüßte ein neues Lächeln; aber keine Wolke zeigte sich auf der Stirne des alten Herrn, den man nun nicht blos für taubstumm, sondern auch für blind erklärte.

Doktor Barnabé hielt sich abseits von der Gesellschaft und suchte den kleinsten und bescheidensten Sessel des Salons auf, den er in eine Ecke schob und darauf, die Hände auf den Knopf seines zwischen den Beinen

aufgepflanzten Stockes und das Kinn auf die Hände stützend, Platz nahm. In dieser gedankenvollen Haltung verblieb er schweigend und von Zeit zu Zeit die Augen schließend, als sei es ihm nicht darum zu thun, einen leichten Schlummer, der sich seiner bemächtigen wollte, abzuwehren.

„Gräfin," sagte einer der Gäste, „Sie werden sich doch nicht einfallen lassen, je in diesen Ruinen und in dieser Wildniß Wohnung zu nehmen?"

„Ich gewiß nicht; aber man hat hier schönen Hochwald und Buschholz, so daß sich mein Gemahl wohl versucht fühlen könnte, während der Jagdsaison einige Monate in der Gegend zuzubringen."

„Da gibt's aber vorher noch viel niederzureißen, aufzurichten, umzubauen und in Ordnung zu bringen."

„Entwerfen wir einen Plan," rief die junge Gräfin. „Auf! wir wollen den künftigen Garten meiner Domäne abstecken."

Es war indeß bestimmt, daß die Vergnügungspartie einen üblen Ausgang nehmen sollte. In diesem Augenblick begann eine schwere Wolke sich zu entladen und sandte einen feinen durchdringenden Regen nieder, welcher die Gesellschaft in den Salon bannte.

„Ach, was fangen wir an?" nahm die Gräfin wieder auf. „Die Pferde müssen noch einige Stunden Ruhe haben, und allem Anschein nach geht dieser Regen nicht so bald vorüber. Das Gras, das hier überall wuchert, wird so naß sein, daß wir uns auf eine Gefangenschaft von acht Tagen gefaßt machen müßten, um in's Freie zu können. Die Saiten des Piano's sind meist gesprungen; ein vernünftiges Buch finden wir nicht auf zehn Stunden in die Runde, und in diesem Salon ist es kalt und traurig zum Sterben. Was wird aus uns werden?"

In der That verlor das bisher so fröhliche Völkchen allmälig seine Heiterkeit, und auf das Kichern, das Lachen folgte eine schweigsame Stimmung. Man trat an die Fenster und betrachtete den düsteren, wolkenschweren Himmel; an einen Spaziergang war fortan nicht mehr zu denken. Wohl oder übel nahm man wieder auf den alten Möbeln Platz und suchte die Unterhaltung aufzufrischen; doch der Gedankenschwung bedarf eben so sehr einigen Sonnenlichts wie die Blumenwelt, und es hält schwer, sich dem Einflusse der Natur zu entziehen. Alle diese jungen Köpfe schienen sich zu senken unter der Ungunst des Wetters gleich den Pappeln des Gartens, die man unter den Windstößen sich beugen sah. So entschwand eine peinliche Stunde.

Ziemlich entmuthigt durch den unerquicklichen Verlauf der in Aussicht genommenen Lustpartie, stützte sich die Schloßherrin matt auf einen Fenstersims und ließ ihren Blick in's Weite schweifen.

„Dort unten auf dem Hügelrüst steht ein kleines weißes Haus," sagte sie; „es verdeckt die Aussicht und ich werde es abbrechen lassen."

„Das weiße Haus?" rief der Doktor.

Mehr als eine Stunde hatte der Landarzt unbeweglich in seiner Ecke gesessen, da weder die Lust noch die Langeweile, weder die Sonne noch der Regen im Stande gewesen waren, ihm ein Wort zu entlocken. Man hatte seine Anwesenheit ganz und gar vergessen. Es wandten sich daher alle Blicke ihm zu, als er die drei Worte ausstieß: „Das weiße Haus?"

„Nehmen Sie Interesse an diesem Häuschen?" fragte die Gräfin.

„Ach, Himmel, gnädige Frau, achten Sie nicht auf das, was ich gesagt habe," versetzte der alte Mann. „Es wird freilich fort müssen, wenn es Ihnen mißfällt."

„Aber Sie würden es bedauern, wenn die alte Hütte wegkäme?"

„Wohl; das heißt, es hat Jemand dort gewohnt, der mir lieb war, und —"

„Dem Sie dort wieder ein Unterkommen gönnen würden, Doktor?"

„Ach, die Personen, die ich meine, sind längst todt, gnädige Frau — gestorben, als ich noch jung war."

Und der Greis schaute traurig nach dem weißen Hauschen hin, das, auf dem Rücken eines Hügels gelegen, in dem dunkeln Waldesgrün sich wie ein Masliebchen auf frischem Rasen ausnahm.

„Gräfin," flüsterte einer der Gäste der Frau von Moncar in's Ohr, „dahinter steckt ein Geheimniß. Sehen Sie nur, unser Aesculap ist ganz düster geworden. Es muß dort gewiß ein rührendes Drama gespielt haben, eine Jugendliebe vielleicht. Veranlassen Sie den Doktor, uns seine Geschichte zu erzählen."

„Ja, ja," murmelte es von allen Seiten, „eine Geschichte — eine Geschichte! Wenn sie auch nicht interessant ist, wird uns doch die Beredsamkeit des Erzählers Spaß machen."

„Nicht doch, meine Herren," erwiederte die Gräfin im Flüsterton. „Wenn ich den Doktor Barnabé bitte, uns die Geschichte des weißen Hauses mitzutheilen, so geschieht es nur unter der Bedingung, daß Niemand über ihn lachen darf."

Nachdem der Sprecherin von allen Seiten Ernst und Höflichkeit zugesichert war, näherte sie sich dem Landarzt.

„Doktor," sagte sie, neben ihm Platz nehmend, „ich sehe, an dieses Häuschen knüpft sich für Sie eine Erinnerung, die Ihnen theuer geworden ist. Dürfen wir den Grund wissen? Es thäte mir sehr leid, Ihnen einen Schmerz zu bereiten, wenn es in meiner Macht liegt, Ihnen denselben zu ersparen. Das Haus soll stehen bleiben, wenn Sie mir sagen, warum es Ihnen lieb wurde."

Der Landarzt schien bestürzt zu sein und blieb eine Weile stumm.

„Lieber Doktor," fuhr die Gräfin fort, „sehen Sie nur, wie schlecht das Wetter ist und wie traurig wir Alle sind. Sie als der Aelteste unter uns wissen sicherlich eine gute Geschichte zu erzählen und können uns dadurch in eine Stimmung versetzen, die uns Sorgen, Nebel und Kälte vergessen läßt."

„Es handelt sich da um keine Geschichte," entgegnete Doktor Barnabé. „Was in jenem weißen Häuschen vorging, ist sehr einfach und hat für Niemand ein Interesse, als für mich, der ich die jungen Leutchen liebte; Fremde nennen derartige Dinge keine Geschichte. Auch bin ich nur ein schlechter Erzähler, und ich kann nicht lange sprechen, wenn man mir zuhört. Außerdem wäre, was ich zu sagen hätte, so traurig, daß es sich nicht dazu eignete, Sie zu erheitern."

Der Doktor stützte abermals das Kinn auf sein Rohr.

„Lieber Doktor," wiederholte die Gräfin, „das weiße Häuschen soll stehen bleiben, wenn Sie uns sagen, warum es Ihnen lieb geworden."

Dar alte Mann schien etwas bewegt zu werden; er kreuzte die Beine, schlug sie wieder auseinander, suchte nach seiner Tabakdose, die er dann wieder einsteckte, ohne sie zu öffnen, schaute endlich ernst die Gräfin an und sagte, indem er mit der zitternden mageren Hand nach dem fraglichen Häuschen hindeutete:

„Sie wollen es nicht abbrechen lassen?"

„Sie haben mein Versprechen."

„Gut, so sei es denn — es geschieht für sie; ich werde die Stätte gerettet haben, wo sie glücklich gewesen sind."

„Meine Damen," fuhr der Greis fort, „ich verstehe mich nicht auf einen guten Vortrag; allein ich glaube, daß auch ein einfacher Mann sich verständlich machen kann, wenn er mittheilt, was er selbst erlebt hat. Ich muß Ihnen übrigens zum Voraus sagen, daß ich nichts Erheiterndes vorzubringen weiß. Will man singen und tanzen, so ruft man einen Musikanten; schickt man nach dem Doktor, so handelt sich's um Leiden und vielleicht um Sterben."

Es bildete sich ein Kreis um den Landarzt, der, die Hände über dem Stockknopf gekreuzt, mit großer Ruhe nachfolgende Erzählung begann, während seine Zuhörerschaft innerlich sich vorgenommen hatte, seine Mittheilungen mit einem Lächeln aufzunehmen.

„Es ist schon lange her — ich war damals noch jung — denn auch ich bin jung gewesen. Die Jugend ist ein Glück, dessen man sich in der ganzen Welt erfreuen darf, der Arme wie der Reiche, obschon es nicht allzu lange anhält. Ich hatte eben mein Examen bestanden, war unter die Zahl der Aerzte aufgenommen und glaubte in meiner jugendlichen Weisheit, daß unter meinen Händen nun kein Mensch mehr sterben werde. So kam ich in meinen Heimathort, wo ich meine großartigen Talente zur Entwicklung zu bringen gedachte.

„Mein Wohnsitz ist nicht weit von hier, und ich kann von dem Fenster meines Zimmers aus die Kehrseite jenes weißen Häuschens sehen. Mein Dorf mag in Ihren Augen unschön sein; für mich aber war es ein herrlicher Platz, denn ich liebte es als meinen Geburtsort. Für Dinge, die uns werth sind, hat Jeder seine Anschauungsweise; man gewöhnt sich daran, sie lieb zu haben, und Gott verleiht uns gnädig auch zuweilen ein wenig Blindheit, denn er weiß am besten, daß es für den Menschen nicht gut ist, wenn er in dieser Welt immer klar sieht. Genug, für mich war die Gegend lachend, voll Leben, und ich fühlte mich glücklich in ihr. Nur das weiße Haus machte, wenn ich Morgens aufstand und meine Läden öffnete, einen unangenehmen Eindruck auf mich, denn es war immer geschlossen, traurig und todtenstill, eine verlassene Stätte. Nie hatte ich gesehen, daß ein Fenster aufging, die Thür sich öffnete oder das Gartenpförtchen sich für Jemand aufthat. Der Gutsherr, der mit einem so nah' an seinem Schlosse gelegenen Häuschen nichts anzufangen wußte, suchte es zu vermiethen, hielt aber den Preis etwas hoch, und im Dorfe befand sich Niemand, der reich genug gewesen wäre, um daselbst seinen Wohnsitz aufzuschlagen. Es blieb also leer, während im Dorfe selbst kein Fenster war, an dem man nicht die fröhlichen Gesichter von zwei oder drei Kindern hätte sehen können, welche bei jedem die Hunde zum Kläffen veranlassenden Lärm die Nelkenstengel auseinanderbogen, um nach der Straße hinausschauen zu können. Als ich jedoch eines Morgens aufstand, sah ich zu meinem großen Erstaunen an der Wand des weißen Häuschens eine große Leiter lehnen und einen Tüncher darauf, der die Fensterläden grün anstrich. Eine Magd fegte die Fensterrahmen und ein Arbeiter schaufelte in dem Garten. Recht so, sagte ich zu mir selbst; ein festes Dach, wie jenes dort, das Niemand zum Schirm dient, ist so gut wie verloren.

„Von Tag zu Tag sah ich neue Veränderungen an dem Häuschen. Die kahlen Wände verbargen sich hinter Blumenvasen; an der Vorderseite wurden Rabatten angelegt, die Gartenwege vom Unkraut gereinigt und mit Sand bestreut, während hinter den Fenstern Vorhänge niederfielen, die im Licht der Sonne wie der frische Schnee glänzten. Eines Tages kam ein Postwagen durch das Dorf und machte vor dem Häuschen Halt. Niemand im Dorf wußte, wer diese Fremden waren, obschon Alles vor Begier brannte, es zu erkunden. Man erfuhr indeß lange nichts von dem, was in dem Häuschen vorging, nichts, als daß die Rosenbäumchen blühten und daß der Rasen grünte. Dieses geheimnißvolle Wesen gab Anlaß zu hunderterlei Deutungen — wahrscheinlich Abenteurer, die sich dort verborgen halten wollten, oder unheimliche Personen, welche die Oeffentlichkeit scheuten. Kurz, man dachte an Alles, nur nicht an die Wahrheit. Diese ist so einfach, daß man in der Regel zuletzt auf sie verfällt, und wenn einmal eine Sache das Gehirn der Leute erhitzt, so sucht man rechts und links, ohne daß es Einem in den Sinn käme, einmal auch geradeaus zu schauen. Mich focht die ganze Geschichte wenig an. Gleichviel, wer dort wohnt, dachte ich; es sind Menschen, die wahrscheinlich auch einmal krank werden, und dann wird man mich schon aufsuchen. — So wartete ich geduldig zu.

„Eines Morgens wurde mir angesagt, daß Herr William Meredith mich bitten lasse, zu ihm zu kommen. Ich putzte mich auf's Stattlichste heraus, nahm die Miene standesmäßiger Würde an und machte im stolzen Gefühl meiner Wichtigkeit den Weg durch das ganze Dorf. Welch ein Gegenstand des Neides war ich nicht an jenem Tage! Man trat auf die Thürschwellen, um mich vorübergehen zu sehen, indem man sich zuraunte: Er geht nach dem weißen Haus; — ich aber, der ich es unter meiner Würde hielt, eine gemeine Neugierde zur Schau zu stellen, ließ mir Zeit, schritt langsam an den Häusern vorbei und erwiederte die Grüße und Fragen meiner Bekannten nur mit der Bemerkung: Später, später, meine guten Leute; diesen Morgen habe ich Geschäfte. Und so langte ich auf dem Hügel an.

(Fortsetzung folgt.)

Holbein's Madonna.

(Taf. 45.)

In der christlichen Kunst hat sich die Idee der Mutterschaft an der Mutter des Weltheilands zum Ideal des Madonnabildes verklärt. Zahllose Werke huldigten dieser Aufgabe und mit so verschiedener Auffassung, daß von der Abschrift eines zufälligen Modells bis zur ätherischen Läuterung, ja bis zur Verzückung, alle Stadien durchlaufen sind. Ineinsbildung von Menschlichem und Göttlichem, von Magd und Himmelskönigin, von Jungfrau und Mutter, von Liebe und Strenge, von Schmerz und Seligkeit — welche Forderung für den Pinsel eines Malers! Sie zu erfüllen, hat Raphael in seiner Sixtina nach dem allgemeinen Urtheil das Höchste geleistet, oder sagen wir getroffen, denn das Glück mußte hier der Kunst mit vollen Händen entgegenkommen.

Die Holbein'sche Madonna, von der unser Stahlstich einen Ausschnitt gibt, blickt mit friedvoller Huld auf die Familie herab, die verehrend zu ihren Füßen kniet. Denkt man sich die Krone von ihrem Haupt genommen, so unterscheidet sich die Himmelskönigin nur durch unverlierbare, unerschöpfliche Milde und Ruhe von einer schönen irdischen Frau, durch die Gnadenfülle, welche sie selbst durchleuchtet, welche von der segnenden Hand ihres Knäbleins auf die Bedürftigen niederströmt.

Das Gemälde wurde wahrscheinlich auf Bestellung des Basler Bürgermeisters Jakob Meier ausgeführt, weßhalb es auch die Meier'sche Madonna heißt. Dieser Biedermann, Holbeins eifriger Gönner, macht mit den Seinigen die anbetende Familie aus, welche auf dem Bilde porträtirt ist. Die protestantische Strömung konnte ihn von seinem angeerbten Glauben nicht abziehen, und er stiftete wohl dieses Gemälde, um dem Kultus, dem er zugethan blieb, Genüge zu thun und um die Seinigen durch ein so bedeutungsvolles Zeichen dabei festzuhalten.

Im dreißigjährigen Kriege zwang die Noth einen der Meier'schen Nachkommen, das Bild an einen schwedischen Kommissär zu verkaufen. Es wanderte nun von Hand zu Hand bis nach Venedig, wo es im Jahre 1743 für August III. von Sachsen um 3000 Thaler erworben wurde. Jetzt glänzt es unter den Perlen der Dresdner Gallerie als ein Meisterwerk altdeutscher Kunst, als ein Wahrzeichen unsres Tizian.

Von den oberdeutschen Malern, welche die Fessel mittelalterlichen Herkommens zu lösen strebten, war Hans Holbein neben Lucas Cranach und Albrecht Dürer der begabteste und bahnbrechendste. Im Jahre 1498 wurde er aus einer Augsburger Malerfamilie geboren und zeigte schon als Knabe das entschiedenste Talent. Ueber seine Ausbildung, soweit sie nicht in der väterlichen Werkstatt geschah, ist nichts bekannt. Kaum vierzehnjährig malte er eine Heilige Familie, welche sich in Augsburg befindet und schon den selbstständigen Zug seiner Auffassung erkennen läßt; und ein Martyrium des heiligen Sebastian aus seinem achtzehnten Lebensjahre, gleichfalls in der Augsburger Gallerie, zeigt ihn ganz auf eignen Füßen stehend, edel und frei in der Gestaltung, fein in der Zeichnung, klar und lebendig im Kolorit.

Noch in Jünglingsjahren gründete sich Holbein eine neue Heimath in Basel, wo er 1520 das Bürgerrecht erwarb und von dem obengenannten Jakob Meier allen Vorschub erhielt. Mit Italien im Rücken, zwischen Frankreich, Deutschland und der Schweiz an einem von hier an schiffbar bleibenden Weltstrome gelegen, durch demokratisches Selbstgefühl gehoben, durch Handel und Gewerbe reich geworden, dem Andringen des neu erwachten Geistes geöffnet, von einem lebenslustigen Volke bewohnt, war die Reichsstadt Basel damals ein besonders günstiger Aufenthaltsort für einen fruchtbaren Künstler, der mit seinen Fühlhörnern nach allen Lebensrichtungen hinaustastete. An Aufträgen für Historie und Porträt, für Fresken und Staffeleibilder hatte Holbein in Basel und andern Städten der Schweiz keinen Mangel, zumal er auch Illustrationen für Holzschnitt anfertigte und in den Regionen thätig war, wo sich die Kunst mit dem Handwerk berührt. Ebensowenig fehlte ihm anregender Umgang, da er mit Erasmus von Rotterdam, Bonifazius Amerbach, dem gelehrten Buchdrucker Johannes Froben und andern Männern solcher Geltung in trautem Verkehr lebte. Das neue Museum in Basel enthält einen kostbaren Schatz von Holbein'schen Werken, namentlich von Studien und Handzeichnungen, welche dem Sammlergeiste dieses Amerbach verdankt werden. Leider ist von den Lebensmomenten des Künstlers, von den Anlässen und Entstehungszeiten seiner wichtigsten Arbeiten, wie der Madonna, des Todtentanzes und andrer, nichts Zuverlässiges überliefert, so daß Vermuthungen, Kombinationen, Sagen, die Lücken der Geschichte ausfüllen müssen. Sein Verbleiben in Basel scheint ihm allmälig durch häusliche und öffentliche Hemmungen unleidlich geworden zu sein, denn im Herbst 1526 entschloß er sich, Weib und Kinder der Fürsorge der Stadt zu überlassen und sich nach England aufzumachen, um in London, welches im Geruch einer fetten Künstlerweide stand, sein Glück zu versuchen.

Holbein war von Erasmus an Thomas Morus empfohlen, den charakterfesten Kanzler Heinrichs VIII., der seine Ueberzeugungstreue dem Scharfrichtermonarchen mit seinem Kopfe bezahlte. Erasmus hatte an Morus auch sein von Holbein gemaltes Porträt geschickt, und nun lautete die Antwort des Kanzlers: „Dein Maler, mein theuerster Erasmus, ist ein bewundernswerther Künstler; allein ich fürchte, daß er in England den ergiebigen Boden nicht finden werde, den er gehofft." Auch nach Antwerpen an den gelehrten Peter Aegydius hatte Holbein von

Erasmus folgenden Empfehlungsbrief erhalten: „Ueberbringer dieser Zeilen ist der Maler meines Porträts. Mit seiner Empfehlung will ich dir nicht lästig fallen, obwohl er ein ausgezeichneter Künstler ist. Wenn er den Maler Quintin Massys zu besuchen wünscht und du nicht Muße hast ihn einzuführen, so lässest du ihm wohl durch einen Diener das Haus zeigen. Hier friert die Kunst; er will nach England, um dort etliches Gold zusammenzuscharren."

Von Thomas Morus gastlich aufgenommen und mit Heinrich VIII. in Berührung gebracht, wurde Holbein sofort als Hofmaler angestellt, erhielt Wohnung im königlichen Palast, einen Jahrgehalt von 30 Pfund Sterling nebst Zusicherung, daß ihm jedes bestellte Gemälde besonders vergütet werde. Sein äußeres Glück war nun gemacht, und zum Verwundern blieb er mit dem König, mit dem nicht gut Kirschen essen war, immer auf gutem Fuße. Auch trug er kein Verlangen, in Basel, wo er mehrmals Besuche machte, es sich wieder gefallen zu lassen, obwohl ihn der Stadtrath durch Mahnung an seine Pflicht, wie auch durch Versprechungen zu binden suchte. Aber seine Meisterschaft wurde in London, wie es scheint, fast einzig an Porträts verschwendet, deren er eine zahllose Menge anfertigte. Die Nachrichten über seine künstlerische Thätigkeit, welche die zweite Periode seines Lebens noch spärlicher erleuchten als die erste, wissen nur von zwei Gemälden freier Erfindung, die er für das Haus der Hansa geliefert: den Triumph des Reichthums und den Triumph der Armuth. Die Bilder selbst sind verloren gegangen, aber ihre Skizzen, von Holbein mit der Feder gezeichnet, bewahrt das britische Museum. Im Jahre 1543 starb Holbein in London an der Pest, ohne daß Jemand zu sagen wüßte, an welcher Stätte sich sein Staub zu andrem Staube gesellt hat.

Pour la bonne bouche führen wir einige Anekdoten aus Holbeins Leben an, die so verbürgt sind, wie Anekdoten zu sein pflegen. Wenigstens widerstreiten sie nicht den humorbegabten Zügen von Holbeins Selbstporträt.

Auf seiner ersten Reise nach England verweilte Holbein zu Straßburg und empfahl sich dort einem Kunstgenossen, der aber von der Geschicklichkeit des Zugereisten nicht viel halten mochte. Eines Tages nun, als der spröde Maler abwesend war, setzte sich Holbein an dessen Staffelei und malte ihm auf ein halbfertiges Bild eine Fliege mit solcher Naturtreue, daß der Heimkehrende sie wegjagen wollte und nun erst merkte, daß ihn ein Meister zum Besten gehabt.

In seiner Basler Zeit wurde Holbeins Kunst vielfach in Anspruch genommen, die Façaden und Wände von Wohnhäusern mit Bilderschmuck zu versehen. Da saß er oft auf dem Malergerüste, oft aber auch nicht, denn er war ein Freund von gemüthlichem Zechen und lustiger Gesellschaft. Auch das Haus eines Apothekers hatte er einst zu bemalen. Weil aber der spitznasige Laurer seinen Fleiß zu pedantisch überwachte, so malte er seine eignen herabhängenden Hohlbeine so täuschend unter das Gerüste, daß der Apotheker über seine Anwesenheit beruhigt war und er selbst um so beruhigter über seine Abwesenheit.

In London wies Holbein einem Lord, von dem er Grobheiten hören mußte, die Thür und warf ihn gar die Treppe hinab. Der Lord beklagte sich beim König und verlangte Genugthuung, die ihm auch versprochen wurde, aber in einer ihm zu mild scheinenden Form, weßhalb er gegen den König herausfuhr, daß er selbst sich rächen werde. Darüber wurde der König zornig und rief: „Was! Glaubt Ihr, an dem Manne sei mir nicht mehr gelegen als an Euch? Aus sieben Bauern kann ich sieben Lords machen, aber aus sieben Lords nicht einen einzigen Holbein!"

Nach und auf dem Amoor-Fluß.

Nach dem Englischen von **C. Merz.**

(Schluß zu S. 336.)

Major Abasa erzählte mir von einer besondern Art der Versicherung gegen Schaden zur See, welche kaum je in andern Ländern nachgeahmt werden wird. Die Tschuktschen gehen auf ihren Handelsreisen oft über die Behringsstraße, indem sie die Diomedes-Inseln berühren. Sie machen ihre Reisen in Booten von zusammengenähten Seehundshäuten, welche über leichte Schiffsgerippe von Holz gespannt werden. Diese Boote tanzen wie Kork auf den Wellen, gewähren aber, wenn sie schwer beladen sind, in einem mehr als gewöhnlich starken Winde durchaus keine Sicherheit. Der Eigenthümer eines Bootes ist gewöhnlich der Kapitän und hat eine Schiffsmannschaft von sechs bis acht Mann.

Wenn sich ein Sturm erhebt und das Boot erleichtert werden muß, ist der Eigenthümer auf dessen Rettung bedacht. Er wirft seine Mannschaft in's Wasser und hält seine Waaren bis auf's Aeußerste zurück.

„Widersetzen sich denn die Leute diesem Ueberbordwerfen nicht?" fragte ich.

„Keineswegs," sagte der Major. „Sie glauben, daß die Pflicht dieses Opfer verlangt. Sie sind allesammt Heiden und lassen sich mit einer Ergebung ertränken, die unter Christen unbekannt ist."

Von Ghijiga segelten wir nach Ohotsk, einem kleinen Hafen am nördlichen Ufer des Meeres, von welchem er seinen Namen erhielt. Als wir ungefähr unter dem 60. Grade n. Br. das Senkblei auswarfen, fanden wir Korallen, welche denen aus tropischen Meeren sehr ähnlich sahen.

Ohotsk, an der Mündung des Ohotsk-Flusses, hat viel von seiner früheren Bedeutung verloren. Gegenwärtig hat es weniger als zweihundert Einwohner, obschon es früher mehr als die zehnfache Zahl hatte. Schiffe von mehr als zwölf Fuß Tiefgang können nicht über das am Eingange befindliche Riff gelangen; daher ankerte unsere große Korvette außerhalb und wir mußten uns in Booten an's Ufer setzen lassen. Vitus Bering, der wackere alte Seemann, der die Meerenge ent-

deckte, welche seinen Namen trägt, segelte aus diesem Hafen bei seiner ersten Expedition. Segeltuch und Tauwerk war nicht zu bekommen, daher ließ Bering aus Rennthierhäuten Segel und Taue anfertigen. Lederne Riemen und hölzerne Pflöcke hielten das Holzwerk zusammen und die Fugen wurden, statt mit Werg, mit Moos verstopft. Die Stelle, auf melcher man vermuthet, daß sein Schiff gebaut worden sei, wurde mir gezeigt, als wir flußaufwärts zum Landungsplatze ruderten. Die Stadt steht auf einer schmalen Ebene, hinter welcher sich eine Reihe niedriger Hügel erhebt.

Eine kleine Anzahl Eingeborner, Mischlinge und unverfälschte Russen, stand am Ufer, als wir landeten, und begrüßte uns mit gastlichen Worten. Ich konnte bei den Eingebornen das langgeschlitzte schiefe Auge der reinen mongolischen Rasse erkennen, gegenüber welchem das volle blaue Auge der russischen Ansiedler in deutlichem Kontraste stand.

Die Hunde fand ich in Ohotsk zahlreicher als an irgend einem andern Orte, den ich noch besucht hatte. Sie waren von jeder Größe, von jedem Alter und Geschlecht und verhielten sich ziemlich ruhig. Ich hatte in Kamtschatka gehört, daß die Hunde während der Sommerszeit sich selbst Fische fangen, hatte aber dies nie mit eigenen Augen sehen können, bis ich nach dem Ohotsk kam. Als die Fluth heranstieg, wateten die Hunde zu den seichten Stellen hinaus, um daselbst ihren Stand zu nehmen. Nachdem ich eine Weile die ganze Hundegesellschaft beobachtet hatte, richtete ich meine Aufmerksamkeit auf einen zottigen Burschen, der bedeutende Erfahrung in seinem Geschäfte zu besitzen schien. Wie eine Bildsäule stand er einige Minuten ganz regungslos da. Plötzlich verschwand sein Kopf und das Wasser spritzte hoch auf. Einen Augenblick später spazierte der Hund mit einem vielleicht zehn Pfund schweren Lachse im Rachen an's Ufer und begann sein Mittagsmahl gemächlich zu verzehren.

Daß Hunde Fische fangen und verspeisen, ist nicht auffallend, wenn man weiß, daß sie während des ganzen Jahres kaum eine andere Speise haben. Man gibt ihnen rohe, gekochte, getrocknete, gefrorne und faule Fische — und sie fressen dieselben alle mit der nämlichen Begierde. Es überraschte mich aber, zu hören, daß Kühe und Pferde mit augenscheinlichem Appetit Fische fressen. Es wird sehr wenig Heu eingesammelt, und man versicherte mich, daß sehr häufig während des Winters Pferde, Hunde und Kühe mit gedörrten Fischen gefüttert werden. Ich fand es indessen begreiflich, daß ein grasfressendes Thier auf einige Zeit seiner Natur Gewalt anthun könne, um dem Hungertode zu entgehen; allein mein Erstaunen war wahrlich nicht gering, als ein Herr, dem ich unbedingten Glauben schenke, auf eine am Ufer hin und her gehende Kuh wies und mir über ihre Gewohnheiten Einiges mittheilte.

„Jene Kuh," sagte er, „verläßt das Gras, das nun die Hügel und Wiesen bedeckt, und kömmt lieber hierher, um frischgefangene Lachse zu fressen. Sie ist fett und glatt, und ihre Nahrung scheint ihr zuzusagen."

Ich blieb nur einen Tag zu Ohotsk. Wir segelten südwärts, gerade als das lange Zwielicht in das Dunkel der Nacht überging und die Sterne anfingen über uns zu blinken. Durch die Meerenge von La Perouse, um die Insel Sakhalin und an der nordwestlichen Spitze von Japan vorbei wandten wir uns in den Golf der Tartarei und gingen endlich in der De Castries-Bai vor Anker. Hier verließ ich die Korvette, welche fünf Wochen lang meine Heimath gewesen war und mich über dreitausend englische Meilen weit geführt hatte. Ich schiffte mich in einem Dampfer von geringem Tiefgange ein und gelangte durch die Meerenge der Tartarei hinauf in die Mündung des Amoor-Stromes. Bei Sonnenuntergang stand die ganze Mannschaft des Schiffes — wie es auch schon auf der Korvette geschehen war — auf dem Verdecke und sang das Abendgebet. Nach dem Gebete wurde die nationale Flagge vom Maste heruntergelassen und schien sich in Anbetung des Wesens zu beugen, das die Gewässer in seiner hohlen Hand hält und das Weltall regiert.

Die Mündung des Amoor liegt zwischen zwei Vorgebirgen, die sieben engl. Meilen von einander entfernt und weithin sichtbar sind. Am östlichen Horizonte erglänzte die Küste der Sakhalin-Insel durch eine Luftspiegelung in wunderbaren Gestalten. Wie diese optische Täuschung Wiesen, Seen und Wälder auf den Sand der Wüste hinzaubert und die Einöde mit Menschenmengen bevölkert, so war hier auf die Grenzen von Sibirien eine tropische Landschaft hingemalt. Es schien mir als ob ich Kokospalmen, breite Savannen und brasilianische Wälder an den felsigen Küsten erkennen könne, die aber in der That außerhalb Sehweite sich befanden. Wiederum sah ich Schlösser mit hohen Mauern und drohenden Zinnen, in die Wolken ragende Thürme, prachtvolle Paläste aus den Feldern und Wäldern emporsteigen, und über Alles wölbten sich die wunderbarsten Verwickelungen von Regenbogen. Luftspiegelungen finden in dieser Gegend häufig statt; man versicherte mich aber, daß diejenige, von welcher ich soeben Zeuge gewesen war, alle früher gesehenen übertroffen habe.

Während wir den Fluß hinaufdampften, wandten die Lootsen oft dem Vordertheile des Schiffes den Rücken zu und steuerten nach Leuchtfeuern, die am Ufer angezündet waren. Um Sonnenuntergang am Tage nachdem wir De Castries verlassen hatten, gingen wir vor Nicolayevsk, der wichtigsten russischen Stadt am Amoor, vor Anker. Ich ging sogleich nach dem Mittagessen an's Land und suchte die Wohnung des Mr. Chase auf, eines hier wohnenden Kaufmannes und Handelsagenten der Vereinigten Staaten. Dieser empfing mich mit der Gastlichkeit eines Sibiriers und überließ mir sogar sein Bett während der Dauer meines Aufenthalts. Während sechs Tagen hätte ich glauben können, daß das Haus nebst Allem, was darinnen war, mein Eigenthum, der eigentliche Besitzer aber ein bloßer Gast sei.

Am Morgen nach meiner Ankunft besuchte ich den Admiral Fulyelm, Gouverneur der maritimen Provinzen von Ost-Sibirien und Befehlshaber der russischen Flotte im Ohotskischen Meere. Er hieß mich mit großer Artigkeit im Thale des Amoor willkommen und sprach sein Bedauern aus, daß seine Familie auf dem Lande sei und in seinem Hause Reparaturen gemacht werden, so daß er mich nicht einladen dürfe, während meines Aufenthaltes bei ihm zu wohnen. Der Admiral spricht geläufig

französisch und ist im gleichen Maße Meister der deutschen, französischen und schwedischen Sprache. Er war mehrere Jahre zu Sitka als Gouverneur der damaligen russischen Besitzungen in Amerika, und als er seine Amtszeit vollendet hatte, kehrte er über San Francisco und New-York nach Rußland zurück.

Nicolayevsk wurde im Jahre 1853 gegründet, dem Namen nach zwar nur als eine Station der russischen Pelz-Kompagnie, allein thatsächlich im Interesse der kaiserlichen Regierung. Es ist ein eigentlicher Regierungssitz, indem drei Viertheile direkt oder indirekt im Dienste des Kaisers stehen. Die Stadt hat einen Hafen, oder eine Marine-Anstalt, welche Schiffswerften, Maschinenwerkstätten, Eisengießereien und alle die Schuppen, Waarenhäuser und Fabriken enthält, welche zu den Verrichtungen einer maritimen Station erforderlich sind. Das Maschinen-Departement wird von drei Fremden (einer derselben ist geborner Amerikaner und ein Anderer ein amerikanischer Bürger) geleitet, welche dasselbe auf eine Stufe tüchtiger Leistungsfähigkeit gebracht haben. „Wir können alle gewöhnlichen Marine-Maschinen machen oder repariren und alle Arbeiten ausführen, welche auf den Schiffen der sibirischen Flotte nothwendig sind," sagte mir einer jener Männer. Der größere Theil aller Maschinen wurde in Amerika gefertigt und nach dem Amoor gesandt, um daselbst zusammengesetzt zu werden. Man zeigte mir eine Dampf-Feuerspritze von Manchester in New-Hampshire, welche das Wort „Amoor" in russischen Lettern trug. Man hielt dieselbe in einem Schuppen, der zu diesem Zwecke eigens gebaut war und im Winter mit so großer Sorgfalt geheizt wurde, als ob derselbe ein delikates Rennpferd von hohem Werthe beherbergte.

Alle Häuser in der Stadt sind von Holz. Einige wenige sind nach amerikanischer Art zusammengesetzt und mit Brettern bedeckt; allein bei weitem die meisten sind aus rohen oder behauenen Baumstämmen erbaut. Eine Straße läuft parallel mit dem Flusse und gewährt eine schöne Aussicht auf das gegenüberliegende Ufer des Amoor. Die Häuser der Beamten, die Magazine und Wohnungen fremder Kaufleute, das Club-Haus, die Kirche und andere Gebäude von Bedeutung liegen an dieser Straße. Die Straßen, welche vom Flusse rückwärts führen, sind anfangs großartig und berechtigen zu großen Erwartungen, die aber nicht erfüllt werden. Bis zur zweiten Häuserreihe sind sie gut, bei der dritten erträglich, bei der vierten sind sie voll von Baumstümpfen, und wenn man die fünfte oder sechste erreicht hat, so findet man wenig mehr von einer Straße. Ich habe nie ein vollständigeres Beispiel von einer Straße gesehen, die mit einer doppelten Reihe von Bäumen anfing und beständig kleiner wurde, bis endlich nichts mehr zu sehen übrig blieb, als ein Eichhornpfad, der an einem Baumstamm hinaufführte und in den Aesten verschwand.

Während meines Aufenthalts pflegte ich beinahe jeden Morgen zum Strande vor der Stadt zu gehen und mich unter der Menge umzusehen, welche dort versammelt war. Bei meiner Annäherung hörte ich stets den Schrei: „rebah! rebah!" (Fische! Fische!); allein ich belehrte die Leute, daß ich nicht als Käufer gekommen sei. Die Fische wurden am Boden aufgehäuft oder lagen in den an's Ufer hinaufgezogenen Booten. Die Menge bestand aus russischen Soldaten, Kosaken, Matrosen und Bauern, nebst einer ziemlichen Anzahl von Giljäken, den Eingebornen des untern Amoor. Am ersten Morgen fand ich sie in malerischen Gruppen versammelt, einige in lebhafter Unterhaltung begriffen, andere aber in gleichgültiger Ruhe ihre Pfeifen schmauchend und wenig sprechend.

Die Giljäken sind am untern Amoor ungefähr was die Indianer am obern Missouri sind und was sie früher am Hudson und Potomac waren. Sie gehören zur mongolischen Rasse, haben mongolische Gesichtszüge und Gesichtsfarbe und Vieles, das den Chinesen eigenthümlich ist. Ihre Kleidung hat gewöhnlich den chinesischen Schnitt und sie tragen ihre Haare in einem Zopfe. Der ächte Giljäken-Hut ist ein in ziemlich stumpfem Winkel auslaufender Kegel, von Birkenrinde oder einem andern steifen Material gemacht, und liegt auf dem Kopfe wie der obere Theil eines Sonnenschirms. Der Bartwuchs ist spärlich, wie bei allen Leuten dieser Rasse, und die Gesichter der Männer konnten oft ihrem geschlechtlichen Ausdrucke nach kaum von demjenigen der Weiber unterschieden werden.

Die Russen verkehrten mit diesen Eingebornen auf dem freundschaftlichsten Fuße. Einige Giljäken trugen abgelegte Kleider ihrer russischen Nachbarn und ihre Tracht war eine auffallende Zusammenstellung europäischer und asiatischer Kleidung. Die Sprache war ein Zwitterding und das Slawonische war bedeutend im Uebergewicht. Wo nur immer die Europäer in Berührung mit den Bewohnern des Ostens kommen, geben sie sowohl der Sprache als den Sitten ihre eigene Richtung. Die angriffsweise vorgehende Civilisation ist mächtiger als diejenige, welche sich passiv verhält.

Als endlich der halbmonatliche Postdampfer bereit war, den Fluß hinauf zu fahren, sagte ich Nicolayevsk Lebewohl. Es war ungefähr Mitternacht, als ich ein Billet erhielt, das mir ankündigte, der Dampfer werde bei Tagesanbruch abgehen. Mein Gepäck war bereits eingeschifft.

Es ist Sitte in Sibirien, einem scheidenden Reisenden das Geleite zu geben, ob er zu Wasser oder zu Lande abreise. Wenn die Reise zu Wasser vor sich geht, so wird er an Bord des Schiffes geleitet, das ihn wegführen soll. Dann folgt das Abschiednehmen, worunter man auch Champagner und dergleichen versteht. Bisweilen geschieht auch des Guten zu viel. Geht die Reise zu Land, so wird der Reisende eine Strecke weit geleitet, vielleicht bis an's Ende der Stadt, vielleicht bis zur nächsten Station. Das Abschiednehmen aber geschieht wieder mit Champagner, Thee — und wieder Champagner.

So kam auch Mr. Chase und einige Freunde meines Reisegefährten — eines jungen Offiziers aus der sibirischen Hauptstadt —, um uns auf dem Verdecke des Dampfschiffes Lebewohl zu sagen. Es war erst gegen Morgen, als sie alle an's Ufer zurückkehrten und mich auf dem Amoor zurückließen.

Wir fuhren nicht bei Tagesanbruch ab, und sogar um neun Uhr waren unsere Dampfkessel noch so kalt wie Marmor. Ein wenig nach zehn hatten wir Dampf genug, um unsere Räder in Bewegung zu setzen und die hölzernen Mauern, die Werften von Nicolayevsk, die vor Anker liegenden Schiffe hinter uns zurückzulassen. Unsere Schiffsmannschaft und die wenigen Zwischendeckspassagiere

wandten sich in der Richtung der in der Ferne verschwindenden Kirche, standen ehrfurchtsvoll still, machten das Zeichen des Kreuzes und flüsterten ein Gebet um glückliche Reise.

Ich blieb lange auf dem Verdeck, um meine Umgebungen zu betrachten. Bei Nicolayevsk fließt der Amoor in einem einzigen Strome zwischen Hügeln hin und ist ungefähr anderthalb englische Meilen breit. Wie man aber den Fluß hinauf geht, findet man, daß derselbe sich über ein breites Thal ausdehnt und viele Inseln hat, deren einige wohl Tausende von Ackern Wald- oder Wiesenland, und mitunter auch sandige und unfruchtbare Strecken enthalten. Diese Inseln sind die Ursache der Bildung von vielen verschiedenen Flußbetten, und an einigen Stellen ist der Fluß von einem Ufer zum andern an die zwanzig englische Meilen breit. Oft fahren Dampfschiffe in verschiedenen Flußbetten an einander vorbei, ohne es zu wissen, wenn gleich die Kapitäne sehnlichst einander zu begegnen wünschen. In der Nähe von Nicolayevsk werden die Inseln von russischen Ansiedlern angebaut und erweisen sich als zur Kultur sehr geeignet. Wir sahen mehrmals Abtheilungen von Leuten bei der Heuernte beschäftigt und trafen ganze Barken mit Heu beladen stromabwärts zum Markte fahren. Eine jener Abtheilungen war gerade am Mittagsmahl und hielt inne, um uns vorbeidampfen zu sehen, mit Ausnahme eines Einzigen, der weder sein Haupt umzuwenden, noch sogar von seinem Teller Suppe aufzublicken geruhte.

In weiter Entfernung waren Bergketten auf beiden Seiten des Flusses, welche einen bläulichen Schimmer

Ein Dorf am Amoor.

hatten und in den Strahlen der untergehenden Sonne einen mannigfaltigen Wechsel von Licht und Schatten sehen ließen. Herwärts dieser Bergketten waren wellenförmige Massen von Hügeln, die bis zum Gipfel mit Wäldern bedeckt waren. In dem herbstlichen Braun und Gelb der Laubwälder sah man hin und wieder dunkelgrüne Punkte und größere Flecken, wo die Fichten und Tannen standen. Nach dem Flusse zu neigten sich diese Hügel bis zum Rande des Wassers, oder waren von Streifen Wiesenlandes oder niedrigen Waldgrundes begrenzt, die vom Froste noch wenig berührt waren. Da wo die Inseln zahlreich waren, schien der Fluß in einem Labyrinthe von Flußbetten verirrt zu sein. Ueber uns war der klare Himmel eines Herbsttages; nicht ein Lüftchen wehte, und der stille Strom, auf dessen Oberfläche sich kaum eine Welle kräuselte, erglänzte wie ein Spiegel und strahlte das Bild seiner wunderschönen Umgebungen zurück.

Hier und da fuhren wir an den Dörfern der Bewohner des untern Amoor vorbei. Da waren Gruppen von Häusern, welche den Eingebornen angehörten, und andere, in denen die russischen Ansiedler wohnten. In einiger Entfernung waren die Häuser der Giljäken von denen ihrer russischen Nachbarn kaum zu unterscheiden, allein wenn man sich denselben näherte, so schwand jeder Zweifel. Es war die Zeit des Fischfangs, und da diese Leute sich beinahe ganz von Fischen ernähren, so waren die Arbeiten des Fanges und des Einsalzens in vollem Gange. Die Abfälle lagen überall in den Dörfern herum und der üble Geruch war entsetzlich. Am Nachmittag des ersten Tages hielten wir an, um Holz einzunehmen. Neben einer russischen Niederlassung lag ein Dorf von Eingebornen. Ich betrat das letztere und wurde von einem Dunste empfangen, der alle Beschreibung weit hinter sich zurücklässt. Die Eingebornen schienen sich nicht viel daraus zu machen, und ich fürchte, sie belei-

digt zu haben, indem ich während meines Besuches mein Schnupftuch vor die Nase hielt. Mein Gefährte, der lange Jahre am Amoor zugebracht hatte, war gegen den Geruch ziemlich gleichgültig geworden. Ich glaubte aber doch zu bemerken, daß er zu keinem langen Aufenthalt geneigt sei.

Die Giljäken sind nicht eben sehr artig gegen Fremde und empfingen uns nicht mit offenen Armen. Sie fuhren mit ihrer Arbeit fort, ohne sich viel um uns zu kümmern, und boten uns keine Erfrischungen an. Die Männer waren ungefähr wie diejenigen, welche wir schon in Nicolayevsk gesehen hatten, und in ähnlicher Weise gekleidet. Ich erblickte eine recht hübsche Frau mit bräunlich rothen Wangen, die ihre Haare in zwei bis auf die Hüften herabhängenden Zöpfen trug. Ich schaute ihr zu, wie sie einen Lachs abhäutete; allein sie geruhte mich nicht anzublicken. Die Orientalen behaupten, ganz ohne Neugierde zu sein, und in den meisten Fällen spricht der Schein für sie.

Die Giljäken leiden es nicht, daß man Feuer aus ihren Wohnungen hinaustrage — nicht einmal in einer Pfeife oder Cigarre — aus Furcht, es möchte ihnen Unglück bringen. Ich wurde mit dieser Thatsache bekannt, als man mich einmal bei meinem Eintritt in eine ihrer Wohnungen aufforderte, meine Cigarre auszulöschen.

Es bestand in früheren Zeiten die Sitte unter ihnen, Gäste, die in ihren Wohnungen schliefen, zu tödten. Sie glaubten nämlich, daß der Geist der so Getödteten bei ihnen bleiben und sie beschützen müsse, und je liebenswürdiger und freundlicher ein Gast war, desto größere Aussicht hatte er, getödtet zu werden.

Ihre Religion ist heidnisch, mit einigen Anklängen aus der Bhuddistischen. Sie haben eine abergläubische Verehrung für Bären, Tiger, Adler und Katzen. Sie bekämpfen den Tiger nie, und wenn ein Eingeborner eine Beute dieses Thieres wird, so werden seine Ueberreste ohne weitere Feierlichkeiten verscharrt, und man glaubt, daß sein Tod irgend ein Verbrechen gesühnt habe. Den Bären fängt man, wenn es möglich ist, lebend, baut ihm einen Käfig an einem überall sichtbaren Orte und mästet ihn mit Fischen. Bei festlichen Gelegenheiten spielt Petz eine hervorragende Rolle, indem er in feierlichem Zuge herumgeführt oder geschleppt und nachher getödtet und aufgespeist wird. Die Giljäken glauben, daß der Genuß des Bärenfleisches muthig mache.

Die Häuser der Eingebornen sind aus kleinen Baumstämmen oder Stangen erbaut; die Zwischenräume werden kalfatert und die Außenseite gewöhnlich, aber nicht immer, mit Erde beworfen. Das Innere ist durchaus nicht sauber, da sie mit menschlichen Wesen und Hunden vollgepfropft sind und zugleich alle Gegenstände enthalten, die in der Haushaltung gebraucht werden. Die Vorrathshäuser werden, um Hunde und andere Thiere ferne zu halten, auf in die Erde gerammte Pfosten gebaut — wie Mais-Scheunen in Amerika. Diese Bauart bewahrt auch die gedörrten Fische vor Feuchtigkeit. Vor dem Hause werden auf einer Plattform oder Vorhalle die Netze, Canoe's und andere Fischergeräthschaften aufgehäuft. Die Hunde werden unter dem Hause festgebunden oder laufen frei umher. Bei meinem ersten Besuche in einem Dorfe hatte ich Ursache, mich über das Benehmen der Hunde zu ärgern. Sie bellten und heulten mich an, und einige von ihnen zeigten nicht geringe Lust, mich zu beißen. Die Giljäken stellten sich im Anfang, als ob sie die Thiere zu besänftigen suchten; allein ich glaube, es wäre ihnen ganz recht gewesen, wenn einige derselben ihre Zähne an mir versucht hätten.

Die Dampfschifffahrt auf dem Amoor ist noch in ihrer Kindheit. Im Jahre 1866 gab es zweiundzwanzig Dampfschiffe in aktivem Dienste und zwei oder drei neue waren beinahe fertig. Achtzehn Boote gehörten der Regierung an und die übrigen waren das Privateigenthum von russischen oder fremden Kaufleuten: Nur ein einziges von den jetzt im Dienste befindlichen Dampfschiffen wurde in Sibirien erbaut, die übrigen wurden in Amerika, England oder Deutschland gemacht und nach dem Amoor gesandt, um dort zusammengesetzt zu werden. Dasjenige, auf welchem ich von Nicolayevsk abfuhr, war der Ingodah, ein eisernes Boot von ungefähr 110 Fuß Länge, sehr schmal und sehr schmutzig.

Wir hatten einen Küchenjungen mit einer rothen Nase und einem schmachtenden Verlangen nach Kupfer- und Silbermünzen. Dieser bediente uns sehr aufmerksam, wenn — er nichts Anderes zu thun hatte. Er konnte sehr geläufig „sechass" sagen, ein Wort, das ungefähr sagen will: „ich komme sogleich, mein Herr!" Es bedeutet eigentlich: „ohne Verzug", bei unserm Küchenjungen aber wollte es sagen — „jetzt," — „nächste Woche" — oder „wenn es mir beliebt". Jeder ächte russische Diener spricht das Wort, wenn er einen Befehl erhält, und gebraucht es auch, um nöthigenfalls die Ungeduld zu beschwichtigen. Was wir auch immer unserm Küchenjungen sagen mochten, antwortete er stets: „sechass" und gehorchte wenn es ihm bequem war. Er stand auf vertrautem Fuße mit dem Koch, und ich habe einen kleinen Verdacht, daß er besser speiste als wir.

Auf unserer Reise den Fluß hinauf gingen wir Nachts vor Anker, wenn es nicht heller Mondschein war, und blieben bis Tagesanbruch in der Nähe eines Dorfes. Den ganzen Amoor entlang haben die Russen in Zwischenräumen von zehn bis dreißig englischen Meilen Niederlassungen gegründet, wo die Dampfschiffe im Sommer Holz einnehmen und die Post im Winter mit Pferden versehen wird. Einige der Dörfer sind sehr hübsch gelegen, die Einwohner beschäftigen sich mit Ackerbau und stellen sich gut dabei. Sie pflanzen Waizen, Roggen, Hafer und Gartengemüse im Ueberfluß und von guter Qualität, und finden auf den Hügeln Bauholz genug, um einen bedeutenden Ausfuhrhandel zu betreiben. Am untern Amoor ist die Erzeugung von Getreide für die Armee und Flotte noch nicht hinreichend, verspricht aber in einigen Jahren alle Bedürfnisse zu befriedigen. Zu Nicolayevsk sah ich Mehl, welches zur See von Kronstadt um das Kap der guten Hoffnung gekommen war; und man sagte mir, daß ein Kaufmann von San Francisco die am Meere gelegenen Provinzen mit californischem Mehl zu versehen in Unterhandlung stehe.

Am mittlern und obern Amoor gibt es Ueberfluß an Getreide, es wurden von dort im Herbste 1866 mehrere Dampfschiff-Ladungen gesandt, um die Provinz Trans-Baikal zu versehen, welche drei Jahre vorher ein ähnliches Quantum nach dem Amoor-Thale gesandt hatte.

Gegenwärtig enthalten die Niederlassungen eine Bevölkerung von ungefähr vierzigtausend Einwohnern, von denen ein Achtel auf Nicolayevsk kommt, die älteste und wichtigste Stadt am Amoor. Die Dörfer dem Flusse entlang sind von verschiedener Größe. Ich sah eines, das nur ein einziges Haus enthielt, und ein anderes mit zwei Häusern und einem Stalle. Es gibt aber auch Dörfer von zwei- bis dreihundert Häusern. In den Niederlassungen der Kosaken am mittlern Amoor sind die Häuser mit militärischer Präcision aufgestellt, als ob sie aus einer Maschine hervor in regelmäßigen Zwischenräumen an einer weiten Straße heruntergefallen wären. Als das Amoor-Thal angesiedelt wurde, führte die Regierung ganze Familien von Kosaken — Männer, Weiber, Kinder, Kühe, Schweine und Hunde hin. Sie lieferte Material und bezahlte die Kosten neuer Häuser, sowie die Transportkosten. Je nach Befehl mußten sich ganze Dörfer fünfzig, hundert, ja fünfhundert Meilen weiter begeben und wieder ansiedeln. Die Kolonisten in ihren neuen Häusern fanden sich von ihren frühern Nachbarn umgeben, waren unter dem nämlichen Haupte oder Schulzen und verrichteten die nämliche Arbeit wie früher.

Wir landeten an sehr vielen Dörfern, um Fracht und Passagiere an's Land zu setzen oder einzunehmen und das Schiff mit Holz zu versehen. Die Schnelligkeit unserer Reise stand in keinem Verhältniß zu derjenigen unserer Boote auf den Flüssen des Westens (der Union), wenn sie Wettrennen veranstalten, sondern war äußerst gemächlich. Ich wurde jedoch selten müde, mir die stets wechselnden, stets neuen Umgebungen anzusehen. Die erste Kajüte des Schiffes befand sich weiter vorn als die Maschinen, eine Einrichtung, die uns von den Wolken von Asche befreite, welche beständig und dicht auf die Zwischendeck-Passagiere niederfielen, wenn nicht der Wind von rückwärts oder von der Seite kam. In der Kajüte hatten wir unsern Schiffskapitän, meinen Reisegefährten, den Offizier und zwei Kaufleute, welche alle mit einander auf vertraulichem Fuße lebten und ohne Unterschied des Ranges oder des Reichthums am nämlichen Tische aßen, tranken und spielten.

Das Spiel ist eines der hauptsächlichsten Unterhaltungsmittel in Rußland. Es wird sehr viel Karten gespielt, und Niemand spielt, ohne Geld einzusetzen. Meine beiden sibirischen Freunde geriethen oft in höchliches Erstaunen, wenn ich ihnen erzählte, daß man in Amerika meistens nur zur Belustigung und nicht um Geld Karten spielt.

An einem angenehmen Nachmittag war mein Freund, der Offizier, auf der Brücke des Bootes und unterhielt mich mit Erzählungen aus seinem Leben in Polen. Plötzlich fesselte etwas am südlichen Ufer des Flusses seine Aufmerksamkeit und er rief: „Tigre, tigre!" und stürzte in die Kajüte hinunter, um seine Büchse zu holen. Ich nahm mein Perspektiv zur Hand und erblickte ein großes Thier, das sich durch das hohe Gras bewegte, konnte aber nicht erkennen, welchem Thier-Geschlechte oder welcher Art es angehöre. Es war in solcher Entfernung, daß ihm keine Schrotflinte möglicherweise etwas anhaben konnte, und wir enthielten uns weislich jeder Verschwendung unserer Munition. Der Tiger ist am untern Amoor einheimisch und wird bis zum 53. Grade nördlicher Breite gefunden. Im Winter durchzieht er die nämlichen Wälder, wie das Rennthier, und verspeist gelegentlich ein Stück Wildpret, das er sich selbst fängt. Die russischen Jäger begegnen ihm häufig und ich sah mehrere Häute, die mir als Trophäen gezeigt wurden. Dieses Thier wird von den Naturkundigen in die nämliche Klasse eingetheilt wie der bengalische Tiger, und sie behaupten, daß das Thal des Amoor die einzige Gegend in der Welt sei, wo der Tiger, das Rennthier und der Zobel zugleich einheimisch seien. Unter den Vögeln gibt es hier einige Arten, welche der arktischen Zone angehören, einige aus dem südlichen China, zwei aus Afrika, und eine, die in Java und Australien einheimisch ist. In den Wäldern der südlichen Krümmung des Amoor findet man den Korkbaum und den Mahagonibaum, man möchte fast sagen Seite an Seite mit der Fichte und Birke wachsend. Ulmen finden sich dort, deren Stämme vier bis fünf Fuß im Durchmesser halten, und andere Bäume wachsen in verhältnißmäßiger Größe. Die weiten und dichten Wälder mit ihren Massen von Rankengewächsen und dichtem Unterholze erinnerten mich an die Wälder des untern Mississippi, und das hohe Gras des offenen, unbewaldeten Landes wetteiferte mit demjenigen der Prairien von Kansas. Und doch war alles dieses im „kalten Sibirien"!

Einer meiner Freunde jagte eines Tages in einem Walde am Amoor und fand sich plötzlich einem Tiger gegenüber. Schnell die Büchse vom Rücken nehmend, gelang es ihm, dem Tiger im Augenblicke, als er sich zum Sprunge niederduckte, eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Der Tiger sprang, stürzte aber zu den Füßen des Jägers nieder, der ihm mit einem Pistolenschusse den Rest gab. Die Haut wurde dem Kaiser gesandt.

Am untern Amoor beobachtete ich, daß die Giljäken ihre Ruder wechselsweise gebrauchten, indem sie die eine Hand über die andere setzten. Zweihundert Meilen weiter stromaufwärts sah ich die Eingebornen rudern, wie man es bei uns in Amerika gewohnt ist, und erkundigte mich nach der Ursache dieses Unterschiedes.

„Sie sind nun" — belehrte mich mein Reisegefährte — „im Lande der Goldee's (sprich: Goldih's), eines Volkes der nämlichen Rasse wie die Giljäken, aber von denselben verschieden, so wie bei Ihnen die Comanchen von den Pawnee's verschieden sind. Sie sind ein besseres und civilisirteres Volk und leben in bequemeren Häusern. Noch weiter stromaufwärts werden wir die Mandschuren finden, die noch mehr vorgeschritten sind und nicht weit unter den Chinesen von Canton und Pekin stehen."

Ungefähr um Mitternacht nach dieser Unterredung landeten wir bei einem Dorfe von Russen und Goldee's. Ich machte den Vorschlag, die Letzteren zu besuchen, und wir nahmen einen Bauern mit, um uns zu führen. Als wir uns dem ersten Hause näherten, kamen wir an mehreren Gerüsten vorbei, auf welchen Fische gedörrt wurden, und wurden von einem halben Hundert lärmender und grimmig aussehender Hunde begrüßt. Unser Führer bewaffnete sich mit einem Prügel und als Vorsichtsmaßregel ergriff ich ebenfalls ein großes Stück Holz. Der Führer trat zuerst ein und zündete einen Streifen Birkenrinde an einem in der Mitte des Gemaches befindlichen Holzkohlenfeuer an. Der Herr des Hauses kleidete sich in's Empfangskostüm, indem er ein einziges Gewand an-

zog, und Madame Goldee folgte seinem Beispiele, ehe man die Fremden einließ. Das Gemach hielt ungefähr zwanzig Schuh im Quadrat und war so niedrig, daß ich meinen Kopf an den Balken anstieß. Ich reichte dem Hausherrn meine Hand und schaute mich um. Ein niedriger Divan (oder eine breite Bank), der sich an zwei Seiten des Gemaches hinzieht, dient als Sitz bei Tage und als Bett bei Nacht. Hölzerne Rohre, die von einer Art Ofen ausgehen, laufen unter dem Divan hindurch in die Erde und unter der Erde hindurch in einen Kamin, welcher vom Hause getrennt steht. Ungefähr dreißig Personen jeden Alters und Geschlechtes lagen auf dem Divan, einige wach und unter einem unordentlichen Haufen von Kleidern versteckt, allein bei weitem die größere Zahl in tiefem Schlafe. Die Goldee's halten ihre Wohnungen sehr warm und können daher ohne die geringste Bedeckung schlafen. Wir weilten nur kurze Zeit, und als wir fortgingen, bestand der Hausherr nicht darauf, daß wir noch länger verbleiben sollten.

Am nächsten Tage fuhren wir an einer großen Flottille von Booten vorbei, in welchen die Goldee's nach Lachs und Stör fischten. Zwei Männer versuchten, in einem Kanoe mit unserm Dampfer Schritt zu halten, und — kamen uns zuvor, obschon wir beinahe zehn englische Meilen die Stunde gegen die Strömung zurücklegten. Es war ein etwas feuchter Tag und die Eingebornen trugen ihre Röcke von Lachshaut. Am nächsten Orte, wo wir anhielten, begegnete ich einem Goldee-Mädchen, das ebenfalls in Fischhaut gekleidet war und einen Ring in der Nase trug. Sie war hübsch und schien es zu wissen.

Kleider aus Lachshaut sind unter diesen Eingebornen im allgemeinen Gebrauche. Die Häute werden geklopft, um die Schuppen zu entfernen und sie geschmeidig zu machen. Kleider von diesem Material sind so wasserdicht wie Gutta-Percha und, wenn sie neu und mit Zierrathen versehen sind, recht hübsch.

Auf eine Strecke von ungefähr zwölfhundert englischen Meilen bildet der Amoor die Grenze zwischen Rußland und China. Das chinesische Ufer ist sehr spärlich bevölkert, und auf Hunderte von Meilen findet man kaum Wohnungen, mit Ausnahme einiger Hütten niedergelassener oder herumwandernder Eingeborner. Ungefähr vierzehnhundert Meilen von der Mündung des Stromes ist eine Gegend, wo vielleicht vierzigtausend Chinesen und Mandschuren wohnen; allein ihre Niederlassungen befinden sich alle innerhalb einer Entfernung von sechzig oder siebzig englischen Meilen. Es ist am Ufer des Amoor eine chinesische Stadt, welche die Russen für eine ursprüngliche Strafkolonie erklären. Die Bevölkerung derselben wird nach schwankenden Berichten auf zwölf- bis dreißigtausend angegeben.

Igoon, wie diese Stadt genannt wird, war früher die Hauptstadt der chinesischen Provinz des Amoor, und wenn meine Reise zehn Jahre früher stattgefunden hätte, so würde ich daselbst eine Flotte von Kriegsdschunken vor Anker gesehen haben. Die Hauptstadt der Provinz ist weiter in's Land hinein verlegt worden und die Seemacht ist ganz verschwunden.

Ich beredete den Kapitän unseres Dampfers, bei Igoon anzulaufen und uns eine Gelegenheit zu verschaffen, die Stadt zu sehen. Als wir uns den schwarzen, mit Erde beworfenen niedrigen Gebäuden näherten, welche dem Ufer entlang standen, sah ich viele Männer und Knaben am Rande des Wassers sitzen und fischen. Sie starrten uns unverwandten Blickes an und bemerkten die Wellen nicht, welche unser Dampfer verursachte, bis vielleicht ihrer ein Dutzend die Wirkung derselben erfahren hatten. Ich stieg an's Ufer, mitten unter eine Gruppe bedächtiger Mandschuren, welche mit einem Anschein von Geistesabwesenheit ihre messingenen Pfeifchen rauchten und sich zu verwundern schienen, warum wir eigentlich herkämen. Einer derselben, der unsern Kapitän kannte, gab sich als einen Tartaren zu erkennen und lud uns ein, sein Haus zu betreten. Mein Freund flüsterte mir zu, daß unser Führer vier Frauen habe, und ich gab sogleich meinen Wunsch zu erkennen, seinen Harem in Augenschein zu nehmen.

Dem alten Gesellen gefiel mein Vorschlag nicht; allein, nachdem er uns Manilla-Cigarren und Samshoo (ein feuriger Branntwein, aus Reis destillirt, der wie Scheidewasser brannte) angeboten hatte, willigte er endlich ein, uns seine Schätze zu zeigen. Wir schritten über einen kothigen Hof und erreichten die Wohnung Igoonischer Glückseligkeit.

Die ganze Familie war beim Nachtessen. Es war ein Gemach voll Weiber, Diener, kleiner Kinder, Hunde, Rauch und Schmutz. Der Rauch und der Schmutz waren überall; allein die Weiber, Diener, kleinen Kinder und Hunde hatten sich in kleine Gruppen zertheilt. Einige fingen an zu speisen, andere waren im vollen Essen begriffen, wieder andere waren beinahe fertig und einige waren ganz fertig. Kinder schrieen und Weiber sprachen in allen Tönen ihrer Stimm-Organe. Ein sehr kurzer Aufenthalt genügte mir und ich ging weg, ohne mich den Damen des Hauses vorstellen zu lassen. Ich wundere mich nicht mehr, daß der Herr zögerte, uns seinen Haushalt zu zeigen.

Ich machte einige Einkäufe in den Magazinen von Igoon, wobei ich draußen in der Straße am Fenster stehen mußte. Die schlauen Kaufleute stellten ihre Preise sehr hoch, und es erforderte bedeutendes Markten, um nicht zu viel bezahlen zu müssen. Eine Pfeife, die man mir um fünf Rubel anbot, kaufte ich schließlich um einen Rubel und hörte später, daß ich den zweifachen Werth bezahlt habe.

Zwanzig englische Meilen von Igoon steht eine russische Stadt, genannt Blagoveshchenk (leicht auszusprechen, wenn man weiß, wie). Es ist die Hauptstadt der russischen Provinz des Amoor und hat jetzt eine Bevölkerung von ungefähr dreitausend Seelen. Sie wurde im Jahre 1858 gegründet und hat eine der schönsten Lagen in dieser Gegend des Flusses. Die chinesische Stadt Sakhalin-Oula ist gerade gegenüber und ihre Einwohner treiben einen beträchtlichen Handel mit den Russen.

Zu Blagoveshchenk verließ ich den Indogah, und nachdem ich vier Tage sehr angenehm bei Gouverneur Pedeshenk zugebracht hatte, schiffte ich mich im Dampfer „General Korsackoff" ein, um meine Reise den Amoor hinauf zu beendigen.

Es war der letzte Dampfer, der in dieser Jahreszeit abging, und es wurden einige Zweifel laut, ob wir noch

Art. Anst. v. E. Hochdanz. Stuttg.

Univ. Bibl. München

Stratensk, den höchsten Punkt der Schifffahrt, erreichen könnten, ehe das Eis der Wasserreise ein Ende machen würde. Während einiger Tage machten wir nur langsame Fortschritte; sobald aber die ersten Fröste sich zeigten, bemerkte ich eine Steigerung der Schnelligkeit. Ich fragte meinen Gefährten um die Ursache und er gab mir folgende Erklärung:

„Wenn das Dampfschiff vom Eise eingeschlossen ist, so muß die Mannschaft den ganzen Winter in demselben bleiben. Die Lootsen und Maschinenleute haben aber ihre Weiber und Familien zu Stratensk und sehnen sich sehr darnach, dorthin zu gelangen."

Wir begegneten einer Menge von Flößen, welche Auswanderer, Vieh, und der Regierung angehörende Vorräthe den Fluß hinunter führten. Einige der Auswanderer kamen aus dem südlichen Rußland, fünftausend englische Meilen vom Ursprunge des Amoor. Sie waren zwei Jahre lang auf der Reise gewesen; nachdem sie aber einmal auf dem Flusse waren, mußten sie in wenigen Tagen ihre neue Heimath erreichen. Das Thal des Amoor ist für viele russische Bauern ein Land der Verheißung, gerade wie bei uns in Amerika der „große Westen" für viele Bewohner der Ost-Staaten.

Mitten unter den Hügeln, Wiesen und Wäldern des obern Amoor landeten wir an einem angenehmen Nachmittag beim Dorfe Albazin. Ich erstieg das hohe Ufer und schaute hinüber nach der chinesischen Seite des Flusses, wie man etwa von den Höhen von Vicksburg nach den Cypressenwäldern von Louisiana schaut. Ein russischer Offizier führte mich durch die Ruinen des alten Albazin und gab mir zwei kleine Kanonenkugeln, die während der Belagerung aus chinesischen Kanonen abgeschossen worden waren.

Vor mehr als hundert Jahren gingen einige russische Abenteurer auf einem Freibeuter-Zug nach einem Flusse, von dem man weiß, daß er östlich vom Baikal-See entspringt. Sie fanden den Fluß (es war der Amoor) und machten während ungefähr zwanzig Jahren häufige Expeditionen seiner ganzen Ausdehnung entlang, requirirten Pelze von den Einwohnern und unterdrückten sie in einer Weise, daß ihre Besuche sehr unwillkommen wurden. Sie gründeten mehrere Niederlassungen, von denen nur eine kräftiges Gedeihen versprach. Dies war Albazin, und da dieselbe sich auf chinesischem Gebiete befand, so verlangte die Regierung zu Pekin ihre Entfernung. Die Aufforderung blieb unbeachtet, und die Chinesen erklärten Rußland den Krieg. Albazin erlitt zwei Belagerungen, bei welchen sich die russische Garnison durch entschlossene Tapferkeit auszeichnete. Beide chinesische Armeen wurden nach ungeheurem Verluste von Menschen und Material zum Rückzuge gezwungen. Was sie aber nicht mit Gewalt erreichen konnten, erzielten sie endlich durch diplomatische Unterhandlungen. In Folge des Vertrags von Nerchinsk im Jahre 1689, bei welchem die Jesuiten den Chinesen beistanden, verließen die Russen das Amoor-Thal und verstanden sich dazu, die Kolonie von Albazin weg zu verlegen.

Von jener Zeit bis zum Jahre 1853 hatten die Chinesen den ungestörten Besitz des Amoor. In jenem Jahre wünschte General Mouravieff, der General-Gouverneur von Ost-Sibirien, der russischen Flotte im Stillen Ocean Vorräthe zuzusenden. Er rüstete zwei Dampfschiffe und eine große Flotte von Flachbooten und Floßen auf dem Shilka aus, einem der beiden Ströme, durch deren Zusammenfluß der Amoor gebildet wird. Am 27. Mai brach er auf, und in sechs Wochen hatte er vom ganzen nördlichen Ufer des Stromes Besitz ergriffen und sich in solcher Weise festgesetzt, daß ihn die Chinesen nicht zu vertreiben vermochten. Ein Vertrag im Jahre 1858 und zwei weitere im Jahre 1860 verliehen der russischen Occupation rechtliche Kraft und vergrößerten das Reich des Czaren durch ein herrliches Gebiet. Die russische Kolonisation ist sehr rasch betrieben worden und schreitet noch immer fort.

An einem frostigen Morgen, gerade als der Tag anbrach, wurde ich auf das Verdeck gerufen. Die Luft war schneidend, und als ich über die Hügel hinblickte, welche gerade ihre erste Schneedecke erhalten hatten, und in meinen knapp anschließenden Kleidern vor Kälte zusammenschauerte, fand ich, daß die Chinesen geringe Ursache hatten, ihr Land das „blumenreiche Königreich der Mitte" zu nennen. Die Sterne erblaßten, und wie ich stromaufwärts schaute, sah ich, daß sich das Thal theilte und eine doppelte Oeffnung durch die wellenförmigen und zerstreuten Hügel bildete. Eine halbe Stunde später, als die Morgendämmerung in's volle Tageslicht übergegangen war, fuhren wir an einer Landspitze vorbei, die zwischen zwei Flüssen hervorragte. Zur Rechten war der Shilka, zur Linken der Argoon. Am äußersten Ende der vorspringenden Landspitze begann der Amoor seinen Lauf nach dem Meere zu.

Wir liefen in den Shilka ein, und als ich den Amoor aus dem Gesichte verlor, ging ich in meine Kajüte zurück und setzte meinen unterbrochenen Schlaf fort. Bis lange nach Sonnenaufgang träumte ich von dem prachtvollen Panorama, welches sich Tag um Tag vor meinen Augen aufgerollt hatte. Berge, Hügel, Ebenen, Inseln, Wälder und Wiesen zogen in rascher Folge an meinem Geiste vorbei, — in Farben, welche die Natur allein hervorbringen und keine Sprache beschreiben kann.

Ich glaube, daß es in der Welt keinen Strom gibt, der das Großartige, das Schöne und das Malerische in einem höhern Grade in sich vereinigt.

Der Inambu.

(Taf. 46.)

Die Ordnung der Hühner, der wichtigsten und nützlichsten aller Vögel, umfaßt die Familien der Feldhühner, der Fasane und eigentlichen Hühner, sowie der amerikanischen Jaku-Hühner; an diese schließt sich noch eine weitere, gleichfalls dem westlichen Kontinent angehörige Familie an, die der Steißhühner, deren hinaufgerückte

Hinterzehe den Boden nicht berührt und die als Uebergang zu den Rallen angesehen werden.

Man zählt über ein Dutzend Arten der Steißhühner (Crypturus *Ill.*, Tinamus *Lath.*), die sich durch die kurze Hinterzehe und die zerschlitzten Halsfedern von andern Familien unterscheiden. Zu den häufigsten Arten gehört der Inambu, Crypturus rufescens, der auch als Krummschnabel-Steißhuhn oder rostrother Tinamu bekannt ist. Durch ihren plumpen Bau, die kurzen abgerundeten Flügel, den langen Hals und die ziemlich hohen Beine nähern sie sich den Trappen. Das Gefieder ist gelblich, die Kehle weißlich, jede Rücken-, Flügel- und Schwanzdeckfeder mit breitem schwarzen Bande. Der Wirbel des kleinen länglichen Kopfes ist schwarzgestreift und durch das Auge führt ein schwarzer, hinter demselben unterbrochener Strich. Der kurze Schwanz ist unter den Flügeln verborgen. Die Länge beträgt 16 Zoll. Die beiden Geschlechter haben ein vollkommen gleiches Gefieder.

Der Inambu ist in Mittelbrasilien und den argentinischen Ländern allbekannt und das liebste Wild der deutschen Ansiedler, welche ihn das große Rebhuhn nennen. Er lebt paarweise in offenen, mit hohem Gras oder Büschwerk bewachsenen Ebenen und geht nie auf Bäume. Des Nachts besuchen sie angebaute Felder, wo sie die Mais- und Weizenkörner ausziehen, dabei aber ein kurzes, zitterndes Pfeifen hören lassen, welches sie sofort den Kolonisten verräth, denen sie leicht zur Beute werden. So scheu sie sind, fehlt ihnen doch die Klugheit und Vorsicht anderer Hühnerarten. Wenn man sie erschreckt, wissen sie sich nicht zu helfen, sträuben die Kopffedern, drücken sich an den Boden und werden ohne Mühe erlegt. Da sie schwerfällig fliegen, ziehen sie vor, wenn ihnen der Feind noch nicht zu nahe ist, im hohen Grase davonzulaufen. Man fängt den Inambu mit Hunden, gewöhnlich ohne einen Schuß zu thun, oder man gebraucht die Wurfschlinge. Am besten sind die Hunde der Indianer auf den Fang dieser Hühner abgerichtet. Ist ein Huhn aufgespürt worden, so fliegt es auf und fällt in geringer Entfernung wieder nieder; der Hund jagt es noch einmal auf; beim dritten Mal aber faßt er es und bringt es seinem Herrn. Schon Knaben gehen auf die Inambu-Jagd. Wenn sie einige dieser Hühner sehen, machen sie ein Geräusch, werfen den erschreckten Thieren den Lasso um den Hals und stecken sie nach einander in den Sack.

Darwin begegnete in den einförmigen Ebenen von Maldonado ganzen Schaaren oder Völkern von Inambu's, die sich bei der Annäherung der Reisenden, gegen ihre Gewohnheit, in Ketten vereinigt hatten. Umkreiste man sie zu Pferde in einer immer enger werdenden Spirale, so geriethen sie so außer Fassung, daß man so viele als man wollte mit einem Stocke erschlagen konnte.

Das Nest des Inambu steht im hohen Grase oder im Buschwerk am Rande der Wälder und enthält 8 bis 10 glänzend dunkelgraue, violett überlaufene Eier. Die Jungen zerstreuen sich, sobald sie ohne die Henne genügende Nahrung finden.

Das Fleisch ist so zart und saftig, daß es von den Europäern dem der Fasane und Feldhühner vorgezogen wird. Zur Zucht scheinen sie sich wenig zu eignen, da sie sonst, ihres wohlschmeckenden Fleisches wegen, allgemein gezogen würden. Sie bleiben, auch jung aufgezogen, scheu und suchen bei der ersten Gelegenheit das Weite.

C. K.

Der Landarzt.

Nach dem Französischen der Frau von Arbouville.

(Fortsetzung zu S. 352.)

„Als ich in das Empfangzimmer dieses geheimnißvollen Hauses trat, fühlte ich mich auf's Angenehmste überrascht; Alles war so einfach und elegant. Weiße Mousselinbehänge vor den Fenstern und weißer Perkal über den Lehnsesseln, dies war Alles; dazu aber Rosen, Jasmin und Blumen aller Art wie in einem Garten. Das Tageslicht war durch die Gardinen gemildert, die Luft mit dem Wohlgeruch der Blumen erfüllt, und ein Mädchen oder eine junge Frau, die auf dem Sopha lag, weiß und frisch wie ihre ganze Umgebung, begrüßte mich mit einem Lächeln. Ein hübscher junger Mann, der neben ihr auf einem Sessel ohne Lehne saß, erhob sich, als man den Doktor Barnabé anmeldete.

„Mein Herr, begann er mit stark hervortretendem ausländischen Accent, ich habe so viel von Ihrer Geschicklichkeit sprechen hören, daß ich in Ihnen einen alten Arzt zu sehen erwartete.

„Ich habe mir mein Studium angelegen sein lassen, entgegnete ich, und bin so durchdrungen von der Verantwortlichkeit und Wichtigkeit meines Berufs, daß Sie mir wohl Vertrauen schenken dürfen.

„Gut, erwiederte er; ich empfehle Ihrer Sorgfalt meine Frau, deren gegenwärtiger Zustand einige Vorsicht und ärztlichen Rath fordert. Sie ist weit von hier geboren und hat ihre Familie und Freunde verlassen, um mir zu folgen. Was mich betrifft, so kann ich ihr nur mit meiner Liebe beistehen; allein es fehlt mir an Erfahrung, und ich rechne daher auf Sie, Doktor. Wenn es möglich ist, so behüten Sie das arme Weib vor allem Ungemach.

„Bei diesen Worten warf er einen Blick voll Liebe auf die junge Frau, in deren großen blauen Augen Thränen des Dankes glänzten. Sie ließ das Kinderhäubchen fallen, an dem sie arbeitete, und umfaßte mit ihren Händen die Rechte ihres Gatten. Nie habe ich eines reizenderen Anblicks mich erfreut, als des ihres schönen, von langen blonden Locken umrahmten Gesichts.

„Ich nahm neben der jungen Fremden Platz.

„Wie alt sind Sie, Madame? fragte ich.

„Siebzehn Jahre.

„Ist das Land Ihrer Geburt im Klima sehr verschieden von dem unsrigen?

„Ich bin in Amerika geboren, in New-Orleans. Die Sonne ist dort viel schöner als hier."

„Ohne Zweifel fürchtete sie einer Klage Ausdruck gegeben zu haben, denn sie fuhr fort:

„Doch jedes Land ist schön, wenn man in dem Hause eines geliebten Gatten weilt, an dessen Seite sich befindet und der Geburt seines Kindes entgegensieht.

„Ihr Blick suchte den von William Meredith; dann sagte sie in einer mir unverständlichen Sprache einige Worte, die um der Milde ihres Ausdrucks willen wohl Worte der Liebe sein mußten.

„Nach einem kurzen Besuch entfernte ich mich mit dem Versprechen, bald wieder zu kommen.

„Ich kam wieder, und nach Ablauf von zwei Monaten war ich in diesem jungen Haushalt fast als Freund angesehen. Herr und Frau Meredith waren in ihrem Glück nicht selbstsüchtig, sondern fanden auch Zeit, an Andere zu denken. Sie begriffen, daß der arme Landarzt, der außer den Bauern der Gegend sich keiner anderen Gesellschaft zu erfreuen hatte, die Stunde als glücklich preisen mußte, die ihm gestattete, die Sprache der gebildeten Welt zu hören. Sie behandelten mich nicht als einen Fremden, sondern erzählten mir von ihren Reisen und theilten mir bald auch mit der raschen Vertraulichkeit, die sich so gern unter jungen Personen herstellt, ihre Geschichte mit. Letzteres geschah zuerst von Seiten der Frau Meredith.

„Doktor, sagte sie, drüben über dem weiten atlantischen Weltmeere habe ich einen Vater, Schwestern, eine Familie und Freunde — ich hing lange Zeit mit der innigsten Neigung an ihnen bis zu der Zeit, als ich meinen William lieben lernte; von da an aber verschloß ich mein Herz gegen Alle, die von meinem Freunde nichts wissen wollten. Williams Vater, ein auf seine Herkunft stolzer Mann, verbot ihm, mich zu heirathen, weil ich nur die Tochter eines amerikanischen Pflanzers war, und mein Vater wollte nichts von meiner Liebe hören, weil er sich verletzt fühlte von dem Gedanken, sein Kind einem Manne zu geben, dessen Familie eine solche Verbindung verschmähte! Man wollte uns trennen, aber wir blieben unserer Liebe treu. Lange haben wir gebeten, geweint, um Erbarmen gefleht vor denen, gegen die wir zum Gehorsam verpflichtet waren; sie blieben unbeugsam, aber dies konnte unsrer Liebe keinen Eintrag thun. Doktor, haben Sie schon geliebt? Ich wünschte es, damit Sie mit uns fühlen könnten. Wir ließen uns heimlich trauen und entwichen nach Frankreich. Oh, wie schön kam mir das Meer vor während jener ersten Tage unseres ehelichen Lebens; es schützte ja uns arme Flüchtlinge. Durch die Wellen dahin irrend, unter dem Schatten der mächtigen Segel haben wir glückliche Stunden verlebt, denn wir träumten von der Verzeihung unsrer Familien, von einer freudevollen Zukunft. Ach, die Träume sind nicht in Erfüllung gegangen. Man wollte uns verfolgen, und gestützt auf einen bei der heimlichen Vermählung begangenen Formfehler, für den ich kein Verständniß habe, trug sich Williams ehrgeizige Familie mit dem grausamen Gedanken, uns zu trennen. So leben wir jetzt unbekannt und verborgen inmitten dieser Berge und Wälder unter einem Namen, der nicht der unsrige ist. Mein Vater hat mir nie verziehen. Sie sehen also, Doktor, warum ich nicht immer lächeln kann, selbst wenn mein lieber William um mich ist.

„Ach Gott! Nie habe ich gesehen, daß eine Seele so ganz in einer anderen aufgegangen wäre, wie die der Eva Meredith in der ihres Gatten. Was immer sie thun und treiben mochte, stets nahm sie ihre Stellung so, daß sie unverwandt ihren William im Auge hatte. Sie las nur die Bücher, die er las, stützte dabei ihr Köpfchen auf seine Schulter und folgte mit ihren Augen den Zeilen, die er überflog, als wollte sie keine Gedanken in sich aufkommen lassen, als solche, die ihn selbst beschäftigten. Wenn ich auf dem Wege nach dem Haus durch den Garten kam, entlockte es mir oft ein Lächeln, daß ich Eva's Fußstapfen stets neben denen ihres William in dem Sand der Pfade abgedruckt fand. Welcher Unterschied, meine Damen, zwischen jenem einsamen alten Hause und der glücklichen Wohnstätte meiner jungen Freunde! An den Mauern schöne Schlingpflanzen, auf den Möbeln überall Blumensträuße, Bücher mit Erzählungen von Glück, dem ihrigen ähnlich, ringsum fröhliche Singvögel. Wie angenehm war es, dort zu weilen und geschätzt zu werden von denen, die einander so sehr liebten! Allein man hat wohl Grund, zu sagen, daß kein Erdenglück von Dauer ist und Gott es nur in kleinem Maße austheilt.

„Eines Morgens kam mir Eva Meredith sehr leidend vor. Theilnahmvoll fragte ich sie nach ihrem Befinden; sie aber antwortete mir hastig:

„Sie brauchen nicht weit zu suchen nach der Ursache meiner Krankheit, Doktor; es ist nicht einmal nöthig, daß Sie mir den Puls fühlen. Mein Herz leidet; es schlägt zu heftig. Sagen Sie was Sie wollen, Doktor — nennen Sie mich meinetwegen kindisch; aber ich bin diesen Morgen bekümmert. William ist im Begriff, mich zu verlassen; er hat im Sinn, nach der nächsten Stadt zu reisen und das dort für ihn bereit liegende Geld in Empfang zu nehmen.

„Wann wird er wieder zurückkommen? fragte ich in sanftem Tone.

„Sie lächelte, erröthete ein wenig und erwiederte dann mit einem Blick, welcher die Bitte zu enthalten schien, ich möge sie nicht auslachen: Heute Abend.

„Trotz jener Bitte konnte ich mich eines Lächelns nicht erwehren.

„In diesem Augenblick führte ein Diener das Pferd vor, dessen sich Herr Meredith zu seinem Ausflug zu bedienen gedachte. Eva stand auf und ging in den Garten hinunter; sie näherte sich dem Pferde, streichelte dessen Mähne und beugte ihr Köpfchen gegen den Hals des Thieres nieder, vielleicht um einige Thränen zu verbergen, die ihren Augen entschlüpften. William kam, schwang sich auf das Roß und hob dann sanft das Haupt seiner Frau in die Höhe.

„Sei nicht so kindisch," sagte er mit einem Blick voll Innigkeit, während er sie auf die Stirn küßte.

„William, wir sind noch nie so viele Stunden getrennt gewesen.

„Herr Meredith bückte sich nieder zu Eva und küßte das schöne blonde Haar; dann gab er seinem Thiere den Sporn und ritt im Galopp von hinnen. Ich war überzeugt, daß er sich auch ein wenig erregt fühlte. Nichts ist ansteckender, als die Schwäche von Personen, die man liebt. Thränen rufen Thränen hervor, und es

ist nicht eben die löblichste Standhaftigkeit, die unsere Augen trocken hält, wenn unsere Lieben weinen.

„Ich entfernte mich, und als ich in meinem bescheidenen Heimwesen anlangte, setzte ich mich an's Fenster, um mich über das große Glück der jungen Leute in Träumen zu ergehen. Ich fragte mich, ob wohl auch zu mir je eine Eva kommen werde, um meine Wohnstätte zu theilen. Früher war mir nie der Gedanke eingefallen, mich zu erforschen, ob ich eines solchen Glückes würdig sei. Wenn man indeß ein paar Wesen betrachtet, die sich wechselseitig mit treuer Herzensinnigkeit zugethan sind, so sieht man bald ein, daß man da nicht nach Gründen und Ursachen fragen darf: sie lieben sich, weil sie nicht anders können, weil es ihnen ein unabweisbares Bedürfniß ist, und weil ihr Herz, nicht das Urtheil Anderer, sie dazu bestimmt. So hoffte denn auch ich, eines Tags einer Seele zu begegnen, welcher es ein Bedürfniß war, mich zu lieben, gerade so wie ich ja auf meinen Morgenspaziergängen hin und wieder am Wege ein duftiges Blümchen fand.

„So träumte ich, obschon es vielleicht ein tadelnswerthes Gefühl ist, wenn man bei dem Anblick des Glückes von Anderen über das, was man selbst entbehrt, traurig wird. Liegt nicht ein gewisser Neid darin, und wenn sich die Wonne stehlen ließe, wie man etwa Geld stehlen kann, würden wir uns nicht oft zu einem solchen Vergehen an fremdem Eigenthum versucht fühlen?

„Der Tag entschwand und ich hatte eben mein einfaches Nachtessen eingenommen, als von Seiten der Frau Meredith die Bitte an mich ausgerichtet wurde, ich möchte zu ihr kommen. Fünf Minuten später befand ich mich an der Thüre des weißen Hauses. Eva war noch allein; sie saß ohne Arbeit, ohne Buch, blaß und zitternd auf ihrem Sopha.

„Kommen Sie, kommen Sie, Doktor, sagte sie in ängstlichem Tone. Ich kann nicht mehr allein bleiben. Ach, es ist schon so spät. Er sollte schon seit zwei Stunden hier sein und ist noch immer nicht gekommen.

„Auch mich machte die verzögerte Abwesenheit Mereditths betroffen; um aber die junge Frau zu beschwichtigen, entgegnete ich ruhig: Wir können nicht wissen, wie lange er zur Besorgung seiner Angelegenheiten gebraucht hat. Vielleicht mußte er warten; möglich daß der Notar abwesend war. Dann gibt es auch Urkunden auszustellen, zu unterzeichnen —

„Ach, Doktor, ich wußte wohl, daß Sie einige Worte des Trostes für mich haben würden, und nahm ich mir auch die Freiheit, Sie zu mir zu bitten. Ich brauchte Jemand, der mir sagte, es sei unklug, sich einer solchen Angst hinzugeben. Ach Gott, wie lang ist dieser Tag gewesen! Doktor, ist es möglich, daß es Personen gibt, die immer allein leben können? Muß man nicht rasch dahinsterben, wenn man einem die Hälfte der Luft nimmt, die er zum Athmen braucht? Ach, hören Sie, es schlägt schon acht Uhr.

„Es war wirklich so. Ich konnte mir nicht denken, was Herrn Meredith so lange forthalten mochte. Um eine passende Antwort verlegen, sagte ich zu ihr: Madame, die Sonne ist kaum untergegangen; der Tag war schön und wir haben einen herrlichen Abend. Erfrischen Sie sich an dem Duft ihrer Blumen; wir wollen in's Freie und Ihrem Gatten entgegengehen.

„Sie stützte sich auf meinen Arm und wir begaben uns nach dem Thore des kleinen Gartens. Ich suchte ihre Aufmerksamkeit auf die Gegenstände unserer Umgebung zu lenken. Sie antwortete mir anfangs wie ein Kind, das gehorsam Rede steht; aber ich merkte wohl, daß ihre Gedanken nicht bei ihren Worten waren. Ihr unruhiger Blick haftete ängstlich auf dem grünen Thore, das seit Williams Abgang noch immer halb offen stand. Sie stützte sich auf den Zaun und hörte mich an, von Zeit zu Zeit mir dankbar zulächelnd, denn in dem Verhältniß, in welchem der Abend fortschritt, verlor sie den Muth, mir zu antworten. Das Grau, welches dem lichten Farbenspiel der untergehenden Sonne gefolgt war, vertiefte sich mehr und mehr; der Weg durch den Wald, den wir bisher als helles Band hatten unterscheiden können, verschwand in dem Schatten der hohen Bäume und auf der Dorfuhr schlug es neun. Eva zitterte. Ich selbst fühlte jeden Schlag meines Herzens und konnte daraus einen Schluß ziehen über das, was in dem Innern der armen Frau vorgehen mochte.

„Bedenken Sie, Madame, sagte ich, nicht etwa als eine Antwort auf eine Rede von ihrer Seite, sondern im Hinblick auf die Unruhe, die aus allen ihren Zügen sprach, — bedenken Sie, daß Herr Meredith auf dem Heimweg sein Pferd im Schritt gehen lassen muß. Der Weg durch den Wald ist uneben und felsig; er kann also nicht so schnell vorwärts kommen. — Ich sprach so, um sie zu beruhigen, nicht weil ich an einen solchen Trostgrund glaubte, denn Williams langes Ausbleiben kam nachgerade auch mir unerklärlich vor. Ich kannte die Entfernung und wußte wohl, daß in dieser Zeit ein Reiter zweimal hätte hin und her kommen können. Der Abendthau begann unsere Kleider zu durchfeuchten, namentlich das leichte Mousselingewand, das die junge Frau trug; ich nahm daher ihren Arm wieder und führte sie nach dem Hause zurück. Sie folgte mir geduldig, denn sie war eines von jenen schwachen Wesen, die ganz Unterwürfigkeit sind und in denen sich auch der Schmerz beugt. Sie ging langsam und mit gesenktem Haupte, kein Auge von den Hufspuren verwendend, welche das Pferd ihres Gatten in dem Sande des Gartenwegs zurückgelassen hatte. Ach, welch ein Kummer — die Nacht brach herein, und sie mußte zurückkehren, ohne daß ihr William gekommen wäre! Vergeblich lauschten wir; über die Natur breitete sich jene ausdrucksvolle Stille, die nach Eintritt der Nacht auf dem Lande durch nichts mehr gestört wird. Jede Unruhe steigert sich dann, und die Erde nimmt sich unter dem Mantel der Dunkelheit so traurig aus, als wolle sie uns daran erinnern, daß auch im Leben Alles bestimmt sei, in Nacht überzugehen. Solche Betrachtungen wurden durch den Anblick der jungen Frau in mir geweckt; von selbst wäre ich wohl nie auf derartige Gedanken verfallen.

„Wir traten in's Haus. Eva ließ sich auf einem Kanape nieder und blieb unbeweglich, die Hände auf den Knieen gefaltet und das Haupt gegen die Brust gesenkt. Man hatte eine Lampe auf den Kamin gestellt und das Licht fiel voll auf ihr Antlitz; nie werde ich den schmerzvollen Ausdruck desselben vergessen. Sie war blaß, leichen-

blaß, und ihre Wangen hatten alle Farbe verloren. Von der Feuchte des Abends erschlafft, fielen ihre Locken wirr und aufgelöst auf die Schultern nieder; Thränen drangen unter ihren Wimpern hervor, und das Beben ihrer farblosen Lippen ließ den Kampf ahnen, den es sie kostete, um nicht in ein lautes Schluchzen auszubrechen. Das arme junge Geschöpf mahnte dadurch an ein Kind, dem man verboten hat, zu weinen.

„Ich fühlte nun selbst große Unruhe und fürchtete stets, dies durch den Ausdruck meines Gesichtes der geängstigten Frau zu verrathen. In meiner Verlegenheit — es war dies ein Gedanke, der wohl nur einem Arzt kommen konnte — fiel mir plötzlich ein, daß Eva vom Morgen an nichts genossen hatte und es bei ihrem Zustande unklug sei, sich länger der Nahrungseinnahme zu enthalten. Eine in diesem Sinne gehaltene Bemerkung bewog sie, mir einen vorwurfsvollen Blick zuzuwerfen; und jetzt rieselten deutlich zwei große Thränen über ihre Wangen nieder.

(Zu Seite 363.)

„Es ist um Ihres Kindes willen, Madame, fügte ich bei.

„Ah, Sie haben Recht, murmelte sie und erhob sich, um nach dem Speisezimmer zu gehen; aber dort befanden sich auf dem kleinen Tische zwei Gedecke, und dieser Anblick erfüllte mich mit einer solchen Wehmuth, daß ich regungslos und ohne ein Wort zu sprechen neben der Thüre stehen blieb. Die Unruhe, welche mich quälte, machte mich im höchsten Grade linkisch; es gebrach mir überhaupt an dem Geschick, Worte zu machen, ohne daß meine Gedanken dabei gewesen wären. Das Schweigen zog sich in die Länge. Und doch, sagte ich zu mir selbst, bin ich da, um sie zu trösten; deßhalb hat sie mich rufen lassen. Ohne Zweifel gibt es viele Gründe, die Verspätung des Hausherrn zu erklären; besinne dich einmal. Aber ich besann und besann mich, ohne daß mir ein Licht aufgehen wollte, und während ich stumm vor mich hinstarrte, verwünschte ich wohl hundertmal in der Minute den beschränkten Geist eines armen Landarztes.

„Eva hatte den Kopf auf ihre Hand gestützt und aß nicht. Plötzlich wandte sie sich gegen mich, brach in ein lautes Schluchzen aus und rief:

„O Doktor, ich sehe es wohl, auch Sie sind unruhig.

„O nein, nein, gewiß nicht, Madame, entgegnete ich verwirrt. Warum sollte ich unruhig sein? Wahrscheinlich hat ihn der Notar beim Essen behalten. Die Gegend ist sicher, und außerdem weiß ja Niemand, daß er Geld zurückbringt.

„So trat gegen meine Absicht eine von meinen Befürchtungen an's Licht. Ich wußte, daß am Morgen ein Haufen fremder Schnitter durch das Dorf gekommen war, um sich in einen Nachbarbezirk zu begeben.

„Eva stieß einen Schrei aus. Räuber! Räuber! rief sie. An diese Gefahr habe ich nicht gedacht!

„Ei, Madame, ich habe sie ja nur berührt, um Ihnen zu sagen, daß sie nicht zu befürchten stehe.

„Der Gedanke hätte Ihnen nicht kommen können, wenn Sie nicht ein solches Unglück für möglich hielten. Ach, William, William, warum hast du mich verlassen? rief sie unter einem Strom von Thränen.

„Da stand ich nun, bestürzt über meine Ungeschicklichkeit, und stotterte, vor meinen eigenen Gedanken mich fürchtend, einige Worte ohne Sinn, während zugleich die Summe meines Jammers in dem Gefühle gipfelte, daß auch in meinen Augen die Thränen zusammenliefen. Es fehlt nur noch, daß ich jetzt auch zu weinen anfange, sagte ich zu mir selbst. Endlich kam mir ein Gedanke.

„Madame Meredith, begann ich, es ist mir unmöglich, Zeuge zu sein, wie Sie sich abquälen, und an Ihrer Seite zu bleiben, während ich nicht einmal ein Wörtchen des Trostes für Sie auffinde. Ich will selbst aufbrechen und Ihren Gatten suchen. Freilich muß ich auf Gerathewohl einen der Waldwege wählen; aber ich will sorgfältige Umschau halten, rufen und, wenn's sein muß, bis nach der Stadt gehen.

„Oh, Dank, tausend Dank, mein Freund! rief Eva Meredith. Nehmen Sie auch den Gärtner und den Bedienten mit; man kann dann alle Wege begehen.

„Wir begaben uns hastig wieder nach dem Empfangzimmer und Eva schellte mehrmals mit Ungestüm. Sämmtliche Bewohner des kleinen Hauses öffneten fast gleichzeitig die verschiedenen Thüren des Gelasses, in welchem wir uns befanden.

„Geht mit dem Doktor Barnabé, rief Madame Meredith.

„In diesem Augenblick ließ sich deutlich von dem Kiesweg des Gartens her der Hufschlag eines galoppirenden Pferdes vernehmen. Eva stieß einen Freudenschrei aus, der Jedem durch's Herz drang. Nie werde ich den Aus-

druck himmlischen Glückes vergessen, der sich plötzlich über ihr noch thränenfeuchtes Antlitz ausbreitete. Sie und ich, wir flogen nach dem Vorplatz hinunter. Der Mond war eben aus den Wolken hervorgetreten und warf sein volles Licht auf ein schaumbedecktes lediges Roß, das den Zaum am Boden wegschleppte, während ihm die leeren Steigbügel gegen die bestaubten Seiten schlugen. Ein zweiter Schrei, dießmal ein schrecklicher, entrang sich Eva's Brust; dann wandte sie sich starren Blicks, den Mund halb geöffnet und die Arme schlaff am Körper niederhängend, gegen mich.

„Ihr guten Leute, rief ich den bestürzten Dienstboten zu, zündet sogleich Fackeln an und folgt mir. Madame, wir kommen hoffentlich bald wieder und bringen ihren Gatten mit, der wahrscheinlich nur eine kleine Beschädigung, eine Verrenkung des Fußes vielleicht, davongetragen hat. Verlieren Sie den Muth nicht; wir sind bald wieder da.

„Ich gehe mit, versetzte Eva mit erstickter Stimme.

„Das kann ich nicht zugeben, entgegnete ich. Wir müssen uns beeilen, haben vielleicht weit zu gehen, und in Ihrem Zustand — — es hieße Ihr Leben und das Ihres Kindes auf's Spiel setzen.

„Ich gehe mit, wiederholte Eva.

„Erst jetzt wurde mir klar, wie grausam es wäre, diese Frau allein zu lassen. Wäre ein Vater oder eine Mutter dagewesen, so hätten diese sie zurückhalten und erforderlichen Falls ihrem Willen mit Gewalt Nachdruck geben können; so aber stand Eva allein in der Welt, und auf alle meine Vorstellungen antwortete sie stets mit derselben dumpfen Stimme: Ich will mitgehen.

„Wir brachen auf. Der Mond war jetzt wieder von Wolken verhüllt und es herrschte tiefe Dunkelheit; kaum daß wir bei dem unsteten Flackerlicht unserer Fackeln den Weg unterscheiden konnten. Der Bediente ging voraus und leuchtete mit seiner Fackel bald nach rechts, bald nach links, um das Gebüsch und die Gräben am Wege zu erhellen. Hinter ihm folgten Madame Meredith, der Gärtner und ich mit ängstlichen Blicken dem Widerschein der Flamme, ob uns derselbe nicht den Gegenstand unseres Suchens enthülle. Von Zeit zu Zeit erhoben wir unsere Stimmen und riefen den Namen des Vermißten. Nach uns ließ Eva in von Schluchzen ersticktem Tone ihr schwaches ‚William!' erschallen, als zähle sie darauf, daß der Instinkt der Liebe rascher ansprechen werde auf ihre Thränen, als auf unser Schreien.

„Wir kamen in den Wald. Es fing jetzt an zu regnen, und die auf das Laub niederfallenden Tropfen veranlaßten ein so melancholisches Geräusch, daß man den Eindruck gewinnen konnte, es weine um uns her die ganze Natur. Eva's leichte Kleider waren bald von dem kalten Regen durchnäßt und das Wasser rieselte aus ihren Haaren an ihr nieder. Auf dem steinigen Weg wurden ihre Füße wund und oft schienen die Kniee unter ihr einknicken zu wollen; doch stets raffte sie mit der Kraft der Verzweiflung sich wieder auf und verfolgte ihren Pfad weiter. Es war ein bejammernswürdiger Anblick. Das rothe Licht unserer Fackeln ließ der Reihe nach jeden Baumstamm, jeden Felsen sichtbar werden. Da und dort schien an einem Straßenbug der Wind unser Licht auslöschen zu wollen; wir waren dann ganz in Finsterniß versenkt und machten Halt. Von dem stetigen Rufen waren wir nachgerade so heiser geworden, daß wir vor unseren eigenen Stimmen erschraken. Einen Blick nach Eva hinzusenden, wagte ich nicht mehr vor Angst, sie möchte mit jedem Moment todt vor mir zusammenbrechen.

„Während wir in solcher Weise stumm, erschöpft und muthlos hinter einander hergingen, stieß mit einemmal Madame Meredith einen Schrei aus und stürzte vorwärts in das Gebüsch. Wir folgten ihr, und als wir eine Fackel erheben konnten, um die Gegenstände unterscheidbar zu machen, sahen wir sie neben Williams Körper auf den Knieen liegen. Der letztere war am Boden ausgestreckt und regungslos, die Stirne von Blut bedeckt, das von einer Wunde an der linken Seite des Kopfes herrührte.

„Doktor? rief mir Eva zu. Das einzige Wort enthielt die Frage, ob William noch lebe.

„Ich beugte mich nieder, untersuchte William Meredith's Puls, legte meine Hand auf sein Herz — und blieb stumm. Eva verwandte kein Auge von mir; doch als mein Schweigen allzu lange währte, sah ich, wie sie zu wanken und sich vorwärts zu neigen begann; zuletzt sank sie, ohne ein Wort gesprochen oder einen Schrei ausgestoßen zu haben, bewußtlos über die Leiche ihres Gatten hin.

„Doch, meine Damen," fuhr Doktor Barnabé gegen seine Zuhörerschaft gewandt fort, „die Sonne gewinnt wieder Kraft und Sie können jetzt hinausgehen. Lassen wir unsere traurige Geschichte fallen."

Frau von Moncar näherte sich dem alten Manne und sagte: „Doktor, erweisen Sie uns die Freundlichkeit, fortzufahren; wenn Sie einen Blick auf uns werfen, so können Sie nicht mehr an dem Interesse zweifeln, das Sie uns eingeflößt haben."

In der That bemerkte man jetzt kein spöttisches Lächeln mehr auf den jungen Gesichtern, die den Landarzt umgaben; im Gegentheil hätte man eher da und dort den feuchten Glanz einer Thräne wahrnehmen können. Der Doktor griff den Faden seiner Erzählung wieder auf: —

„Wir brachten Madame Meredith nach Hause, wo sie mehrere Stunden in bewußtlosem Zustande auf ihrem Bette lag. Die Pflicht forderte allerdings von mir, daß ich sie in's Leben zurückrief, allein ich mußte mir zugleich selbst sagen, daß es eine Grausamkeit war. Ich fürchtete die herzzerreißendsten Scenen, welche auf die Ohnmacht folgen mußten. Ueber die arme Frau niedergebeugt, benetzte ich ihre Schläfe mit frischem Wasser und sah mit bangem Herzen dem zwar ersehnten, aber doch schmerzlichen Augenblicke entgegen, in welchem der Hauch des Athems wieder ihren Lippen zu entströmen begann. Was ich vorauszusehen glaubte, traf nicht ein, denn ich war noch nie Zeuge eines großen Unglücks gewesen. Eva öffnete halb ihre Augen und schloß sie sogleich wieder; keine Thräne entwischte ihren Lidern, um über die Wangen niederzugleiten. Sie blieb kalt, stumm, ohne Bewegung, und wenn meine Hand nicht die Schläge ihres Herzens gefühlt hätte, so würde ich sie für todt gehalten haben. Es ist ein erschütterndes Gefühl, einem Schmerz zur Seite zu stehen, für den man, wie man sich selbst sagen muß, keinen Trost hat. Schwieg ich, so konnte man glauben, ich hege kein Mitgefühl für diese unglück-

liche Frau, und versuchte ich Worte des Trostes anzubringen, so mochte dies in dem Lichte erscheinen, als wisse ich die Größe eines solchen Jammers nicht zu würdigen. Wenn ich schon ihrer bloßen Angst gegenüber so arm an Auskunftsmitteln gewesen, konnte ich hoffen, dem vollendeten Unglück mit beredterer Zunge entgegenzutreten? Ich wählte daher den sichereren Weg und verhielt mich völlig stille. Ich will hier bleiben, sagte ich zu mir selbst, und, wie es meine Pflicht ist, dem körperlichen Leiden meine Pflege zuwenden; außerdem kann ich ja nichts thun, als treu bei ihr ausharren wie das Hündlein, das sich ihr zu Füßen legt. — Nachdem ich diesen Entschluß gefaßt hatte, wurde ich ruhiger und überließ sie vorläufig dem Schwächezustand, den man kaum Leben nennen konnte. Nach Ablauf einiger Stunden jedoch brachte ich in einem Löffel eine Arznei an ihre Lippen, deren Darreichung mir jetzt nöthig schien. Eva drehte langsam das Haupt in die entgegengesetzte Richtung. Einige Augenblicke später kam ich auf's Neue mit meiner Arznei.

„Nehmen Sie, Madame, sagte ich, ihr abermals den Löffel vorhaltend; aber ihre Lippen blieben geschlossen.

„Madame, denken Sie an Ihr Kind! fuhr ich halblaut fort.

„Eva schlug die Augen auf, half sich matt mit dem Ellenbogen in die Höhe, hielt ihren Mund dem Löffel entgegen und schluckte den Trank; dann sank sie wieder auf ihr Kissen zurück.

„Ich muß warten, murmelte sie, bis ein anderes Leben sich von dem meinigen abgelöst hat."

Von nun an sprach Madame Meredith nichts mehr, gehorchte aber mechanisch allen meinen Vorschriften. Auf ihrem Leidenslager ausgestreckt, schien sie zu schlafen; aber sobald ich auch noch so leise zu ihr sagte: Richten Sie sich auf und nehmen Sie Arznei, — gehorchte sie augenblicklich, und ich entnahm daraus, daß trotz der Regungslosigkeit des Körpers die Seele wachte, ohne auch nur für einen Moment Ruhe oder Vergessen zu finden.

„Die Sorge für Williams Beerdigung fiel ausschließlich mir anheim. Ueber die Ursache seines Todes ließ sich nichts mit Sicherheit erheben. Das Geld, das er von der Stadt hätte zurückbringen sollen, fand sich nicht vor. Vielleicht hatte ein Raubmord stattgefunden; allein es ließ sich auch denken, daß jenes Geld, aus Banknoten bestehend, beim Sturz von dem Pferde seiner Tasche entfallen war. Es fiel uns erst viel später ein, nach dem Taschenbuch Nachforschungen anzustellen, und es war wohl möglich, daß der schwere Regen jener Nacht es in dem nassen Gras und der aufgeweichten Erde verschlammt hatte. Die angestellte Untersuchung führte zu keinem Ergebniß und wurde bald aufgegeben. Ich hätte gerne aus Eva herausgebracht, ob man nicht die Ihrigen oder die Familie ihres Mannes von dem stattgehabten Unglück unterrichten solle; aber es hielt schwer, ihr eine Antwort zu entlocken, welche schließlich darauf hinauslief, daß man ihren Sachwalter von dem Vorgefallenen in Kenntniß setzen und die weiteren Schritte diesem überlassen solle. Dies geschah, und ich hoffte, es würden wenigstens von England Nachrichten einlaufen, welche für die Zukunft der armen Frau bestimmend werden mochten; aber nein. Ein Tag entschwand um den andern; allein Niemand auf Erden schien sich darum zu kümmern, daß William Meredith's Wittwe einsam und verlassen in einem armen Dorfe wohnte. Um das Gefühl des Daseins wieder in ihr wach zu rufen, drückte ich später gegen sie den Wunsch aus, daß sie ihr Lager verlassen möchte; am andern Tage traf ich sie außer Bett und schwarz gekleidet. Sie war nur noch ein Schatten von der früheren schönen Eva Meredith. Sie trug die Haare jetzt über der blassen Stirne geflochten; auch saß sie so unbeweglich am Fenster, wie sie in ihrem Bette gelegen hatte.

„In dieser Weise verbrachte ich schweigend manchen langen Abend bei ihr. Trat ich bei ihr ein, so sprach ich einige Worte der Theilnahme und Ergebenheit; sie antwortete mit einem Blicke des Dankes, und dann saßen wir bei einander ohne weiter zu sprechen, während ich anstandshalber in einem aufgenommenen Buche blätterte. Ich hoffte, es werde sich Gelegenheit zu einem Gedankenaustausch ergeben; allein bei meinem verlegenen Wesen und meiner Achtung vor Eva's Unglück wußte ich nicht dieselbe herbeizuführen oder, wenn sie sich bot, sie zu benützen. So gewöhnte ich mich allmälig an dieses stumme, ich möchte sagen beschauliche Zusammensitzen; denn was hätte ich ihr auch sagen sollen? Die Hauptsache war jedenfalls, daß sie erfuhr, sie stehe nicht ganz allein in der Welt und habe, wenn auch eine unbedeutende, so doch immerhin eine Stütze, auf die sie zählen könne. Ich besuchte sie, nur um ihr durch meine Anwesenheit zu sagen: Ich bin da.

„Es war dies ein denkwürdiger Abschnitt in meinem Leben, der einen gewaltigen Einfluß auf mein ganzes Schicksal übte, und hätte ich nicht so deutlich mein Bedauern über den beabsichtigten Abbruch jenes weißen Hauses an den Tag gelegt, so würde ich mich beeilen, meine Erzählung zu Ende zu bringen. Sie wünschen indeß zu wissen, warum das Häuschen für mich eine geweihte Stätte ist; ich muß Ihnen daher Aufschluß geben über die Gedanken und Gefühle, die unter jenem bescheidenen Dache sich meiner bemächtigt haben. Meine Damen, halten Sie mir einige ernste Worte zu gut; es ist für die Jugend kein Fehler, wenn sie sich nicht gegen eine wehmüthige Stimmung abschließt; sie findet immer noch Zeit genug, um wieder zu lachen und zu vergessen.

„Mein Vater war ein reichgewordener Bauer, der mich in Paris meine Studien machen ließ. Der vierjährige Aufenthalt in dieser großen Stadt hatte mir mein linkisches Wesen und die ländliche Derbheit der Sprache nicht benommen, während freilich die natürliche Einfachheit meiner Gefühle bald verloren ging. Als ich in meine Berge zurückkam, brachte ich wohl einen Wust von Gelehrsamkeit mit; aber ich hatte dabei den Glauben an fast Alles verloren, was auch unter einem Strohdach mit Weib und Kind glücklich leben läßt, wenn man seinen Gesichtskreis auf die Kirchhofkreuze beschränkt, die man von seiner Thürschwelle aus vor Augen hat.

„So lange Eva glücklich war, hatte ich ihrem Glück manche nützliche Lehre abgewonnen. Man hat mich getäuscht, sagte ich zu mir selbst; es gibt in Wirklichkeit treue Herzen und Seelen, die sich die Unschuld des kindlichen Sinnes bewahrt haben. Die Lust des Augenblicks ist nicht das Höchste im Leben. Es gibt Gefühle, die

nicht schon mit dem Ablauf eines Jahres ersterben. Man kann sich lange lieben, vielleicht immer.

„In dem Anblick von William's und Eva's Liebe fand ich meine frühere ländliche Sinneseinfalt wieder. Ich begann zu träumen von einem tugendhaften, treuen, fleißigen Weibe, das meine Heimstätte durch Sorglichkeit und Ordnungsliebe verschönte, und vergegenwärtigte mir stolz den milden Ernst ihrer Züge, in welchem jeder Nahende die treue, ja selbst etwas strenge Gattin erkennen konnte. Solche Gedanken hatten mich freilich in Paris nicht beschäftigt, wenn ich nach einem fröhlich unter meinen Kameraden verbrachten Abend nach Hause zurückkehrte. — Als indeß das schreckliche Unglück einem Blitzstrahl ähnlich auf Eva niederfiel, stand es länger an, bis in mir ein Verständniß aufging für die Lehren, welche jeder Tag mit sich brachte.

„Eva saß an einem Fenster, den schwermuthsvollen Blick himmelwärts gerichtet. Diese Haltung, welche so häufig eine träumerische Stimmung begleitet, sprach anfangs meine Beachtung nicht sonderlich an; doch fiel mir endlich ihre Gleichmäßigkeit auf. Während ich ein aufgeschlagenes Buch auf meinen Knieen liegen hatte, betrachtete ich Madame Meredith, denn ich konnte sicher sein, daß ihre Blicke den meinigen nicht begegnen würden. Ah, sie glaubt, sie werde ihn bald dort oben wiederfinden, sagte ich mit einem halben Lächeln zu mir selbst und nahm das Buch wieder auf mit dem Gedanken, daß es bei der Schwäche der Frauen ein Glück sei, für ihren Schmerz in einem solchen Wahne einen Balsam zu finden.

„Ich habe bereits bemerkt, daß der Umgang mit den Pariser Studenten nicht vortheilhaft auf meine Geistesrichtung gewirkt hatte; wie ich aber Tag für Tag Eva stets in der gleichen Haltung vor mir sah, wurden doch nachgerade meine Gedanken demselben Gegenstande zugeführt. Allmälig begann ich der Vorstellung Raum zu geben, daß ihr Traum ein schöner und es nur Schade sei, daß man nicht an seine Wahrheit glauben könne. Seele, Himmel, ewiges Leben — Alles was mich der Pfarrer früher darüber gelehrt, vergegenwärtigte sich mir wieder und ich sagte zu mir selbst: Es liegt in jenen alten Lehren doch mehr Trost, als in der kalten Wirklichkeit, welche die Wissenschaft vor mir aufgeschlossen hat. Dann warf ich wieder einen Blick auf Eva, die unverwandt ihren Himmel betrachtete, während in der Ferne die Glocken der Dorfkirche läuteten und die Strahlen der untergehenden Sonne, welche die Wolken durchbrachen, das Thurmkreuz lauterem Golde gleich blinken ließen.

„Oft und oft saß ich bei der armen Wittwe, welche in ihrem Schmerz und in ihren heiligen Hoffnungen die gleiche Beharrlichkeit zeigte. — Wie, dachte ich, sollte so viel Liebe blos einer Handvoll Staub gelten, der sich bereits mit der Erde gemengt hat; sollten diese Seufzer kein anderes Ziel haben? William ist hingegangen in der Vollkraft seiner Jugend, in der Frische seiner Liebe und mit einem Herzen, in welchem Alles noch in der Blüthe stand. Sie hat ihn nicht länger geliebt als ein Jahr, ein kurzes Jahr, und Alles sollte für sie vorüber sein? Bleibt uns von all unserem Lieben, von all unserem Hoffen, Denken und Glühen, von Allem was in uns lebt und uns geistigen Schwung gibt, nichts als ein Häuflein Asche?

„In der Tiefe meiner Seele wurde es stille; es war mir als sei ich entschlummert zwischen dem, was ich nicht mehr läugnen mochte und doch nicht glauben konnte. Eines Abends, als Eva angesichts des schönsten Sternenhimmels, den man sehen konnte, ihre Hände zum Gebet gefaltet, bemerkte ich — ich wußte nicht wie es kam, — daß auch meine Hände sich gefaltet und meine Lippen halb geöffnet hatten, als wollten sie ein Gebet murmeln. Ein glücklicher Zufall wollte, daß Eva zum ersten Mal einen Blick auf das warf, was um sie vorging, als sage ihr ein geheimer Instinkt, daß meine Gedanken im Begriff seien, mit den ihrigen in Harmonie zu treten.

„Ich danke Ihnen, sagte sie, indem sie mir ihre Hand hinbot. Ja, denken Sie bisweilen an ihn und beten Sie für ihn.

„O Madame, rief ich, könnten wir uns doch wiederfinden in einer besseren Welt, gleichviel ob unser Leben lang oder kurz, glücklich oder prüfungsreich war!

„Williams unsterblicher Theil ist dort oben, versetzte sie mit ernster Stimme, während ihr wehmuthsvolles, aber doch glänzendes Auge sich auf's Neue dem Himmel zuwendete.

„Mein Beruf hatte mich oft an Sterbebetten geführt und ich pflegte an die Hinterbliebenen einige Worte des Trostes, das Wiedersehen betreffend, zu richten; allein heute war es mir damit zum ersten Mal Ernst gewesen.

„Endlich, einen Monat später, gebar Eva Meredith einen Sohn. Als man der armen Wittwe zum ersten Mal das Kindlein hinreichte, rief sie: William! und ein reichlicher Strom von Thränen, die ihrem Schmerz versagt gewesen, rann erleichternd über ihre Wangen nieder. Das Knäblein erhielt den geliebten Namen William, und die kleine Wiege durfte nie von dem Lager der Mutter verrückt werden.

„Fortan wandten sich Eva's Blicke, die so lange nur den Himmel gesucht, wieder der Erde zu. Sie beugte sich zu ihrem Kinde nieder, um in ihm das Bild des Vaters wiederzufinden, denn Gott hatte demselben eine auffallende Aehnlichkeit mit Dem verliehen, der es nicht erleben sollte, seinen Sprößling zu sehen. Damit trat eine gewaltige Veränderung in dem kleinen Haushalt ein. Eva Meredith, welche nur hatte leben wollen, bis das neue Leben von dem ihrigen abgelöst wäre, gewann jetzt, wie ich wohl bemerkte, neuen Lebensmuth, weil sie fühlte, daß dieses kleine Wesen ihrer schützenden Liebe bedurfte. Sie verbrachte ihre Tage, ihre Abende an der Wiege, und wenn ich sie besuchte, so sprach sie mit mir, stellte Fragen an mich über die Pflege des Kindes, klagte mir dessen kleine Leiden und wollte wissen, wie sie sich zu verhalten habe, um es auch vor dem geringsten Weh zu bewahren. Sie fürchtete für ihn ebensosehr die Wärme der Sonne, als einen etwaigen kalten Lufthauch. Sie schützte den kleinen Körper, indem sie sich über denselben hinbeugte und ihn mit ihren Küssen erwärmte. Eines Tags kam es mir sogar vor, als lächle sie ihrem Söhnlein zu; doch selbst wenn sie es schaukelte, konnte sie es nie über sich gewinnen, den Kleinen in den Schlaf zu singen; dies mußte stets eine von ihren Wärterinnen thun. Sie

Art. Anst. v. E. Hochdanz, Stuttgart.

Univ. Bibl.
München

hörte dann zu und ließ sachte ihre Thränen auf die Stirn des kleinen William niederrinnen.

„Das arme Kind! es war schön, ruhig und leicht zu erziehen; doch schien schon vor der Geburt auf dasselbe der Schmerz der Mutter übergegangen zu sein, denn das Gesichtchen nahm sich ernst und traurig aus; es weinte kaum je, lächelte aber nie und verhielt sich so stille, daß ich mich bei einem Kinde von solchem Alter des Gedankens an eine pathologische Ursache nicht erwehren konnte. Es war fast als seien alle die Thränen, welche sich über dieser Wiege ergossen, in der jungen Seele zu Eis erstarrt. Wie gerne hätte ich gesehen, daß William liebkosend die Arme um den Hals der Mutter schlang, daß er die Küsse erwiederte, mit welchen sie ihn so reichlich bedeckte. Doch wo denk' ich hin? sagte ich zu mir selbst. Wer kann von diesem kleinen Wesen, das noch kein Jahr alt ist, verlangen, daß es schon fühle, es sei in die Welt gekommen, um diese Frau zu trösten und zu lieben!

„Ich versichere Ihnen, meine Damen, es war herzergreifend anzusehen, wie diese blasse, schwache junge Mutter, die für sich selbst auf jede Zukunft verzichtet hatte, wieder auflebte um eines kleinen Kindes willen, das damals nicht einmal sagen konnte: Danke, Mama! Es ist ein wunderbares Ding um das Menschenherz, das aus Wenigem so Viel machen kann!

„Eva setzte das Kind zu ihren Füßen auf einen Teppich, sah seinen Spielen zu und sagte zu mir: Doktor, ich wünsche, daß mein Sohn, wenn er groß ist, ein ausgezeichneter, wohlunterrichteter Mann sei. Ich werde eine edle Laufbahn für ihn wählen und ihn überallhin begleiten, über die Meere, wenn er ein Seemann, selbst nach Indien, wenn er Soldat ist. Er soll Ruhm und Ehre gewinnen; wenn ich mich dann auf seinen Arm stütze, werde ich mit Stolz sagen: Ich bin seine Mutter! Nicht wahr, Doktor, er wird mir erlauben, ihn zu begleiten? Eine arme Frau, die nichts braucht, als ein wenig Stille und Einsamkeit für ihre Thränen, wird ihm nicht zur Last fallen?

„Wir sprachen dann von der Laufbahn, die für ihn zu wählen sein dürfte, sahen im Geiste bereits zwanzig Jahre über dem Haupte des Kindes hingeschwunden und vergaßen darüber, daß wir dann alt sein würden. An uns selbst dachten wir freilich kaum; konnten wir anders als jung und glücklich sein, wenn ihm die Jugend und das Glück blühte?

„Während ich diesen schönen Träumen zuhörte, vermochte ich mich kaum eines schaudernden Blicks auf das Kind zu erwehren, von dem so ganz das Sein eines anderen Wesens abhing. Wider Willen bemächtigte sich meiner eine unbestimmte Angst; aber ich sagte zu mir selbst: Sie hat genug geweint; Gott, zu dem sie betet, ist ihr wohl noch ein Glück schuldig.

„So standen die Dinge, als ich von meinem Onkel, dem einzigen Verwandten, den ich noch hatte, einen Brief erhielt. Dieser Onkel, ein Professor an der medicinischen Fakultät zu Montpellier, beschied mich zu sich, um mich in dieser gelehrten Stadt vollends in die Geheimnisse meines Berufs einzuweihen. Die Einladung war zwar in das Gewand der Bitte gekleidet, gleichwohl aber ein Befehl, dem ich gehorchen mußte. Das Herz erfüllt von schweren Gedanken über die Verlassenheit, welcher ich die Wittwe und den verwaisten Knaben anheimzugeben genöthigt war, begab ich mich eines Morgens nach dem weißen Häuschen, um von Eva Meredith Abschied zu nehmen. Ich weiß nicht, ob sich ein wenig Trauer auf ihrem Antlitze kundthat, als ich ihr sagte, daß meine Abwesenheit von langer Dauer sein werde; denn ihr schönes Gesicht trug seit Williams Tod einen Ausdruck von so tiefer Schwermuth, daß sich darauf nicht einmal ein Lächeln, wenn es je ihr nahte, geschweige denn ein weiterer Anflug von Trauer unterscheiden ließ.

„Sie wollen fort? rief sie. Ihre Pflege ist meinem Kinde so gut bekommen!

„Die arme Frau hatte keinen Sinn für das Scheiden ihres letzten Freundes; nur die Mutter bedauerte, daß der Arzt, der ihrem Kinde nützlich gewesen, von hinnen ging. Ich beklage mich nicht darüber. Für opferwillige Naturen ist auch das Bewußtsein, sich nützlich gemacht zu haben, ein süßer Lohn.

„Leben Sie wohl, sagte sie, mir ihre Hand reichend; Gott sei mit Ihnen auf allen Ihren Wegen, und sollte es je sein Wille sein, auch Unglück über Sie zu verhängen, so möge er Ihnen wenigstens ein Herz zuführen, das eben so mitleidig ist wie das Ihrige.

„Ich neigte meine Stirn gegen Eva's Hand und entfernte mich in tiefer Bewegung.

„Das Kind saß auf dem sonnigen Vorplatz im Grase; ich ging auf dasselbe zu, nahm es auf den Arm und drückte es mehrmals an meine Brust. Nachdem ich es eine Weile mit schmerzlicher Aufmerksamkeit betrachtet, feuchtete eine Thräne mein Auge. Nein, nein, es muß eine Täuschung sein, murmelte ich vor mich hin und ging mit raschen Schritten dem Dorfe zu."

„Was fürchteten Sie denn für das Kind?" riefen mehrere von den Zuhörerinnen des Landarztes.

„Lassen Sie mich diese Geschichte in meiner Art zu Ende bringen, meine Damen," versetzte der Doktor Barnabé. „Ich erzähle die Begebenheiten in der Ordnung, in welcher sie sich zugetragen haben."

(Fortsetzung auf S. 370.)

Surinamische Nachtschmetterlinge.

(Taf. 47.)

Wir bringen auf beifolgender Tafel dem freundlichen Leser ein paar Nachtschmetterlinge, welche einerseits durch ihre lebhafte Farbe, andrerseits durch auffallende Zeichnung der Flügel den Beschauer fesseln.

Die obern Figuren sind Castnia Icarus. Auf der Ober- und Unterseite durch das feurige Roth seiner Unterflügel auffallend, erinnert er gewissermaßen an unsere heimischen sogenannten rothen Ordensbänder, Catocala nupta, sponsa etc. Die Oberflügel desselben haben auf grauem Grunde einige weiße rothpunktirte Streifen.

Die Unterseite der Flügel ist noch bunter, indem das Roth hier auch zum Theil die Oberflügel überzieht und durch weiße und schwarze Binden und Flecken einen angenehmen Gegensatz erhält. Die abgebildeten Falter sind Weibchen, welche von den Männchen sehr wenig verschieden sind. — Ihr Vaterland ist Surinam.

Der unten abgebildete Nachtfalter Erebus Agarista trägt zwar ein düsteres braunes Kleid, doch ist die Zeichnung desselben durch mannigfaltig geformte Binden, Flecken und Makeln, sowie durch eine vielfach nüançirte Färbung sehr ansprechend, und bietet dem Auge, welches durch das brennende Roth der oben abgebildeten Falter beinahe zu stark afficirt wurde, einen angenehmen Ruhepunkt. Die Unterseite der Flügel ist einfacher gezeichnet und trägt auf grauem Grunde violette und olivengrünliche Töne, an der Wurzelhälfte einige einfache Streifen von schwarzer Farbe, von welchen der letzte gegen den äußeren Flügelrand sehr breit, außen scharf begrenzt, innen aber verloschen ist, und durch eine gelblichweiße, geschlängelte Linie nach dem Außenrande bestimmt eingefaßt; das Ende der Unterflügel ist dunkelviolet mit einigen weißen Flecken und einem feinen Endsaume von grünlichbrauner Farbe. Diese große Eule bewohnt ebenfalls Surinam.

Das Exemplar, nach welchem die erste Originalzeichnung gemacht wurde, fing man an dem Kajütenfenster einer auf der Rhede von Curaçao vor Anker liegenden Fregatte.

Die Orchidee, welche auf der Tafel abgebildet ist, führt den Namen Cattleya Forbesii und hat mit den Schmetterlingen das gleiche Vaterland.

Der Landarzt.

Nach dem Französischen der Frau von Arbouville.

(Fortsetzung zu S. 369.)

„In Montpellier fand ich bei meinem Onkel eine sehr gute Aufnahme, obgleich er mir erklärte, daß er mir weder Wohnung noch Kost geben, auch kein Geld borgen könne; ich sei ein Fremder ohne Ruf und dürfe nicht hoffen, in dieser Stadt, wo es von berühmten Aerzten wimmle, auch nur einen einzigen Patienten zu gewinnen.

„Dann will ich lieber wieder nach meinem Dorfe zurückkehren, Onkel, entgegnete ich.

„Nein, ich habe schon einen achtbaren Platz für dich ausgemittelt, sagte er. Ein Engländer, sehr alt, sehr reich, sehr ängstlich und schwer von der Gicht geplagt, wünscht einen jungen verständigen Fachmann um sich zu haben, welcher ihn nach den Vorschriften eines älteren Arztes behandeln soll. Ich habe dich in Vorschlag gebracht und du bist angenommen. Ich will dich sogleich bei dem Patienten einführen.

„Wir begaben uns sofort nach der Wohnung des Lord James Kysington, einem schönen großen, mit zahlreicher Dienerschaft angefüllten Hause. Nachdem wir mehrmals Halt gemacht, zuerst in den Vorzimmern, dann in den ersten Salons, wurden wir in das Kabinet des Lords eingeführt.

„Der Patient saß in einem großen Lehnsessel; er war ein Greis von kaltem, strengem Aussehen. Seine schneeweißen Haare bildeten einen merkwürdigen Gegensatz zu den Brauen, die noch immer schwarze Bogen über den Augen bildeten. Soviel ich durch die Falten eines weiten Tuchschlafrocks entnehmen zu können glaubte, war der Lord eine hohe, magere Gestalt; seine Hände wurden unter den langen Manschetten hervor kaum sichtbar, und die kranken Füße staken in einem Sack von weißem Bärenpelz. Er hatte ein kleines Tischchen neben sich, auf dem mehrere Flaschen mit Arznei standen.

„Mylord, hier ist mein Neffe, der Doktor Barnabé."

„Lord James grüßte mich; das heißt, er nickte leicht mit dem Kopf, während er mich betrachtete.

„Er ist sehr gut unterrichtet, fuhr mein Onkel fort, und ich zweifle nicht, daß seine Dienste Eurer Herrlichkeit von Nutzen sein werden."

„Eine abermalige leichte Kopfverneigung war die einzige Antwort auf diese Empfehlung meines Onkels.

„Er ist außerdem ein Mann von vielseitiger Bildung, fügte mein Verwandter bei; er kann Eurer Herrlichkeit vorlesen oder niederschreiben, was Sie ihm diktiren.

„Ich werde ihm sehr verbunden sein, wenn er mir diese Gefälligkeit erweisen will, sagte endlich Lord James, der jetzt seine Augen schloß, sei es, weil er sich erschöpft fühlte, oder weil er uns zu verstehen geben wollte, daß ihm ein Abbruch des Gesprächs erwünscht sei.

„Ich hatte nunmehr Zeit, Umschau zu halten. An dem Fenster saß bei dem Stickrahmen eine sehr elegant gekleidete Frau, die kein Auge gegen uns erhob, als ob wir ihrer Beachtung nicht würdig seien. Zu ihren Füßen spielte auf dem Teppich ein kleiner Knabe mit dem Bilderbuch. Anfangs kam mir die Dame nicht schön vor, denn sie hatte schwarze Haare und Augen, und um meinen Begriffen von Schönheit zu entsprechen, mußte man blond und weiß sein wie Eva Meredith; auch konnte sich mein unerfahrener Sinn das Schöne nicht ohne einen gewissen Zug von Güte denken. Was das Auge ansprechen soll, muß auch einen Eindruck auf das Herz machen, dachte ich, und es währte lange, bis ich diese junge Frau mit der stolzen Stirn, dem geringschätzigen Blick um dem Mund, der kein Lächeln zu kennen schien, für schön halten konnte.

„Wie der Lord James Kysington war sie groß, schmächtig und ein wenig blaß; es ließ sich zwischen den beiden eine gewisse Familienähnlichkeit nicht verkennen. Auch im Charakter mochten sie allzu gleichartig sein, um gut zusammenzustimmen. Die beiden stolzen, wortkargen Personen lebten sicherlich nur bei einander, ohne sich zu lieben oder traulich zu verkehren. Auch das Kind war darauf angewiesen, keinen Lärm zu machen; es ging nur auf den Zehnspitzen umher, und beim leisesten Knarren des Bodens warf ihm die Mutter oder Lord James einen Blick zu, der es in eine Statue umwandelte.

„Es ging jetzt nicht mehr an, nach meinem Dorf zurückzukehren; doch hat man immer Zeit, das, was man geliebt und verloren, zu beklagen. Ich fühlte mein Herz

bedrückt, wenn ich meines kleinen Heimwesens, meines Thals und meiner Freiheit gedachte.

„Lord James Kysington war nach Montpellier gekommen, um seine durch das Klima Indiens gestörte Gesundheit wiederherstellen zu lassen. Als zweiter Sohn des Herzogs von Halford verdankte er sein Vermögen und seine politische Stellung im Hause der Gemeinen nicht dem Erbschaftsrecht, sondern seinen Talenten. Lady Marie war die Gattin seines jüngeren Bruders, und da Lord John über sein Eigenthum frei verfügen konnte, so hatte er seinen Neffen, Lady Marie's Sohn, zu seinem Erben bestimmt. Ich besorgte die Pflege des alten Herrn mit allem mir zu Gebot stehenden Eifer, denn ich wußte wohl, daß man eine unangenehme Stellung am zweckmäßigsten dadurch verbessert, wenn man streng seinen Verpflichtungen, wie leidig sie auch sein mögen, nachkommt.

„Lord James benahm sich gegen mich mit der pünktlichsten Höflichkeit; er dankte mit einer Kopfverneigung für jede Aufmerksamkeit, für jeden Dienst, den ich ihm leistete. Ich las ihm oft stundenlang vor, ohne unterbrochen zu werden, weder von dem alten Manne, den ich einschläfern sollte, noch von der jungen Dame, die nicht zuhörte, oder von dem Kinde, das vor seinem Onkel zitterte. Ich erinnere mich nicht, je eine trübseligere Zeit erlebt zu haben, trotzdem daß, wie Sie wissen, meine Damen, auch aus dem weißen Häuschen längst die Heiterkeit gewichen war; denn die Stille, die aus dem Unglück hervorgeht, ist so fruchtbar an ernsten Gedanken, daß sie sich nicht in Worte fassen lassen. Man fühlt das lebenvolle Thätigsein der Seele, wenn auch der Körper nicht mehr daran theilnimmt; die Stille hier aber hatte ihren Grund in der allerwärts herrschenden Leere.

„Eines Tags — der gnädige Herr schien eben zu schlummern und Lady Marie war mit ihrer Arbeit beschäftigt — kletterte der kleine Harry mir auf's Knie und stellte, da wir uns in einer entlegenen Ecke des Zimmers befanden, mit der unschuldigen Neugier seines Alters einige Fragen an mich. Ich fragte ihn dann, ohne dabei an irgend Etwas zu denken, nach seiner Familie.

„Haben Sie Brüder oder Schwestern?

„Ich habe ein sehr hübsches Schwesterchen.

„Wie heißt sie? fragte ich weiter, während meine Augen das Feuilleton eines Journals durchflogen.

„Sie hat einen sehr schönen Namen. Rathen Sie, Herr Doktor!

„Ich weiß nicht, an was ich dachte. In meinem Dorfe hatte ich blos ländliche Namen gehört, die nicht auf eine Tochter der Lady Marie paßten, und Madame Meredith war die einzige Frau von Stand, die ich kannte. Als daher der Knabe seine Aufforderung, daß ich rathen sollte, wiederholte, warf ich auf's Ungefähr hin: Vielleicht Eva?

„Wir hatten nur leise gesprochen; allein kaum war der Name Eva über meine Lippen geschlüpft, als Lord James plötzlich die Augen aufschlug und sich in seinem Sessel aufrichtete, während seine Schwägerin ihre Nadel fallen ließ und sich lebhaft gegen mich umwendete. Ich war verwirrt über die Wirkung, die mein unbedachtes Wort hervorgerufen, und betrachtete abwechselnd Lord James und Lady Marie, ohne daß ich es wagte, eine weitere Sylbe laut werden zu lassen. So entschwanden einige Minuten; dann sank der alte Herr wieder gegen die Lehne seines Sessels zurück und schloß abermals die Augen, während Lady Marie auf's Neue ihre Nadel aufnahm. Mit der Unterhaltung zwischen mir und Harry war es jetzt vorbei.

„Ich dachte lange über diesen wunderlichen Vorfall nach, und nachdem Alles zur gewohnten Ruhe zurückgekehrt war, erhob ich mich leise, um das Zimmer zu verlassen. Lady Marie schob ihren Stickrahmen beiseite, ging vor mir hinaus und winkte mir, ihr zu folgen. Nachdem wir das nahe Besuchzimmer erreicht hatten, schloß sie die Thür, trat vor mich hin und sagte mit stolzer, gebieterischer Miene: Doktor, hüten Sie sich, je wieder den Namen auszusprechen, der vorhin Ihren Lippen entglitten ist; es ist ein Name, den Lord James nicht hören darf. Dann verneigte sie sich leicht, kehrte nach dem Kabinet zurück und drückte die Thür hinter sich zu.

„Tausend Gedanken stürmten mir mit einemmal durch den Sinn. War am Ende die Eva, von welcher ich nicht sprechen sollte, Eva Meredith und diese die Schwiegertochter des Lord James Kysington? Befand ich mich bei Williams Vater? Ich hoffte, ich zweifelte; denn wenn ich mir unter der Bezeichnung Eva eine bestimmte Person dachte, war sie für Andere doch weiter nichts als ein Name, der wahrscheinlich in England den Mädchen nicht selten beigelegt wurde.

„Ich wagte es nicht, zu fragen; um mich her war jeder Mund geschlossen und kein Herz that sich auf gegen mich. Indeß konnte ich mich von nun an des Gedankens, daß ich mich in der Familie von Eva Meredith und in der Nähe der Frau befand, welche die Wittwe und die Waise des väterlichen Erbes beraubte, nicht mehr entschlagen und er beschäftigte mich Tag und Nacht. Oft und oft vergegenwärtigte sich mir im Traume die Ankunft Eva's und ihres Kindes an diesem Platze, wo ich für sie um Verzeihung flehte und auch richtig erhielt. Wenn ich jedoch die kalte, unnahbare Gestalt des Lord Kysington betrachtete, schwanden alle meine Hoffnungen wieder dahin. Ich begann nun seine Züge zu prüfen, als ob ich sie früher nie gesehen hätte, begierig zu entdecken, ob sich in denselben nicht eine und die andere Linie auffinden lasse, die auf eine gemüthliche Erregbarkeit deuteten. Ich forschte nach einer Seele, die ich zu rühren vermochte, aber leider vergeblich. Gleichwohl gab ich den Muth nicht auf, denn ich diente ja einer guten Sache.

„Was liegt zuletzt an dem Gesichtsausdruck, an dieser äußerlichen Hülle, an die sich das Auge hält? sagte ich zu mir selbst. Der unscheinbarste Kasten kann Gold einschließen; und darf man verlangen, daß Alles, was in uns liegt, sich schon dem ersten Blick öffne? Wer sich viel in der Welt umgetrieben, hat gelernt, seine inneren Regungen zu behüten, damit sie nicht verrätherisch in der Physiognomie Ausdruck finden.

„Ich nahm mir vor, über meine Zweifel in's Klare zu kommen; aber wie sollte ich dies angreifen? Bei Lady Marie oder Lord James anzuklopfen, war unmöglich, und das Gesinde? — es bestand hauptsächlich aus französischen Landesangehörigen, die erst vor Kurzem in den Dienst getreten waren. Nur ein englischer Kammerdiener

gehörte zum Gefolge des Lords, befand sich aber zu jener Zeit auf einer vertraulichen Sendung in London. So war es denn doch der gnädige Herr selbst, von dem ich Aufschluß und Verzeihung erhalten mußte. Allmälig verlor sein strenges Gesicht für mich den einschüchternden Eindruck und ich sagte zu mir selbst: Wenn man im Wald einen dem Anschein nach abgestorbenen Baum findet, so versucht man es mit einem Einschnitt, um zu sehen, ob unter der dürren Rinde der Saft noch fließt. Ebenso will ich einen Versuch auf sein Herz machen, und ich werde dann finden, ob es noch irgendwo Leben in sich birgt. — Ich wartete auf eine günstige Gelegenheit.

„Mit Ungeduld warten, heißt es herbeiführen, was man erwartet; statt sich von den Umständen leiten zu lassen, sucht man diese sich zu unterwerfen.

„In einer Nacht fühlte Lord James sich ernstlich krank und ließ mich rufen. Nachdem ich die zweckdienlichen ärztlichen Anordnungen getroffen, blieb ich noch eine Weile, um ihre Wirkung abzuwarten. Das Kranken-Gemach war dunkel; der Widerschein einer einzigen brennenden Kerze ließ die Gegenstände unterscheiden, ohne sie jedoch zu erhellen. Das bleiche edle Gesicht des alten Herrn lag auf dem Kissen und die Augen waren geschlossen — seine gewöhnliche Haltung, wenn irgend ein schwerer Anfall über ihn kam, als wolle er innerlich alle seine moralische Kraft zusammenfassen. Er jammerte nie, sondern lag gerade und regungslos auf seinem Bette, wie die Statue eines Königs auf dem Schlußsteine seines Grabmals. In der Regel ließ er sich bei solchen Gelegenheiten von mir vorlesen, vielleicht weil er hoffte, der Inhalt des Buchs werde seinem Geiste eine Zerstreuung schaffen, vielleicht aber auch, weil der eintönige Stimmfall beim Vorlesen eine einschläfernde Wirkung übte.

(Zu Seite 374.)

„In jener Nacht machte er mit seiner abgemagerten Hand ein Zeichen, daß ich zu lesen anfangen solle; allein ich spähte vergeblich nach Büchern oder Zeitungen — man hatte sie nach dem Besuchzimmer hinuntergebracht, das jetzt verschlossen war, und ich konnte keinen Lesestoff beischaffen, ohne zu schellen und das ganze Haus in Aufregung zu versetzen. Lord James machte eine ungeduldige Geberde, fügte sich aber und deutete auf einen Sessel an seinem Bette, auf dem ich Platz nehmen sollte. So befanden wir uns eine Weile stumm in dem schwachbeleuchteten Zimmer, in welchem nur der Pendel der Uhr die tiefe Stille unterbrach. Es wollte kein Schlaf kommen. Plötzlich schlug Lord James die Augen auf, wandte sich gegen mich und sagte:

„Sprechen Sie, erzählen Sie mir Etwas, gleichviel was es ist.

„Dann schloß er die Augen wieder und wartete. Mein Herz pochte ungestüm. Der Augenblick war gekommen.

„Mein Lord, begann ich, ich werde Ihnen wohl nichts erzählen können, was ein Interesse für Sie hätte. Der Stoff, über den ich gebiete, betrifft eben mich selbst und die Ereignisse meines Lebens, während es, um Ihre Aufmerksamkeit zu fesseln, nöthig sein dürfte, von großen Staatsmännern und ihrer Geschichte zu sprechen. Was kann man auch viel von einem Dorfbewohner erwarten, der, mit Wenigem zufrieden, an ein Leben in ruhiger Dunkelheit gewöhnt ist? Ich bin, mit Ausnahme meiner Studienzeit, kaum je über meinen Heimathort hinausgekommen; er ist freilich ein so hübsches Gebirgsdorf, daß man sich, wenn man auch nicht dort geboren ist, wohl versucht fühlen könnte, dort zu leben. Nicht weit von dem Dorfe befindet sich ein Landhaus, in welchem ich reiche Leute kennen lernte, die wohl anderwärts hätten wohnen können, aber doch blieben, weil sie sich angesprochen fühlten von dem dichten Walde, von den blumigen Wiesen und den klaren Bergwassern. Ach, in jenem Hause lebte ein Pärchen, bald aber nur noch eine einzelne arme Frau bis zu der Geburt ihres Sohnes. Gnädiger Herr, diese Frau ist eine Landsmännin von Ihnen, eine Engländerin, eine Schönheit, wie man sie weder in England noch in Frankreich häufig treffen wird, und so gut, daß ich auf Erden ihres Gleichen nicht gesucht hätte. Sie hatte eben ihr achtzehntes Jahr zurückgelegt, als ich die Gegend verließ, und jetzt ist sie dort ganz allein, ohne Vater, ohne Mutter, trotz ihrer großen Jugend die Wittwe eines Gatten, den sie anbetete, ein schwaches, zartes, fast krankes Wesen, das gleichwohl leben muß, denn wer würde sonst ihr Kindlein schützen!

„Ach, mein Lord, es gibt auf dieser Welt Menschen, die sehr zu beklagen sind. Es ist wohl traurig, unglücklich zu sein in der Mitte des Lebens oder im Alter; aber man hat dann doch schon manche schöne Erinnerung an angenehme und frohe Erlebnisse. Wenn dagegen die Leidenschule beginnt, ehe man noch sein achtzehntes Lebens-

jahr zurückgelegt hat, so ist es viel trauriger; denn nichts weckt die Todten wieder auf, und man weiß, daß man keinem anderen Loos entgegensieht, als das ganze Leben über zu weinen. Das arme Geschöpf! Man trifft einen Bettler am Wege, reicht ihm ein Almosen und sieht ihn ruhig an, weil ihm geholfen werden kann; aber dieser unglücklichen Frau mit ihrem gebrochenen Herzen wäre nur durch Liebe Beistand zu leisten, und sie hat Niemand um sich, der ihr dieses Almosen spendet.

„Wenn Sie wüßten, gnädiger Herr, welch' ein schöner junger Mann ihr Gatte war — kaum dreiundzwanzig Jahre alt, eine edle Gestalt, eine hohe Stirn wie die Ihrige, stolz und geistvoll, Augen von tiefem Blau, ein wenig träumerisch und schwermüthig — ich kenne den Grund davon. Er liebte seinen Vater, sein Heimathland, und war genöthigt, fern von Beiden in der Verbannung zu leben. Ich erinnere mich noch seines freundlichen Lächelns — wie würde er seinem Söhnlein zugelächelt haben, wenn er es erlebt hätte, es zu sehen! Er liebte es sogar, ehe es geboren war, und es machte ihm großes Vergnügen, die Wiege zu betrachten, die seinen Sprößling aufnehmen sollte. Der arme, arme junge Herr! Ich habe ihn gesehen in einer stürmischen Nacht, mitten in dunklem Walde, ausgestreckt auf der nassen Erde, ohne Bewegung, ohne Leben, die Kleider mit Koth bedeckt, an der Stirn eine schwere Wunde, aus welcher das Blut noch in Strömen niederrieselte. Ach, ich kann mir noch das Bild Williams vergegenwärtigen —

(Zu Seite 376.)

„Wie, Sie sind Zeuge gewesen von dem Tode meines Sohnes? rief Lord James, der sich jetzt wie ein Gespenst aus seinen Kissen erhob und seine großen Augen so durchbohrend auf mich heftete, daß ich erschreckt zurückfuhr. Trotz der Dunkelheit des Gemachs glaubte ich eine Thräne zwischen den Lidern des alten Herrn blitzen zu sehen.

„Gnädiger Herr, antwortete ich, ja ich sah Ihren Sohn sterben und war zugegen bei der Geburt seines Kindes.

„Für einen Augenblick trat eine tiefe Stille ein.

„Lord James betrachtete mich fest; dann machte er eine Bewegung. Seine zitternde Hand suchte die meinige und drückte sie; dann öffneten sich seine Finger wieder und er sank auf das Kissen zurück.

„Genug, genug, Doktor. Ich bin leidend und bedarf der Ruhe. Lassen Sie mich allein.

„Ich verbeugte mich und ging. Noch eh' ich das Zimmer verlassen, hatte Lord James seine gewöhnliche Haltung wieder angenommen; stumm und regungslos lag er da.

„Meine Damen, ich will Sie nicht behelligen mit einer Aufzählung meiner zahlreichen, mit achtungsvoller Schüchternheit ausgeführten Angriffe auf Lord James; auch schweige ich von seiner Unschlüssigkeit, seiner geheimen Angst. Genug, daß endlich unter meinen Berichten über die Umstände, welche jenes schreckenvolle Ereigniß begleiteten, die väterliche Liebe wieder erwachte und der Familienstolz, gehoben durch die Hoffnung, einen Erben des edlen Namens zurückzulassen, schließlich den Sieg davontrug über den bittern Haß. Drei Monate nach der vorerwähnten Scene stand ich auf der Schwelle des Hauses von Montpellier, um Eva Meredith und ihren Sohn zu erwarten, die in die Familie eintreten und in derselben alle ihre Rechte wieder aufnehmen sollten. Es war ein schöner Tag für mich.

„Lady Marie war eine Frau, die sich gut zu beherrschen wußte, und hatte ihre Freude über das Zerwürfniß, das ihrem Sohn das Erbe ihres Schwagers in Aussicht stellte, sorgfältig verborgen; noch besser verheimlichte sie ihr Leidwesen und ihren Zorn, als Eva Meredith — oder vielmehr Eva Kysington — von ihrem Schwiegervater zu Gnaden aufgenommen wurde. Die marmorne Stirn der Dame blieb unbeweglich; allein ich konnte mir denken, welche schlimme Leidenschaften unter dieser scheinbaren Ruhe ihr Herz durchwühlen mochten.

„Ich stand vor dem Hause, als der Wagen Eva Mereditths (ich fahre fort, ihr diesen Namen zu geben) in den Hof des Hôtels einfuhr. Eva reichte mir lebhaft die Hand. Ich danke, danke Ihnen, mein Freund, flüsterte sie. Nachdem sie die Thränen, die in ihren Augen zitterten, abgewischt, nahm sie das Kind, ein engelschönes Wesen von jetzt drei Jahren, bei der Hand und führte es in die neue Heimath ein. Es ist mir bange, sagte sie zu mir. Sie war immer dieselbe ängstliche, durch ihr Unglück gebeugte, blasse und traurige Frau, die kaum noch an eine Erdenhoffnung glaubte und nur in denen einer höheren Welt eine Sicherheit fand. Ich hielt mich an ihrer Seite, während sie, noch immer voll Trauer und das liebliche Antlitz von Thränen benetzt, die ersten Stufen der Treppe hinanstieg; ihre schmächtige Gestalt

stützte sich auf das Geländer, und wie sie mit ausgestrecktem Arm den Kleinen, der noch langsamer ging als sie, nachzog, erschien auf dem oberen Treppenabsatz Lady Marie mit ihrem Knaben. Diese war in braunen Sammt gekleidet, schöne Spangen umgaben ihre Arme, und um ihre Stirn schlang sich eine leichte goldene Kette, die sich fast wie ein Diadem ausnahm. Sie trat festen Schrittes auf, mit stolzem Blick und hochgetragenem Haupte. So begegneten sich zum ersten Mal die beiden Mütter.

„Seien Sie willkommen, Madame, lautete der Gruß der Lady Marie.

„Eva versuchte zu lächeln und gab darauf eine herzliche Erwiederung. Wie hätte ihr eine Ahnung von Haß kommen sollen, ihr, die nur zu lieben verstand? Wir begaben uns nach dem Kabinet des Lord James. Eva, die sich kaum aufrecht zu halten vermochte, trat zuerst ein, that einige Schritte und kniete neben dem Lehnsessel ihres Schwiegervaters nieder. Sie drückte mit beiden Armen ihren Knaben an sich, umfaßte sodann die Knie des Lords und sagte: Dies ist sein Sohn. Dann weinte die arme Frau stille vor sich hin. (Siehe Bild S. 372.)

„Lord James betrachtete das Kind lange. Wie er allmälig die Züge des Sohnes erkannte, den er verloren, wurde sein Blick feucht und liebevoll. Es kam ein Augenblick, in welchem er, sein Alter, den Lauf der Zeit und die erlebten Trübsale vergessend, sich die glücklichen Tage vergegenwärtigte, als er seinen noch kindlichen Sohn an die Brust drücken konnte.

„William! William! flüsterte er und fügte dann bei, indem er Eva Meredith die Hand bot: Meine Tochter!

„Meine Augen schwammen in Thränen. Eva war nicht mehr arm, hatte eine Familie, einen Beschützer. Ich fühlte mich glücklich, und vielleicht war es gerade das, was mich so weich stimmte.

„Der Knabe verhielt sich sehr ruhig auf den Knieen seines Großvaters und ließ weder Freude noch Furcht blicken.

„Willst du mich lieben? fragte ihn der alte Herr.

„Das Kind erhob sein Köpfchen, gab aber keine Antwort.

„Hörst du? Ich will dein Vater sein.

„Ich will dein Vater sein, wiederholte das Kind leise.

„Ich bitte um Entschuldigung für ihn, sagte die Mutter; er war immer allein, er ist noch so jung, und diese neue Umgebung macht ihn schüchtern. Später wird er Ihre liebevollen Worte begreifen, mein Lord.

„Ich aber faßte den Kleinen schärfer in's Auge, unterwarf sein stilles Verhalten einer Prüfung und kam auf meine früheren leidigen Befürchtungen zurück. Ach, sie waren zu einer traurigen Gewißheit geworden. Der Schrecken, welchen Eva Meredith durchgemacht, hatte traurige Folgen für ihr Kind gehabt und nur einer so jungen Mutter, die mit ihrer Liebe und Unerfahrenheit einsam dahingelebt, hatte das Unglück so lange ein Geheimniß bleiben können.

„Zu gleicher Zeit mit mir war auch Lady Marie eine aufmerksame Beobachterin des Knaben.

„In meinem Leben nie werde ich den Ausdruck ihres Gesichtes vergessen. Sie stand aufrecht da; ihr durchbohrender Blick war auf den kleinen William geheftet und schien ihm bis in's Herz zu dringen. Ihr Mund verzog sich wie zu einem Lächeln, ihr Athem war kurz und verhalten, wie wenn man einer Freudenpost entgegensieht; ihre Augen schossen Blitze und in ihren Zügen drückte sich Spannung, Hoffnung und Furcht aus. Endlich ließ der Haß sie klar sehen. In ihrem Inneren schwoll es an wie zu einem Triumphruf, der jedoch nicht über ihre Lippen ging. Schnell sich fassend, warf sie einen Blick der Verachtung auf Eva, ihre besiegte Feindin, und ihr Gesicht wurde wieder starr und unbeweglich.

„Da die Aufregung des Tages Lord James sehr angegriffen hatte, so schickte er uns fort aus seinem Kabinet und blieb den ganzen Abend allein.

„Als ich nach einer sehr unruhig verbrachten Nacht am anderen Morgen mich zu Lord James hinunterbegab, fand ich bereits die ganze Familie um ihn versammelt. Lady Marie hatte den kleinen William auf ihrem Schoß; es war die Tigerin, die ihren Raub festhielt.

„Welch ein schönes Kind! sagte sie. Sehen Sie, mein Lord, diese seidenweichen blonden Haare, wie sie glänzen in der Sonne. Aber, meine liebe Eva, ist Ihr Söhnlein immer so still? Er zeigt ja nichts von der Regsamkeit, von dem Frohsinn seines Alters.

„Er ist immer traurig, antwortete Madame Meredith. Leider hat er bei mir nicht lachen gelernt.

„Wir wollen's versuchen, ihn zu unterhalten, ihn munter zu machen, fuhr Lady Marie fort. Komm, liebes Kind, habe deinen Großvater gern; schling' die Arme um seinen Hals und sag' ihm, daß du ihn liebest.

„William rührte sich nicht.

„Weißt du nicht, wie man umarmt? Harry, so thu' du es; umarme deinen Onkel und geh' deinem Vetterchen mit gutem Beispiel voran.

„Harry kletterte auf die Kniee des alten Herrn, schlang seine beiden Arme um dessen Hals und sagte: Ich habe Sie lieb, Onkel.

„Nun ist die Reihe an dir, lieber William, nahm Lady Marie wieder das Wort.

„William blieb unbeweglich und schlug nicht einmal die Augen nach seinem Großvater auf.

„Ueber die Wangen von Eva Meredith rollte eine Thräne.

„Die Schuld liegt an mir, sagte sie, ich habe mein Kind schlecht erzogen.

„Sie nahm William auf ihren Schoß, und die Thränen, die ihren Augen entströmten, rieselten auf die Stirn des Knaben nieder. Er fühlte es nicht, sondern schlummerte ein an der Brust seiner bekümmerten Mutter.

„Sie müssen sich Mühe geben, sagte Lord James zu seiner Schwiegertochter, daß William dieses scheue Wesen ablegt.

„Ich will's versuchen, entgegnete Eva in dem kindlich unterwürfigen Tone, den ich schon so lang an ihr kannte; ich will Alles aufbieten — und vielleicht gelingt es mir, wenn Lady Marie die Güte haben will, mir zu sagen, wie sie's angegriffen hat, um ihr Söhnlein so lebhaft und frohsinnig zu machen.

„Die bekümmerte Mutter warf zuerst einen Blick auf Harry, der neben dem Lehnsessel des Lord James spielte, dann auf den armen Knaben, der auf ihrem Schoße schlummerte.

„Er hat schon gelitten, eh' er geboren war, flüsterte

Eva; wir Beide sind sehr unglücklich gewesen. Allein ich will mir Mühe geben, nicht mehr zu weinen, damit auch William so heiter werde wie andere Kinder.

„Zwei Tage entschwanden, zwei peinliche Tage voll geheimen Grams und schmerzlicher Unruhe. Die Stirn des Lord James Kysington verrieth Sorge und zeitweilig ruhte sein Blick forschend auf mir. Ich wandte meine Augen ab, um nicht antworten zu müssen.

„Am Morgen des dritten Tages kam Lady Marie mit Spielsachen aller Art, die sie vor den Kindern ausbreitete, in das Zimmer. Harry eignete sich sogleich einen Säbel zu und trabte unter Jubelrufen umher. William griff mit seinen Händchen auf, was man ihm hinbot, ohne jedoch einen Gebrauch davon zu machen.

„Hier, gnädiger Herr, sagte Lady Marie zu ihrem Schwager, nehmen Sie dieses Bilderbuch und geben Sie es Ihrem Enkel; es sind allerlei Gegenstände darin, von denen wohl einer oder der andere seine Aufmerksamkeit fesseln wird.

„Sie nahm dann William an der Hand und führte ihn zu seinem Großvater hin. Der Knabe ließ Alles mit sich machen; er ging, hielt an und blieb wie eine Bildsäule stehen, wo man ihn hinstellte.

„Lord James schlug das Buch auf. Aller Augen hafteten in diesem Moment auf der Gruppe, welche der Großvater mit seinem Enkel bildete. Der alte Herr war ernst, fast finster, und schlug ohne ein Wort zu sprechen langsam ein Blatt nach dem andern um, dabei William betrachtend, dessen starrer, vor sich hingekehrter Blick keinen Sinn für die Bilder verrieth. So blätterte Lord James eine Weile; dann wurde seine Hand unbeweglich und das Buch glitt auf den Boden nieder. Im Zimmer herrschte die tiefste Stille.

„Lady Marie trat an meine Seite, beugte sich gegen mich, als wolle sie mir etwas in's Ohr flüstern, und sagte mit einer Stimme, die gleichwohl laut genug war, daß sie von Allen gehört werden konnte:

„Dieses Kind ist ja blödsinnig, Doktor!

„Ein lauter Aufschrei folgte dieser Rede. Wie vom Blitz getroffen fuhr Eva Meredith in die Höhe, warf sich auf ihr Kind und drückte es mit krampfhafter Heftigkeit an ihre Brust.

„Blödsinnig! rief sie und ihr Blick glänzte zum ersten Mal von einem lebhaften Feuer. Blödsinnig! weil er sein Leben lang unglücklich gewesen — weil er, seit seine Augen offen sind, nichts sah als Thränen — weil er nicht zu spielen versteht wie Ihr Kind, das stets von Lust und Freude umgeben war! Ach, Madame, Sie häufen noch Schimpf und Schande auf das Unglück. Komm, komm, mein Kind! fügte sie in Thränen ausbrechend bei, wir wollen fort von diesen mitleidlosen Herzen, die für unser Elend nichts haben als harte Worte!

„Die unglückliche Mutter nahm ihren Sohn auf die Arme und eilte mit ihm nach ihrem Gemach hinauf. Ich folgte ihr. Sie setzte William auf den Boden, kniete neben ihm nieder und rief: Mein Kind! mein Kind!

„William wendete sich gegen sie und schmiegte das Köpflein an ihre Schulter.

„Sehen Sie, Doktor, er liebt mich, sagte sie. Wenn ich ihm rufe, so kömmt er zu mir und umarmt mich. Seine Liebkosungen reichen aus für meinen Frieden, für mein trauriges Glück. Gütiger Himmel, war dies denn nicht genug? Kind, sprich mit mir — beruhige mich! Gieb deiner Mutter ein Wort, nur ein einziges Wort des Trostes, damit sie nicht verzweifle. Bisher habe ich nichts von dir verlangt, als daß du mir die Züge deines Vaters widerspiegelst, daß du stille seiest und mich zwanglos weinen lassest. Heute aber will ich von dir, daß du den Mund aufthuest. Siehst du nicht meine Thränen, mein Entsetzen? Liebes Kind, du so schön, so ganz das Ebenbild deines Vaters — rede, sprich mit mir!

„Leider blieb das arme Geschöpf ohne Regung — keine Spur von Angst oder Verständniß. Nur ein Lächeln umzog seine Lippen — ein Lächeln, schrecklich anzusehen. Eva verhüllte ihr Gesicht mit den Händen und blieb auf den Knieen liegen. Ich hörte sie noch lange schluchzen.

„Ich flehte zum Himmel um Eingebung tröstlicher Gedanken, damit es mir gelinge, dieser armen Mutter wenigstens einen Funken von Hoffnung einzuflößen. Ich sprach von der Zeit, die eine Heilung herbeiführen dürfte, von möglichen, von wahrscheinlichen Veränderungen; allein es ist oft schwer zu täuschen, und wo man selbst nicht hofft, wird man auch keine Hoffnung wecken. Der schreckliche, tödtliche Schlag war gefallen und Eva hatte endlich die volle Wahrheit begriffen.

„Von diesem Tage an erschien Morgens nur ein einziges Kind in dem Kabinet des Lord James. Wohl kamen zwei Frauen, aber nur eine davon schien zu leben, während man die andere einer wandelnden Leiche vergleichen konnte. Die eine sagte: mein Sohn, die andere aber sprach nie von ihrem Kinde; die eine trug das Haupt hoch, die andere gegen die Brust gesenkt, um besser ihre Thränen verbergen zu können; die eine war schön und prunkte in prächtigem Gewande, die andere war blaß und schwarz gekleidet. Es bestand kein Kampf mehr; Lady Marie hatte gesiegt.

„Es war grausam, daß man Harry unter den Augen von Eva Meredith spielen ließ. Ohne daß auf den Kummer dieser Frau Rücksicht genommen worden wäre, mußte Harry vor dem Onkel seine Aufgaben hersagen und machte Freude durch seine Fortschritte. Die ehrgeizige Mutter achtete auf Alles, um den Erfolg sicher zu stellen, und zerfleischte unablässig das Herz der armen Eva mit ihrer sogenannten Theilnahme und ihren erheuchelten Trostsprüchen. Lord James versank, als er seine süßesten Hoffnungen geknickt sah, wieder in die kalte Unzugänglichkeit, die mich mit banger Sorge für meine Schützlinge erfüllte. Ich erkannte darin die letzte Phase in seinem Charakter; es war der Stein, welcher das Grab schließt. Er zeigte zwar eine pünktliche Höflichkeit gegen seine Schwiegertochter, hatte aber nie ein Wort des Wohlwollens für sie. Die Tochter des amerikanischen Pflanzers konnte einen Platz in seinem Herzen nur als die Mutter seines Enkels finden, und dieser Enkel war für ihn nicht mehr vorhanden. Lord James wurde düsterer und schweigsamer als je und bereute vielleicht, daß er meinen Bitten Gehör geschenkt und in seinem Alter einer Gefühlsanwandlung Raum gegeben, die zu nichts geführt und ihm nur Unlust bereitet hatte.

„Ein Jahr verging; nun aber kam ein trauriger Tag. Lord James ließ Eva Meredith zu sich rufen und

bedeutete ihr durch ein Zeichen, daß sie neben ihm Platz nehmen möge.

„Hören Sie mich an, Madame, sagte er, und nehmen Sie Ihren Muth zusammen für meine Mittheilung. Ich will als gewissenhafter Mann gegen Sie handeln und vor Ihnen nichts verbergen. Mein Alter, mein leidender Zustand nöthigt mich, meine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen; sie sind leidig genug für Sie und für mich. Ich will nicht davon sprechen, daß ich die Heirath meines Sohnes nie habe billigen können; Ihr Unglück ist Ihnen ein Schirm geworden, und ich nahm Sie zu mir, weil ich wünschte, in Ihrem Sohn William meinen Erben zu sehen und zu lieben. Auf diesen Knaben gründeten sich alle meine Zukunftsträume, auf ihn hoffte der Ehrgeiz meines Alters. Leider ist das Schicksal grausam gegen uns gewesen, Madame. Die Wittwe und das Kind meines Sohnes sollen Alles haben, was nöthig ist, um ihnen einen achtbaren Unterhalt zu sichern; aber da ich frei verfügen kann über meine Habe, die ich selbst erworben, so nehme ich meinen Neffen Harry an Kindesstatt an und werde denselben fortan als meinen einzigen Erben betrachten. Ich kehre nach London zurück, um meine Angelegenheiten selbst zu übernehmen. Sie können mit mir gehen, wenn Sie wollen. Betrachten Sie mein Haus als das Ihrige; Sie werden darin willkommen sein. —

„Eva fühlte jetzt, wie sie mir später erzählte, zum ersten Mal, wie ihre Niedergeschlagenheit sich in Muth umwandelte. Sie entwickelte die Kraft, die ein edler Stolz einflößt, und richtete ihr Haupt auf; wenn ihre Stirn auch nichts von dem Hochmuth der Lady Marie zeigte, so war darauf wenigstens die Würde des Unglücks zu lesen.

„Reisen Sie, gnädiger Herr, entgegnete sie; reisen Sie immerhin; ich werde Ihnen nicht folgen. Ich will nicht mitansehen, wie mein Sohn seines natürlichen Rechts beraubt wird. Sie haben sich sehr beeilt, mein Lord, mit Ihrer endgültigen Verurtheilung. Wer weiß, was die Zukunft bringen mag? Sie sind schnell an der Barmherzigkeit Gottes verzweifelt.

„Die Zukunft, erwiederte Lord James, berechnet sich in meinem Alter nach Tagen. Wenn ich handeln soll, so muß es rasch geschehen, da ich nicht einmal des nächsten Abends sicher bin.

„So handeln Sie, wie Sie es für gut finden, sagte Eva; ich will nach der Stätte zurückkehren, wo ich an der Seite meines Gatten glücklich war. Ich werde Ihren Enkel William Kysington mitnehmen. Dieser Name ist ein Erbgut, das Sie ihm nicht entreißen können; mein Sohn trägt den Ihrigen, mein Lord, und sollte die Welt es auch erst erfahren, wenn sie ihn auf seinem Grabe liest.

„Acht Tage später stieg Eva die große Treppe des Hôtels hinab und führte wieder, wie damals, als sie dieses unglückliche Haus betrat, ihren Sohn an der Hand. Lady Marie blieb einige Stufen höher stehen. Die zahlreiche Dienerschaft, die sich vor dem Hôtel versammelt hatte, schaute in stummer Trauer der armen Frau nach, die man aus dem väterlichen Hause vertrieb. (S. Bild S. 373.)

„Mit ihrem Scheiden ließ Eva die einzigen Wesen zurück, die ihr durch die Bande des Bluts nahe standen, die einzigen, an deren Mitleid sie ein Recht hatte. Die Welt lag vor ihr wie eine endlose Leere. Es war Hagar in der Wüste."

„Schrecklich, Doktor!" riefen die Zuhörer und Zuhörerinnen des Landarztes. „Kann es denn wirklich Geschöpfe geben, die so maßlos unglücklich sind? Und dies haben Sie selbst erlebt?"

„Ja, aber ich bin noch nicht fertig," antwortete Doktor Barnabé. „Lassen Sie mich meine Geschichte auserzählen:

„Einige Zeit nach Eva's Abreise kehrte Lord James nach London zurück. Da ich dadurch meines Dienstes entbunden wurde, so hatte ich keine Lust mehr, mich weiter zu unterrichten. Was ich gelernt, reichte vollkommen aus für mein Dorf, und ich säumte nicht, dahin zurückzukehren.

Wie vor zwei Jahren saßen wir wieder in jenem weißen Häuschen beisammen. Welch ein Zuwachs von Jammer seit dem Ablauf dieser Zeit! Man wagte nicht zu sprechen von der Zukunft, von jenem unbekannten Etwas, dessen wir Alle so sehr bedürfen und ohne das selbst der glücklich entschwindende Tag blos eine unvollkommene Wonne bietet, während es den traurigen nur um so trüber macht.

„Nie hatte ich ein Leid gesehen wie das von Eva Meredith, so edel in seiner Einfachheit und so ruhig trotz der schweren Wucht. Sie ließ nicht ab, zu Gott zu beten, der sie schlug; in ihrem Auge konnte er ja möglich machen, was unmöglich schien; auf ihn baute sie ihr Hoffen, wo alle Erdenhoffnung erloschen war. Ihr Blick, jener Blick voll Glauben, der schon früher einen so tiefen Eindruck auf mich gemacht, ruhte auf Williams Antlitz, als müßte da mit jedem Moment der Strahl der Vernunft aufdämmern, um den sie aus den Tiefen ihrer Seele flehte. Es ist mir unmöglich, den geduldigen Muth dieser Mutter zu schildern oder vor Ihnen, meine Damen, den Reichthum an Liebe, an Gedanken und sinnreichen Erzählungen zu entrollen, den sie an ihr Kind verschwendete, während dieses zuhörte, ohne zu begreifen, und echoartig nur die letzten Worte der nichtverstandenen Reden wiederholte. Sie versuchte es, unter allen nur erdenklichen Formen ihm die ersten Lehren der Kindheit beizubringen; sie las ihm vor, plauderte mit ihm und hielt ihm Bilder hin; auch die Musik sollte ihre Worte unterstützen. Wenn sie ihn beten lehren wollte, legte sie seine kleinen Händchen zusammen; allein es gelang ihr nie, ihn zu bewegen, daß er dabei die Augen himmelwärts richtete.

„Eines Tages — es kostete sie einen furchtbaren Kampf — erzählte sie William die Geschichte von dem Tode seines Vaters; sie hoffte, sie erwartete eine Thräne. Der arme Knabe schlief ein, während sie noch mit ihm redete. Thränen kamen freilich, aber nur solche, die aus den Augen von Eva Meredith niederströmten.

„So erschöpfte sie sich in beharrlichem Kampf und vergeblicher Anstrengung; sie arbeitete unermüdlich fort, um ihre Hoffnung festhalten zu können. Für Williams Auge waren jedoch die Bilder nur Farbe, für sein Ohr die Worte nur Laute. Inzwischen wuchs der Knabe heran und wurde wunderbar schön. Wenn man ihn nur flüchtig beobachtete, so hätte man die Unbeweglichkeit

Univ. Bibl.
München

seines Gesichts für den Ausdruck eines ruhigen Temperaments halten können; auf uns aber übte diese Ruhe, die so anhaltend war und nie einer Aufwallung, einer Thräne Raum gab, eine unheimliche, erschütternde Wirkung. Das Leiden muß wohl ein unablösbarer Bestandtheil unseres Wesens sein, sonst hätte nicht das ewige Lächeln Williams Jedermann zu der Bemerkung veranlassen können: Der arme Blödsinnige! Die Mütter wissen nicht, welch ein Glück in den Thränen ihrer Kinder liegt; es drückt sich darin ein Leid, ein Verlangen, eine Furcht aus, lauter Affekte, welche anzeigen, daß die Bedeutung des Daseins begriffen wird. Ach, William war mit Allem zufrieden. Er schien den ganzen Tag mit offenen Augen zu schlafen; Furcht vor Gefahr war für ihn nicht vorhanden; nie beschleunigte er seine Schritte, nie wandte er sich um; man bemerkte an ihm weder Langeweile, noch Ungeduld oder Zorn, und wenn er auch nicht den an ihn gerichteten Worten Folge leistete, so gehorchte er doch der ihn leitenden Hand. In diesem alles geistigen Lichts beraubten Wesen war nur ein einziger Instinkt geblieben: er kannte seine Mutter und liebte sie. William lehnte sich gern an ihre Kniee, an ihre Schulter und umarmte sie wohl auch. Wenn ich ihn lange von ihr zurückhielt, gab sich in seinen Bewegungen eine gewisse Aengstlichkeit kund; doch zeigte er, wenn ich ihn dann zu seiner Mutter hinführte, keine Freude, sondern er wurde nur ruhig. Diese Anhänglichkeit, dieser schwache Abglanz von Herz in William war das Leben Eva's, und aus ihm schöpfte sie die Kraft, weiter zu versuchen, zu hoffen und zu warten. Wenn auch nicht ihre Worte, so wurden doch ihre Liebkosungen verstanden. Wie oft nahm sie den Kopf des Knaben zwischen ihre Hände und drückte ihm lange Küsse auf die Stirn, als hoffe sie, ihre Liebe könne dieser stummen, eisigstarren Seele Gluth einhauchen! Wie oft harrte sie nicht eines Wunders, wenn sie ihren Sohn mit ihren Armen umschloß und dessen ruhiges Herz an ihre heißklopfende Brust drückte!

„Nicht selten wurde sie in der Dorfkirche — sie stammte aus einer katholischen Familie — vom Abenddunkel überrascht. Man konnte sie da sehen, wie sie auf dem Mutter-Gottes-Altar auf den Knieen lag und, ihren Knaben im Arm, zu dem Bilde der heiligen Jungfrau emporrief: O Mutter der Gnaden, mein Kind ist seelenlos wie dieses Bild von dir; bitte bei Gott um eine Seele für meinen Sohn!

„Sie war die Wohlthäterin aller armen Kinder des Dorfs und beschenkte sie mit Brod und Kleidern, wobei sie ihnen empfahl, für den armen William zu beten. Leidende Mütter tröstete sie in der geheimen Hoffnung, daß auch ihr Trost zu Theil werde, und die Thränen Anderer beeilte sie sich zu trocknen im festen Glauben, auch die ihrigen würden zu fließen aufhören. In der ganzen Gegend wurde sie geliebt, gesegnet und verehrt; sie wußte dies und opferte demuthsvoll die Segenswünsche der Unglücklichen dem Himmel auf, um dadurch Gnade für ihren Sohn zu erwerben. Wie oft betrachtete sie William in seinem Schlaf! Er sah dann so schön aus, so ganz wie andere Kinder, und im Vergessen des Augenblicks konnte sie, wenn sie diese regelmäßigen Züge, die goldenen Locken und die langen Wimpern vor sich sah, die ihren Schatten warfen auf Williams rosige Wangen, sich fast als eine frohe, stolze Mutter fühlen. Gott hat Momente des Erbarmens auch für diejenigen, die er zum Leiden verurtheilt.

(Schluß auf S. 378.)

Der Ratz oder Iltis.

(Taf. 48.)

Die Familie der Mustelinen, welcher der Iltis als eine der größten und bekanntesten Arten angehört, ist bereits in diesem Werke (Seite 9 dieses Jahrg.) bei der Schilderung der Marder charakterisirt worden. Seines übeln Geruches und seines tolldreisten Muthes wegen ist der Iltis übel verrufen und wird als grimmiger Feind des Geflügels überall unerbittlich verfolgt. Er mißt ohne den 8 Zoll langen Schwanz etwa 1 ½ Fuß und ist etwas plumper gebaut als die meisten andern Mustelinen. Sein schönes Haarkleid ist dunkelbraun, um die Schnauze und an den abgerundeten Ohren weiß; unter dem glänzenden Grannenhaar findet sich dichte, gelbliche Unterwolle.

Der Iltis ist über das ganze gemäßigte Europa und Asien verbreitet. Jede Gegend, flach oder gebirgig, waldig oder angebaut, ist ihm gleich angenehm, wenn sich nur Gelegenheit zur Befriedigung seiner Raublust bietet. An Gewandtheit in den Bewegungen, im Schleichen, Springen, Schwimmen übertrifft ihn kein anderes Raubthier, auch fehlt es ihm nicht an Schlauheit, List und Vorsicht. Er berechnet seine Sprünge und fehlt selten bei der Ausführung; die dünnste Unterlage, eine Stange, ein Draht, genügt ihm, bequem darüber wegzulaufen; im Nothfalle springt er auch, ohne Schaden zu nehmen, von einer bedeutenden Höhe herab. Das Klettern ist ihm durch seine langen, fast geraden Krallen erschwert, die ihm jedoch das Gehen erleichtern. Bei gutem Wetter ist er die ganze Nacht in Bewegung. Mit leichtem, hüpfendem Gang durchstöbert er das ganze Revier; er gehört übrigens zu den Raubthieren, von welchen man meist nur ihre Werke sieht, da sie selbst eine nächtliche Lebensweise führen. Bei Tage schläft er gewöhnlich, woher das Sprichwort kommt „schlafen wie ein Ratz", in einem hohlen Baume, in einem Felsloche oder einem alten Fuchsbau, im Nothfalle scharrt er sich selbst eine kleine Höhle aus. In einem bewohnten Fuchsbau darf er sich jedoch nicht blicken lassen, denn sein Gestank ist selbst dem Fuchse, der es sonst hierin nicht so genau nimmt, zu arg. Er wirft den Ratz bei jeder Begegnung über den Haufen und versetzt ihm zugleich einen tüchtigen Biß. Wie er ihn lebend verabscheut, so ist ihm auch das Fleisch des todten Iltis zuwider, das er selbst im Hunger unberührt läßt. Im Spätherbst verändert der Iltis seinen Aufenthalt und sucht sich in der Nähe der Dörfer und Höfe in Mauern, Scheunen, Ställen oder Holzhaufen einen Schlupfwinkel. Von diesem aus durchstreift er des Nachts die umliegenden Felder, lauert auf Mäuse und Vögel, gräbt Hummelnester aus, wirft wohl auch einen Bienenkorb um, oder sucht in dem Garten einen Vogel zu überlisten oder an einem Teich

oder Bache wohl auch einen Fisch zu erhaschen. Dies ist jedoch nur ein Theil seiner Wirksamkeit, da der andere sich auf die Hühnerhäuser, Taubenschläge und Kaninchenställe bezieht. Hier zeigt er allerdings nicht den maßlosen Blutdurst des Marders, der alles vorhandene Geflügel mordet, sondern er packt nur ein Stück, das ihm in den Weg kommt, und schleppt es in sein meist auf einem Heuboden befindliches Nest, kehrt jedoch, wenn auch sein Hunger gestillt ist, in derselben Nacht mehrmals zurück, um sich für die nächsten Tage einen Vorrath anzulegen. Wenn aber die Ställe gehörig verwahrt sind, so muß sich der Ratz mit Ratten und Mäusen begnügen, deren er eine solche Menge vertilgt, daß ihm ein verständiger Landwirth gerne hiefür freies Quartier auf dem Heuboden oder unter dem Strohdache gewährt.

Nicht so genügsam ist der Iltis während des Sommerlebens im Freien. Er beschleicht hier Waldhühner, Enten und Vögel aller Art, Hamster, junge Hasen und springt auch den alten nach der Kehle, und zumal kranke oder angeschossene Thiere werden ihm häufig zur Beute. Besonders gefährlich wird er den Kaninchen, die er in ihren Bau verfolgt, wohin der Fuchs und andere Feinde derselben nicht gelangen können. Sehr gerne frißt er Frösche, deren er auch eine Menge in seiner Wohnung zusammenträgt. Er frißt auch Ringelnattern und sogar Kreuzottern, letztere sammt Giftzahn und Giftdrüse, ohne daß ihm ihr Biß Schaden bringt. Warmblütige Beute, Vögel, deren Eier und Junge, zieht er freilich den Reptilien vor. Man fand bei einem Iltis gegen 40 große Kröten und Frösche, die er nicht getödtet, sondern nur durch Bisse gelähmt hatte. Ist aber nichts Anderes aufzutreiben, so stillt er den Hunger auch mit Schnecken und Heuschrecken.

Die Tollkühnheit, mit welcher der Iltis auch Thiere angreift, denen er gar nicht gewachsen ist, theilt er mit mehreren seiner Gattungsverwandten, und selbst das winzige Wiesel stellt sich bisweilen gegen Menschen und Pferde. In Riga kam, wie Lenz erzählt, ein Ratz durch ein Loch im Fußboden in eine Stube, machte sich über ein in der Wiege liegendes Kind her, tödtete es und fraß dasselbe an. In Verna in Kurhessen hatte ein sechsjähriger Knabe sein Brüderchen, das er hüten sollte, in der Nähe eines Kanals auf den Boden gesetzt. Da kamen drei Ratze, von welchen sich der eine im Genick, der andere an der Stirn und der dritte an einer Wange des Kindes festsetzte. Das Kind schrie jämmerlich, und als ihm der Bruder zu Hülfe kommen wollte, kamen noch andere Ratze aus dem Kanal, die ihn selbst bedrohten. Zum Glück sprangen einige Männer den Kindern zu Hülfe und schlugen einige der frechen Thiere todt, worauf die übrigen entflohen. Zu Schnepfenthal wurde sogar ein erwachsener Hirte von einem Iltis angegriffen, der aber mit dem kleinen Raubthiere wenig Umstände machte. Erstaunt sah er dem Iltis eine Weile zu; als ihm aber die bissige Kreatur in's Gesicht springen wollte, zerschmetterte er ihr mit einem Schlage den Kopf.

So still die Iltisse ihr Wesen treiben, so sieht man sie doch an Orten, wo sie häufig sind, bei Mondschein einander mit lautem Geschrei auf den Dächern verfolgen und wohl gar in einander verbissen darüber herunterrollen. Das Weibchen wirft im April oder Mai in einem Reisighaufen oder Loche 4 bis 6 Junge, welche mehrere Tage blind sind und von der Mutter mit aller Sorgfalt aufgezogen und vertheidigt werden. Um das Lager nicht zu verrathen, pflegt diese den Unrath ihrer Kleinen wegzutragen. Wenn ihnen Gefahr droht, kennt sie keine Furcht und springt wohl auch, wenn nur Jemand in die Nähe des Nestes kommt, auf ihn los. Vom sechsten Monat an werden die Eltern auf ihren Raubzügen von den lernbegierigen Jungen begleitet, welche bis zum nächsten Herbste bei ihnen bleiben.

Man fängt den Iltis seiner Schädlichkeit wegen in Marderfallen und Tellereisen, welche ältere Thiere jedoch vorsichtig zu vermeiden wissen. Von Menschen oder Hunden in die Enge getrieben, vertheidigt er sich entschlossen und sucht durch Sprünge nach dem Gesicht Bißwunden beizubringen. Im Nothfalle läßt er eine stinkende Flüssigkeit fahren, durch welche er die Hunde und andere Feinde oft wirklich von sich abhält. Zu zwei Edelmardern wurde ein Iltis gebracht und sofort von denselben angegriffen. Einer der Marder hatte den unwillkommenen Gast im Nacken, der andere hinten gepackt, und zu einem Knäuel geballt rollten sie im Käfig herum. Der Tod des Iltis schien gewiß: — plötzlich aber ließen beide Marder los und taumelten nach Luft schnappend umher. Ein durchdringender Gestank belehrte die Zuschauer, daß der Ratz, ganz die Rolle des Stinkthiers spielend, seine letzte Waffe gegen die Marder gebraucht hatte, die ihn nun in Ruhe ließen.

Der Pelz des Iltis ist warm und dauerhaft, wird aber dieses penetranten Geruches wegen, der lange daran haften bleibt, wenig geschätzt; das Fleisch ist ungenießbar und wird von keinem Hunde gefressen. C. K.

Der Landarzt.

Nach dem Französischen der Frau von Arbouville.

(Schluß zu S. 377.)

„So entschwanden wieder mehrere Jahre von Williams Kindheit. Er hatte sein achtes Lebensjahr erreicht. Doch jetzt ging mit Eva Meredith eine traurige Veränderung vor, die meinen aufmerksamen Blicken nicht lang entging; sie hörte auf zu hoffen. Sei es, daß mit dem zunehmenden Alter des Knaben der Mangel der Vernunft deutlicher hervortrat, oder Eva wie der Arbeiter, der nach der schweren Anstrengung des Tages am Abend der Müdigkeit erliegt, in der übernommenen Aufgabe erlahmte, sie brach erschöpft zusammen und bat den Himmel nur noch um Ergebung. Sie legte die Bücher, die Bilderbogen, die Musik, kurz Alles, wozu sie ihre Zuflucht genommen, bei Seite und wurde still und niedergeschlagen; nur die Zärtlichkeit gegen ihren Knaben nahm, wenn es möglich war, noch zu. Während sie indeß auf die Hoffnung verzichtete, es dürfte ihrem Bemühen gelingen, es ihm möglich zu machen, in die Welt einzutreten, Freunde zu gewinnen und sich eine Stellung zu erwerben, fühlte sie zugleich, daß ihr Kind nichts mehr auf Erden hatte als sie, und so muthete sie ihrem Herzen

ein Wunder zu, nämlich eine noch größere Liebe, als sie schon in ihrem Inneren trug. Sie wurde die Magd, die Sklavin ihres Sohns und dachte an nichts Anderes mehr, als wie sie ihm irgend ein Leiden oder eine Unbequemlichkeit ersparen könnte. Fiel ein Sonnenstrahl auf Williams Stirn, so stand sie auf und ließ den Vorhang nieder, um sein Antlitz vor der Berührung eines zu lebhaften Lichtes zu schirmen; fühlte sie selbst den Einfluß einer kühleren Luft, so wurde für William das wärmste Kleidungsstück hervorgesucht, und wenn sie hungerte, so ging sie in den Garten, um für ihren Sohn Früchte zu pflücken. War sie müde, so schob sie ihm den Lehnsessel hin und belegte denselben mit den weichsten Kissen, und so schenkte sie ihrem eigenen Leben nur Gehör, um sich daraus die Empfindungen ihres Knaben zu deuten. Sie konnte für ihn thätig sein, wenn auch nicht mehr für ihn hoffen.

William hatte sein eilftes Jahr zurückgelegt; damit begann die letzte Phase in Eva Meredith's Leben. Er war für sein Alter merkwürdig groß und stark geworden und bedurfte nicht mehr der stetigen Sorgfalt, welche die früheren Jahre des kindlichen Lebens in Anspruch nahmen. Es war nicht mehr das Kind, das auf dem Schoß der Mutter einschlummerte, sondern er ging ganz allein im Garten umher, bestieg mit mir ein Pferd und folgte mir freiwillig auf meinen Berufsausflügen in die Berge. Wenn auch der Flugkraft beraubt, hatte der Vogel doch endlich sein Nest verlassen.

Das Unglück des Knaben hatte nichts Schreckhaftes, nichts Peinliches für das Auge; er war schön wie der Tag, still, ruhig wie kein anderes Erdenwesen; in seinem Blick lag keine Leidenschaft und sein Mund trug stets einen lächelnden Ausdruck. Dabei war er weder linkisch, noch unbeholfen, oder zudringlich — eine Seele, die neben uns schlummert und an uns weder eine Frage zu stellen, noch eine Antwort zu geben hat. Madame Meredith konnte nicht mehr ihren Kummer in der geschäftigen Mutterfürglichkeit ersticken, die sich in steter Abwartung äußert, sondern nahm wieder ihren Platz ein an dem Fenster, von dem aus sie das Dorf mit seinem Kirchthurm überschaute, die Stelle, auf der sie so viel um den ersten William geweint hatte. — Ihr blasses Antlitz wandte sich gegen die äußere Luft, als erbitte sie sich von dem Winde, der durch die Bäume sauste, ein wenig Kühlung für ihre Stirn; ihre Arme hingen müde und kraftlos an ihrer Seite nieder, als ob sie auf dieser Erde nichts mehr zu thun hätte.

„So hatte, wie die Hoffnung, allmälig auch die sorgliche Pflege aufgehört; es blieb ihr nichts mehr zu thun übrig, als zu wachen, von ferne zu wachen Tag und Nacht, dem heiligen Lichte gleich, das in den katholischen Kirchen ohne Unterlaß fortbrennt.

„Ihre Kräfte waren erschöpft. In dem Schmerze, der wieder zu seinem Ausgangspunkt, dem Schweigen und der Unbeweglichkeit, zurückgekehrt war, zehrte Eva Meredith, nachdem sie es vergeblich mit der Anstrengung, dem Muth und der Hoffnung versucht, sich selbst auf. Trotz aller meiner ärztlichen Bemühungen wurde sie zusehends magerer und schwächer. Was können leibliche Mittel nützen, wenn die Seele krankt?

„Arme Fremde! Um sie aufzufrischen, hätte sie ein wenig von der Sonne ihres Heimathlandes, ein wenig Glück nöthig gehabt; aber von Beidem sollte ihr kein belebender Strahl zufallen. Sie bemerkte lange nichts von ihrem bedenklichen Zustande, weil sie nicht an sich selbst dachte; aber als sie endlich nicht einmal ihren Sessel mehr verlassen konnte, mußten ihr natürlich die Augen aufgehen. Ich will schweigen von den Aengsten der armen Frau bei dem Gedanken, ihren William zurücklassen zu müssen ohne Stütze, ohne Angehörige, ohne Beschützer. Was stand ihm, der so sehr der Liebe bedurfte und den man an der Hand führen mußte wie ein Kind, bevor in einer Welt, in der Niemand Interesse an ihm nahm? Oh, wie klammerte sie sich an das Leben; mit welcher Hast nahm sie alle die Arzneien, die ich ihr verordnete, und wie fest hielt sie den Glauben an ihre endliche Genesung! Doch die Krankheit griff weiter. Fortan behielt sie ihren William viel mehr zu Hause und wollte ihn immer wieder um sich sehen.

„Bleibe bei mir, sagte sie, und William, der sich in der Nähe seiner Mutter immer zufrieden fühlte, nahm ruhig zu ihren Füßen Platz. Dann konnte sie ihn betrachten, bis die strömenden Thränen es ihr unmöglich machten, die liebliche Gestalt ihres Kindes zu unterscheiden. Er mußte ihr viel näher rücken; sie drückte ihn an ihr Herz und rief in einer Art von Irrsinn: Oh, wie glücklich wollte ich sterben, wenn meine Seele bei ihrem Scheiden in dieses Kind übergehen könnte!

„So weit kam es mit ihr nie, daß sie ganz an dem göttlichen Erbarmen verzweifelte, und selbst nachdem alle irdischen Aussichten dahingeschwunden waren, erging sich ihr liebevolles Herz noch in süßen Träumen, die einen kleinen Hoffnungsfunken glimmend erhielten.

„Es war indeß ein trauriger Anblick, wie diese Mutter langsam dahinstarb unter den Augen ihres Sohnes, der nichts von alledem begriff und der ihr zulächelte, wenn er sie umarmte.

„Er wird nicht um mich trauern, sagte sie; er wird nicht um mich weinen und sich meiner nicht mehr erinnern!

„Dann konnte sie wieder unbeweglich dasitzen in stummer Betrachtung ihres Kindes. Bisweilen suchte ihre Hand die meinige und sie flüsterte: Aber Sie lieben ihn, mein freundlicher Doktor?

„Ich werde ihn nicht verlassen, wenn er nicht bessere Freunde findet, als ich bin! antwortete ich.

„Gott im Himmel, und auf Erden der arme Landarzt — dies waren die Beschützer, denen sie ihren Sohn vertraute. — Es ist etwas Großartiges um den Glauben! Diese enterbte, sterbende Wittwe an der Seite eines geistesschwachen Kindes verfiel nicht jener bodenlosen Verzweiflung, die so oft bewirkt, daß man unter Verwünschungen stirbt. Ein unsichtbarer Freund war ihr stets nahe; in ihm fand sie ihre Stütze, und bisweilen hatte es den Anschein, als lausche sie auf heilige Worte, die nur sie vernahm.

„Eines Tages ließ sie mich schon in einer frühen Stunde rufen; sie hatte ihr Bett nicht verlassen können. Ihre abgezehrte Hand deutete auf ein Blatt Papier, auf das sie einige Zeilen geschrieben hatte.

„Mein lieber Doktor, sagte sie in ihrem weichsten Tone, ich fühle mich zu entkräftet, um fortzufahren. Bringen Sie diesen Brief zu Ende. — Ich las, wie folgt:

„„Mein Lord! Es ist das letzte Mal, daß ich Ihnen schreibe. Sie können sich in Ihrem Alter der Wiederkehr Ihrer Gesundheit erfreuen; ich aber bin sehr leidend und am Rande des Grabes. Nach meinem Tod wird Ihr Enkel William Kysington ohne Beschützer sein. Gnädiger Herr, dieses letzte Schreiben hat den Zweck, Sie an ihn zu erinnern; ich verlange für ihn nichts von Ihrem Vermögen, sondern nur einen Platz in Ihrem Herzen. Von allen Erdendingen hat er nur für Eines eine Verständniß gehabt: für die Liebe seiner Mutter, und ich soll nun für immer von ihm scheiden. Lieben Sie ihn, mein Lord; er hat nur einen Sinn, den für die Liebe.““

„Sie hatte nicht weiter schreiben können. Ich fügte bei:

„„Madame Kysington hat nur noch wenige Tage zu leben. Was befehlen Eure Herrlichkeit in Betreff des Kindes, das Ihren Namen trägt?

Doktor Barnabé.““

„Dieses Schreiben ging nach London ab und wir harrten der Antwort. Die arme Kranke verließ ihr Bett nicht mehr. William saß neben ihr und hielt ihre Hand in der seinigen. Eva versuchte wehmüthig ihm zuzulächeln, während ich auf der anderen Seite des Lagers damit beschäftigt war, die Arzneien zu bereiten, welche ihr in ihrem Zustand Erleichterung schaffen konnten.

„Sie begann mit ihrem Sohne zu reden, als verzweifle sie nicht daran, daß nach ihrem Tode das arme Kind sich einiger von ihren Worten erinnern werde; sie ertheilte ihm Rath und Lehren, als könnte sein verdunkelter Geist sie verstehen, und wandte sich dann an mich mit den Worten: Wer weiß, Doktor? vielleicht finden eines Tags meine Reden einen Nachklang in seinem Herzen.

„Es verflossen noch drei Wochen. Der Tod rückte näher, und wie ergebungsvoll auch Eva's christliche Seele war, erfüllte sie doch der Gedanke an das Scheiden mit schwerem Bangen und mit jenem schwer abzuwehrenden Schauder vor der Zukunft. Der Geistliche des Dorfs besuchte sie. Als er sich entfernte, näherte ich mich ihm und ergriff seine Hand. Sie werden für sie beten? sagte ich zu ihm. — Sie hat mir versprochen, für mich zu beten, lautete seine Antwort.

„Ich spreche von dem letzten Tage in Eva Mereditths Leben. Die Sonne war untergegangen, und das Fenster, an dem sie so oft gesessen, stand offen; sie konnte niederschauen auf die Gegend, die ihr lieb geworden. Sie hielt ihren Sohn in den Armen, küßte ihn auf Stirn und Wangen und weinte.

„Armes Kind, was wird aus dir werden? sagte sie mit Innigkeit. Höre mich, William — ich sterbe; dein Vater ist auch todt und du stehst allein in der Welt. Beten wir zu Gott. Ich empfehle dich dem Schutze Dessen, der des Sperlings auf dem Dache achtet und über die Waisen wacht. Liebes Kind, schau auf zu mir, höre mich! Versuche zu begreifen, daß ich sterbe, damit du eines Tages dich meiner erinnern mögest.

„Und obschon der armen Mutter die Kraft ausging, zu sprechen, behielt sie doch die Stärke, ihr Kind in den Armen festzuhalten.

„In diesem Augenblick vernahm ich ein ungewöhnliches Geräusch; es war das Rollen eines Wagens, der auf dem Sandwege des Gartens einhergefahren kam. Ich eilte nach dem Vorplatze hinaus. Lord James und Lady Marie wollten eben in das Haus treten.

„Ich habe Ihren Brief erhalten, sagte der alte Herr. Ich war eben im Begriff, nach Italien abzureisen. Da Ihr Ort nicht zu sehr von meinem Wege abliegt, so bin ich selbst gekommen, um über William Kysington eine Verfügung zu treffen. Meine Schwiegertochter?

„Sie lebt noch, gnädiger Herr.

„Der Eintritt dieses kalten, strengen Mannes in Eva's Sterbezimmer erregte in mir ein peinliches Gefühl, um so mehr, da er begleitet war von der hochmüthigen Frau, die in dem Tode ihrer alten Nebenbuhlerin nur ein für sie günstiges Ereigniß sehen konnte. Wie verschieden war das einfache, bescheidene Stübchen von den Prachtgemächern des Hotels in Montpellier! Sie näherten sich dem von weißen Vorhängen umgebenen Bette, auf dem die blasse, aber noch immer schöne Eva ihren Sohn an die Brust gedrückt hielt. Sie nahmen Platz, er rechts, sie links von dem Leidenslager, fanden aber kein liebreiches Wort zum Trost für die arme Frau, die blos noch wenige Augenblicke zu leben hatte; nur einige kalte Phrasen entströmten ihren Lippen. Zum ersten Mal Zeugen des erschütternden Anblicks, den ein Todeskampf bietet, wandten sie die Augen ab und warteten in der Meinung, daß Eva nichts sehe oder höre, einfach auf ihren Hingang, ohne es für der Mühe werth zu halten, auch nur einen Schein von Herzlichkeit und Theilnahme zu zeigen. Eva heftete den ersterbenden Blick auf sie, und des kaum mehr schlagenden Herzens bemächtigte sich ein plötzlicher Schauder. Jetzt erst wurde ihr vollkommen klar, was sie während ihres Lebens nicht hatte begreifen wollen; sie erkannte nun die geheimen Gefühle der Lady Marie, die tiefe Gleichgültigkeit und die Selbstsucht des Lord James, erkannte, daß sie in diesen Verwandten nicht die Beschützer, sondern die Feinde ihres Sohnes vor sich hatte. Schrecken und Trostlosigkeit drückten sich auf ihrem blassen Gesichte aus. Sie versuchte es nicht, diese herzlosen Wesen um Mitleid anzuflehen. Mit krampfhafter Hastigkeit zog sie William noch inniger an sich, drückte ihm einen letzten Kuß auf die Stirn und rief, den Rest ihrer Kräfte zusammennehmend:

„Mein Kind! mein armes Kind! du hast keine einzige Stütze auf Erden; allein es lebt im Himmel droben ein gütiger Gott. O Gott, steh' meinem Kinde bei!

„Mit diesem Schmerzensschrei der Liebe, diesem feierlichen Gebet hauchte sie ihren Geist aus, ihre Arme sanken nieder und ihre Lippen erstarrten an Williams Stirne. Da sie ihren Sohn nicht mehr umarmte, so mußte sie todt sein, gestorben unter den Augen derjenigen, die bis an's Ende sich geweigert hatten, ihr eine hülfreiche Hand zu reichen. Lady Marie brauchte nicht mehr zu fürchten, Eva könnte versuchen, den früheren Ausspruch des Lord James durch ihre Bitten rückgängig zu machen; dieser Tod vervollständigte und sicherte ihren Sieg.

„Es trat eine feierliche Stille ein; Niemand rührte sich, Niemand sprach. Die Gewalt des Todes beugt auch die stolzesten Häupter. Lady Marie und Lord James knieten nieder neben dem Sterbelager ihres Opfers. Nach einigen Minuten erhob sich der Erstere wieder und sagte zu mir: Entfernen Sie dieses Kind aus dem Gemach seiner Mutter und folgen Sie mir, Doktor; ich will Ihnen dann mittheilen, was ich mit dem jungen Menschen vorhabe.

„Seit zwei Stunden war William in den Armen seiner Mutter gelegen, Herz an Herz und Lippe an Lippe, zugleich die Küsse und die Thränen der Sterbenden hinnehmend. Ich näherte mich ihm und versuchte, ohne mich auf nutzlose Worte einzulassen, ihn loszumachen und aus dem Zimmer zu führen; aber William leistete Widerstand und schlang seine Arme nur desto fester um die Leiche. Dieses Widerstreben, das erste, das der arme Knabe je in seinem Leben geäußert, ergriff mich in tiefster Seele; doch erneuerte ich meinen Versuch. Dießmal gab William nach und wandte sich gegen mich um; ich bemerkte, daß sein schönes Gesicht von Thränen überströmt war. William hatte nie zuvor geweint. Eine mächtige Bewegung ergriff mich; ich gestattete dem Kinde, sich auf's Neue über seine Mutter hinzuwerfen.

„Nehmen Sie ihn doch fort, sagte Lord James.

„Gnädiger Herr, er weint, entgegnete ich. Ach, mißgönnen Sie ihm diese Thränen nicht.

„Ich beugte mich zu dem Knaben nieder und hörte ihn schluchzen.

„William, mein lieber William, sagte ich mit tiefbeklommener Seele, indem ich eine seiner Hände mit den meinigen faßte, warum weinst du?

„Abermals wandte sich William gegen mich um und der Ausdruck seines Gesichts zeigte schmerzliche Erregtheit, als er mir antwortete:

„Meine Mutter ist todt!

„Ich vermag nicht in Worte zu fassen, was ich in jenem Augenblicke empfand. Aus Williams Augen sprach das Licht des Geistes; seine Thränen flossen nicht gedankenlos, sondern waren ein Erguß des Schmerzes, und seine Stimme klang erstickt, als käme sie aus einem tiefergriffenen Herzen. Ich stieß einen Schrei aus und wäre fast neben Eva's Lager auf die Kniee niedergesunken.

„Ach, du hast Recht gehabt, Eva, murmelte ich; man darf an Gottes Erbarmen nicht verzweifeln!

„Auch Lord James war erschüttert. Lady Marie sah so blaß aus wie die Leiche Eva's.

„Meine Mutter! meine Mutter! rief William in einem Tone, der mein Herz mit Freude erfüllte; dann wiederholte er die Worte Eva's, jene Worte, von denen sie gesagt, sie würden vielleicht eines Tages einen Nachklang in seinem Herzen finden. Er sprach mit klarer Stimme: Ich sterbe; dein Vater ist auch todt und du stehst allein in der Welt. Man muß zu Gott beten!

„Ich legte sanft meine Hand auf die Schulter des Knaben, um ihm zu bedeuten, daß er sich auf die Kniee niederlasse. Er gehorchte, faltete dießmal von selbst seine zitternden Hände, entsandte einen Blick voll Leben gen Himmel und murmelte: Mein Gott, hab' Erbarmen mit mir!

„Ich beugte mich zu Eva nieder, faßte ihre erkaltete Hand und rief: O Mutter, Mutter, die so viel gelitten hat, hörst du dein Kind — siehst du es von Oben? Sei glücklich, arme Frau, nach der Fülle deiner Thränen!

„Jetzt zitterte Lady Marie vor der kalt und todt auf ihrem Lager ausgestreckten Nebenbuhlerin; denn nicht ich führte William aus dem Zimmer fort, sondern Lord James war es, der auf den Armen seinen Enkel davontrug. —

„Was soll ich Ihnen weiter sagen, meine Damen? In William war das Licht der Vernunft aufgegangen, und er reiste mit Lord James ab. Später trat er in seine Rechte und wurde der einzige Erbe seines Großvaters. In wissenschaftlichen Werken findet man einige seltene Fälle verzeichnet, in welchen eine schlummernde Vernunft durch eine gewaltige geistige Erschütterung geweckt wurde. Sonach läßt sich das, was ich Ihnen erzählt habe, ganz natürlich erklären. Die guten Dorfweiber aber, die Eva Meredith in ihrer Krankheit gepflegt und ihre heißen Gebete gehört hatten, ließen es sich nicht nehmen, ihr Flehen sei vom Himmel erhört worden und die Seele der Mutter in den Körper des Kindes übergegangen. Sie war so gut und fromm, daß ihr Gott nichts versagen konnte, meinten sie in ihrer Herzenseinfalt, und dieser Glaube faßte Wurzel in der ganzen Umgegend. Niemand beweinte Madame Meredith als eine Todte, und als William Kysington nach dem Tode seines Großvaters dessen Reichthum erbte, schickte er jedes Jahr reichliche Almosen nach dem Dorf, in dem er geboren wurde und das die sterblichen Ueberreste seiner Mutter barg. Madame Meredith, die liebe Seele, denkt noch an uns, sagten die Armen. Ach, wie werden die Unglücklichen zu beklagen sein, wenn sie einmal in den Himmel eingeht.

„Wir tragen keine Blumen auf ihr Grab, sondern legen sie nieder an den Stufen des Marienaltars, vor dem sie so oft gebetet hat, die heilige Jungfrau möge ihrem Sohne eine Seele schenken. Wenn dann die Bäuerinnen ihre Sträuße von Feldblumen bringen, so sagen sie zu einander: Als sie mit solcher Inbrunst betete, flüsterte ihr die Mutter Gottes zu: Ich werde deinem Kinde deine Seele geben.

Ihr Pfarrer will den guten Leuten diesen rührenden Glauben nicht benehmen. Mögen Sie immerhin lächeln, meine Damen, glaubte ich doch selbst, wie das ganze Dorf mit wehmüthigem Herzen, Eva Meredith vor mir zu sehen, als William später mich besuchte, und er, das treue Ebenbild seiner Mutter, sogar mit einer Stimme und einer Betonung, wie die ihrige gewesen, zu mir sagte: Ich danke Ihnen, mein freundlicher Doktor.

„Diese Frau, deren Dasein eine lange Kette von Leiden gewesen, hat nach ihrem Tode ein Andenken hinterlassen, in welchem eine solche Fülle von Trost liegt, daß es nichts Schmerzliches für diejenigen enthält, welche sie geliebt haben. Wenn man von ihr spricht, so muß man sich auch Gottes Gnade vergegenwärtigen, und bringt man damit eine theure Hoffnung in Verbindung, so hofft man mit um so größerem Vertrauen.

„Doch es ist spät, meine Damen, und Ihre Wagen stehen schon längst vor dem Schloß. Entschuldigen Sie, daß ich meine Erzählung so lang gemacht habe. In meinem Alter kann man sich nicht kurz fassen, wenn man von den Erinnerungen seiner Jugend spricht. Verzeihen Sie einem Greise, der Sie anfangs zum Lächeln veranlaßte, daß er Sie durch seine Geschichte zu Thränen bewegte."

Die letzten Worte, bei denen ein halbes Lächeln die Lippen des Doktor Barnabé umschwebte, wurden im mildesten und väterlichsten Tone gesprochen. Alle Gäste drängten sich um ihn her und drückten ihm ihren tiefgefühlten Dank aus. Der Doktor aber schritt auf den Sessel zu, über dessen Lehne sein Regenrock aus rothbraunem Wachstafft hing, während einige von seinen jungen Zuhörerinnen sich beeilten, ihm dieses Kleidungsstück umlegen zu helfen.

„Leben Sie wohl, meine Herren — Gott befohlen, meine Damen," sagte der Landarzt. „Mein Wägelchen ist eingespannt, die Nacht bricht herein, und der Weg ist schlecht. Ich muß fort. Guten Abend!"

Doktor Barnabé saß bereits in seinem grünen Weidenkorb und war im Begriff, mit seiner Geißel dem grauen Rößlein das Zeichen zum Abfahren zu geben. Da kam noch die Gräfin von Moncar auf ihn zugeeilt, setzte ihren Fuß auf den Tritt, beugte sich gegen den Doktor vor und sagte zu ihm mit leiser Stimme:

„Doktor, ich mache Ihnen mit dem weißen Häuschen ein Geschenk; es soll ganz so eingerichtet werden, wie es war, als die Ihnen theure Eva Meredith darin lebte!"

Dann zog sie sich hastig zurück. Die Equipagen und das grüne Korbwägelchen fuhren in verschiedenen Richtungen ab.

Dr. K.

Univ.-Bibl. München

Alphabetisches Register.

	Seite
Aegypten, Zeit des Ramadan	71
Aetna, der, m. Bild	193
Affen, m. Bild	72
Affenfang	145
Alpsee mit Bühl, m. Bild	188
Aquarium in Berlin	322
Argentières, m. Bild	33
Arzneimittel	123
Australiens Entdeckung	272
Bacharach, m. Bild	349
Bellinzona, m. Bild	201
Bilderbogen, deutsche, m. Bild	43
Bökers Seifenblasen, m. Bild	293
Breslau, Rathhaus-Abbild.	309
Bühl, m. Bild	188
Cascarvon, m. Bild	225
Cattleya, m. Bild	248
Civitavecchia, m. Bild	277
Curburg, m. Bild	64
Edelfasan, der, m. Bild	56
Elster, die, m. Bild	265
Engelsburg, die, m. Bild	272
Erzählungen, Jagd- u. Reiseabenteuer, Seebilder, Schlachten 2c.:	
Steer-Franzel, Erzählung von Guntram	1
Marderjagd, m. Bild	9
Der polnische Handelsjude, m. Bild	13
Geschichte dreier Diamanten	17
Neapolitanische Eselstreiber, m. Bild	23
Das alte Pfarrhaus, Erzähl. v. E. Willkomm	33
Erinnerungen eines Walfischjägers, v. C. Zastrow	41
Bärenjagd zu Clat	46
Meine Gletschertaufe, v. Fr. Oesterlen	57
Die Bourbons 1750, m. Bild	66
Ernestine, m. Bild	99
Wolfsjagd	110
Der Schloßherr zu Maldeghem	141
Aus dem Leben Katharina's II., m. Bild	149
Die Thronbesteigung Elisabeths von Rußland, m. Bild	161
Unheimliche Nachtherberge	176
Der Supplikant, v. C. Zastrow	194
Walroßjagd	209
Der Talisman, v. G. Höcker	227
Schlittenrutsche, m. Bild	233
Gefahr um Mitternacht, v. Coßmann	263
Die verlassenen Matrosen	278
Ueber Land nach San Francisco	282
Die kleinen Holzsammler, m. Bild	289
Eine Nacht in Gesellschaft eines Panthers	312
Eine Bibergeschichte	319
Teinach, m. Bild	321
Der Amoorfluß, m. Bild	332
Der Landarzt, Erzähl.	347
Fasan, der, m. Bild	56
Finstermünz, m. Bild	28
Fischsalamander, m. Bild	144
Fontana di Trevi, m. Bild	337
Friedrichsburg, m. Bild	135
Früchte, tropische, m. Bild	312
Fulton-Markt in New-York	49
Golling, m. Bild	261
Grab, ein stilles	287
Herkuleskäfer, m. Bild	48
Heuernte, die, m. Bild	54
Hintersteinthal, m. Bild	189
Hohenaschau, m. Bild	64
Holbein's Madonna, m. Bild	353
Hühner, m. Bild	361
Iltis, m. Bild	377
Inambu, m. Bild	361
Insekten im Dienste der Natur	304
Käfer, m. Bild	176
Känguru, m. Bild	329
Kaninchen, m. Bild	280
Kochelsee, m. Bild	96
Kolosseum in Rom, m. Bild	136
Krebse, m. Bild	112
Kriegswesen, altrömisches, m. Bild	16
Kruster, m. Bild	112
Leben d. Fr. Rückert, m. Bild	37
„ Rosa Bonheur, m. Bild	65
„ Abr. Lincoln, m. Bild	82
„ Ol. Cromwell, m. Bild	97
„ Buonav. Genelli	106
„ J. J. Rousseau, m. Bild	147
„ Coulon	167
„ Herzog Franz von Dessau	187
„ E. Rietschel, m. Bild	249
„ P. Delaroche, m. Bild	257
„ F. A. Mesmer	287
„ A. Senefelder	315
Lenau, Schilflied, m. Bild	77
Loffoden, m. Bild	160
Luft, Licht und Wärme	275
Meerschweinchen, m. Bild	345
Menschenfresser	254
Messina, m. Bild	243
Mieris, m. Bild	180
Mimose, Bilder	88
Murmelthier, m. Bild	240
Nachtschmetterlinge, m. Bild	369
Neapel, m. Bild	121
Neuseeland, m. Bild	208
Nizza, m. Bild	141
Orchideen, m. Bild	40
Oncidium, m. Bild	40
Petroleum, das	214
Quebek, m. Bild	211
Ratz, der, m. Bild	377
Reh, das, m. Bild	104
Ringelnatter, die, m. Bild	80
Salamander, m. Bild	144
Scharrkäfer, m. Bild	176
Schmetterlinge, m. Bild	88
Schmetterlinge, m. Bild	369
Seidenaffe, m. Bild	153
Sigert's Armenspeisung, m. Bild	325
Stilke, Richard III., m. Bild	345
Stilleben, m. Bild	24
Maria Stuart, m. Bild	4
Südamerika, v. Franz Engel	154, 297
Sumpfvögel, m. Bild	216
Thermen des Caracalla, m. Bild	296
Uhland, das kranke Kind, m. Bild	205
Vandiemensland	248
Vanille, m. Bild	169
Venedig, Seufzerbrücke, m. Bild	117
Vogel, der, in der deutschen Dichtkunst	129
Volks-Arzneimittel	123
Washington, das Capitol, m. Bild	213
Wildschwein, das, m. Bild	185
Zigeuner, Bild	317

Druck von C. Hoffmann in Stuttgart.